LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Die Grenzboten

69. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber:

Paul Mahn. George Cleinow.

Nr. 1

Inhalt

Der Niedergang der politischen Parteien 1
Die Grenzboten und das Haus Grunow. Von Otto Kaemmel . 8
Kunstfälschungen. Von Karl Eugen Schmidt, Paris 12
Strafrechtliche Verdrießlichkeiten. Von M. Spatz 18
Die Barbarina. Von Professor Dr. Berg 25
Maßgebliches und Unmaßgebliches 33

Reichsspiegel. — Frankreich und Rußland. — Spielhöllenreklame. — Die Führer im modernen Völkerleben. — Melchior Lechter. — Friedrich Paulsen. — Auf der Journalistentribüne.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

50 Pf. das Heft.

Verlag der Grenzboten G. m. b. H. Berlin SW. 11.

6 Mark. das Vierteljahr.

Versicherung auf den Todes-, Invaliditätsfall.

Germania

Aussteuer- und Leibrenten-Versicherung.

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Versicherungsbestand Ende 1907:
780.1 Millionen Mark Kapital

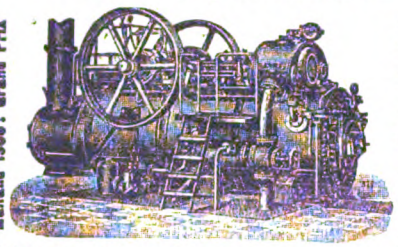
Sicherheitsfonds Ende 1907:
341,2 Millionen Mark

Unverfallbarkeit. Weltpolice. Unanfechtbarkeit.
Dividende nach Plan B bis zu 79¾ % der einzelnen Prämie.

Unfall-Versicherung. Haftpflicht-Versicherung.

R. WOLF

Magdeburg-Buckau



Fahrbare und feststehende Sattdampf- und Patent-

Heißdampf-Lokomobilen

bis zu 600 Pferdestärken

Wirtschaftlichste Betriebsmaschinen der Neuzeit

Mailand 1906: Grand Prix

Berlin 1907: Goldene Medaille

Deutsche Lebensversicherungs-Bank

Aktiengesellschaft

in Berlin NW., Kronprinzen-Ufer 18

Kulanteste Bedingungen. Dieselbe übernimmt **Lebens-Versicherungen mit und ohne Untersuchung, Sterbekasse-, Militärdienst-,** Aussteuer- und Alters-Versicherungen. Prospekte versendet und Auskunft erteilt

Die Direktion

Flüssige

Somatose

Hervorragendst. appetitanreg. u. nervenstärk.

Kräftigungsmittel.

Erhältlich in Apotheken und Droguerien.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Modernes Verlagsbureau Curt Wigand

21/22, Johann-Georgstraße, Berlin-Halensee.

Alexander

Bretschneider

Erstklassige

Pianoforte- u.

Flügel-Fabrik

gegr. 1833

Leipzig, Elisenstr. 30

Die Grenzboten

69. Jahrgang. Erstes Vierteljahr

Die

Grenzboten

Zeitschrift für

Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber:

Paul Mahn George Cleinow

69. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

Berlin

Verlag der Grenzboten G. m. b. H.

1910.

AP30
.J7
v.69:1

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1910. Erstes Vierteljahr

Politik, Kolonialwesen, Militär.

	Heft	Seite
Aehrenthal, Graf von — in Berlin	Reichsſp.	9, 428
Agrarier und Nationalliberale	„	5, 234
Amerika, Handelsvertrags-Proviſorium mit,	Reichsſp.	6, 283
v. Bethmann Hollweg, Reichskanzler: Seine Stellung zur Polenfrage	Reichsſp.	4, 185
v. Bethmann Hollweg, Reichskanzler: Erörterungen in der Preſſe über ſeinen eventuellen Rücktritt	Reichsſp.	5, 232
v. Bethmann Hollweg, Miniſterpräſident: Rede zur Wahlrechtsreform und Preßäußerungen hierüber	Reichsſp.	7, 321
v. Bethmann Hollweg, Reichskanzler, im Landwirtſchaftsrat	Reichsſp.	8, 376
v. Bethmann Hollweg, Reichskanzler, in Rom	Reichsſp.	13, 619
Bismarck, Die religiöſen Grundlagen der politiſchen Anſchauungen — s. von Richard Linder		13, 584
Civis Germanus, von W. von Maſſow		4, 145
Deutſche Politik in Oſterreich, von Dr. Michael Haimſch		5, 198
Deutſchland und England	Reichsſp.	13, 619
Deutſchtum und Schweiz		11, 498
Deutſch-Südweſt-Afrika: Die Diamantenfrage		5, 235
Elſaß, Das		10, 449
Elſaß-Lothringen, Die reichsländiſche Regierung und die Biſchöfe in	Reichsſp.	2, 86
Elſaß-Lothringen, Konflikt zwiſchen Regierung und Biſchöfen in	Reichsſp.	3, 132
Etat, Der preußiſche		3, 131
Europa, Das neue —, von Dr. Adolf Grabowsky		8, 377
Fähnrichsprüfung, Der Fortfall der, von „Miles“		4, 188
Finnland, Deutſche Intereſſen in, von L. K.		6, 287
Fortſchrittliche Volkspartei, Die	Reichsſp.	11, 523
Frankreich, Mehr Achtung vor, von Prof. Dr. Ed. Heyck		9, 385
Frankreich, Rußland und —		1, 39
Heſſiſcher Brief, von O. H.		13, 608
Indiens, Die große Politik und der Zuſtand		10, 435
Japan, Braucht — Krieg?		2, 61
Judenverfolgung, Moderne, von George Cleinow		12, 568
Kanada, Zollfrieden mit,	Reichsſp.	8, 376
Kattowitz, Maßregelung von Beamten in	„	3, 131
Kolonialetat, Der		5, 235
Koloniale Fortſchritte, von Rudolf Wagner		4, 169
Kolonialpolitik, In der		5, 235
Landwirte, Bund der —, Generalverſammlung im Zirkus Buſch	Reichsſp.	9, 428
Mannesmann-Angelegenheit, Die	„	11, 523
Mannesmann-Angelegenheit, Rede des Reichskanzlers über die	Reichsſp.	12, 567
Mecklenburg, Verfaſſungsfrage in	„	3, 131
Nationalliberale, Regierung und Konſervative		8, 337
Nationalliberale Interpellation betr. Maßregelung der Beamten in der Oſtmark,	Reichsſp.	8, 376
Oſterreich-Ungarn, Rußland und der nahe Orient	Reichsſp.	9, 429
v. Oldenburg-Januſchau, ſein Auftreten im Reichstage	Reichsſp.	6, 281
Orient, Oſterreich-Ungarn, Rußland und der nahe —, ſ. „Oſterreich-Ungarn“.		
Orientpolitik	Reichsſp.	13, 620
Oſtmark, Maßregelung der Beamten in der,	Reichsſp.	3, 131
Oſtmark, Nationalliberale Interpellation betr. Maßregelung der Beamten in der,	Reichsſp.	8, 376
Parität, von einem Katholiken		6, 241
Parlament, Aus dem engliſchen, von S. Simmonds		12, 529
Parlament, Wahlen zum engliſchen,	Reichsſp.	5, 235
Parteien und Regierung		10, 475
Politik und Wiſſenſchaft (Mannesmann)		4, 190
do. (Brief d. Prof. Zorn in Sachen Mannesmann)		8, 379
Politiſchen Parteien, Niedergang der		1, 1
Portugieſiſcher Handelsvertrag	Reichsſp.	6, 283
Preſſe, Die — und Herr von Schoen		2, 86
Reichsamts des Innern, Etat des — im Reichstage	Reichsſp.	9, 425
Reichskanzler, Neue Erörterungen über die Stellung des	Reichsſp.	5, 232
Reichstagspräſidenten, Der Tod des,	„	9, 425
Reichstagspräſidenten, Die Wahl des neuen,	Reichsſp.	10, 475
Reichstagswahl in Eiſenach-Dermbach	„	6, 282
Rückblick auf das Jahr 1909, Ein —, und die gegenwärtige Lage	Reichsſp.	1, 33
Rußland und Frankreich		1, 39
Schiffahrtsabgaben, Der Streit um die		6, 251
Schiffahrtsabgaben, do.	Reichsſp.	6, 282
Schiffahrtsabgaben, Die deutſchen, — und das Ausland		11, 508
Schoen, Die Preſſe und Herr von,		2, 86
v. Schuckmann, Gouverneur von Deutſch-Südweſt-Afrika		5, 235 u. 5, 236
Sozialdemokratie, Parteitag der preußiſchen		2, 85
Thronrede, Die preußiſche — und das Geheimnis der Wahlrechtsreform	Reichsſp.	3, 129
Tſchang Tſchih-tung, von E. Ruhſtrat		7, 289
Türkei und Griechenland, Kriegsgefahr zwiſchen,	Reichsſp.	6, 283
Wahlrecht, Das preußiſche		7, 323
Wahlrechtsfragen		4, 186
Wahlrechtsdemonſtrationen		10, 477
Wahlrechtsreform, Preſſe-Nörgeleien bez. Herrn v. Bethmann Hollwegs Rede über die preußiſche		7, 322
Wahlrechtsreform, Der Kampf um die preußiſche,	Reichsſp.	11, 521
Wahlrechtsreform, Die preußiſche — (Motive der Regierung zur Annahme des Kompromiſſes, Stimmungsventile, Neue Erbittrung)	Reichsſp.	12, 564
Wahlrechtsſpaziergänge	„	11, 528
Wahlrechtsſtatiſtik in Preußen	„	2, 85
Wahlrechtsvorlage		6, 280
do. Die — in der Kommiſſion	Reichsſp.	8, 373
do. Die preußiſche — im Reichstage	Reichsſp.	9, 426

Heft Seite

Wahlrechtsvorlage, Die preußische, Beschlüsse der ersten Lesung in der Kommission des Abgeordnetenhauses . . . . . Reichssp. 9, 427
Wahlrechtsvorlage, Die preußische —, zweite Lesung in der Kommission des Abgeordnetenhauses . . . . . Reichssp. 10, 477
Wahlrechtsvorlage, Die — und ihre notwendige Ergänzung, von einem Mitgliede des Abgeordnetenhauses 13, 577
Wedel, Gräfin — und der Fall Wetterlé, Reichssp. 10, 477
Weltanschauung, Politik und politische Parteien, von L. von Savigny 11, 481
Wien und Berlin, Hetzereien zwischen, Reichssp. 5, 235
Zorn, Philipp, und die Haager Friedenskonferenzen, von Dr. Hans Wehberg . . . 2, 75

Volkswirtschaft, Verwaltung.

Amerikanische Gruberkatastrophen, von Dr. Ernst Schultze-Großboritel 5, 212
Fremdenindustrie, von Joseph Aug. Lux . . 4, 165
Hessischer Brief, von O. H. 13, 608
Jubiläum, Ein hundertjähriges, von Dr. Karl Fischer 6, 283
Notariats, Verstaatlichung des — 3, 138
Praktischer Patriotismus, von Robert Werner 2, 49
Proletarischer Klassenkampf, Der, von Dr. Hugo Böttger 12, 542
Reichsbankbeamten, Die Gehaltserhöhung der 2, 90
Reisen unsere Staatsbeamten zuviel?, von Y. 12, 568
Schiffahrtsabgaben, Der Streit um die . . . 6, 251
Schiffahrtsabgaben, do. Reichssp. 6, 282
Schiffahrtsabgaben, Die deutschen — und das Ausland 11, 508
Verwaltung, Die Not der preußischen . . . 3, 97
do. Der Geschäftsbetrieb der preußischen 4, 157
Verwaltung, Die Methode und Technik der preußischen 5, 202
Verwaltungsgesetzgebung, Die preußische . . 7, 299
Wirtschaftsentwicklung, Die — als Boden für die kommenden Lohnkämpfe 3, 132
Zwangspensionierungsfrage, Zur 3, 115

Rechtswissenschaft, Unterricht, Kirche.

Bismarck, Die religiösen Grundlagen der politischen Anschauungen —s von Richard Linder 13, 584
Jäger, Oscar, von Dr. Jul. Voigt 13, 603
Lehrertragödien, von Friedr. von Oppeln-Bronikowski 3, 109
Mißverhältnis, Das — zwischen der Gefährlichkeit der wissentlich falschen Anschuldigung und ihrer Ahndung, von Amtsrichter Dr. Sontag 8, 348
Parität, von einem Katholiken 6, 241
Strafrechtliche Verdrießlichkeiten, von Martell Spatz 1, 19

Geschichte, Länder- und Völkerkunde, Naturwissenschaften, Sprachwissenschaft.

Deutschtum und Schweiz 11, 498
Engländer und Esperanto, von Ernst Kliemke 6, 246
Hertling, Georg Frhr. von, von Bernhard Münz 7, 304
Lande der Freiheit, Aus dem sogenannten, von Dr. Arthur Rochs 8, 361
Liebmann, Otto, —, Zum siebzigsten Geburtstage, —s von Fritz Medicus 9, 407
Menschen der Urzeit, Zwei, von Ferd. Frhr. von Reitzenstein 12. 548
Schwaben, Von den — in Südungarn, von Max Reihlen 9, 397
Sprachliche Wandlungen und Moden, von W. Haaps 5. 218
Tatavla-Mädchen, von E. Lindberg-Doolette 5, 224

Heft Seite

Übersetzungskunst der Gegenwart, von Berthold Valentin 12, 552
Wandlungen des Naturerkennens, von Wilhelm Wachter 6, 262

Literatur, Theater.

Arndt, Ernst Moritz, von Victor Klemperer . 4, 149
Barbarina, Die, von Prof. Dr. W. Berg 1, 25; 2, 67; 3, 121
Bedeutung, Die — und Berechtigung des Spannenden in der Literatur von Alexander, von Gleichen-Rußwarm 12, 536
Berliner Schauspielhaus, Das, von Eugen Zabel 8, 102
Büchern, Von neuen, von Heinrich Spiero, I . 13, 621
Dehmel, Richard, von Dr. Fritz Böckel . . . 9, 389
Deutsche Romane, von Heinrich Spiero . . . 2, 54
Eulenspiegel, Der belgische, von Heinrich Spiero 7, 332
Flachmann als Erzieher, von Adolf Petrenz 7, 331
Grenzboten, Die — und das Haus Grunow, von Otto Kaemmel 1, 8
Hellas und Wilamowitz, von Kurt Hildebrandt 9, 412
Heyse, Paul, Ein Freundesgruß an —, von Wilhelm Speck 10, 441
Journalistentribüne, Auf der 1, 45
Kasperlkomödien, Graf Poccis — und die Marionettenbühne, von Joseph Aug. Lux . 5, 237
Kinderreime, von P. Wehrhan 11, 525
Könner, Vom — und vom Dichter, von Carry Brachvogel 5, 198
Nietzschebriefe, von Carl Jentsch 7, 328
Preußenbuch, Das, von Gustav Wustmann . 8, 353
Romane, Deutsche, von Heinr. Spiero . . . 2, 54
Rundfrage, Die, von Rudolf Krauß 7, 333
Schopenhauer Adele —s Tagebücher, von Bernhard Münz 12, 572
Shakespeares „Der Widerspenstigen Zähmung" im Deutschen Theater zu Berlin, von Dr. Paul Mahn 2, 93
Spannenden, Die Bedeutung des — in der Literatur, von Alexander von Gleichen-Rußwurm 12, 536
Stein, Charlotte von — und Sophie von Löwenthal, von August Hildebrand . . . 11, 487
Sudermann, Hauptmann und Shakespeare, Von, von Dr. Paul Mahn 2, 91
Tod des Raimondo Orsini, Silla Savelli und Ottavio Ruiticucci im Kampf mit den Sbirren unter Gregor XIII. (1583), Aus einer altitalienischen Handschrift übersetzt von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski . . . 6, 258
Whitman, Walt, von Eberhard Buchner . . 7, 292
Wilamowitz, Hellas und — s. „Hellas" . . .
Zahn, Ernst, von Heinrich Spiero 8, 341

Kulturgeschichte, Kunst.

Abraham a Santa-Clara-Predigt, Eine zeitgemäße, von Wilhelm Wachter 13, 595
Außenarchitekt, Der, von Dr. Heinrich Pudor 8, 381
Berliner Salonleben, von Eugen Zabel . . 10, 457
Hygiene des Kunstgenusses, von Ernst Schur 6, 285
Kunst, Der Weg zur, von Ernst Schur . . . 8, 377
Kunst und Kritik, von Ernst Schur 9, 430
Kunstfälschungen, von Karl Eugen Schmidt . 1, 12
Lechter Melchior —s Glasgemälde in der Königl. Akademie der Künste zu Berlin . 1, 43
Meier-Graefes Marées-werk, von Arthur Roeßler 2, 79
Reproduktion und Original (Aus Anlaß der Schwarz-Weiß-Ausstellung der Berliner Sezession), von Ewald Bender 3, 142
Spielhöllen-Reklame, von P. M. 1, 40

Romane, Novellen, Gedichte ꝛc.

Dichten, Gedicht von Karl Berner 6, 273
Gefilde der Unseligen, Gedicht von Gottfried Benn 7, 312
Heyse, Paul, An —, Gedicht zu seinem achtzigsten Geburtstage, von Karl Woermann 10, 433

	Heft	Seite
Jasmin, Novelle von Alberta von Puttkamer	4,	172
Mein Gebet, Gedicht von J. Weisskirch-Elberfeld	2,	66
Rauhreif, Gedicht von Gottfried Benn	7,	312
Schwerfälligen, Wir, Gedicht von Lothar Brieger-Waffervogel	5,	231
Splitter, von Hildegard Voigt	2,	84
Übermacht, Im Kampf gegen die, Roman von Bernt Lie, übersetzt von Mathilde Mann 6, 273; 7, 313; 8, 366; 9, 422; 10, 468; 11, 514; 12, 556;	13,	613

Bücherbesprechungen.

Blocher, E., Sind wir Deutsche?	11,	500
Böttger, Dr. Hugo, Die Industrie und der Staat	12,	542
Braun, Lily, Memoiren einer Sozialistin	13,	623
Costers, Charles de, Tyll Ulenspiegel und Lamm Goedzak, übersetzt von Friedr. von Oppeln-Bronikowski	7,	332
Foerster-Nietzsche, Frau, Briefe Friedr. Nietzsches	7,	328
Frederiksen, U. C., Finland, its public and private economy	6,	287
Frenssen, Gustav, Klaus Hinrich Baas	2,	55
Halle, E. von, Die Weltwirtschaft, 1908, III. Teil: Das Ausland	12,	569
Hauptmann, Gerhart, Griechischer Frühling	2,	92
do. Vor Sonnenuntergang	2,	92
Heymann, Walther, Nehrungsbilder	13,	621
Huch, Ricarda, Der letzte Sommer	2,	57
Jäger, Dr. jur. Max, die Frage einer schweizerischen Nation	11,	499
Judenpogrome in Rußland, Die	12,	569
Kindermann, Dr. Carl, Die Führer im modernen Völkerleben	1,	41
Klie, Anna, Gedichte	13,	622
König, Hertha, Sonnenuhr	13,	622
Köster, Adolf, Die zehn Schornsteine	13,	623
Moeschlin, Felix, Die Königsschmieds	2,	59
Lindau, Rudolf, Nachlese	13,	622
Ludwig, Albert, Schiller und die deutsche Nachwelt	12,	570
Mann, Thomas, Königliche Hoheit	2,	57
Meier-Graefe, Julius, Hans von Marées	2,	79
Meyer-Frommhold, Carl, Das Preußenbuch	8,	353
Morris, Max, Der junge Goethe	6,	284
Muther, Richard, Geschichte der Malerei	7,	330
Ompteda, Georg Frhr. von, Excelsior	2,	56
Paulsen, Friedrich, Aus meinem Leben	1,	44
Schmidt, Lothar, Die Renaissance in Briefen von Dichtern, Künstlern, Staatsmännern, Gelehrten und Frauen	12,	571
Seydlitz, E. von, Handbuch der Geographie, Jubiläums-Ausgabe	6,	285
Spiero, Heinrich, Paul Heyse, der Dichter und seine Werke	10,	448
Steindorf, Ulrich, Gedichte	13,	622
Straß, Rudolph, Für Dich	2,	58
Straub, Lorenz, Liederdichtungen und Spruchweisheit der alten Hellenen	2,	96
Strauß, Emil, Hans und Grete	2,	59
Strauß und Torney, Lulu von, Sieger und Besiegte	2,	59
Sudermann, Hermann, Strandkinder	2,	91
Villinger, Hermine, Die Rebächle	2,	60
Whitman, Walt, Leaves of Grass (Grashalme), übersetzt von Wilh. Schölermann	7,	292
Wildenbruch, Ernst von, Die letzte Partie	2,	60
Wippermann, Prof. Dr. jur. Karl, Deutscher Geschichtskalender für 1909	2,	90
Wolff, Kurt, Adele Schopenhauers Tagebücher	12,	572

Mitarbeiter-Verzeichnis.

Bender, Ewald: Reproduktion und Original	3,	142
Benn, Gottfried: Rauhreif, Gedicht	7,	312
— Gefilde der Unseligen	7,	312
Berg, Professor Dr. W.: Die Barbarina 1, 25; 2, 67;	3,	121
Berner, Karl: Dichten, Gedicht	6,	273
Böckel Dr. Fritz: Richard Dehmel	9,	389
Böttger, Dr. Hugo: Der proletarische Klassenkampf	12,	542
Brachvogel, Carry: Vom Können und vom Dichter	5,	198
Brieger-Waffervogel, Lothar: Wir Schwerfälligen, Gedicht	5,	231
Buchner, Eberhard: Walt Whitman	7,	292
C., J.: Wippermann (Deutscher Geschichtskalender f. 1909)	2,	90
Cleinow, George: Moderne Judenverfolgung	12,	568
Fischer, Dr. Karl: Ein hundertjähriges Jubiläum	6,	283
Florentin, L.: Melchior Lechter	1,	43
Gleichen-Rußwurm, Alexander von: Die Bedeutung und Berechtigung des Spannenden in der Literatur	12,	536
Grabowsky, Dr. Adolf: Das neue Europa	8,	377
Groth, Prof. Dr.: E. von Seydlitz' Handbuch der Geographie	6,	285
Haape, W.: Sprachliche Wandlungen und Moden	5,	218
Haarhaus, J. R.: Der junge Goethe v. Max Morris	6,	284
Hainisch, Dr. Michael: Deutsche Politik in Österreich	5,	193
Heyck, Prof. Dr. Ed.: Mehr Achtung vor Frankreich	9,	385
Hildebrand, August: Charlotte von Stein und Sophie von Löwenthal	11,	487
Hildebrandt, Kurt: Hellas und Wilamowitz	9,	412
Jahn, Georg: Alex. von Gleichen-Rußwurm: Geselligkeit, Sitten und Gebräuche der europäischen Welt, 1789 bis 1900	8,	381
Jahn, Georg: Die Weltwirtschaft, Ein Lehrbuch von E. von Halle	12,	569
Jentsch, Carl: Friedr. Paulsen, Aus meinem Leben	1,	44
Jentsch, Carl: Nietzschebriefe	7,	328
Kaemmel, Otto: Die Grenzboten und das Haus Grunow	1,	8
Kalkschmidt, Eugen: Die Renaissance in Briefen 2c., bearbeitet von Lothar Schmidt	12,	571
Klemperer, Victor: Ernst Moritz Arndt	4,	149
Kliemke, Dr. Ernst: Engländer und Esperanto	6,	246
Krauß, Rudolf: Die Rundfrage	7,	333
L., K.: Deutsche Interessen in Finnland	6,	287
Ladendorf, Otto: Liederdichtung und Spruchweisheit der alten Hellenen, von Lorenz Straub	2,	96
Lebede, Dr. Hans: Von Schiller	12,	570
Lie, Bernt: Im Kampf gegen die Übermacht, Roman, übersetzt von Mathilde Mann 6, 273; 7, 313; 8. 366; 9, 422; 10, 468; 11, 514; 12, 556;	13,	618
Lindberg-Dovlette, E.: Tatavla-Mädchen	5,	224
Linder, Richard: Die religiösen Grundlagen der politischen Anschauungen Bismarcks	13,	584
Lux, Joseph Aug.: Fremdenindustrie	4,	165
— Graf Poccis Kasperlkomödien und die Marionettenbühne	5,	287
Mahn, Dr. Paul: Von Sudermann, Hauptmann und Shakespeare	2,	91
Mahn, Dr. Paul: Richard Muther, Geschichte der Malerei	7,	330
Mann, Mathilde: Übersetzung von „Der Kampf gegen die Übermacht" von Bernt Lie, s. dort.		
Massow, W. von: Civis Germanus	4,	145
Medicus, Fritz: Zum siebzigsten Geburtstag Otto Liebmanns	9,	407
„Miles": Der Fortfall der Fähnrichsprüfung	4,	188
Münz, Bernhard: Georg Frhr. von Hertling	7,	304
— Adele Schopenhauers Tagebücher	12,	572
O., H.: Hessischer Brief	13,	608
Oppeln-Bronikowski, Friedrich von: Lehrertragödien	3,	109
Oppeln-Bronikowski, Friedrich von: Tod des Raimondo Orsini usw.	6,	258
P., M.: Spielhöllenreklame	1,	40
Petrenz, Adolf: Flachmann als Erzieher	7,	331
Pudor, Dr. Heinr.: Der Außenarchitekt	8,	381
Puttkamer, Alberta von: Jasmin (Novelle)	4,	172
Reihlen, Max: Von den Schwaben in Südungarn	9,	397

	Heft	Seite
Reitzenstein, Ferd. Frhr. von: Zwei Menschen der Urzeit	12,	548
Rochs, Dr. Arthur: Aus dem sogenannten Lande der Freiheit	8,	361
Roeßler, Arthur: Meier-Graefes Marées-werk	2,	79
Ruhstrat, E.: Tschang Tschih-tung	7,	289
Savigny, Geh. Reg.-Rat Prof. L. von: Weltanschauung, Politik und politische Parteien	11,	481
Schmidt, Carl Eugen: Kunstfälschungen	1,	12
Simmonds, S.: Aus dem englischen Parlament	12,	529
Sontag, Amtsrichter Dr.: Das Mißverhältnis zwischen der Gefährlichkeit der wissentlich falschen Anschuldigung und ihrer Ahndung	8,	348
Speck, Wilhelm: Ein Freundesgruß an Paul Heyse	10,	441
Spiero, Heinrich: Der belgische Eulenspiegel	7,	332
— Deutsche Romane	2,	54
— Ernst Zahn	8,	341
— Von neuen Büchern	13,	621
Schultze, Dr. Ernst (Großborstel): Amerikanische Grubenkatastrophen	5,	212
Schur, Ernst: Hygiene des Kunstgenusses	6,	285
— Der Weg zur Kunst	8,	377
Schur, Ernst: Kunst und Kritik	9,	430
Spatz, Martell, Staatsanwalt: Strafrechtliche Verdrießlichkeiten	1,	19
Ballentin, Berthold: Übersetzungskunst der Gegenwart	12,	552
Voigt, Hildegard: Splitter	2,	84
Voigt, Dr. Julius: Oscar Jäger	13,	603
Wachter, Wilhelm: Wandlungen des Naturerkennens	6,	262
Wachter, Wilhelm: Eine zeitgemäße Abraham a Santa-Clara-Predigt	13,	598
Wagner, Rudolf: Koloniale Fortschritte	4,	169
Wehberg, Hans: Philipp Zorn und die Haager Friedenskonferenzen	2,	75
Wehrhan, P.: Kinderreime	11,	525
Weiskirch, J.: Mein Gebet (Gedicht)	2,	66
Werner, Robert: Praktischer Patriotismus	2,	49
Woermann, Karl: An Paul Heyse (Gedicht)	10,	433
Wustmann, Gustav: Das Preußenbuch	8,	353
„Y.": Reisen unsere Staatsbeamten zu viel?	12,	568
Zabel, Eugen: Das Berliner Schauspielhaus	3,	102
— Berliner Salonleben	10,	457
Zorn, Prof. Philipp: Politik und Wissenschaft	8,	379

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Der Niedergang der politiſchen Parteien

Eine der intereſſanteſten Erſcheinungen unſres öffentlichen Lebens beſteht in der Veränderung, die ſich im Laufe der letzten 30 bis 40 Jahre ſowohl im Beſtande wie in den Zielen der politiſchen Parteien vollzogen hat. Wie ſo vieles knüpft auch ſie ſich an die Periode der Gründung des Reichs an, das die wichtigſten Forderungen der vormärzlichen Zeit erfüllte. Vorbereitet war ſie durch den Zollverein. Die Niederlegung der Zollgrenzen im Innern Deutſchlands hatte jenen mit der Gründung des Reichs einſetzenden Aufſchwung von Handel und Induſtrie angebahnt, auf deſſen Höhe wir zurzeit ſo ſtolz ſind. Die Folgen dieſes Aufſchwungs ſind es, die ſich nun auch auf politiſchem Gebiete durchſetzen. Das weſentlichſte dieſes Vorgangs kann als die Zerſetzung der alten politiſchen Parteien durch Intereſſenverbände bezeichnet werden.

In der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts knüpften die Parteien teils an die Tradition der erſten franzöſiſchen Republik, teils an engliſche Verhältniſſe an. Sie bezeichneten ſich als Monarchiſten, Legitimiſten, Republikaner, Demokraten, als Konſervative, Konſtitutionelle, Liberale mit mancherlei Schattierungen. In der Periode der Gründung des Reichs waren die extremen Parteien bereits ſtark zuſammengeſchmolzen. Sie waren durch Konſervative und Liberale mit mehreren Zweigen aufgenommen. Aber ſchon damals war der Beginn einer grundſätzlich veränderten Teilung bemerkbar, und zwar durch die Einführung des nationalen Prinzips (Polen, Elſäſſer, Partikulariſten), die Abtrennung der Sozialdemokraten, d. h. der Vertreter des vierten Standes mit einem ausgeſprochen wirtſchaftlichen Glaubensbekenntnis, und durch die Organiſation des Zentrums, als einer Partei des römiſchen Klerus.

Wie stark die verschiednen Richtungen gewachsen sind, ist allbekannnt. Aber ihr Beispiel hat ganz bedeutende Nachfolge gehabt, eine Nachfolge, die durch eine bald nachher einsetzende Bewegung auf wirtschaftlichem Gebiete stark beeinflußt ist. Dies ist die von Amerika und England ausgehende Trust-, Syndikats- oder Gewerksbewegung. Sie hat im Lauf der Jahre unter verschiedenen Namen das ganze Volk ergriffen, so daß es kaum eine wirtschaftlich oder beruflich tätige Gruppe gibt, die ihr nicht unterlegen wäre. Der mächtigste dieser Verbände ist zurzeit der Bund der Landwirte. Er setzt sich aus zahllosen Unterverbänden und kleinern Gruppen zusammen, aus all' den Einkaufs- und Verkaufsgenossenschaften, dem Spiritusringe und den Kornhausgesellschaften, Butter-, Eier- und Milchgenossenschaften, die das ganze Land bedecken und den leitenden Männern eine stets aufmerksame Nachfolge sichern. Etwas älter als die genannten sind die Verbände der hohen Finanz und der Industrie, angefangen vom mächtigen Kohlensyndikat und der schweren Eisenindustrie über den Tapeten- und Zigarettentrust, bis zu den Mittelstands- und Innungsverbänden. Hierher gehören auch die mehr und mehr erstarkenden Berufsvereine der Arbeitgeber, die Technikervereine, die der Privatbeamten aller Art. Auch auf akademische und verwandte Berufe hat die Bewegung übergegriffen; manche, wie z. B. der Ärzteberuf, sind durch die Gesetzgebung und ihre Folgen dazu bewogen worden. Dahin gehören die mächtigen Vereinigungen der Lehrer, der mittleren und unteren Beamten, denen sich jetzt auch die obern anzuschließen beginnen. Die letzten Glieder dieser langen Kette sind der Hansa- und Bauernbund sowie der der Festbesoldeten. — Das Ergebnis dieser kurzen Aufzählung ist, daß die ganze Nation sich in eine unendliche Zahl von kleinen und großen Verbänden gegliedert hat, die wieder zueinander in mannigfachen Beziehungen stehen und sich zum Teil zu großen Einheiten zusammengeschlossen haben. Die Zahl der Einzelbetriebe und erwerbstätigen Einzelpersonen, die ihnen fernstehen, ist nur klein und schwindet täglich mehr. Alle die erwähnten Verbände haben wirtschaftliche Ziele. Es hängt hauptsächlich von ihrer Stärke ab, ob sie sich darauf beschränken wollen oder nicht. Mit ihrer Größe wachsen auch ihre Aufgaben. Zölle und Eisenbahntarife aber liegen bereits auf politischem Gebiete. Sie müssen in den Parlamenten erkämpft werden. So haben sich Sozialdemokraten, Zentrum und Agrarier von Anfang an auf politischen Gebieten betätigt, so wird es dem Hansabunde gehen, so geht es schon jetzt den Vereinen der Beamten und Lehrer. Gegen die politische Betätigung werden keinerlei vorbeugenden Mittel der Regierungen helfen, und noch weniger die erbitternden Disziplinarmaßregeln, die nur die Erregung steigern. Die Masse hat recht, denn sie hat die Majorität!

Die Unzahl von Verbänden, deren Druck die ganze Nation fühlt, deren wirtschaftliche Wichtigkeit hier jedoch nicht zu erörtern ist, hat nun den Personalbestand der alten politischen Parteien ganz bedenklich durchlöchert. Denn die große Menge wird heutzutage durch die materiellen Interessen weit stärker

beeinflußt als früher, und die alte ideale Begeisterung für König und Vaterland, für Volksrechte und Verfassung, für Monarchie uud Republik ist dadurch stark in den Hintergrund gedrängt. So finden die alten politischen Parteien, die gewissenhaft noch die frühern Schlagworte vorführen, nicht mehr das alte Publikum vor. Ihre Organisationen bestehen noch fort, aber der lebendige Anteil an ihnen schwindet mehr und mehr. Im Laufe der Zeit treten die frühern Führer zurück. Ihr Ersatz aber, auf verändertem Boden aufgewachsen, hegt andre Gedanken und geht auf andren Wegen. Der ferner stehende Beobachter hat den Eindruck verdorrender Bäume, die im Sturme nach und nach ihren Blattschmuck verlieren und den Zweifel erwecken, ob sie im nächsten Frühling wieder ausschlagen werden. Wie das Zentrum seine Anhänger aus allen alten Parteien genommen hat, ist bekannt. Vielleicht noch zersetzender, wenigstens offensichtlicher hat der Bund der Landwirte gewirkt. Als er noch jung war, gab er allen Parteien gute Worte; namentlich die nationalliberale Partei glaubte ihn unterstützen zu sollen. Das Ergebnis war, daß er sie in großen Wahlbezirken ruiniert hat. Selbst zahlreiche linksliberale Landwirte sind dem Banner des Bundes gefolgt. Augenblicklich besorgt er die Zersetzung bei den Konservativen. Sie scheiden sich in die Agrarier, d. h. die Spiritus-, Zucker-, Stärke-, Fleisch- und Fettfabrikanten, und in die alten Richtungen, deren Wahrspruch war und ist: „Mit Gott für König und Vaterland!“ Anschauungen und Ziele der beiden Teile sind miteinander nicht zu vereinigen. Ähnlich, wenn auch nicht so durchsichtig wirkt die gelbe Gewerkschaftsbewegung auf die Sozialdemokratie; sie hat lediglich die Besserung der materiellen Lage der Arbeiter auf ihre Fahne geschrieben und untergräbt darum die alte, theoretische Sozialdemokratie, unter deren fähigsten Anhängern bekanntlich viele Fanatiker sind, die um praktischer Erfolge willen von ihren „Prinzipien“ kein Tittelchen aufgeben wollen. Damit aber ist den Arbeitern nicht gedient. Leicht ließen sich die Beispiele mehren. So hat das traurige Schauspiel, das die Liberalen zurzeit in Bayern geben, seinen Anstoß durch das Gehaltsbegehren der Lehrervereine bekommen, die sich zu den Liberalen rechnen; zu liberalen Forderungen haben aber bestimmte Gehaltssätze bisher noch nicht gehört.

Als Resultat ergibt sich, daß neben den alten politischen Parteien eine Unzahl von kleinen und großen Verbänden entstanden ist, deren Mitglieder sich sämtlich aus jenen Parteien rekrutieren, während sich die Ziele beider nicht nur nicht decken, sondern sich durchkreuzen und einander vielfach widersprechen. Die Bestrebungen des einzelnen Mitgliedes werden sehr oft in ganz verschiedene, ja entgegengesetzte Richtungen gedrängt. Daß dabei die materiellen Interessen schließlich die Entscheidung bestimmen, ist nur zu begreiflich. Den Schaden tragen die alten politischen Parteien. Während ihr Bestand mehr und mehr schwindet, nehmen die neuen Interessenverbände immer fester das Heft in die Hand. Der Verbandssekretär tritt an die Stelle der Parteivorstände.

Es bedarf kaum des Hinweises darauf, daß die hier geschilderte Strömung keineswegs auf das deutsche Volk beschränkt ist. Auch in England, Frankreich, den nordischen Staaten, Amerika usw., also sowohl in Monarchien wie in Republiken, finden wir Analogien und Vorbilder. Mit der Staatsform hängt sie mithin nicht zusammen, und berührt sie zunächst auch nicht. Ihre Führer sind in einer Reihe auswärtiger Staaten in die Ministerien eingetreten, ohne daß die frühere Staatsform verändert wäre.

Diese tiefgreifende Bewegung im sozialen Leben des Volks ist den Zentralbehörden nicht entgangen. Dennoch hat die einschlägige Gesetzgebung der verflossnen fünfundzwanzig Jahre, so wohlwollend man sie auch einschätzen mag, weder beschränkend noch leitend auf sie gewirkt. Sie hat wesentlich nur die Begehrlichkeit auch in den Schichten geweckt, die nicht mehr zu den Arbeitern zählen. Mit einigen weitren Gesetzen, wie dem Vereinsgesetz, oder der Witwen- und Waisenversorgung, für die das Geld fehlt, oder gar mit Disziplinarmaßregeln, ist nichts zu erreichen. Abwarten tut's auch nicht. Bisher war meist nur von Zurückdämmen und Einschränken zu hören. Man scheint auf ein Abflauen der Sache zu hoffen, wobei wohl vorzugsweise an die Sozialdemokratie gedacht wird. Wie wir zeigten, ist eine solche Auffassung grundfalsch. Die Bewegung geht weit tiefer. Sie müßte in geordnete Bahnen gelenkt und zu nützlicher, nicht zerstörender Arbeit angeleitet werden. Wie Bismarck die 1848 nutzlos verpuffte Bewegung zwanzig Jahre später in ein geordnetes Bett leitete und sie in kurzem Siegeszuge ans Ziel führte, so müßte heute ein moderner Staatsmann eingreifen.

Leider sind Staatsmänner dünn gesäet. Wird die deutsche, vor allem die preußische Bureaukratie die Einsicht und Fähigkeit haben, die Führung der allgemeinen Bewegung bei uns zu übernehmen, ähnlich wie sie seinerzeit den Zollverein durchsetzte? Trotz der emsigen Bemühungen von einzelnen Stellen ist zurzeit noch alles verschleiert. Die Verbindung der preußischen Regierung mit dem Bunde der Landwirte läßt nicht viel Gutes ahnen. Statt selbst zu leiten, ließ sie sich die Richtung vorschreiben.

Die Wirkung dieser Verhältnisse auf die Verhandlungen des Reichstags wird voraussichtlich wenig erfreulich sein. Ihr Tiefstand hat sicher zum Teil seinen Grund in dem Eindringen der Interessenpolitik in die alten Parteien; die — theoretisch unabhängige — Abstimmung der Volksboten ist durch die mehr und mehr eindringende Richtung in einem solchen Grade vorausbestimmt, und der Abgeordnete ist durch die Forderungen seiner Wähler so sehr gefesselt, daß weder von einem freien Meinungsaustausch, noch von Abstimmung nach bester Überzeugung die Rede sein kann. Die Abgeordneten finden eine gebundene Marschroute vor und müssen ihre Stimme nach Instruktion abgeben. Von dem Ideal, das man früher mit dem Wort Parlament verband, ist dieser Zustand himmelweit verschieden. Er entspricht den Zuständen auf den alten Reichstagen, deren Teilnehmer mit bestimmten Aufträgen entsandt waren, und

die bei Veränderungen neue Instruktionen einholen mußten. Die Abgeordneten waren Beamte.

Wenn die überwiegende Mehrzahl der Interessenverbände auch lokal beschränkt ist, so greifen die großen doch über die Grenzen der Landschaften, Stämme und Einzelstaaten hinüber. Die Rücksicht auf die Partikularstaaten scheidet bei ihnen aus. Die Sozialdemokratie, das Zentrum, der Bund der Landwirte, der Hansabund, die Vereinigungen des Mittelstandes, die Berufsgenossenschaften sind auch hierfür typisch. Aber hierdurch schließen sich diese großen Verbände auch an die Bewegung von 1860 bis 1870 an. Sie wirken im Sinne eines festern Zusammenschlusses der Nation. Mag sich auch ihre Tätigkeit auf wirtschaftliches Gebiet erstrecken, so geht die Wirkung doch selbständig weit über diese nächsten Ziele hinaus. Der Vergleich mit der Wirkung des Zollvereins drängt sich unmittelbar auf. Man denke auch an verwandte Erscheinungen, wie Sport-, Flotten- und Kriegervereine, an die zahlreichen kaufmännischen Vereine zur gegenseitigen Unterstützung. Sogar die konfessionellen Vereinigungen suchen die gesamte Nation zu erfassen. Alle Verbände wirken am letzten Ende abschwächend auf die alte Stammessondrung und dem schädlichen Partikularismus entgegen. Sie gewöhnen die Deutschen, den ewigen Stammeshader, die neidische, blöde Besserwisserei endlich fahren zu lassen, sich dem Ganzen unterzuordnen und im Zusammenschluß einem gemeinsamen Ziele nachzustreben.

Doch bei einer so umfangreichen und so bunt gestalteten Bewegung geht es ohne Reibungen nicht ab. Die Interessen sind zu verschiedenartig, durchkreuzen einander zu oft, stehen einander häufig entgegen. Mancherlei Wirbel und Unterströmungen entstehen, manche Meinungsverschiedenheiten und selbst Gegensätze, deren Ausgleich nur nach langer Zeit möglich scheint, treten zutage. Für das Leben der Nation erscheint von allen Richtungen jedoch nur die ultramontane schädlich. Denn sie trägt keinen nationalen Stempel, sondern ist einer internationalen absoluten Monarchie, der Kurie mit dem Papste in Rom an der Spitze unterworfen. Deren Ziel aber ist die Unterwerfung der weltlichen Staaten unter ihre Herrschaft. Mittel zum Zweck ist wie immer und überall in der ganzen Welt die Bildung einer geistlichen Bureaukratie im Volke. Bei uns sind ihre Reihen längst vollzählig. Sie werden überdies mit den Mitteln des Staats unterhalten, den sie knebeln sollen. Es wird viel zu wenig beachtet, daß der katholische Geistliche in erster Linie päpstlicher Beamter ist und dieses Amt auch ausübt. Die herrschsüchtige Kurie ist ein fremdes Element, das, von außen in den lebendigen Volkskörper eingedrungen, daraus wieder entfernt werden muß.

Von den andern hemmenden Störungen ist die stärkste ohne Zweifel der Partikularismus. Die stärkste besonders deshalb, weil sie im Besitz der besten und ältesten Organisation ist und die Verwaltung leitet. Es ist ebenso begreiflich wie augenscheinlich, daß mit dem Hervortreten der zentralisierenden Kräfte sich auch die entgegenstehenden mehr und mehr rühren und sich zum

Widerstande rüsten, einem Widerstande, dessen historischer Vorsprung sicher steht. Denn zweifellos hat sich die Erholung Deutschlands nach dem dreißigjährigen Kriege nicht unter dem Einfluß des Reichs, sondern unter dem der Partikularstaaten, vor allem Preußens vollzogen. Ebensowenig kann aber bezweifelt werden, daß diese schöpferische Kraft durch die Wiederaufrichtung des Reichs zum größten Teile auf den neuen Organismus zurückgekommen ist. Ein derartiger lebendiger Körper kann sich nicht auf die lediglich mechanische Wirkung eines Bandes beschränken, sondern entwickelt aus sich selbst heraus eignes Leben nach eignen Gesetzen. Durch die einzelnen Glieder kann er in seinen Lebensäußerungen nicht ohne Schaden beschränkt werden. Daraus ergeben sich ohne weitres mannigfache Konflikte, deren Schärfe durch die Macht jedes einzelnen der beteiligten Staaten bedingt wird. Solche Konflikte, die den großen Kanzler nicht selten behinderten, sind auch in den letzten Reichstagsverhandlungen deutlich zutage getreten. Weigerten sich doch alle größern Einzelstaaten, von ihren Vermögens- und Einkommensteuern an das Reich abzutreten, obgleich sie sich sagen mußten, daß ihre Finanzen nicht zur Ruhe kommen würden, solange nicht eine völlige Trennung von denen des Reichs durchgeführt, die Matrikularbeiträge mithin beseitigt würden. Dies ist aber ohne direkte Reichssteuern nicht durchzuführen. Schon am 1. Juli 1857 schreibt Bismarck an Manteuffel: „Es wird stets der Stein der Weisen für deutsche Politiker bleiben, die Macht der einheitlichen Zentralgewalt zu fördern und zugleich die Autonomie der einzelnen Staaten ungeschmälert zu erhalten". Auch dies Problem ist unlösbar, nnd wenn das Reich nicht wieder auseinander fallen soll, müssen sich die Partikularstaaten noch weitre Beschränkungen auferlegen lassen. Wo der Widerstand seinen Mittelpunkt hat, sagt schon vor 40 Jahren der jetzt längst vergessene von Unruh: „Der zähe Partikularismus steckt in den höhern Schichten, namentlich in den Beamten". Damit stimmt eine vielbemerkte Aufzeichnung des Fürsten Hohenlohe buchstäblich überein. Stillstand gibt es aber in Lebensvorgängen nicht; jeder muß sich entscheiden was er will: entweder Fortschritt zur weiteren Ausbildung des Reichs, oder Zerfall in einzelne Teile. Tritt man dieser Vorstellung näher, so ist der nächste Gedanke der an die Mainlinie, im Norden ein Großpreußen, und eine südliche Staatengruppe. Die aber würde ein Spielball zwischen den Nachbarn werden. Wer kann da über den richtigen Weg den geringsten Zweifel hegen?

Mithin müssen sich die neuen erstarkenden Interessenverbände auch mit den Einzelstaaten auseinandersetzen. Ihrem wirtschaftlichen Charakter entsprechend werden sie ihre Haupttätigkeit auf finanziellem Gebiete entwickeln. Dort dürften auch die wichtigsten Aufgaben der Reichsbehörden fürs erste liegen. Die Finanzfragen werden nicht wieder verschwinden, bis eine befriedigende Lösung erreicht ist. Dadurch dürften die in den verflossnen fünfundzwanzig Jahren dominierenden sozialen Neuschöpfungen in den Hintergrund treten. Es scheint auch in der Tat, daß die den produzierenden Ständen durch die

soziale Gesetzgebung auferlegten Lasten die erträgliche Grenze erreicht haben und eine weitere Steigerung nicht mehr durchführbar ist. Namentlich gegen die den Arbeitern wenig oder gar nicht nützlichen Lasten regt sich einstimmiger Widerspruch. Auch der Entwurf der Reichsversicherungsordnung ist durchaus nicht frei von ihnen.

Wie immer bei starken Neuforderungen, wird auch jetzt wieder viel von Ersparnissen gesprochen, und Reichs-Schatzsekretär wie preußisches Finanzministerium sollen ja den Rotstift kräftig anwenden. Aber auch auf diesem Gebiete wird es sich nicht allein um Streichungen bei den sachlichen Aufgaben handeln, sondern auch um organisatorische Fragen, um Vereinfachung der allzugroßen und zahlreichen Verwaltungskörper. Man denke nur an die Zentralverwaltungen, die alle dieselbe oder wenigstens sehr ähnliche Tätigkeit an einigen zwanzig verschiedenen Stellen ausüben, insbesondre an solche, die dazu nicht einmal im Dienste der Einzelstaaten, sondern in dem des Reichs stehen, wie z. B. die Zollverwaltung. Wäre es nicht Zeit, darin eine Beschränkung eintreten zu lassen? Warum schreitet z. B. die Gemeinschaft der Eisenbahnen nicht rascher fort?

Es ist der Partikularismus, der die Sache nicht will. Gewisse, leider recht starke Strömungen im Volke gehen mit den Regierungen Hand in Hand um die Vereinfachung zu verhindern. Die Finanznot drückt offenbar noch nicht stark genug. Eine der nächsten Aufgaben der Interessenverbände wird es daher sein, die im Volke selbst noch wurzelnden Hinderungen zu überwinden und eine weitere Ausbildung der Reichsorgane gegenüber den Einzelstaaten durchzusetzen.

So drängen sich eine Menge großer und wichtiger Aufgaben, die der Erledigung harren und deren Zahl leicht zu vermehren sein würde. Für die vorliegende Betrachtung ist die nächste Frage, ob sich die hier erwähnten Neubildungen gegenüber den alten politischen Parteien durchsetzen werden oder nicht. Die Parteien setzen sich gegen den Auffaugungsprozeß mit allen Kräften zur Wehr, stärken ihre Organisationen, prüfen ihre Programme nach, agitieren auf alle Weise. Ihre Zeitungen sind rühriger wie je. Aber es erscheint doch keineswegs sicher, ob sie ihren Bestand noch lange erhalten können. Manches Zeichen von Unsicherheit und innerer Schwäche, manches Schwanken und tastendes Versuchen wird auch nach außen sichtbar. Bestimmtes auf jene Frage zu antworten, wird nicht möglich sein. Etwas jedoch wird man hoffen dürfen. Die Bewegung ist eine direkte Fortsetzung der sozialdemokratischen; aber sie läuft der Organisation des vierten Standes parallel, indem sie auch die andren zusammenfaßt. Damit arbeitet sie den letzten Zielen der Sozialdemokratie direkt entgegen. Sie sammelt die bisher zerstreuten Kräfte und stärkt sie zum Widerstand gegen jene. Wenn aber in dem so entstehenden Wirrwarr die aufgewendete Mühe und Arbeit nicht wieder nutzlos verzettelt werden soll, so bedarf es leitender Staatsmänner, die die Bewegung mit fester Hand in geordneten Bahnen halten.

Die Grenzboten und das Haus Grunow

Von Otto Kaemmel

Fast sieben Jahrzehnte hindurch haben die Grenzboten mit der Firma Fr. Wilhelm Grunow in der engsten, ihren Charakter allerdings mehrfach wechselnden Beziehung gestanden. Schon ihr Begründer Ignaz Kuranda aus Prag knüpfte sie an. Er gab die Grenzboten seit dem 1. Oktober 1841 in Brüssel heraus, weil er von dort aus das von ihm erstrebte Einvernehmen zwischen Deutschland und Belgien gegen die französischen Angriffsgelüste unter dem Ministerium Thiers am besten pflegen zu können glaubte. Die geschäftliche Vertretung in Leipzig, der Zentrale des deutschen Buchhandels, übertrug er von Anfang an dem jungen Verlagsbuchhändler Friedrich Wilhelm Grunow, der 1839 auch das blühende Kommissionsgeschäft seines Oheims Fr. Ludw. Herbig übernommen hatte. Als Kuranda zu Anfang Juni 1842 selbst nach Leipzig übersiedelte, um die in den Vordergrund tretenden österreichischen Verhältnisse besser beeinflussen zu können, übernahm Grunow den Verlag gegen einen Gewinnanteil. Das Eigentumsrecht an der rasch aufblühenden Zeitschrift behielt Kuranda. Die Redaktion führte er allein mit Unterstützung des jungen Jakob Kaufmann, seines Landsmannes. Kuranda reiste fast beständig im Auslande, um Verbindungen anzuknüpfen und die Dinge aus eigner Anschauung kennen zu lernen. Obwohl somit die Beziehungen Grunows zu den Grenzboten nur äußerlich, geschäftlich waren, so verband die drei jungen Männer doch bald herzliche Freundschaft. Kuranda, ein glänzender Stilist, leicht beweglich, unermüdlich und völlig selbstlos, sah seine Hauptaufgabe in dem Kampfe gegen den Metternichschen Absolutismus, der damals auf österreichischem Boden nicht zu führen war. Natürlich erlebte er bald das Verbot seiner Zeitschrift innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle. Doch wußte er sie regelmäßig hineinzuschmuggeln und fand den größten Leserkreis dort. Als Preußen mit dem Vereinigten Landtage tatsächlich zum konstitutionellen Leben überging, nahm Kuranda, der 1846 längere Zeit in Berlin zugebracht hatte, am 1. Mai 1847 den jugendlichen Julian Schmidt aus Marienwerder, damals Realschullehrer in Berlin, in die Redaktion auf, um einen mit den preußischen Verhältnissen vertrauten Gehilfen zur Verfügung zu haben.

Die Wendung, die sich damit einleitete, wurde durch die revolutionäre Bewegung des Jahres 1848 vollendet. Im Februar war Kuranda nach Paris geeilt. Auf die Nachricht von der Märzrevolution ging er nach Wien und berichtete über die Ereignisse und Zustände in Österreich ausführlich an die Grenzboten. Anfangs dachte er wohl auch daran, seine Zeitschrift von dort aus weiter zu leiten, aber bald sah er, daß die Notwendigkeit eines auswärtigen Organs für den österreichischen Liberalismus mit der Preßfreiheit hinfällig werde; die dortige, sehr ansehnliche Abonnentenzahl nahm rasch ab. Deshalb gründete er selbst die Ostdeutsche Post und trat sein Eigentumsrecht an den Grenzboten zur Hälfte an Grunow, zur anderen Hälfte an Julian Schmidt und Gustav Freytag ab. Das Verhältnis Grunows zu den „Grünen" wurde damit wesentlich enger, aber auf die Redaktion hatte er dennoch weniger Einfluß als bisher. Zu den neuen Redakteuren bildete sich kein so freundschaftliches Verhältnis, wie es zu Kuranda bestanden hatte. Die Grenzboten wurden nun aus einem halböesterreichischen zu einem deutschen Blatte, einem Organ von gemäßigt liberaler, „kleindeutscher" Richtung, die Freytag selbst entschieden verfolgte und Schmidt

als strammer Preuße billigte. Aber die deutsche Einheitsbewegung scheiterte und von den freiheitlichen „Errungenschaften" ließ die danach einsetzende Reaktion wenig übrig. Damit erlahmte auch das politische Interesse und so trat in den Grenzboten das Literarische mehr in den Vordergrund. Unter Freytags Leitung wurden sie ein führendes schöngeistiges Organ.

Aus Grenzbotenaufsätzen gingen Julian Schmidts literaturgeschichtliche Werke und Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit hervor. Diese Studien und seine poetische Produktion nahmen indessen Freytag immer mehr in Anspruch. Infolgedessen trat für die geschäftliche Tätigkeit der Redaktion 1856 zunächst vorübergehend, 1859 dauernd Moritz Busch ein. Durch Aufsätze über Nordamerika hatte er sich einen Namen gemacht. Als dann Julian Schmidt im Jahre 1861 nach Berlin übersiedelte, trat im Jahre 1865 Max Jordan, der spätere Direktor der Nationalgalerie, als Miteigentümer der Grenzboten an dessen Stelle.

Der Eintritt der preußischen Regentschaft im Oktober 1858 brachte neue Aufgaben und mit dem italienischen Kriege von 1859 begann die große Periode der deutschen Geschichte, die mit der Begründung des Deutschen Reiches endete. Frohlockend begrüßten auch die Grenzboten die „neue Ära" und standen, wie später alle Liberalen, mit ganzer Seele auf der Seite der Fortschrittspartei. In dieser Zeit neuer politischer Bewegung fanden sie nachdrückliche Förderung in einem kleinen Kreise nationalgesinnter Männer, der sich unter Karl Mathys Vorsitz (1859—62 Direktor der Leipziger Kreditanstalt) um den runden Tisch der „Verschwörer" in Kitzings Bierwirtschaft auf der Petersstraße mit den Grenzbotenleuten zusammenfand — S. Hirzel, H. von Treitschke, D. Georgi und andere mehr. Zu Anfang Februar 1864 ging Busch als Berichterstatter für die Grenzboten nach Schleswig-Holstein. Dann trat er bald in den Dienst des Prinzen von Augustenburg. Als er ein Jahr später nach Leipzig zurückkehrte, war er ein entschlossener Anhänger Bismarcks und seiner Annexionspolitik geworden wie Treitschke. Für Freytag aber war Bismarck auch damals noch ein leichtsinniger frivoler Spieler, und „unheimlich" ist ihm der gewaltige Mann immer geblieben; ein wirkliches inneres Verständnis hat er für ihn wohl niemals gewonnen. Die Zukunft Preußens und Deutschlands sah Freytag in der Herrschaft des bürgerlichen Liberalismus. Das veranlaßte Busch im Juni 1866, dicht vor der großen Entscheidung, aus der Redaktion auszuscheiden und in preußischem Dienst zunächst nach Hannover zu gehen. Erst nach der Entscheidung trat Freytag mehr und mehr für Preußen, auch für die Annexionen mit Einschluß Sachsens ein. Die Redaktion übernahm für Busch Dr. Julius Eckardt.

Diese angedeuteten Differenzen hatten Grunow, wie es scheint, wenig berührt. Wohl aber nahm er Anstoß an dem kirchlichen Liberalismus Freytags, so weit er in den Grenzboten zum Ausdruck kam. Schließlich las Grunow sein eigenes Blatt nicht mehr. Da er es nun weder über sich gewinnen konnte, gegenüber dem Blatte, das ihm trotz alledem ans Herz gewachsen war, sich auf den Stundpunkt völliger Gleichgültigkeit zurückzuziehen, noch dem Miteigentümer zumuten konnte und wollte, gegen seine Überzeugung zu schreiben, so blieb nur die Trennung. Als Grunow beim Ausscheiden des Dr. Eckardt im Frühjahr 1870 die gewünschte Gehaltszulage für den neuen Redakteur davon abhängig machte, daß dieser Bürgschaften gäbe, seine eigene religiöse Richtung zu schonen, faßte man das von der anderen Seite als eine Kündigung des Kontrakts, und im Herbst kamen die Grenzboten zwischen den Parteien zur Versteigerung. Der Zuschlag wurde Grunow erteilt, der 26000 Taler zahlte.

Als alleiniger Eigentümer des Blattes mußte Grunow sich einen Redakteur suchen. Das war um so wichtiger und schwieriger, als unmittelbar nach der Lösung der Verbindung mit Freytag, dessen Verleger S. Hirzel das Erscheinen einer neuen Wochenschrift „Im Neuen Reich" ankündigte, die Freytag gemeinschaftlich mit Alfred Dove leitete. Das Haus Grunow hat aber den Mut nicht verloren. Der neue Redakteur, Dr. Hans Blum, der Sohn Robert Blums, streng nationalliberal, begeisterter Anhänger Bismarcks, tat auch sein Möglichstes; aber der Leserkreis der grünen Blätter schmolz unter der Konkurrenz von Jahr zu Jahr mehr zusammen. Es begann zuweilen sogar an Stoff zu fehlen. Als F. W. Grunow am 29. August 1878 starb, da schien es mit seiner Zeitschrift zu Ende zu gehen, obwohl Freytags Konkurrenz-Unternehmen schon nach etwa zehnjähriger Dauer klanglos einging.

Der Erbe und neue Chef der Firma, Johannes Grunow (geboren 11. Oktober 1845), war aber fest entschlossen die Grenzboten zur Ehre seines Vaters zu behaupten. Als ihm damals Moritz Busch mitteilte, er habe die Absicht, zur Vertretung der Politik des Reichskanzlers eine neue Wochenschrift zu begründen, da stellte Grunow sich und seine Grenzboten zur Verfügung. Vom 1. Januar 1879 an übernahm er selbst die verantwortliche Redaktion, da Blum die Schwenkung nicht mitmachen wollte. Er fand Beistand bei seinem Freunde Gustav Wustmann, dem bekannten Leipziger Lokalhistoriker und Sprachkenner, der vor allem die literarisch-ästhetischen Interessen pflegte und unnachsichtlich auf sprachliche Sauberkeit der Artikel hielt. Eine neue Zeit begann für die Grünen, als sie ein vielbenutztes Organ Bismarcks wurden und besonders durch ihre mit dem Kometen gezeichneten Artikel Konstantin Rößlers weithin Aufsehen erregten. Grunow wollte indessen sein Blatt durchaus nicht zu einem bloßen Sprachrohr des Kanzlers machen; er wollte Redakteur im vollen Sinne sein, der seine eigene Überzeugung vertrat und seiner Zeitschrift eine ganz persönliche Note gab. Grunow hatte sich keine wissenschaftliche, aber eine weit über das Nächste hinausgehende allgemeine Bildung erworben und ungeheuer viel gelesen. Er war überdies eine künstlerische Natur von feinem selbständigen Urteil, und vor allem ein warm, ehrlich und gesund empfindender Mensch. Kampf flößte ihm keinen Schrecken ein, sondern machte ihm Freude. Mit Vorliebe schwamm er gegen den Strom, ein Sanguiniker und Idealist. So dienten er und sein Blatt keiner der bestehenden Parteien, es war konservativ im besten Sinne, kämpfte offen für alles, was der Nation dienen konnte, und gegen alles, was ihr schädlich schien. Johannes Grunow stand durchaus auf christlichem Boden und schlug wacker auf alle theoretischen und praktischen Äußerungen des Pessimismus und Materialismus los; dabei bekämpfte er nachdrücklich die konfessionelle Verhetzung und predigte im nationalen Interesse den Frieden der Religionsparteien. Die Bismarckische Sozial- und Wirtschaftsreform vertrat er aus voller Überzeugung, ja man kann sagen als eine Herzenssache. Die sozialen Nöte der unteren Klassen, die im Gefolge der modernen Großindustrie gekommen waren, erregten tief sein Mitgefühl, aber mit der Sozialdemokratie, der schlimmsten Form des deutschen Doktrinarismus, hat er niemals paktiert. In Bildungsfragen war er durchaus Humanist.

In der Zeit des heftigsten Kampfes gegen ihre Verächter fanden die Vertreter der humanistischen Bildung in den Grenzboten stets einen offenen Sprechsaal. Grunow wollte den festen Boden unserer klassischen Kulturperiode nicht verlassen, so bereitwillig er alles in der Literatur, Musik und Kunst anerkannte, was ihm gesund, kräftig und ehrlich schien.

Das bewies schon die Sorgfalt, mit der er, selbst ein feinsinniger Novellist, die belletristischen Autoren für die Grenzboten auswählte; er hat in dieser Zeit sogar dänisch gelernt, um die Übersetzungen aus dänischen Schriftstellern nachprüfen und verbessern zu können. Da ihm persönlicher Verkehr ein reges Bedürfnis war, so versammelte er die Leipziger und zuweilen auch auswärtige Mitarbeiter wöchentlich im Thüringer Hof. Da erschienen Friedrich Ratzel, Hermann Kretzschmar, Adolf Philippi, Carl Jentsch, Max Allihn (Fritz Anders), Wilhelm Speck und mancher andere. Aus diesen zwanglosen, belebten Unterhaltungen sehr verschiedenartiger Männer ist mancher Grenzbotenaufsatz hervorgegangen. Auf prunkende Namen gab Grunow bei seinen Mitarbeitern gar nichts. Er suchte solche auch nicht. Wer aber freiwillig kam und etwas selbständig Erfahrenes und Gedachtes zu sagen hatte, den hielt er fest.

Mit Bismarck waren die Grenzboten allzulange und allzueng verbunden gewesen, als daß sie seinen Sturz 1890 nicht aufs tiefste hätten empfinden müssen. Aber die Opposition gegen den Kaiser, die sich daran knüpfte, machten sie nicht mit. Grunow vertraute — mit manchem seiner Mitarbeiter anfangs in Widerspruch — auf die Kraft und die Begabung des jungen Monarchen; er unterstützte ihn vor allem in seinem Lebenswerke, der Erneuerung unserer Kriegsflotte und in der neuen Weltpolitik.

Der Kaiser hat diese tapfere Haltung offen anerkannt. Das hat Grunow mit tiefer Freude empfunden, so wenig er sonst auf Äußerlichkeiten gab. Durch ihre Haltung fanden die Grenzboten auch wieder die Verbindung nach Berlin, die ihre völlige Überführung dorthin vorbereitete. Voll berechtigten Selbstbewußtseins durfte Grunow im Jahre 1891 das fünfzigjährige, 1901 das sechzigjährige Jubiläum der Grenzboten, 1904 sein eigenes fünfundzwanzigjähriges Redakteurjubiläum begehen. Dann aber packte den scheinbar so rüstigen und aufrechten Mann ein schweres Nierenleiden. Er kämpfte es noch einmal nieder und behielt die Redaktion seiner Zeitschrift fest in der Hand; sie war längst sein Lieblingskind und Lebenswerk geworden, dem seine beständige wahre Sorge galt. Noch einmal versammelte er in scheinbarer Rüstigkeit einige Freunde zur Feier seines 60. Geburtstages. Doch während des Winters brach sein altes Leiden mit neuer Kraft hervor und überwältigte endlich auch diesen kraftvollen Mann. In der ersten Frühstunde des 1. April 1906 vollendete Johannes Grunow nach schwerem Kampfe.

Johannes Grunow erhielt in der Person eines jungen Verwandten, Karl Weisser, der schon einige Jahre an seiner Seite gearbeitet hatte, einen Nachfolger, der die Zeitschrift seither im Sinne des Verstorbenen mit Erfolg weitergeführt hat. Er erkannte aber bald, daß der Aufschwung, zu dem die engere Fühlung mit der Reichshauptstadt beigetragen hatte, nur befestigt werden könnte, wenn Schriftleitung und Verlag der Grenzboten dauernd nach Berlin verlegt würden. Im Frühjahr 1909 wurde der Schritt mit Bedacht vorbereitet. Das vorliegende Heft ist das erste, das nicht mehr den Namen der Firma Grunow trägt.

Kunſtfälſchungen

Von Karl Eugen Schmidt, Paris

Wir leben in der Zeit der Etikette, und das allein iſt die Urſache aller Kunſtfälſchungen, die die Öffentlichkeit beunruhigen oder amüſieren. Vor tauſend Jahren kümmerte man ſich wenig darum, wie der Urheber eines Kunſtwerkes hieß. Man fragte nur danach, ob die Arbeit ihren Zweck erfüllte und hätte den Maler, Bildhauer oder Baumeiſter ausgelacht, der ſeinen Werken ſeinen Namen beigefügt hätte. Heute aber iſt der Name alles. Bode hat in England eine wunderſchöne Wachsbüſte gekauft, und die meiſten geben zu, daß ſie in der Tat wunderſchön iſt. Was will man mehr? Wenn ſie wunderſchön iſt, ſo hat man ſie nicht zu teuer bezahlt, denn wunderſchöne Kunſtwerke haben überhaupt keinen Marktwert, werden überhaupt niemals zu teuer bezahlt. Aber wir fragen den Teufel nach der Schönheit. Die Echtheit der Etikette und des Namens iſt alles für uns. Sie allein gibt den Ausſchlag. Wenn die Etikette falſch iſt, dann mag die Arbeit die herrlichſte von der Welt ſein, wir wollen ſie nicht, und böte man ſie uns für weniger als den Materialpreis.

Aus dieſer verrückten Dispoſition entſpringen alle unſere Kunſtfälſchungen. Sobald wir einmal eingeſtehen, daß es nicht auf die Schönheit des Kunſtwerkes, ſondern einzig und allein auf die ihm beigegebene Etikette ankommt, ſind dem Fälſcher Tür und Tor geöffnet. Denn Namen und Etiketten ſind ſehr leicht nachzumachen, das Räuſpern und Spucken der Meiſter bringt jeder Affe von Schüler fertig, und es gibt keinen akademiſchen Malerlehrling, der nicht einen falſchen Teniers, Steen oder auch Rembrandt malen könnte. Werke von unſterblicher Schönheit gelingen nur wenigen Sterblichen, die Manier eines Großen nachzuahmen iſt faſt allen kleinen oder mittelmäßigen Geiſtern gegeben. Und an der Manier erkennt das große Publikum den Meiſter, an den kleinen und nebenſächlichen Eigentümlichkeiten beſtimmt auch der Sachverſtändige den Urheber eines Kunſtwerkes. Nicht der Schönheitswert entſcheidet, ſondern irgend ein Nebenumſtand, der die Echtheit beglaubigt. Hat es ſeine Richtigkeit mit dieſem Nebenumſtand, ſo iſt das Werk echt und darf bewundert und geprieſen werden; läuft aber dieſer Nebenumſtand der feſtgelegten Eigentümlichkeit des Meiſters zuwider, ſo mag das Werk das herrlichſte von der Welt ſein: es iſt keine drei Groſchen wert, und wer es zu bewundern wagt, iſt ein Nichtwiſſer, ein Banauſe und ein armſeliger Ignorant.

Sobald sich einmal diese Ansicht einbürgerte, sobald der Name und die Etikette entscheidend für die Wertschätzung eines Kunstwerkes wurde, fing auch die Kunstfälschung an. In dem alten Griechenland hat sie ganz gewiß auch schon geblüht, denn in der Blütezeit der hellenischen Kunst wurden schon wie später in der Renaissance einzelne Meister andern vorgezogen, später im Mittelalter, wo unsere schönsten romanischen und gotischen Werke geschaffen wurden, achtete man wenig oder gar nicht auf den Namen des Meisters, und somit hat es damals auch sicher keine Fälschungen gegeben. Sobald aber die Renaissance wieder den Autornamen an die Öffentlichkeit brachte, sobald die sogenannte Echtheit den Marktwert eines Kunstwerkes erhöhte, stellten sich auch die Fälscher wieder ein. Vasari hat uns einige besonders merkwürdige Fälschungen aufbewahrt. Die allerberühmteste und merkwürdigste ist wohl die des Bildnisses des Papstes Leo X. von Raffael. Der Herzog von Mailand sah dieses Bildnis im Palaste der Mediceer zu Florenz und bat es sich von dem Papste Clemens VII. als Geschenk aus. Der Papst bewilligte das Gesuch und gab dem Ottaviano Medici Weisung, das Gemälde an Friedrich Gonzaga auszuliefern. Ottaviano vernahm diese Weisung mit Betrübnis, denn das herrliche Bild Raffaels mochte er nicht missen. Er verfiel also auf den Gedanken, eine Fälschung machen zu lassen, und bat Andrea del Sarto eine genaue Kopie anzufertigen. Dies geschah, die Kopie wurde nach Mantua geschickt, das Original blieb in Florenz. Jetzt ist die Kopie in Neapel, und wenn man nicht die urkundlichen Beweise besäße, würde auch der trefflichste Kenner aus der Güte der Malerei allein nicht die Echtheit oder die Fälschung entscheiden können.

Diese Fälschung wurde einige Jahre nach dem Tode Raffaels ausgeführt, aber schon zu Lebzeiten der Meister wurden und werden ihre Arbeiten gefälscht. In Wien sind Fälschungen Dürers, die schon zu Lebzeiten des Malers hergestellt wurden, und deren Urheber kein geringerer als der sogenannte Meister vom Tode Mariä ist; Claude Lorrain hatte so sehr gegen die Fälscher und Nachahmer zu kämpfen, daß er sich das berühmte, später nach England gekommene Liber veritatis anlegte, worin er von allen seinen Bildern genaue Skizzen einzeichnete, also daß er alles, was hier nicht verzeichnet war, für Fälschung erklären konnte.

Man ersieht aus diesen wenigen Beispielen, denen man leicht viele andere beifügen könnte, daß die Fälschung von Kunstwerken durchaus nichts Neues ist, und des weitern erfährt man dabei zugleich, daß durchaus nicht nur unbekannte und ungeschickte Künstler sich mit Fälschungen abgegeben haben. Neben dem Meister des Todes Mariä und Andrea Sarto kann noch ein größerer genannt werden, den man vielleicht getrost den allergrößten nennen darf: Michel Angelo hat nach dem Berichte Vasaris einen mit eigener Hand geschaffenen Marmortorso ein- und nochmals ausgraben lassen, um ihn als antik zu verkaufen. Zu solchen Ungeheuerlichkeiten gibt die Torheit Anlaß, die mehr die sogenannte Echtheit, das heißt die Etikette schätzt als den innern Schönheitswert

des Werkes. Wenn nun solches am grünen Holze der Renaissance geschah, wie soll es da erst in unsren Tagen sein, wo die Etikette und der Name mehr als jemals geschätzt werden, und wo zugleich aus tausend Kunstschulen an allen Ecken und Enden der mit europäischer Gesittung gesegneten Erdstriche die Kunstjünger kriechen wie Maden aus faulem Käse, um mich des drastischen Ausdruckes des biedern Joseph Anton Koch zu bedienen: In allen Kunstzentren, zumal in München und Paris, müssen sich hunderte von Künstlern, die darum durchaus nicht unbegabt sein müssen, durchs Leben schlagen, indem sie alte und neue Meister fälschen und den Händlern die gangbare Ware liefern. Manche schrecken vor dem letzten Schritt, vor der Signatur der Fälschung zurück, die dann von dem Händler selbst zugefügt wird, im allgemeinen aber wird die Sache gleich fix und fertig geliefert. Und wie man sich vor vierhundert Jahren nicht genierte, die Meister schon bei Lebzeiten nachzumachen, so werden auch heute mindestens ebensoviele moderne und lebende Maler, wie längst verstorbene Meister gefälscht.

Das ist lange nicht so gefährlich, wie man auf den ersten Blick glauben möchte. Erstens ist die Wahrscheinlichkeit, daß der verfälschte Künstler das ihm zugeschriebene Machwerk zu Gesicht bekäme, nicht sehr groß, zweitens ist auch in diesem unwahrscheinlichen Falle das Spiel noch lange nicht verloren. Der vor einigen Jahren verstorbene Elsässer Henner war einer der am meisten von den Fälschern verfolgten modernen Meister, und da er zugleich einer der sparsamsten, um nicht zu sagen geizigsten Leute unserer Zeit war, so kam es ihm hart an, zusehen zu müssen, daß hunderte und tausende sogenannte „Henners" verkauft wurden, die er nicht selber gemalt hatte und wofür er kein Geld bekam. Denn obschon er dreißig oder vierzig Jahre lang zwei- oder dreihundert Bilder im Jahre auf dem Markt warf und in besonders guten Zeiten jeden Vor- und jeden Nachmittag sein gut verkäufliches Mädchenköpfchen auf die Leinwand brachte, war die Nachfrage immer noch größer als das Angebot, und die Fälscher malten immer noch drei- oder viermal soviel wie Henner selbst. Eines Tages wurde ihm von einem Freunde hinterbracht, daß einer der bekanntesten Kunsthändler einen falschen Henner in seinem Schaufenster stehen hatte. Henner eilte wutentbrannt zu dem Händler, konstatierte, daß der Mann nicht einen, sondern ein Bäckerdutzend falsche Henners im Laden hatte, und drohte mit einer gerichtlichen Klage. Als ihm aber der Händler vorgestellt hatte, daß durch eine solche Klage die öffentliche Meinung erregt und das allgemeine Mißtrauen geweckt würde, dergestalt daß uns künftig nicht nur die falschen, sondern auch die echten „Henners" von diesem Mißtrauen zu leiden haben würden, überlegte der Maler, daß das nicht ganz unrichtig sei, und daß er durch einen Skandal vielleicht mehr verlöre als gewänne. Er ließ sich also durch das Versprechen des Händlers, hinfort nur noch echte Henners zu führen, und durch eine sofortige Bestellung mehrerer echten Henners besänftigen und sah von jeder Klage ab. Hieraus geht hervor, daß das Risiko des Fälschers oder seines Anstifters, des Händlers, nicht sehr groß ist.

Dazu kommt aber noch, daß weit öfter, als man glauben könnte, nicht nur der kaufende Laie, nicht nur der Sachverständige Kenner, nein, der künstlerische Urheber selber, nicht mit Bestimmtheit angeben kann, ob es sich um eine Fälschung handelt oder nicht. Nur aus den allerletzten Jahren einige zum Teil persönliche Erfahrungen, welche dartun, daß diese anscheinend unglaubliche Hypothese eine gar nicht sehr seltene Tatsache ist.

Mit dem verstorbenen österreichischen Landschaftsmaler Eugen Jettel besuchte ich das Museum der Wiener Kunstakademie und fand darin eine Landschaft meines Freundes, der einige Schritte hinter mir zurückgeblieben war. Als er vor seinem Bilde stand, fragte ich ihn: „Nun, wie gefällt Ihnen der Jettel?": „Wo? Welcher Jettel?" Der Maler schaute alle Bilder an der Wand an, auch das von ihm selbst gemalte, ohne es zu erkennen. Ich mußte ihm seinen Namen zeigen, und dann erkannte er es noch nicht. Erst nach minutenlangem Besinnen kam ihm die Erinnerung, und zwar entschuldigte er sich mit der launigen Bemerkung: „Ich hätte nie gedacht, daß ich in meinem Leben so schlecht gemalt hättel"

Der Maler und Bildhauer Gérôme wollte eines Tages den Kunsthändler Bernheim verklagen, weil dieser ein fälschlich den Namen Gérôme tragendes Bild verkauft habe. Der Maler sagte, er habe allerdings einmal ein ähnliches Bild gemalt, nämlich eine Hofgesellschaft auf der Terrasse vor dem Schlosse von Versailles, aber auf seinem Bilde habe die helle Sonne geschienen, während auf der Fälschung ein sanftes Mondlicht die Gesellschaft beleuchtete. Bernheim fand den Mann, der das Bild von Gérôme gekauft und der dem Maler gesagt hatte, das Bild gefalle ihm sehr gut, aber er sei kein Freund des Sonnenscheins, worauf Gérôme sich kurzerhand bereiterklärt hatte, das Sonnenlicht in Mondschein zu verwandeln, was denn auch geschehen war. Zwanzig Jahre später hatte der Maler diesen Vorfall so gründlich vergessen, daß er den Händler wegen Fälschung verklagen wollte, und hätte dieser nicht den ursprünglichen Käufer ausfindig gemacht, so wäre es sicher zum Prozeß gekommen.

Dem noch lebenden Maler Damoye brachte ein Mann drei Bilder, wovon zwei den Namen des Künstlers trugen, während das dritte nicht signiert war. Der Mann erzählte dem Maler, er habe alle drei Bilder zusammen auf einer Versteigerung gekauft und bitte nun den Künstler, das nicht signierte, das offenbar auch von ihm sei, ebenfalls zu signieren. Damoye sagte, die Bilder könnten wohl alle drei von demselben Maler sein, von ihm aber sei kein einziges davon, und die Unterschrift sei eine Fälschung. Der Mann lief zu dem Versteigerer, der wieder mit ihm zu Damoye ging; es stellte sich heraus, daß die Bilder aus der Hinterlassenschaft des Vaters Damoyes stammten. Der Maler erkannte sie denn auch als seine Arbeiten an und meinte gerade wie Jettel im ähnlichen Falle, er hätte sich nicht für fähig gehalten, jemals so schlechte Bilder zu malen, und wenn er auf den Nachlaß seines Vaters genauer geachtet hätte, würde er diese Bilder nicht zur Versteigerung gebracht, sondern ins Feuer geworfen haben.

Einer meiner Bekannten besaß ein kleines Bild von Vollon, das er eines Tages einem Freunde zum Hochzeitsgeschenk machte. Irgend jemand erregte bei dem neuen Besitzer Zweifel an der Echtheit, und um sich Gewißheit zu verschaffen, trug der Mann das Bild zu Vollon und fragte ihn, ob es von ihm sei. Statt aller Antwort nahm der Künstler ein Messer und riß die Leinwand von einer Ecke zur andern quer durch, also daß das Bild in vier traurigen Fetzen aus dem Rahmen hing. In diesem Zustande wurde es meinem Bekannten mit einem Berichte der näheren Umstände gebracht. Da der Mann sich nicht nur in seiner Eigenschaft als Kenner, sondern auch ein wenig in seiner Rechtschaffenheit angegriffen sah, machte er sich auf die Jagd nach dem früheren Besitzer und verfolgte; nachdem er diesen gefunden hatte, die Wanderungen des Bildes aus einer Hand in die andere. Endlich kam er an einen Bilderrahmenmacher, der beim Anblick des zerschnittenen Bildes und nach Anhören des Berichtes vor Verblüffung außer sich kam, alsbald mit meinem Bekannten zu Vollon eilte und dem Maler alle näheren Umstände ins Gedächtnis zurückrief, wie er ihm vor so und so vielen Jahren, um dem Rahmenmacher seine Zufriedenheit zu bezeigen, erlaubt habe, sich unter einen Haufen Skizzen die ihm am besten gefallende auszusuchen, worauf er dann die hier zerschnittene gewählt habe. Und auch hier mußte der Künstler eingestehen, daß er sich geirrt und seine eigene Arbeit nicht wiedererkannt hatte.

Ich meine, diese Beispiele genügen. Ich habe nicht erst von den tausend und aber tausend Irrtümern reden wollen, die den Händlern, den Sachverständigen, den Museumsbeamten passieren. Wie sollen diese Leute sich nicht irren, wenn die Künstler sich bei ihren eigenen Arbeiten irren? Ich halte es einfach für ausgeschlossen, daß ein sogenannter Sachverständiger, dem nicht dokumentarische oder andere Nebenbeweise zur Verfügung stehen, aus der rein künstlerischen Beschaffenheit eines Werkes seine Echtheit oder Unechtheit beweisen oder versichern könnte. Und am allerwenigsten ist dies mit Bezug auf Kunstwerke möglich, die ohne Zweifel der Zeit des Meisters, dem sie zugeschrieben oder abgesprochen werden, angehören. Mir fällt dabei wieder ein zeitgenössisches Beispiel ein: Der brave alte Vater Corot nämlich, der in seinem Leben mehrere tausend Bilder gemalt hat, der aber zehnmal länger hätte leben und arbeiten müssen, um alle die unter seinem Namen in öffentlichen und privaten Sammlungen befindlichen Bilder malen zu können. Corot war sozusagen sein eigener Fälscher: er setzte seine Unterschrift auf Bilder, die er nicht gemalt hatte, und auch das geschieht viel häufiger, als das brave Publikum sich träumen läßt. Bei Corot geschah es allerdings nur aus reiner Gutmütigkeit: er hatte mehrere Freunde, darunter einen gewissen de Villers, die ganz in der Art Corots malten und ihre Bilder dem Meister zur Begutachtung zu bringen pflegten. Der Alte ergriff dann wohl den Pinsel, brachte ein paar Striche an und putzte die Geschichte mehr oder weniger zusammen. War er damit fertig, so sagte de Villers: „Lieber alter Kamerad, sei doch so gut und schreib deinen Namen darauf:

dann kann ich das Bild für fünfhundert Franken verkaufen; schreibe ich aber meinen Namen darauf, so muß ich froh sein, wenn man mir fünfzig gibt." Und der wackere Altmeister malte richtig die fünf Buchstaben hin, die den Wert des Bildes verzehnfachten. Nun frage ich Sie: wie in aller Welt soll jetzt ein sogenannter Sachverständiger die echten von den unechten Corots unterscheiden? Kein Mensch ist dazu imstande, denn aliquando darmitat bonus Homeros. Corot und alle anderen bekannten Künstler haben nicht nur Meisterwerke, sondern auch weniger gute und auch mittelmäßige Werke geschaffen. Ob so ein weniger guter Corot nun echt oder unecht ist, das kann niemals anders als durch dokumentarische Beweise entschieden werden, die mit dem eigentlichen Kunstwerte des Werkes gar nichts zu tun haben.

Und da wir gerade an Corot sind, sei an die berühmte Geschichte erinnert, deren Held Alexander Dumas der Jüngere war. Dumas war ein ausgezeichneter Kenner und hatte eine herrliche Sammlung. Eines Tages kaufte er einen der schönsten Corots, die seit Jahren unter den Hammer gekommen waren. Nur der Rahmen gefiel ihm nicht, und er berief einen wackeren Handwerksmeister, der einen neuen Rahmen anfertigen sollte. Der Mann kam, sah das Bild und meinte, der Rahmen sei doch recht gut, er habe ja auch dem Herrn Trouillebert sehr gefallen.

„Trouillebert? Was geht mich Trouillebert an?" sagte Dumas, aber der Mann des Rahmens erwiderte etwas gereizt und auch verwundert:

„Na, der Mann, der das Bild gemalt hat, der wird doch auch wissen, ob ein Rahmen dazu paßt oder nicht!"

Ein Wort gab das andere, es stellte sich heraus, daß dieses nämliche Bild, damals aber nicht die Unterschrift Corot, sondern die des völlig unbekannten Malers Trouillebert tragend, von diesem nämlichen Rahmenmacher auf Bestellung des genannten Trouillebert eingerahmt worden war. Man eilte zu Trouillebert, er beschaute das Bild, erklärte es für seine Arbeit, verlangte einen Lappen und etwas Alkohol und wusch damit in der Ecke, wo „Corot" stand, diesen Namen und die Farbenschicht darunter weg, worauf der Name Trouillebert zum Vorschein kam. Nicht nur Dumas, sondern einige der gewiegtesten Pariser Kunsthändler, deren guter Glauben in diesem Falle unbestreitbar war, hatten sich täuschen lassen und das Bild eines bis dahin Unbekannten für ein Meisterwerk Corots gehalten. Trouillebert, der an dem Betruge ganz unschuldig war, wurde durch diese Geschichte bekannt und konnte nachmals auch unter dem eignen Namen Bilder an den Mann bringen, Dumas aber zeigte, daß er wie alle anderen sogenannten Kenner — die verschwindend wenigen Ausnahmen bestärken die Regel — nicht das Werk, sondern den Namen und die Etikette kaufte, denn er zwang den Verkäufer, den Trouillebert zurückzunehmen: sobald feststand, daß das Bild nicht von dem berühmten Manne gemalt war, war es nichts mehr wert.

Verhältnismäßig leichter ist die Arbeit der Sachverständigen, was Werke vergangner Zeiten anlangt; zwar ist die Bestimmung des Autors da naturgemäß noch schwerer als bei modernen Werken, aber es ist durchaus nicht sehr schwer, eine spätere Fälschung nachzuweisen. Das kommt daher, daß wir immerfort unsern Geschmack und unsre Kunstanschauung ändern. Wir sehen heute zum Beispiel Raffael ganz anders an als unsre Vorfahren vor hundert, vor zwei- oder dreihundert Jahren. Bei durchaus gleicher Begabung und bei sonst gleichen Umständen würde der Maler, der vor dreihundert Jahren ein Bild Raffaels kopiert hätte, etwas ganz andres gemacht haben, als der Kopist des nämlichen Bildes hundert, zwei- oder dreihundert Jahre später. Denn jeder dieser Kopisten hätte aus der Anschauung seiner Zeit heraus gearbeitet, und diese Anschauung kann dem wirklich Sachverständigen nicht verborgen bleiben. Was von dem Kopisten gilt, gilt selbstverständlich auch von dem Fälscher. Eine Fälschung Dürers, die im achtzehnten oder im siebzehnten Jahrhundert gemacht worden wäre, würde jetzt jedem Kenner sofort offenbar werden, nur bei der zur Zeit Dürers selbst oder aber zu unserer eignen Zeit gefälschten Arbeit wird die Entscheidung schwer, im ersteren Falle sogar unmöglich, im letzteren Falle vielleicht für uns unnachweisbar, für unsere Enkel aber alsbald ersichtlich. Aus diesem Grunde fällt es mir sehr schwer zu glauben, daß die Madonna mit der Wickenblüte in Köln eine Fälschung aus dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts sein soll. Eine solche Fälschung würde heute jedem Sachverständigen sofort offenbar werden, denn der vor hundert Jahren arbeitende Fälscher hätte sein „altdeutsches" Bild so gemalt, wie man sich vor hundert Jahren die „altdeutsche" Malerei vorstellte, nicht aber, wie wir sie heute sehen.

Es würde mich weit über den Rahmen dieser Plauderei hinausführen, wenn ich jetzt meine Leser in die Werkstatt des Fälschers führen wollte, um darzutun, daß die Fälschung in großem Maßstabe und unter Benutzung aller zur Verfügung stehenden wissenschaftlichen und technischen Hilfsmittel betrieben wird. Ich wollte hier nur zeigen, wie schwer, um nicht zu sagen unmöglich es selbst für den Fachmann, geschweige also für den Laien ist, ein irgendwie zuverlässiges Urteil über Echtheit oder Unechtheit eines Kunstwerkes abzugeben. Es gibt überhaupt kein Mittel, wodurch das Publikum sich schützen könnte. Oder vielmehr es gibt eines und zwar ein sehr einfaches, aber von hunderttausend Bilderkäufern wird kaum ein einziger etwas davon wissen wollen. Es besteht nämlich darin, daß man keinen Namen, keine Etikette kauft, sondern daß man sich dasjenige Kunstwerk anschafft, welches uns gefällt, ganz einerlei, ob es von Hans oder von Peter geschaffen ist. Man soll Kunstwerke kaufen, wie man Zigarren kauft: weil sie uns schmecken. Solange man aber Bilder kauft, weil ihr wahrer oder vermeintlicher Urheber von anderen Leuten für einen großen Meister gehalten wird, dürfen wir uns nicht beklagen, wenn die Händler und ihre Gehilfen sich diese unsre Torheit zu Nutzen machen und den von uns gesuchten und allein geschätzten Namen auf irgendein mehr oder weniger

gutes Werk setzen, damit wir den Geldbeutel auftun. Wenn man in Berlin die umstrittene Wachsbüste nicht gekauft hat, weil sie ein herrliches Kunstwerk, sondern nur weil sie von Lionardo ist, dann geschieht es den Herren ganz recht, wenn man sie hintergangen hat. Haben sie aber die 160000 Mark bezahlt, weil die Büste ein Meisterwerk von strahlender Schönheit ist, dann kann es dem Besitzer wie dem Beschauer ganz einerlei sein, wie der Urheber hieß. Was liegt uns daran, wer die Werke Shakespeares oder Homers geschaffen hat? Ebenso sollte man sich zu den Werken der bildenden Kunst stellen, und wir würden nichts mehr von Fälschungen hören.

Strafrechtliche Verdrießlichkeiten

Von Staatsanwalt Martell Spatz

Herr Kaufmann Müller sitzt am Dienstag morgens am Kaffeetisch und plaudert mit seiner Frau. Es klingelt. Der Postbote erscheint mit der Morgenzeitung und den Privatbriefen. Zugleich aber bringt er einen amtlichen Brief. Das Amtsgericht schickt ihn. Herr Müller nimmt ihn selbst in Empfang, der Postbote vermerkt darauf, daß er ihm den Brief an diesem Tage zugestellt habe. Als Müller ihn öffnet, sieht er, daß er zum Sonnabend als Zeuge zur Vernehmung in dem Ermittlungsverfahren gegen Raufmeyer wegen gefährlicher Körperverletzung vor das Amtsgericht vorgeladen ist. Sinnend und grübelnd, was er mit dieser Sache zu tun habe, setzt er sich wieder an den Kaffeetisch. Aha! denkt er schließlich, das wird der Vorfall sein, bei dem du neulich zufällig auf der Straße sahst, wie einer deiner frühern Arbeiter von jemand mit einer Bierflasche geschlagen wurde. Aber gerade Sonnabend! Da wollte ich doch den Ausflug mit Bekannten unternehmen, auf den sich meine Frau so sehr freut. Also werde ich morgen auf das Amtsgericht gehen und bitten, mich mit Rücksicht darauf gleich zu vernehmen; ich weiß ja ohnehin nicht viel von dem Vorfall.

Am nächsten Tage trägt er seine Bitte durch die Gerichtsschreiberei dem Amtsrichter vor. Bedauere sehr, heißt es, die ganze Woche ist schon mit Vernehmungs- und andern Terminen vollauf besetzt. Also geht er nachhause und bittet in höflichem Briefe, unter Angabe seines Grundes, seine Vernehmung bis zur nächsten Woche zu verschieben. Am Freitag erhält er aber einen eiligen Brief: Verschiebung ist nicht möglich; der Beschuldigte ist, da er wegen Obdachlosigkeit fluchtverdächtig ist, verhaftet, daher muß die Sache beschleunigt werden.

Alles Klagen der Frau nützt deshalb nichts. Während ihr Mann zur Vernehmung geht, muß sie ohne ihn an dem Ausfluge teilnehmen.

Einige Tage später erzählt er im Bekanntenkreise, welche Unannehmlichkeit ihm jenes Ermittlungsverfahren eingebracht habe. Aber seinem Freunde Schulze ist es in einem andern solchen Verfahren noch unerfreulicher ergangen.

In einem Betrugsverfahren wegen schwindelhafter Warenbestellungen hat sich der Beschuldigte darauf berufen, daß er die Waren, die er bei Schulze bestellt hatte, stets richtig und pünktlich bezahlt habe. Um dies festzustellen, hat die Staatsanwaltschaft die Polizeibehörde beauftragt, bei Schulze nachzufragen. Infolgedessen ist eines Tages ein uniformierter Schutzmann in seinem Kontor erschienen und hat um einen Kontoauszug gebeten, den er dann auch nach einigem Warten erhalten hat. Natürlich hat die liebe Nachbarschaft aus dem Erscheinen und Verweilen des Schutzmannes allerlei Schlüsse gezogen. Folge: Am nächsten Tage sah sich Schulze dem Gerücht gegenüber, daß er *selbst* unzweifelhaft Betrügereien, wenn nicht gar Schlimmeres verübt haben müsse.

Ja, werden viele sagen, solche Unannehmlichkeiten lassen sich nun einmal nicht vermeiden, Berührung mit Justizbehörden ist meist unangenehm, ihre unerfreulichen Wirkungen muß ein verständiger Staatsbürger im Interesse der staatlichen Allgemeinheit mit in Kauf nehmen. Der Grundgedanke hiervon ist gewiß richtig. Es ist besonders auch richtig, daß jeder Staatsbürger die Vorteile, die ihm das Gemeinwesen bringt, nötigenfalls auch mit Opfern vergelten muß. Aber andererseits — sollte es denn wirklich nicht möglich sein für die Behörden, das Maß dieser persönlichen Opfer etwas zu verringern? In unsern beiden Fällen war es dies sicherlich. Daß Müller sowohl wie auch Schulze Kaufleute waren, stand in den Akten. Der das Ermittlungsverfahren leitende Staatsanwalt konnte sich also sagen, daß sie wohl einigermaßen schreibgewandt wären. Er konnte das, was er in dem einen Falle durch Vermittlung des Gerichts und in dem anderen durch die der Polizei von ihnen erfahren wollte, durch unmittelbare Anfrage von ihnen selbst zu bekommen suchen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte er den gewünschten Erfolg auch auf diesem Wege erzielt; vorausgesetzt nur, daß er die Anfrage in einer für den Laien hinreichend verständlichen und bestimmten Weise gefaßt hätte. Hätte Müller oder Schulze gesäumt, der Anfrage binnen der im privaten und besonders auch kaufmännischen Verkehr üblichen Beantwortungszeit zu entsprechen, so könnte der Zweck immer noch durch schleunige Mahnung, durch die Polizei oder auch durch persönliche Ladung zu dem Staatsanwalt selbst oder dessen Sekretariat erreicht werden. Die persönlichen Unannehmlichkeiten wären also den davon Betroffnen erspart worden; ohne daß die Sache litt. In dem einen Falle, der Müller betraf, wären auch die mit dessen Vernehmung verbundenen Kosten (durch Zeugenvernehmungen entstehen regelmäßig Kosten für Zeugengebühren und ferner höhere Kosten für Papier, Anfertigung der Schreiben und Postgebühr als durch unmittelbare Anfrage) dem Staate nicht erwachsen. In beiden Fällen wären außerdem auch die Vermittlungsstellen, Gericht und Polizei, von Arbeit verschont geblieben. Endlich aber wären die Verfahren durch schnellere Erledigung der Ermittlungen beschleunigt worden.

Vermeidung unnötiger Scherereien für das Publikum, unnötiger Kosten für den Staat, unnötiger Arbeit für andre Amtsstellen, unnötiger Zeitverzögerung im Verfahren, das sind gewiß Gesichtspunkte, deren ständige Berücksichtigung beim Strafverfahren im öffentlichen Interesse liegt. Also *versuche* man doch getrost, in ähnlichen Fällen wie den geschilderten mit persönlichen Anfragen zu

arbeiten. Freilich können hier und da Bedenken dagegen bestehen. Wenn beispielsweise ein zu vernehmender Zeuge irgendwie an der Sache interessiert ist oder wenn durch seine Aussage rechtlich oder tatsächlich schwierige Punkte aufzuklären sind, wird seine persönliche Vernehmung unumgänglich nötig sein. Soweit Angehörige der obern und mittlern Gesellschaftsschicht in Frage kommen, werden das aber nur Ausnahmefälle sein. Bei Leuten einfacherer Stände wird man natürlich kaum durch Anfrage etwas erreichen. Aber diesen entsteht durch persönliche Vernehmung auch schwerlich persönliche Ungelegenheit. Für sie ist sie im Gegenteil meist eine angenehme Unterbrechung ihrer Tätigkeit. Sie bekommen die ihnen verloren gehende Arbeitszeit bezahlt, mindestens bei allen gerichtlichen Vernehmungen. Bei sozial Höherstehenden ist dies häufig nicht der Fall, weil ihnen Aufwendungen, die bar vergütet oder berechnet werden könnten, nicht entstehen.

Ein andres Bild. Frau Rentier Lehmann erhält unverhofft eine Aufforderung, bei der Polizeibehörde zu erscheinen, um sich dort in einem gegen sie selbst eingeleiteten Ermittlungsverfahren vernehmen zu lassen. Um welche Beschuldigung es sich handelt, ist, wie üblich, nicht gesagt. Frau Lehmann ist sich zwar keiner Schuld bewußt, sie kann aber tagelang bis zur Vernehmung ein peinliches Unbehaglichkeitsgefühl nicht loswerden. Als sie dann auf dem Polizeiamt vernommen wird, hört sie, daß ihr ein Meineid vorgeworfen wird. Sie hatte einige Zeit vorher von ihrem Fenster aus beobachtet, wie ein Eckensteher auf dem Hofe ihres Nachbars eine Kiste mit Waren stahl, hatte diesem davon Mitteilung gemacht und war dann in dem Strafverfahren als einzige Zeugin eidlich vernommen worden. Nun hat der Eckensteher, der auf ihr Zeugnis hin verurteilt wurde, gegen sie den Vorwurf des Meineids erhoben und behauptet, sie könne ihn damals gar nicht beobachtet haben, da sie sich zu jener Zeit, wie ihm zwei gute Freunde nachträglich erzählt hätten, in ganz andrer Gegend der Stadt aufgehalten habe. Frau Lehmann ist ganz verblüfft über die Keckheit dieser Beschuldigung. In ihrer Verwirrung kann sie nichts andres tun, als ihre eidliche Aussage als richtig zu bezeichnen. Die Sache quält sie noch längere Zeit. Schließlich fällt ihr dann ein, daß sie ja an jenem Tage kurz vor dem Vorfall in ihrer Wohnung eine Besprechung mit ihrem Hauswirt hatte und gleich danach den Besuch einer Freundin erhielt. Also schreibt sie dies dem Staatsanwalt und bittet, diese Zeugen zu vernehmen. Erleichtert atmet sie auf. Aber die Sorge will nicht schwinden. Sie hört zwar nach einiger Zeit, daß ihre Zeugen vernommen sind. Jedoch vergehen erst Wochen, dann Monate, ohne daß sie Nachricht über das Verfahren erhält. Schließlich fragt sie kurz entschlossen an, wie die Sache stehe. Nun erhält sie den kurzen Bescheid, das Verfahren gegen sie sei längst eingestellt worden.

Hier hat Frau Lehmann in zweifacher Hinsicht Härten erlitten, die zu vermeiden waren. Zunächst hätte sich empfohlen, Auskunft über die Beschuldigung ebenfalls durch Anfrage zu fordern, da Bedenken dagegen, ihr den Sachverhalt schriftlich und auf diesem Wege mitzuteilen, nicht vorlagen. Dann hätte sie von vornherein ausreichend Gelegenheit gehabt, sich über die Haltlosigkeit der Beschuldigung klar zu werden, hätte sich höchstwahrscheinlich früher des Wertes ihrer beiden Schutzzeugen erinnert und dies dann der Staatsanwaltschaft baldigst mitgeteilt. Der Gang zum Polizeiamt und die grundlose Sorge, diese mindestens zum großen Teile, wären weggefallen. Ferner würde sie es sehr dankbar empfunden haben, wenn sie sogleich nach Einstellung des Verfahrens hiervon Nachricht erhalten hätte. Daß eine solche Nachricht jeder erhält, der in ein

strafrechtliches Verfahren als Beschuldigter verwickelt gewesen ist, ist gewiß nicht mehr als billig. Bisher wird sie aber in der Regel nur dem zuteil, der gerichtlich verantwortlich vernommen ist. Denn die Strafprozeßordnung schreibt sie nur für diesen Fall, nicht auch für polizeiliche Berechnungen vor. Es wäre zu wünschen, daß die neue Strafprozeßordnung entsprechend ergänzt oder, was praktisch ebenso wirken würde, Nachricht von Einstellung des Verfahrens auch für den Fall eines nur polizeilichen Verhörs durch die obere Justizbehörde angeordnet werden würde.

Wieder ein anderer Fall. Der Bauer Christian Krause in der Provinz Posen zeigt seinen einzigen Knecht zur Bestrafung an, weil er ihm unbewußt aus der Arbeit entlaufen ist. Schleunigst entgegnet dieser mit einer Strafanzeige gegen ihn, in der er ihn beschuldigt, ihm ungenießbares Fleisch zum Essen gegeben zu haben, und einen früher entlassnen Knecht als Zeugen benennt, da Krause auch diesem gegenüber so verfahren habe. Dieser bestätigt bei Vernehmung, er habe bei Krause das Fleisch oft kaum essen können. Nun kann der Staatsanwalt, obwohl er beiden nicht glaubt, nicht umhin, von Krause eine Gegenerklärung zu fordern. Zu schriftlicher Erklärung würde er nicht fähig sein. Nach üblichem Gebrauch läßt ihn der Staatsanwalt also vor die nächste Polizeibehörde laden und dort vernehmen. Wie vorauszusehen, rechtfertigt sich Krause und das Verfahren wird eingestellt. Aber durch die Vernehmung hat Krause einen halben Arbeitstag für sich und Pferd und Wagen verloren. Denn das Polizeiamt lag zehn oder zwölf Kilometer weit entfernt. Für diesen Verlust wird er aber nicht entschädigt; nicht einmal dann, wenn nicht nur seine Schuld nicht erwiesen, sondern sogar seine Unschuld klar nachgewiesen würde. Darin liegt zweifellos eine Härte. Sie kann sich besonders zeigen, wenn Krause durch die Vernehmung in dringenden Ernte- und Bestellungsarbeiten gestört ist. Konnte sie vermieden werden? Ja. Nämlich einfach dadurch, daß die erforderliche Erklärung von ihm nicht durch die Polizeibehörde, sondern durch den Gendarmen eingeholt wurde. Dann wäre dieser einfach zu ihm gekommen und hätte ihn befragt. Soweit ein Weg nötig war, hätte ihn dieser also zu machen gehabt und hätte dies auf seinem üblichen Patrouillenritt nebenbei mit tun können.*) Und genügt hätte die Abhörung durch den Gendarmen ebenfalls.

Hierbei entsteht die Frage, inwieweit es billig ist, den Beschuldigten, wenn das Verfahren gegen ihn eingestellt wird, für seine Verluste an Zeit und baren Auslagen zu entschädigen. Schon das obige Beispiel zeigt, daß diese unter Umständen nicht unbedeutend sind. Sie könnten aber noch weit höher sein. In manchen Gegenden liegen die zuständigen Polizeibehörden und Gerichte so weit von einzelnen Wohnplätzen, daß sie nur durch umständliche Bahn- oder Wagenfahrten zu erreichen sind. Entschädigung kann aber nach dem heutigen Stande der Gesetzgebung nur gewährt werden, wenn der Beschuldigte bis auf die Anklagebank gelangt und dann freigesprochen wird. Denn nur für diesen Fall und durch Urteil können die notwendigen Auslagen der Staatskasse auferlegt werden. Das bedeutet also — in sehr vielen Fällen — für den unschuldigen Beschuldigten zwei Möglichkeiten: entweder die Annehmlichkeit, daß er von Anklage und Gerichtsverhandlung verschont bleibt, und verbunden damit die Unannehmlichkeit, daß er unentschädigt für Auslagen und Versäumnisse

*) Der hier vorgeschlagene Modus würde zum mindesten eine Verdopplung der Zahl der vorhandnen Gendarmen zufolge haben müssen. Die Schriftleitung.

bleibt, oder die Unannehmlichkeit, die Anklage und Gerichtsverhandlung bringen, und zusammen hiermit die Annehmlichkeit, daß er entschädigt werden kann. Beides ist wenig erfreulich.

Nun denke man aber weiter daran — damit auch besonders krasse Fälle nicht unerwähnt bleiben, die freilich nur seltener vorkommen —, daß ein Beschuldigter zur Gegenüberstellung mit einem Zeugen zwecks Wiedererkennung an einen Gerichtsort geladen wird, der von seinem Wohnort vielleicht fünfzig oder gar hundert Kilometer weit entfernt in einem anderen Gerichtsbezirk liegt. Daß sich dies manchmal nicht vermeiden läßt, weiß jeder Praktiker. Da bedeutet schon allein die Reise eine so hohe Ausgabe, daß sie für den Unbemittelten fast unerschwinglich ist.

Die Erwägung, daß der unschuldig von einem Strafverfahren Betroffne aus Billigkeitsgründen zu entschädigen sei, hat bereits zu gesetzgeberischen Maßregeln geführt. Sie hat das Gesetz entstehen lassen, das unschuldig Verhafteten unter gewissen Voraussetzungen Entschädigung sichert. Aber seine wohltätige Wirkung kommt dem Beschuldigten nur zugute, wenn er verhaftet gewesen und dadurch für einige Zeit völlig aus seiner Tätigkeit gerissen worden ist. Es wäre im Interesse des Publikums sehr zu wünschen, daß auf der einmal betretnen Bahn weiter gegangen würde. Bis wie weit, bedarf allerdings sehr gründlicher Überlegung. Zum mindesten aber sollten solche Personen schadlos gestellt werden, deren Unschuld die Staatsanwaltschaft für klar erwiesen hält; und zwar insoweit, als ihnen ein in Geldeswert zu beziffernder Nachteil erwachsen ist.

Es folge ein weitres Bild. Der Maurer Friedrich Franke in Halle erhält am 3. März eine Vorladung als Zeuge, nach der er in einer Bauunfallsache zur Verhandlung vor der Strafkammer in Halle am 25. März zu erscheinen hat. Beim Durchlesen der Ladung ersieht er aus ihr, daß er sich durch Fehlen strafbar machen würde, und daß er eine Veränderung seines Aufenthaltsortes in der Zwischenzeit anzeigen soll. Diese letztre Anweisung scheint ohne Belang für ihn zu sein, da er in fester Arbeit in Halle steht und gar nicht daran denkt, sie aufzugeben. Den Terminstag vermerkt er, um ihn ja nicht zu vergessen, in seinem Taschenbuch, das er stets bei sich trägt. Zwei bis drei Wochen vergehen. Da erhält er plötzlich mit andren Maurern zusammen von seinem Arbeitgeber den Auftrag, schleunigst mit dem Mittagszug nach Bitterfeld zu fahren und dort für einige Zeit bei eiligen Hilfsarbeiten tätig zu sein. Schnell packt er die nötigsten Sachen und fährt ab. Kaum ist er einige Tage in Bitterfeld und hat sich dort mit den veränderten Verhältnissen vertraut gemacht, so ist der Terminstag herangekommen, wie er aus seinem Buche sieht. Er fährt also zu der Verhandlung und läßt sich vernehmen. Dann geht er zu der Gerichtskasse und bittet dort um Zeugengebühren für Arbeitsversäumnis und unter Vorlegung der Bahnkarte auch für das Reisegeld. Zu seinem Erstaunen erklärt ihm aber der Kassenbeamte, Reisegeld könne er nicht bekommen. Auf seine Frage, warum nicht, weist er ihn auf die Stelle in der Ladung hin, wonach ein Zeuge die Veränderung des Aufenthaltsortes sofort anzeigen müsse; da er dies nicht getan habe, könnten die Gebühren nur so berechnet werden, als ob er noch wie damals sich in Halle aufhalte. Franke verzichtet auf weitere Erörterungen an der Kasse, geht aber sofort zur Gerichtsschreiberei und bittet dort zu Protokoll um Ersatz des Fahrgeldes, indem er auseinandersetzt, wie sich seine Aufenthaltsverhältnisse ganz plötzlich und für ihn unvermutet verändert hätten, daß er infolge der

Eile und des Ortswechsels doch ganz begreiflicherweise die Anzeige habe vergessen können, und daß die Anweisung in der Ladung auch gar nichts davon enthalte, daß die Unterlassung der Anzeige so empfindliche Folgen habe. Er rechnet darauf, daß die Strafkammer sich in seine Lage versetzen und ihm aus Billigkeitsgründen seine Forderung erfüllen werde. Aber nach einigen Tagen erhält er denselben Bescheid, den ihm schon der Kassenbeamte gegeben hatte.

Die Billigkeit wird hier Franke recht geben. Die bestehenden Vorschriften geben aber dem Kassenbeamten und der Strafkammer recht. Zwischen Billigkeit und Vorschriften besteht also ein Gegensatz. Dieser kann beseitigt werden, ohne daß die Vorschriften geändert zu werden brauchen. Es braucht nur auf jeder Ladung an besonders hervortretender Stelle darauf hingewiesen zu werden, daß die Unterlassung der Anzeige des Aufenthaltswechsels Folgen, und zwar empfindlicher Art, nach sich zieht. Das übersieht so leicht niemand. Übersieht oder vergißt aber jemand trotzdem die Vorschrift, dann trifft ihn die Folge mit Recht.

In dieser Frage könnte aber dem Publikum noch etwas mehr entgegengekommen werden. Wenn ein Angehöriger der besseren Stände die Anzeige des Wohnungswechsels zu erstatten hat, so wird ihm das Schreiben einiger Zeilen nur sehr geringe Mühe machen. Anders für den einfachen Mann. Dieser weiß meist nicht recht, welcher Form und welcher Worte er sich bei einem Schriftwechsel mit den Behörden bedienen soll, das Schreiben selbst wird auch seiner ungelenken Hand ziemlich sauer. In diesen Nöten zieht er erfahrungsgemäß dann oft einen schreibgewandten Bekannten oder einen sogenannten Volksschreiber zu Hilfe. Das verursacht ihm aber in der Regel Kosten, und wenn sie auch nur in einem Glas Freibier bestehen. Ihm dies zu ersparen, wäre ein leichtes. Es könnte jeder Ladung ein einfach und verständlich gehaltenes Formular für eine Wohnungswechselanzeige beigelegt werden, bei dem nur der Name des Zeugen und sein etwaiger neuer Aufenthaltsort von ihm einzurücken wäre. Wenn dann noch das Formular nach Kanzleiart zusammenzulegen wäre und auf der Außenseite die Adresse der Behörde träge, könnte es bequem als Drucksache fertiggestellt und in den nächsten Postkasten geworfen werden. Übrigens aber könnten die Annehmlichkeiten solcher Formulare auch in der Weise dem Publikum zugänglich gemacht werden, daß sie zu kostenloser Abgabe bei den städtischen Postanstalten und Landbriefträgern (oder auch den ländlichen Gemeindevorstehern) vorrätig gehalten und die Ladungen mit Hinweis hierauf versehen würden. Das würde dem Staate bedeutend billiger werden.

Die Beispiele sind sämtlich der strafrechtlichen Praxis entnommen. Zahllose Akten bezeugen, wie oft sie mit mehr oder weniger Abweichung vorkommen. Ihnen allen ist zum mindesten das Eine gemeinsam, daß sie dem Publikum Verdrießlichkeiten verursachen, die leicht vermieden werden könnten. Daß die Fingerzeige, die zu ihrer Behebung gegeben sind, schlechthin die einzig zweckmäßigen und anwendbaren sind, soll gewiß nicht gesagt sein. Ebensowenig soll verkannt werden, daß — außer in dem letzten Beispiele — ihrer Anwendung begründete Bedenken entgegenstehen können, daß das Verfahren nach ihnen mitunter eine fast radikal zu nennende Abweichung von bisherigen Gepflogenheiten bedeutet, daß man sich auch hierin vor schematischer Verallgemeinerung hüten muß, und daß ihre Beachtung zu sehr sorgsamer Berücksichtigung der sachlichen und persönlichen Verschiedenheiten jedes einzelnen Straffalles zwingt, die unter Umständen dessen Bearbeiter viel Zeit kostet. Dem gegenüber muß man sich aber

stets vor Augen halten, daß im heutigen Rechtsstaat ein jeder durch den Geist der Verfassung und Gesetzgebung wohlverdienten Anspruch darauf hat, in seiner persönlichen Interessensphäre durch Unannehmlichkeiten und Ungelegenheiten so lange ungestört zu bleiben, wie diese nicht durch das Interesse der Allgemeinheit unvermeidlich notwendig gemacht werden. Dieser Satz bindet nicht nur den Privatmann, sondern er zieht auch den behördlichen Organen die Grenzen für ihr Tun und Unterlassen. Je mehr in amtlicher Tätigkeit versucht wird, persönlichen Verhältnissen und berechtigten Wünschen in den Kreisen des Publikums Rechnung zu tragen, desto mehr wird der weitverbreitete Groll gegen Bureaukratismus und Formalismus schwinden. Und gute Gelegenheit hierzu bieten auch gar manche Dinge, die einem Beamten vom Standpunkte nur amtlicher Tätigkeit als untergeordnet und nebensächlich erscheinen können.

Die Barbarina

Von Professor Dr. W. Berg

Im Anfang des Jahres 1744 hatte König Friedrich II. von Preußen von seinem Residenten in Venedig, dem Grafen Cataneo, einen an den Staatsminister Grafen v. Podewils gerichteten und vom 22. Januar datierten Brief erhalten, dessen Inhalt ihn mit heftigem Zorn erfüllte. Der französisch geschriebene Brief lautete:

„Da die Allerhöchsten Befehle Sr. Majestät vom 31. Dezember mir zur Pflicht machten, mich durch die vorhandenen Schwierigkeiten nicht von dem Engagement der Barbarina abschrecken zu lassen, so bitte ich Ew. Exzellenz, Se. Majestät in Kenntnis zu setzen, daß ich das venetianische Gouvernement durchaus nicht disponiert gefunden habe, sich in diese Sache zu mischen, und daß ich mich daher an den französischen und spanischen Gesandten gewandt habe. Der erstere hat die Barbarina am nächsten Sonntag zu Tische eingeladen, und ich werde auch anwesend sein, um ihr mit Güte zuzureden. Wenn ihr Engländer darauf besteht, sich widersetzen zu wollen, so werde ich sie entführen, zu einem der Gesandten bringen und unter guter Eskorte nach Berlin transportieren lassen, denn ich habe das Papier, in welchem sie sich bereit erklärt, in die Dienste des Königs zu treten, in meinen Händen, und die Mutter ist eine sehr bestimmte, feste Frau, welche durchaus will, daß ihre Tochter Wort hält. So haben wir denn nicht allein das Recht, sondern auch die Schicklichkeit für uns, denn das arme Mädchen würde mit dem Engländer geradezu in ihr Unglück rennen. Aber es ist nun durchaus nötig, daß Se. Majestät mir sofort einen von Allerhöchstdemselben unterschriebenen Kontrakt übersendet, welcher alle Bedingungen enthält, die ich in meiner Depesche Nr. 223 vom 13. November angedeutet, und ich glaube, dafür stehen zu können, daß, wenn dieses Mädchen nur erst in Berlin ist, es Sr. Majestät ein leichtes sein wird, sie für ihre ganze Lebenszeit zu engagieren."

Was war diesem Briefe vorausgegangen?

Man weiß, daß König Friedrich ein großes Verständnis für die Bühnenkunst besaß und ihr rege Teilnahme entgegenbrachte. Unter dem spartanischen Regiment des Soldatenkönigs waren Theater und Musik ohne Pflege geblieben. Friedrich Wilhelm I. hatte weder Sinn noch Geld „vor dergleichen Voluptuarien"; lieber

ging er auf den Neuen Markt, um dort Eckenberg, den „starken Mann", zu sehen. Nach des Vaters Tode aber hatte der junge Friedrich eine Truppe französischer Schauspieler für Berlin verpflichtet, wo sie in dem zum Schloßtheater umgewandelten Kurfürstensaale des Schlosses oder im Theater des Schlosses Monbijou spielte, das der Witwensitz der Königin-Mutter war. Noch mehr aber ersehnte der kunstliebende Monarch; er wollte eine italienische Oper haben, wie sie August III. von Sachsen hatte. Der Erste Schlesische Krieg tat seinen fortdauernden Bemühungen, eine solche ins Leben zu rufen, durchaus keinen Abbruch. Er zog tüchtige Musiker und Komponisten an seinen Hof und sah sich auch nach italienischen Sängerinnen und Kastraten um. Vor allem aber ließ er der italienischen Muse, die sich am Strande der Spree niederlassen sollte, durch seinen geschmackvollen Baumeister, den „dicken" Knobelsdorf, einen würdigen Tempel erbauen, das große Opernhaus, das 1743 vollendet dastand. Der geniale Graun ward nach Italien geschickt, um gute „Operisten und Operistinnen" anzuwerben; Geld sollte dabei keine Rolle spielen. Auch Voltaire ward gebeten, französische „Comödianten" für Berlin zu verpflichten. Da dem König der Bau der neuen Musenstätte zu langsam vonstatten ging, befahl er, ein interimistisches „Theatrum im Schlosse zu erbauen, damit absolument nach seiner Rückkehr (aus dem Schlesischen Kriege) im Dezember schon Opera gespielet werden könnte". Das war eben das oben erwähnte Schloßtheater, das man 1805 leider wieder abriß. Natürlich gehörte zur „großen Opera" auch das Ballett. Und auch dafür sorgte der König. Im August 1742 erschien der Pariser Ballettmeister Michael Poitier mit seinen beiden weiblichen Hauptkräften, den Demoiselles Roland und Cochois. Poitier trat aber so unverschämt auf, daß seine Entlassung schon sehr bald notwendig wurde. Mit ihm erhielt auch dessen sehr gern gesehene Geliebte, die Demoiselle Roland, den Abschied. An die Stelle des entlassenen Ballettmeisters trat der tüchtige und anständige Franzose Lany, den der preußische Gesandte in Paris angeworben hatte.

Aber die Roland wurde vom Hofe und am meisten vom König selbst sehr vermißt. Eine neue erste Tänzerin mußte daher durchaus gewonnen werden. Diesmal sollte es eine Italienerin sein, und zwar die beste, die man erhalten könnte. Die preußischen Gesandten mußten den Dienst von Theateragenten übernehmen. Auch Graf Cataneo, der preußische Resident bei der Republik Venedig, erhielt den Auftrag, sich nach einer prima ballerina umzutun. Und er fand sie in der Person der damals schon trotz ihrer Jugend berühmten Barbara Campanini, die allgemein unter dem Kosenamen La Barbarina bekannt war. Sie hatte schon früher in London und Paris hohen Ruhm geerntet und bezauberte damals ganz Venedig durch ihre Schönheit, Kunstfertigkeit und ihr liebenswürdiges Wesen. Ihr Geburtsort und ihr Geburtsdatum sind nicht zu ermitteln gewesen; auch in den Akten des Kgl. Preuß. Staats-Archivs ist nichts darüber vorhanden. Ihr Künstlername Barbarina erscheint auch in den Schreibungen Barbarini, Barberini und Barberina.

In Berlin war die Künstlerin um 1744 noch ganz unbekannt. Daß Friedrich sich dafür entschied, sie für Berlin zu gewinnen, war den Lobeserhebungen zuzuschreiben, die außer Cataneo auch der Legationsrat Bielfeld aussprach, eine am preußischen Hofe oft und gern gesehene Persönlichkeit. Bielfeld hatte die Barbarina 1740 in einem Londoner Theater gesehen und bewundert. Er schreibt darüber voller Begeisterung am 7. Februar jenes Jahres: „In Common-Garden haben wir eine junge Hebe, die in den Bewegungen eine Terpsichore, an Schönheit eine Venus ist. Es ist eine Italienerin, Demoiselle Barberini, welche sich erst seit kurzem hier aufhält. Ich schweige über sie, denn wer könnte sie schildern? Ich hüte mich, mich ihr zu nähern, denn ich fühle, sie könnte meinem Herzen

gefährlich werden. Sie ist sowohl für das ernste als für das komische Fach engagiert worden." Graf Cataneo hatte im Herbst 1743 dem König die Barbarina warm empfohlen, und Friedrich hatte sofort den Befehl erteilt, die junge Tänzerin für Berlin zu verpflichten. Auf die Bedingungen, die Graf Cataneo dank der königlichen Freigebigkeit machen konnte, gingen die Barbarina und ihre Mutter mit Vergnügen ein. Das konnten sie auch, denn der König hatte eine für die Verhältnisse jener Zeit ganz ungeheure Gage angeboten. Der Vertrag wurde also im November 1743 unterschrieben. Er bedurfte aber noch der königlichen Unterschrift und wurde zu diesem Zwecke nach Berlin geschickt. Natürlich dauerte es bei den weiten Entfernungen und bei den dürftigen und schwerfälligen Verbindungen jener Zeit sehr lange, bis der Vertrag aus der preußischen Hauptstadt wieder in Catanes Hände gelangte.

In dieser langen Zeit nun war etwas geschehen, das die Lage der Dinge ganz veränderte. In Berlin harrte schon das Theaterpublikum auf das baldige Erscheinen der berühmten Tänzerin. Am 21. November stand in der „Gazette de Berlin" zu lesen: Dans le second Opéra . . . on verra danser la Barbarini, une des plus célèbres danseuses de l'Europe, qui s'est déjà fait admirer en Angleterre, en France et en Italie. Aber die launische Dame ließ auf sich warten. Sie hatte die Lust verloren, nach dem fernen Norden zu gehen. Und der Grund? Sie liebte, oder besser gesagt, sie wurde geliebt. Ihr Verehrer war der schottische Lord Stuart Mackenzie, und er liebte die entzückende Nymphe des Tanzes mit feurigster Leidenschaft. Was war der Barbarina die Unterschrift, die sie gegeben hatte? Sie erklärte einfach, nicht reisen zu wollen. Auch scheute sie sich nicht vor der Lüge, Lord Mackenzie sei ihr Gemahl, und sie dürfe ohne seine Erlaubnis kein Engagement antreten. Graf Cataneo konnte sie mit aller Beredsamkeit nicht umstimmen und mußte den ärgerlichen Fall an den Minister Grafen Podewils nach Berlin berichten. Der Wortlaut dieses Berichts ist bereits oben mitgeteilt worden. Kein Wunder, daß der König höchlichst erzürnt war. Wie? Eine Tänzerin wagte es, ihm zu trotzen? Und noch dazu gegen das klare Recht? Nun griff er selbst in die Angelegenheit ein. Er wollte — und das war ihm nicht zu verdenken — seinen Willen haben, selbst um den Preis eines offenen Konflikts mit der Regierung von Venedig.

Um einer kleinen Tänzerin willen wurde nun eine diplomatische Haupt- und Staatsaktion eingeleitet. Leicht war die Sache nicht zu machen. Cataneo hatte sich zwar schon, bevor er an Podewils schrieb, mit der Bitte um amtliche Unterstützung an das venetianische Gouvernement gewendet, es aber „nicht disponiert gefunden, sich in diese Sache zu mischen". Da er nur preußischer Resident war, ohne offiziellen Charakter als preußischer Gesandter, so war er nicht in der Lage, mit der Signoria von San Marco unmittelbar zu verhandeln. Preußen war eben seit der Zeit Friedrich Wilhelms I., der eine starke Abneigung gegen Republiken hatte, in Venedig nicht offiziell vertreten, und Friedrich II. hatte im Anfange seiner Regierung ernstere Sorgen gehabt, als daß er sich hätte beeilen sollen, das Versäumte in Venedig nachzuholen. So blieb nur der Umweg über Wien übrig. Der preußische Gesandte dort, Graf Dohna, erhielt die Weisung, sich in der Angelegenheit mit dem Gesandten der Republik Venedig am österreichischen Hofe, Contarini, in Verbindung zu setzen und ihm mitzuteilen, der König habe das bestimmte Verlangen geäußert, die venetianische Regierung möge die widerspenstige Ballerina ausliefern. Contarini wird wohl nicht wenig verblüfft gewesen sein über das an die hohen Herren der Signoria gestellte Ansinnen, sich um das Engagement einer Tänzerin zu bekümmern, aber er tat doch seine Pflicht und berichtete an seine Regierung.

Es dauerte geraume Zeit, bis die Nobili von San Marco eine Antwort gaben und zwar eine in kühlste Höflichkeitsphrasen eingewickelte, ablehnende Antwort. Friedrich war über die Rücksichtslosigkeit empört und gedachte mit den Herren in der Lagunenstadt deutsch zu sprechen. Ein Zufall half ihm. Ein Graf Capello, Gesandter der Republik Venedig, reiste damals von London über Hamburg und stand im Begriffe, durch das preußische Staatsgebiet zu fahren. Da ließ der König auf dessen Equipagen und Gepäck Beschlag legen; der Ärmste konnte seine Reise nicht fortsetzen und mußte für die Handlungsweise seiner Landsleute büßen. Das wirkte. In den diplomatischen Kreisen Europas war man natürlich über diesen Rechtsbruch auf das tiefste entrüstet. Am unangenehmsten war die Wendung der Dinge für Contarini. Aber alle seine Beschwerden beim Grafen Dohna fielen unter den Tisch, und es blieb ihm nichts übrig, als den Herren in Venedig zur Nachgiebigkeit zu raten. Am 17. März 1744 hatte der König aus Breslau den nachfolgenden Brief an den Grafen Dohna geschrieben: „Das Gerücht, von dem Sie mir in der Depesche vom 7. dieses Monats Mitteilung machen, daß ich nämlich die Equipagen des venetianischen Gesandten Capello hätte festnehmen lassen, ist insofern unrichtig, als diese Equipagen sogar meine Staaten passiert sind, ohne irgend eine Abgabe zu bezahlen; die Befehle, die Ich gegeben, sie anzuhalten, sind bei der ersten Nachricht, daß die Republik von Venedig Mir in Sachen der Barbarina Genugtuung zu geben versprach, zurückgenommen worden. Ich hoffe, daß sie nicht vergessen wird, nun auch dem Versprechen nachzukommen und bitte Gott usw. gez. Friedrich."

Aus diesem köstlichen Schriftstück ist zweierlei zu ersehen: erstens, daß die Equipagen des Grafen Capello tatsächlich festgehalten worden sind, und zweitens daß die Signoria unter dem Drucke der Verhältnisse die bittre Pille geschluckt und sich gefügt hat. Es blieb nur noch übrig zu bestimmen, wie die Barbarina nach Berlin zu bringen war. Denn allein konnte man sie nicht reisen lassen, da die Vermutung nahe genug lag, daß der verliebte schottische Lord die Schöne entführen würde. Graf Dohna erhielt also vom König aus Neisse die Instruktion: que le Comte de Dohna devoit se concerter avec l'Ambassadeur de Venise sur les moyens de faire venir cette créature (!) sûrement. Das Ergebnis dieses se concerter mit Contarini war, daß die Regierung von Venedig sich verpflichtete, die Barbarina bei Nacht unter Bedeckung einer Reiterkompagnie bis an die österreichische Grenze schaffen zu lassen. Graf Dohna erklärte sich dagegen bereit, sie dort in Empfang zu nehmen und in Begleitung eines italienisch oder französisch sprechenden Menschen weiter zu befördern. Auch bürgte er auf Ansuchen des Venetianers, daß es der Barbarina nach Ablauf ihres Vertrages freistehen solle, ungehindert den preußischen Staat zu verlassen. Er berichtete von dieser Übereinkunft nach Berlin und erhielt die folgende, vom 4. April 1744 datierte Kabinettsordre: „Gegenwärtiges schreibe Ich Ihnen, um Sie als Rückantwort auf Ihren Bericht vom 24. vorigen Monats meine Beschlüsse wegen der Barbarina wissen zu lassen. Ich wünsche nämlich, daß der Senat von Venedig dieses Töchterchen durch ein paar Leute, welche beauftragt sind, für sie zu haften, nach Wien schaffen möge. Wenn sie dort angekommen, könnten Sie sie nach Berlin auf die sicherste Weise über Schlesien reisen lassen. Sie werden nicht ermangeln, dies alles dem venetianischen Gesandten zu insinuieren, und ich spreche die Hoffnung aus, die Republik werde Mir dieses geringfügige Zeichen der Aufmerksamkeit, das ich von ihr erbitte, zuteil werden lassen. Gez. Friedrich."

Da Graf Dohna selbst die schöne Italienerin an der Grenze natürlich nicht empfangen konnte, bestimmte er für dieses Geschäft seinen weitgereisten, energischen

und gewandten Haushofmeister Mayer. Dieser Mann erhielt von Contarini eine Vollmacht, um sich dem venetianischen Militärkommando gegenüber, das die Barbarina begleiten sollte, an der Grenze zwischen Palma Nuova und Görz auszuweisen. Graf Dohna instruierte ihn schriftlich, wie folgt:

1. „Wird der Mayer allen Fleiß anwenden, um seine Hinreise nach Palma zu beschleunigen, zumalen das Frauentzimmer heut über 8 Tagen dort eintreffen wird."

2. „Daselbst des hiesigen Venetianischen Herrn Botschafters Exellenz Schreiben nebst anliegendem Kästchen sogleich an das General-Proveditores Exellenz in Palma überreichen und von ihm seine Nachricht erwarten, was er zu tun hat."

3. „Ferner demjenigen Hr. Offizier von der Republik, welche ihm die Tänzerin Barbarina auf der K. Hungarischen und Böheimbschen Granitz in Friaul richtig überliefern wird, den habenden Schein über den richtigen Empfang extradiren."

4. „Wann er auch etwa Postpferde bedörffen sollte, wird er des Hr. Botschafters Exellenz Schreiben an den Postmeister in Palma da überreichen können."

5. „Wird der Mayer alle Sorge anwenden, daß die Tänzerin ihm nicht weggenommen oder entführet werde oder heimlich weggehe, auch benöthigten falls von den K. Hungarischen und Böheimbschen Gouverneurs oder Commandanten oder Magistraten der Städte und Dörffer, im Falle etwas zu befürchten, um eine kleine Escorte von Ort zu Ort ersuchen, wobei ihm der Paß von der Königin Majestät helffen wird."

6. „Seine Zurückreise hin nach Wien, so viel als es ohne die Tänzerin Barbarina zu sehr zu fatiguiren geschehen kann, zu beschleunigen suchen."

7. „Das ihm zur Reise mitgegebene Geld richtig zu berechnen und so viel thunlich zu menagiren."

Graf Dohna hatte eigenhändig noch folgende Bemerkung hinzugefügt:

8. „Als welche Barbarina er auf alle Weise zu flattiren, ihr die Reise bequem machen und sie in guten Humeur zu setzen suchen, auch ihr versichern wird, daß sie in eine schöne Stadt, an einen großen Hof und in eines gnädigen Königs Dienste käme, worin sie alle Ursache vergnügt und zufrieden zu seyn haben wird."

Was hatte der unglückliche Liebhaber, Lord Mackenzie, unterdessen getan? Nachdem alle seine Versuche, die Auslieferung der Geliebten zu hintertreiben, gescheitert waren, reiste er ihr vorauf an die Grenze, fest entschlossen, List, Bestechung, nötigenfalls sogar Gewalt anzuwenden. In Görz traf er mit Mayer und seiner schönen Begleiterin zusammen. Hören wir den ergötzlichen Bericht, den der biedere Mayer seinem Herrn nach Wien abstattet:

Reichshochgeborner Graf,
Gnädiger und hochgebietender Herr!

„Ew. Exellenz habe nach meiner schuldigkeit unterthänigst zu berichten sollen wegen meiner Reise, wie das den 16. dieses zu Palma nova glücklich angelanget, auch selbten Tag gleich wiederum mit meinem betrübten Frauentzimmer zurück nach Goritzia und bei dem schwarzen Adler alda einlogiret, alwo zu meiner größten Bestürtzung unter einen fingirten Namen und andern angegebenes Landes als St. Andrea der Lord schon in die 5 Tage aldar logiret, mithin bei meiner Zurückkunft von Palma mir ein Billet wie die Copia hierbei lautet zugeschicket, daß ich ihme erlauben möchte mit ihr zu reden, allein ich gabe kein Gehör, so bittet er Milord noch einmal, er wollte sich Hände und Füße binden lassen, und mir ein schönes Recompens geben, ich möchte ihm eine Viertelstunde erlauben mit ihr zu reden, es konnte abermals nicht geschehen, alsdann ist es auf das Todtschießen meiner und des Kutschers ausgebrochen; mithin habe die Pferdte ihme arretiren lassen, bis ich ihm bezwungen und den anderten Milord mir schriftlich mit Hand und Pettschaft zu geben, daß er mir sambt meiner Suite nichts in den Weg legen wollte, bis ich zu Wien. Der Anderte aber hat seinen Weg nachher Venedig zu nehmen müßen, und gehet der Mylord mir auf der Straße vor. Das Frauentzimmer und ihre Mutter sambt einem Domestiquen, welcher vermeinter Domestique aber des Mylords sein Cammerdiener war. Ich werde also übermorgen, wenn kein Unglück begegnet, zu Gratz sein. Meine Tänzerin ist etzliche Tage vor Liebe und

Chagrin krank gewesen. Nun habe ich zu besorgen und mich in Acht zu nehmen glücklich mit ihr durchzukommen. Ew. Exellenz haben wohl die Gnade und thun sich bei dem Gesandten Mylord Robinson befragen nach der Ankunft des Stuarts, denn er ist völlig Rabiat, womit mich zu Ew. Exellenz hohen Gnaden unterthänigst empfehle.

Ew. Ex.
unterthänig gehorsambster Knecht
E. L. Mayer.

Granitz, d. 21ten Aprill 44
in Steyermark a. Windisch Land.

Der „anderte Milord", in dessen Gesellschaft sich Lord Mackenzie befand, war ein Graf Calenberg, der ebenfalls zu den feurigen Bewunderern der Schönheit Barbarinas zählte. In Palma schon hatte Mayer ein Billett erhalten, das er seiner Reisegenossin übergeben sollte. Es lautete: „Der Graf von Calenberg und Herr von St. André machen Fräulein Barbarina ihr Kompliment und werden, wenn sie es ihnen gestattet, sich die Ehre geben, ihr vor ihrer Abreise im Morgenzuge ihre Aufwartung zu machen." Natürlich behielt Mayer es zurück. Darauf erfolgte die brieflich geschilderte persönliche Begegnung mit den beiden Herren in Görz. Das ihnen abgerungene schriftliche Versprechen, von dem er schreibt, lautet: „Goritzia, den 17. April 1744. Herr Stouardt de Machinzie (!) verspricht hierdurch direkt mit der Post nach Wien zu gehen und noch heute abzureisen, ohne weder dem Fräulein Barbarina Campanini noch irgend einem ihrer Begleiter etwas Übles zuzufügen, welches Versprechen ich durch Unterschrift meines Namens und Hinzufügung meines Wappensiegels bekräftige. Stouardt de Machinzie."

Auf behördliche Anordnung mußten sich die beiden Freunde trennen. Calenberg kehrte nach Venedig zurück, Mackenzie eilte voraus nach Wien. Unangefochten langte der umsichtige Mayer mit dem „betrübten Frauenzimmer" und dessen Mutter in die Nähe Wiens. Da erhielt er von seinem Herrn die Weisung, nicht über Wien zu fahren, sondern den Weg über Preßburg, Ratibor und Neustadt nach Berlin einzuschlagen. Graf Dohna wollte dem Lord nämlich keine Gelegenheit mehr geben, nochmals in die Nähe der Geliebten zu kommen. Mayer befolgte den Befehl seines Herrn. Unterdessen hatte Lord Mackenzie sofort nach seiner Ankunft in Wien den Grafen Dohna aufgesucht. Er sprach ihm von seiner starken Liebe zur Barbarina und fügte hinzu, er gedenke nach Berlin zu reisen und sich von der Gnade des Königs die Lösung des Vertrages zu erbitten. Dohna wendete ein, der König sei vermutlich gar nicht in Berlin, sondern im Felde, die Reise also vergeblich, der Lord möge doch den Ablauf des Vertrages abwarten, dann sei es ihm unverwehrt, die Barbarina zu heiraten und mit ihr abzureisen. Aber das alles machte auf den verliebten Lord nicht den mindesten Eindruck. Diese Hartnäckigkeit und vor allem das Anerbieten des Lords, eine Kaution von 100 000 Talern stellen zu wollen, machten jedoch den Grafen stutzig. Er verriet ihm natürlich nicht, daß die Barbarina schon auf dem Wege nach Berlin sei, gab ihm aber die erbetenen Pässe für Berlin, was er ihm nicht gut abschlagen konnte. Aber er hielt es doch für angezeigt, von Mackenzies Besuch bei ihm dem Staatsminister Grafen v. Podewils zu schreiben.

Aus diesem Berichte vom 25. April läßt sich Dohnas hohe Teilnahme für den unglücklichen Lord erkennen. Dohna teilt dem Minister mit, der Lord habe ihn inständigst gebeten, ihm Zutritt zu dem Minister zu verschaffen. Er, Dohna, habe ihm diese Bitte um so weniger abschlagen mögen, als er bemerkt habe, eine wie hohe Achtung Mackenzie vor der Gerechtigkeit, Milde und Artigkeit des Ministers, und welche hohe Ehrfurcht er vor dem König habe. Mackenzie wollte nichts als die Gnade des Königs anrufen; er sei auch bereit, auf seine Kosten

einen Ersatz für die Barbarina zu besorgen. Vier Tage später richtete Graf Dohna an den König selbst den folgenden Brief:

„Obwohl der Mensch, den ich zur Einholung der Barbarina abgeschickt, sich mit aller Klugheit und Festigkeit in Goritzia benommen, dort zur rechten Zeit den Beistand des Kommandanten kraft seiner K. K. Pässe erbeten und erhalten und das bedeutende Präsent, das der verliebte Herr Engländer ihm anbot, wenn er sich in ihrer Gegenwart ein Viertelstündchen mit ihr unterhalten könnte, verworfen hat, so habe ich es gleichwohl für passender erachtet, sie Wien meiden und über die Donau nach Preßburg gehen zu lassen, von wo sie über Ratibor und Neustadt eilen werden; und da Herr von Hammerstein sich gerade nach Berlin begeben will, habe ich keine bessere Gelegenheit gefunden, diese Anordnungen zur Ausführung zu bringen als ihn einzuladen, nach Graz vorauszugehen und die Barbarina mit meinem Haushofmeister nach Berlin zu bringen. Dieser Engländer ist mir zweimal zu Gesicht gekommen und als ein Mann von recht eigenartigem Charakter erschienen. Er ist außerordentlich fein und höflich, Weltmann, hat Verstand, noble Manieren und spricht gut Französisch. Wenn man von seiner übertriebenen Verliebtheit absieht, so ist sein Urteil gut und gesund; und wenn man sagen könnte, jemand spräche vernünftig über seine Ausschreitung, so muß man ihm das Zeugnis geben, daß er dies über seine Liebelei tut. Er begehrt inständigst, sich Ew. Majestät zu Füßen zu werfen und von Ihnen in Gnaden seine Verlobte zurückzuerbitten, für deren Tugend er Bürgschaft leisten will, und er sagt, daß er sich erbiete, 100 000 Taler auszuwerfen, um sie selbst nach Berlin zu bringen und dort sein Schicksal über Leben und Tod von der Gnade Ew. Majestät zu erwarten. Er hat den Herrn von Cataneo in so unterwürfiger Weise zu rühren gewußt, sagt, daß sein älterer Bruder mit der beabsichtigten Heirat sehr einverstanden, er unumschränkter Herr seiner Handlungen wie seines Vermögens sei, daß diese Arten von Heiraten in seinem Vaterlande sehr gebräuchlich seien und Mylord Hyndfort ihn bei Ew. Majestät angeschwärzt haben dürfte."

Der in diesem Schreiben erwähnte Lord Hyndfort war damals englischer Gesandter am Berliner Hofe und ein Verwandter Lord Mackenzies. Als Hochtory war er dessen politischer Gegner, da Mackenzie zur Whigpartei gehörte. Auch scheinen die Familienbeziehungen nicht eben freundschaftlich gewesen zu sein. Übrigens war es begreiflich, daß Lord Hyndfort bei Hofe alles tat, um einen öffentlichen Familienskandal zu vermeiden, der durch die Verbindung des blaublütigen Aristokraten mit einer italienischen Roturière notwendigerweise entstanden wäre. Mackenzie erkannte das neue Hindernis und beeilte sich, am Tage nach seiner Ankunft in Berlin, also schon am 9. Mai, den folgenden Brief an den König zu richten:

„Sire! Ich verkenne nicht, mit welch' großem Nachteil ich mir die Freiheit nehme, mich heute an Ew. Majestät zu wenden. Die in Frage stehende Angelegenheit gehört zu denjenigen, welche die Welt als Schwachheit zu verurteilen verpflichtet ist; es kann sogar sein, daß sie, durch die gewöhnliche Wirkung aus der Ferne, Ew. Majestät in ein falsches Licht gerückt worden ist, und ich weiß, daß einige meiner Verwandten (obwohl sie nicht die mindeste Gewalt über mich hatten) alle ihre Triebfedern in Bewegung gesetzt haben, danach zu trachten, bei Ew. Majestät zu wirken, Sich einem Vorhaben entgegenzustellen, von dem die Ruhe meines Lebens abhängig ist. Ich gestehe es, es fehlt nicht viel daran, den Mut zu verlieren, wenn ich den unendlichen Abstand in Betracht ziehe, der von einem so erhabenen Throne wie von dem Ew. Majestät bis zu der Stellung eines einfachen Privatmannes besteht, wenn ich nicht bedächte, daß ich die Ehre habe zu einem Könige zu sprechen, der aus ungewöhnlicher und wunderbarer Liebe zur Wahrheit diesen Weg dem geringsten seiner Untertanen zu gestatten geruhte, einem Könige, welcher sich durch die Kraft seines Geistes und durch höhere Kenntnisse den gewöhnlichen Vorurteilen der übrigen Menschen gegenüber eine Erhabenheit errungen hat, ruhmvoller noch, wenn das möglich ist, als durch den hohen Rang, wohin die Natur ihn gestellt. Beruhigt durch die ebenso richtigen wie wohlbegründeten

Motive, wage ich es, mir die Kühnheit zu nehmen und Ihnen vorzustellen, Sire, daß es mir niemals in den Sinn gekommen ist, mich dem Willen Ew. Majestät zu widersetzen, dessen man mich seit meiner Ankunft hierselbst beschuldigt, und ich glaube, daß der Brief, den ich an Mylord Hyndfort geschrieben habe, klar genug meine Empfindungen hierüber ausdrückt; denn in diesem Briefe habe ich ihm gesagt, in dem Falle, daß Ew. Majestät, nachdem Sie sich von den Heiratsverpflichtungen unterrichtet haben, die zwischen dem Fräulein Barbarina und mir vorhanden sind, für immer auf Ihrem Beschluß verharren sollten, nach welchem sie sich nach Berlin begeben müßte, ich selbst bereit wäre, sie zu Ew. Majestät Füßen zu geleiten. In bezug auf die, welche sich mit so großem Nachdruck meiner ehelichen Verbindung widersetzen, kann ich Ew. Majestät auf mein Ehrenwort hin versichern, daß die Gesetze meines Vaterlandes ihnen nicht irgend ein eingebildetes Recht geben, mich weder, woran und worin immer es sei, zu hindern noch zu stören, denn ich bin schon seit 5 Jahren mein eigener Herr, und die ganze Welt hat bei uns gesehen, wie unabhängig ich von meinen Verwandten wie vom Hofe war, weil ich im Parlament immer ein Gegner von ihnen gewesen bin. Sie hätten sich, wenn ich dies nicht getan, vielleicht weniger bemüht, mich bei dieser Gelegenheit zu ärgern. Sie wissen, daß ich zu den leicht erregbaren Sterblichen gehöre. Sonst ist es in England nichts Ungewöhnliches zu sehen, daß ein Mann aus bestem Hause eine Frau von sehr niedrigem Herkommen heiratet, weil die Frauen sogleich den Rang ihrer Ehegatten annehmen und hieraus für die Kinder, welche geboren werden könnten, kein Unrecht erwächst; und ich kann in Wahrheit sagen, daß ich nach langem Grübeln und Denken mich zu dieser Sache entschlossen habe, zu der ich mich so sehr verpflichtet fühle, daß ich mit Ehren nicht mehr davon loskommen könnte, selbst wenn ich es wollte. Ich bitte Ew. Majestät sehr ergebenst um Verzeihung, wenn ich mich, um den wenig günstigen Eindruck, den sie von meinen Absichten und meinem Verhalten in dieser Sache gewonnen haben, verpflichtet gefühlt habe, Sie mit diesen Einzelheiten zu behelligen und die Wahrheit vom richtigen Gesichtspunkte aus Ew. Majestät zu Füßen zu legen, auf daß Sie urteilen könnten, Sire, es sei nicht Unrecht zu wünschen, diese Dame möchte davon entbunden sein, auf dem Theater zu erscheinen, nachdem die Verpflichtungen, die unter uns bestehen, öffentlich bekannt geworden sind. Es ist nicht nötig, noch weiter darüber zu reden, um Ew. Majestät es empfinden zu lassen, bis zu welchem Grade der Dankbarkeit eine solche Gnadenbezeigung mich verpflichten würde. Was mir am meisten zu Herzen geht, hängt nur von Ihrer milden Gesinnung ab. Ich erwarte den Spruch mit gebührender Unterwerfung, der ich mich verpflichte, für immer unverbrüchlich zu sein in tiefster Ehrfurcht. Stuart de Machinzie."

Dieser bewegliche Brief enthüllt uns die edle Denkweise des schottischen Edelmannes, und wir dürfen annehmen, daß auch der König bei dieser Lektüre nicht ungerührt geblieben ist. Aber die Mißstimmung gegen den jungen Mann, der ihm seine Kreise stören wollte, behielt doch die Oberhand. Darum verschwand der Herzenserguß des unglücklichen Liebhabers mit der eigenhändigen Bemerkung des Königs am Schlusse „Reponatur" im Aktenschranke des Archivs, und der Schreiber blieb ohne Antwort. Statt dessen erhielt „die bezähmte Widerspenstige", die am 8. Mai 1744 endlich in Berlin angelangt war, den kurzen Befehl, sie habe nach einer Ruhepause von fünf Tagen in den Zwischenakten einer französischen Komödie im Schloßtheater vor dem Könige zu tanzen. Der verzweifelnde Liebhaber verließ bald die für ihn so ungastliche Stadt, vermutlich einem deutlichen Drucke folgend. Auch dabei hat vielleicht der Vetter Hyndfort seine Hand im Spiele gehabt.

(Zwei Fortsetzungen folgen.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 30. Dezember 1909

(Ein Rückblick auf das Jahr 1909 und die gegenwärtige Lage.)

Das Jahr 1909 ist für unsre Reichspolitik ein besonders kritischer und ereignisreicher Zeitabschnitt gewesen. Wir sehen heute eine völlig veränderte Parteikonstellation vor uns. Vor einem Jahre konnte man noch hoffen, daß es glücken werde, auch das Werk der Reichsfinanzreform mit Hilfe des sogenannten „Blocks" zu stande zu bringen und damit ein Prinzip festzulegen, das eine überaus stetige und klare Führung unsrer Politik und eine gesunde Entwicklung unsrer Parteien ermöglicht hätte. Diese Hoffnung ist zerstört worden. Wir sind wieder auf den Standpunkt zurückgeschleudert worden, der am 13. Dezember 1906 zur Genugtuung einer überwältigend großen Zahl deutscher Patrioten verlassen worden war. Aber es gibt in der geschichtlichen Entwicklung keine vollständige Wiederkehr des Vergangnen. Und so kommt auch jetzt zu der Parteikonstellation von 1906 etwas Neues hinzu, das ist die allgemeine Verschärfung der Parteigegensätze.

Das Scheitern der Reichsfinanzreform hat im konservativen und im liberalen Parteilager allen den Richtungen, die die Blockpolitik nur widerwillig mitmachten oder sogar offen dagegen arbeiteten, nicht nur die Oberhand, sondern sogar die unbedingte Herrschaft verschafft. Daher legen sich die Wortführer der Parteien keinen Zwang mehr auf, ihre eigene Haltung in den Jahren 1907—1909 als einen Irrtum zu bezeichnen. Die konservativen Gegner der Blockpolitik behaupten seitdem, das Ziel dieser Politik sei nur gewesen, liberale Gesetze mit konservativer Hilfe durchzubringen; von dieser Verirrung sei man nun zurückgekommen, da sich bei der Reichsfinanzreform das völlige Versagen des Liberalismus herausgestellt habe. Die liberalen Gegner der Blockpolitik folgern aus der Haltung der Konservativen, daß dort überhaupt niemals die ehrliche Absicht bestanden habe, den Liberalen eine Mitwirkung an der Gesetzgebung zuzugestehen, sondern daß man nur die Absicht verfolgt habe, die Liberalen dadurch lahmzulegen, daß man sie zu Handlangern einer konservativen Gesetzgebung machte. So ist also die Nachwirkung der Sprengung des Blocks eine stärkere Entfremdung der Parteien, eine stärkere Betonung der Parteigegensätze geworden. Eine solche Verschärfung der Gegensätze braucht nicht immer ein so großes Übel zu sein, wie gewöhnlich geglaubt wird. Aus der Reibung der Gegensätze entsteht das politische Leben, die politische Entwicklung, und stärkere Reibungen sind nur das Zeugnis, daß dieses Leben kräftig pulsiert, daß Aufgaben vorliegen, für die es sich lohnt, seine Kräfte einzusetzen. Aber das staatliche Leben fordert zwei Voraussetzungen dieses Meinungskampfes, erstens ein klares Für und Wider und zweitens eine festgezogene Grenze, jenseits deren die Meinungsverschiedenheit aufhört. Die Blockpolitik suchte die zweite Voraussetzung unmittelbar, die erste auf indirektem Wege zu erfüllen. Denn wenn den antinationalen Parteien gegenüber die andern unbeschadet ihrer besondern Überzeugungen zu einem „Block" zusammengefaßt wurden, so konnte das nur den Zweck haben, den nationalen Gesichtspunkten in der Gesetzgebung einen ihnen gebührenden Einfluß zu sichern.

Daß die Frucht der ersten Arbeiten des Blocks ein gewisses Entgegenkommen an liberale Wünsche ausdrückte, lag in Verhältnissen begründet, die mit dem Wesen des Blocks nichts zu tun hatten. Wohl aber hätte die Sicherheit, in allen großen nationalen Fragen eine feste Mehrheit zu besitzen, die die Mitwirkung der nach Grundsätzen und Wesen antinationalen Parteien überflüssig machte, aller Wahrscheinlichkeit nach allmählich zu einem Niedergang und zu einer innern Zersetzung

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

dieser antinationalen Parteien geführt, und so hätte es wohl über kurz oder lang zu einer klaren Scheidung unsrer Parteien in zwei große Gruppen kommen können. So ist es zu verstehen, wenn wir vorhin sagten, die Blockpolitik habe die erste Voraussetzung eines gesunden Parteiwesens, ein klares Für und Wider, auf indirektem Wege erfüllen wollen.

Das alles hat zunächst nicht sein sollen. Wir sind auch nicht darauf eingegangen, um nicht verwirklichten Hoffnungen nachzutrauern, sondern weil wir die Beurteilung der Veränderungen, mit denen wir zu rechnen haben, selbstverständlich nicht gründen können auf die Mißverständnisse und Entstellungen, die wir in den von den Parteien entworfenen Schilderungen der Blockpolitik heute finden, sondern auf die Wirklichkeit. Wir werden nach dem Gesagten hoffentlich richtig verstanden werden, wenn wir sagen, daß wir die verschärfte Gegnerschaft zwischen Konservativen und Liberalen nicht so sehr bedauern, dagegen als den Hauptschaden der Sprengung des Blocks die erneute Zurückdrängung der von der Blockpolitik stark betonten rein nationalen Motive empfinden. Freilich brauchen wir nicht zu befürchten, daß die Persönlichkeiten und Parteien, die sich stets für nationale Gesichtspunkte empfänglich gezeigt haben, nun aufhören werden, in Fragen, die ein offenkundiges nationales Interesse berühren, ihre Pflicht zu tun. Unmittelbar werden die nationalen Interessen gewiß nicht verletzt werden. Aber das politische Leben ist nicht in dem beschlossen, was in der Sehweite eines kurzsichtigen Auges liegt. Die Parteien sind natürlich überzeugt, daß ihre Anschauungen alle nationalen Interessen mitumfassen und daß sie diese gerade am besten fördern, wenn sie ihren Parteigrundsätzen treu bleiben. Die Weltgeschichte, bei der freilich der Augenblickspolitiker ungern in die Schule geht, lehrt, daß das Gegenteil richtig ist. Groß sind immer nur die Staaten geblieben, die es verstanden haben, eine Reihe von ihren eigentümlichen Lebensinteressen und politischen Grundsätzen wirklich außerhalb der Parteien und über sie zu stellen. Nur solange alle Parteien sich diesen nationalen Interessen schlechterdings unterordnen und vor ihnen Halt machen, sind die Parteigegensätze eine wohltätige Lebenserscheinung im Staat; sie werden zum zersetzenden Gift, wenn es anders wird. Bei uns ist die nächste Folgeerscheinung der Zertrümmerung des Blocks, der einen solchen festen Turm der nationalen Interessen aufrichten wollte, die Heranziehung der antinationalen Parteien zum Bündnis gewesen. Auf beiden Seiten ist hier gesündigt worden.

Auf konservativer Seite hat man das Zentrum „auf demselben Wege gefunden". Seitdem hat man sich freilich sehr feierlich dagegen verwahrt, daß ein Bündnis zwischen den beiden Parteien, den Deutschkonservativen und dem Zentrum, abgeschlossen worden sei. Dieser Versicherung Glauben zu schenken, ist nicht nur ein Gebot der Loyalität, sondern auch eine Forderung einfacher Überlegung. Es ist selbstverständlich, daß sich die Konservativen nach dem Aufhören des Blockverhältnisses nicht an eine andre Partei gekettet haben. Schade ist nur, daß es darauf gar nicht ankommt. Denn man wird eben auch weiterhin das Zentrum „auf dem Wege finden". Darüber kann gar kein Zweifel sein, wenn man sich nicht nur an die mehr oder weniger diplomatisch gehaltenen, der politischen Taktik angepaßten Reden der Parteiführer hält, sondern von allen Seiten die Stimmen aus der Partei hört, hier und da auch auf die Gelegenheiten achtet, bei denen die offenherzigeren unter den Führern, sozusagen, in Hemdärmeln sprechen. Wir sind wieder ganz im alten Fahrwasser, lesen in der konservativen Presse wie früher die treuherzige Versicherung, daß das Zentrum auf christlichem und monarchischem Boden stehe und darum der natürliche Verbündete der Konservativen gegen die „atheistischen" Liberalen sei, — finden also mit andern Worten die vollständige Blindheit, wie in früheren Zeiten, gegen das eigentliche Wesen der Zentrumspartei.

Genau die entsprechende Erscheinung finden wir auf der linken Seite. Auch hier hat der Einsturz des nationalen Turms und das Freiwerden der Parteigesichtspunkte als des zunächst maßgebenden und beherrschenden Elements die Neigung zum Fraternisieren mit der Sozialdemokratie gestärkt. Auch hier also die Blindheit gegen den nationalen Charakter einer Partei, in der der politische Radikalismus mit demselben Unrecht die Vertretung der legitimen Arbeiterinteressen sucht, wie die Extremen auf der rechten Seite in dem Zentrum die politische Vertretung der katholischen Kirche und der geistlichen und monarchischen Überzeugungen der deutschen Katholiken sehn. Auch unter den Liberalen hat es immer Elemente gegeben, die sich zwar sehr dagegen verwahrten, Sozialdemokraten zu sein, sich aber zu dieser Partei genau ebenso stellten, wie die Konservativen zum Zentrum. Und ebenso wie wir rechts Politiker finden, die in den gelegentlichen Oppositionsneigungen des Zentrums nur die Nachwehen des Kulturkampfs sehen wollen, im übrigen aber überzeugt sind, daß das Zentrum sich immer mehr zur nationalen Partei entwickeln und dann mit den Konservativen den „Glauben" gegen den liberalen „Unglauben" verteidigen werde, so finden wir links die Politiker, die unbeirrt an die nahe bevorstehende Mauserung der Sozialdemokratie glauben und in dieser Hoffnung die Arbeiterbataillone im Geiste schon an ihrer Seite gegen die „Reaktion" marschieren sehen.

So scheint sich denn eine neue Schlachtordnung aus den Wirren des Jahres 1909 gebildet zu haben. Die Rechte steht mit dem Zentrum zusammen, die Linke mit der Sozialdemokratie. Und was diesem Bilde noch einen besonders lockenden Reiz gibt, das ist dabei die scheinbare Verwirklichung der Hoffnung, daß sich eine reinliche Scheidung der Geister nach rechts und nach links vollzieht und wir dem Ideal näherkommen, das in der Teilung in zwei große Parteilager gegeben ist. Tatsächlich ist dies hier und da in der Presse als Frucht der politischen Begebenheiten des jetzt vergangenen Jahres gepriesen worden.

Wir halten das für eine einfache Täuschung. So leicht wird sich die erwähnte Gruppierung nicht gestalten, weil der wahre Charakter des Zentrums und der Sozialdemokratie dabei außer acht gelassen wird. Daß aber diese Anschauung aufkommen konnte, ist uns ein Beweis, wie sehr die Entfesselung des Parteigeistes über die nationalen Schranken hinaus in kurzer Zeit schon gewirkt hat. Die Hoffnung, daß innerhalb der deutschkonservativen Partei eine stärkere Bewegung entstehen werde, die imstande sein würde, das Geschehene im richtigen Lichte zu sehen, und, ohne Spaltung in die Partei zu tragen, ein Gegengewicht gegen die agrarische Macht bilden sollte, hat sich nicht verwirklicht. Es wäre kleinlich und töricht, das vertuschen oder der konservativen Parteileitung die Anerkennung versagen zu wollen, daß sie sich dieser innern Opposition mit Geschicklichkeit entledigt hat. Von dieser Seite ist also tatsächlich nichts mehr zu hoffen. Hier ist das alte Verhältnis wiederhergestellt, wie es vor 1906 bestand. Bei den Linksliberalen ist wenigstens eine sichtbare Frucht der Erfahrungen von 1909 geblieben, der Zusammenschluß der drei alten Parteigruppen zur Deutschen Freisinnigen Volkspartei. Wie sich diese Einigung bewähren wird, ist abzuwarten. Jedenfalls bildet sie einstweilen eine kleine Entschädigung für die Wunden, die der Liberalismus aus dem Feldzuge um die Reichsfinanzreform heimgetragen hat. Man darf aber diese Zusammenschmelzung der drei kleinen Fraktionen in eine große nicht überschätzen. Die Stellung der Linksliberalen bleibt nach wie vor schwierig. Als ihre Führer mit dem einsichtigeren Teil ihrer Gefolgschaft die Blockpolitik mitzumachen beschloffen, hatten sie schon mit so starken innern Widerständen zu kämpfen, daß nur offenkundige Beweise für die günstigen Wirkungen dieser Politik sie vor dieser innern

Opposition retten konnten. Die Führer hätten die widerwilligen Parteigenossen durch eine sehr entschiedene Politik mitfortreißen müssen. Eine schnelle, klare Entschließung über die doch nun einmal als notwendig anerkannten indirekten Steuern mit der unzweideutig hingestellten Bedingung, daß sie nur dann bewilligt würden, wenn die Konservativen ihren Widerstand gegen die Erbschaftssteuer aufgäben, hätte, wenn sie nicht unter Umständen überhaupt die Reichsfinanzreformen zustande bringen half, zum mindesten einen starken moralischen Erfolg des entschiedenen Liberalismus bedeutet. Aber das halbe Wollen und die verpaßten Gelegenheiten gehören nun einmal zu dieser politischen Richtung. Der Druck auf die Rechte unterblieb; man drückte sich um die notwendigen Bewilligungen, deren Unumgänglichkeit man selbst längst anerkannt hatte, wochenlang herum und wartete auf den „Umfall" der Konservativen in der Erbschaftssteuer. Man erreichte dadurch nur, daß die Konservativen mit einem Schein des Rechts behaupten konnten und tatsächlich noch heute behaupten — sie haben inzwischen ihre ganze Anhängerschaft im Lande von dieser freilich trotzdem unrichtigen Aufstellung überzeugt —, daß die Reichsfinanzreform mit den Liberalen nicht zu machen gewesen sei. Die Hauptsache aber ist, daß die freisinnigen Führer im Reichstage, also gerade die Persönlichkeiten unter den Linksliberalen, die den ersten Willen hatten, ihrer Partei ihren Anteil an dem Verdienst positiver Arbeit für die Reichsgesetzgebung zu sichern, unleugbar eine gewisse Einbuße an politischem Kredit erlitten haben. Die herrschende Stimmung läßt sich in dem Satz wiedergeben: Das habt ihr davon, daß ihr euch mit der Rechten überhaupt eingelassen habt. Diese Stimmung bedeutet aber nichts anderes als die Wiederkehr der doktrinären Oppositionsstimmung, die den radikalen Liberalismus bei uns so lange Zeit hindurch zur völligen Impotenz verurteilt hat. Ein Unterschied aber ist dabei gegen frühre Zeiten. Damals hatte der Liberalismus noch die Massen hinter sich; heute ist das nicht mehr der Fall. Das Gros der Wähler will positive Leistungen sehen oder wenigstens durch neue Ideen die Hoffnungen auf etwas ganz Besondres angeregt haben. So wie die Dinge liegen, bedeutet das Zurücksinken des radikalen Liberalismus in seine alte doktrinäre Unfruchtbarkeit — und das wird sich über kurz oder lang als die Frucht der Ereignisse von 1909 erweisen — eine wesentliche Schwächung des Liberalismus überhaupt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die kritische Stimmung der Wählermassen unsrer Tage in diesem Liberalismus kein Genüge findet, sondern — wenn sie einmal erst so weit erregt worden ist — nach dem stärkeren Gewürz der Sozialdemokratie verlangt.

Je schärfer wir also die Gestaltung der Dinge im Lager der Deutschkonservativen auf der einen Seite und der Linksliberalen auf der andren Seite betrachten, desto mehr zeigt sich die Notwendigkeit, daß die Mittelparteien mit besondrer Klarheit nnd Festigkeit ihren selbständigen Weg wählen. Die vielfach ersehnte und von manchen schon als vorhanden behauptete strenge Scheidung von Rechts und Links erweist sich nach unsrer Überzeugung vorläufig als ein Trugbild. Solange Konservative und Liberale sich als nationaler Block betrachteten, war wohl eher daran zu denken, daß die Reichspartei den Deutschkonservativen näher trat, während die Nationalliberalen das Bedürfnis einer stärkeren Betonung ihres Liberalismus fühlten und an die national und positiv gewordenen Freisinnigen heranrückten. Seit auf der rechten Seite die Grenze nach dem Zentrum, auf der linken Seite die noch der Sozialdemokratie wieder verwischt zu werden droht, seit die Konservativen dort, die Freisinnigen hier wieder die Alten sind wie vor 1907, wird es die Aufgabe der Mittelparteien, sich wieder schärfer von ihrer nächsten Nachbarschaft abzuheben. Nach einigen Schwankungen scheint dies auch von den

Parteileitungen anerkannt zu werden. Die Taktik der Reichspartei bedarf wohl insofern keines besondern Kopfzerbrechens, als sie schon durch ihre Haltung während des Kampfes um die Reichsfinanzreform gegeben ist und sich von der konservativen Taktik klar unterscheidet. Bei den Nationalliberalen hat es stärkere Schwankungen gegeben, die sich aus der Eigentümlichkeit der Partei wohl erklären. Die starke Erbitterung, die sich gegen die Konservativen geltend machte, ließ natürlich den Traum von der großen liberalen Partei und einem liberalen Großblock mit Einschluß der Sozialdemokratie — einem Blockgebilde, das ja in Baden im Drange der Not sogar Wirklichkeit wurde — wieder aufleben. Aber jetzt zeigt sich doch schon in sehr bemerkenswerter Weise, daß der Nationalliberalismus bei der jetzigen Lage doch die Notwendigkeit erkannt hat, keinen Linksabmarsch und keinen Linksanschluß zu vollziehen. Wenn diese Negation einer Linksbewegung schon von einigen als Bewegung nach rechts empfunden wird, so ist das eine Privatansicht, die an der Sache nichts ändert. Das Wesentliche ist, daß der Nationalliberalismus sich auf seinen historischen Charakter besinnt und diese Rolle mit Festigkeit durchführt. Man darf die Hoffnung nicht aufgeben, daß es bei dieser neuen Gestaltung der Parteilage einer geschickten Regierung gelingen wird, für die notwendigen gesetzgeberischen Arbeiten sichere Mehrheiten zu gewinnen. Vielleicht tritt dann soweit Beruhigung ein, daß die nächsten Neuwahlen zum Reichstage doch besser ausfallen, als jetzt zu befürchten ist.

Eine sehr bedenkliche Folge der Kämpfe um die Reichsfinanzreform schien sich im vorigen Jahre aus dem scharfen Hervortreten materieller Interessen zu ergeben. Die konservative Taktik ließ in der unliebsamsten Weise den materiellen Interessenstandpunkt bestimmter Kreise hervortreten. In der Sozialdemokratie haben wir ohnehin eine Partei, die von dem einseitigen Interesse der Industriearbeiter ausgeht, wenn sie auch in höherem und besserem Sinne nicht als politische Vertretung der Arbeiterschaft gelten kann. Gegen die einseitige und brutale Machtpolitik des Bundes der Landwirte hat sich der Hansabund aufgetan. Wir haben daneben noch die deutsche Mittelstandsvereinigung und als Frucht einer Oppositionsbewegung der liberalen und demokratischen Elemente in der Landwirtschaft gegen den konservativen Charakter des Bundes der Landwirte neuerdings auch den deutschen Bauernbund. Und schließlich regt sich in diesem allgemeinen Wettrennen der materiellen Interessen der verschiedenen Erwerbsgruppen und Bevölkerungskreise auch das Heer der mittleren und unteren Beamten und organisiert sich als Bund der Festbesoldeten. So scheint dieses Hervortreten der Interessenkreise in unser ohnehin schon so verwickeltes politisches Getriebe neue Verwirrung zu tragen. Man wird aber gut tun, sich durch die geräuschvolle Art des Auftretens dieser Interessenverbände nicht allzusehr verwirren zu lassen. Diese Erscheinungen sind heilsame Mahnungen an die Parteien, in Fühlung mit den lebendigen Interessen der Nation und mit den harten Wirklichkeiten zu bleiben, sie unter höhern Gesichtspunkten zusammenzufassen und sie mit ihren Idealen zu durchdringen. Die Zeiten eines in der Gedankenwelt konstruierten, rein politischen Doktrinarismus sind allerdings vorüber; die wirtschaftlichen Momente fordern unerbittlich ihr Recht. Aber die Meinung, daß die Organisationen rein wirtschaftlicher Interessen jetzt bestimmt seien, die alten politischen Parteien aufzulösen und zu ersetzen, hat sich bisher noch nicht bewahrheitet, obwohl schon vor anderthalb Jahrzehnten mit der größten Sicherheit von verschiedenen Seiten behauptet wurde, der Moment sei gekommen. Die klare Erkenntnis der wirtschaftlichen Momente in der politischen Entwicklung ist allerdings eine der wertvollsten Errungenschaften des letzten Dreivierteljahrhunderts; wir verdanken gerade den deutschen Koryphäen der Volkswirtschaftslehre

außerordentlich viel. Aber man soll sich doch hüten, die daneben wirkenden Eigenheiten der Volksseele zu übersehen. Es gibt auch hier Wellenbewegungen, und auch im Leben der Völker ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die politischen Führer des Volks müssen nur unbeirrt die Ideale, die tief im Volke wurzeln, in ihrer eignen Seele tragen und, von diesem innern Trieb geleitet, mit klarem und sicherem Blick die Wirklichkeit durchdringen; so wird sich meist zeigen, daß einfache klare Grundgedanken doch aus den Wirbeln der Zeit immer wieder auftauchen, bestimmte Leitsterne immer wieder die von den Stürmen der Zeit herangetriebenen Wolkenmassen durchdringen.

Wir haben einen Kanzlerwechsel gehabt. Wir, die wir der Politik des Fürsten Bülow mit Freuden zugestimmt haben, haben ihn mit tiefem Bedauern aus seinem Amte scheiden sehen. Aber der Politiker muß den Blick vorwärts gerichtet halten. Es gilt das Vaterland, nicht die Person, und der Mann, der jetzt an der Stelle Bülows steht, hat das volle Vertrauen seines Vorgängers besessen und gerechtfertigt. Noch ist die Zeit zu kurz, um ein bestimmtes Urteil darüber fällen zu können, wie Herr v. Bethmann Hollweg die Hoffnungen rechtfertigen wird, die man auf ihn zu setzen berechtigt ist. Denn das Amt des Kanzlers hat Eigentümlichkeiten, die eine einfache Schlußfolgerung aus der früheren Tätigkeit unmöglich machen. Und so stehen wir bei Beginn des neuen Jahres noch vor einer Frage, auf die erst die Zukunft eine Antwort geben kann.

Wir haben wenigstens die Genugtuung, daß unsere auswärtige Politik Deutschland in einer vergleichsweise günstigen Lage zeigt. Im Jahre 1909 haben wir durch unser festes Zusammenstehen mit Österreich-Ungarn — nebenbei bemerkt, ein ganz persönliches Verdienst des Fürsten Bülow — ernsten europäischen Verwicklungen vorgebeugt. Daß unsre Haltung diese Wirkung hatte, verdanken wir dem Respekt des Auslandes vor unsrer militärischen Macht. Es darf aber auch etwas andres nicht übersehen werden. Unsre feste Haltung, die freilich nur auf der erwähnten realen Unterlage möglich war, gab zum ersten Male die Möglichkeit, daß auch die andern Mächte vor die Probe gestellt wurden, ob wirklich eine feste Interessengemeinschaft gegen Deutschland bestände oder nicht. Wir haben diese Interessengemeinschaft stets geleugnet, obwohl wir uns ziemlich isoliert fanden gegenüber der allgemeinen nationalen Angstmeierei, die eine Zeitlang in patriotischen Kreisen bei uns zum guten Ton gehörte und wonach man beinahe verpflichtet war zu glauben, König Eduard habe mit spielender Leichtigkeit ein Netz um uns geknüpft, dem wir nicht zu entrinnen vermöchten. Die Ereignisse haben uns Recht gegeben, nicht nur darin, daß unsre reale Macht im Verein mit Österreich-Ungarn ein genügendes Gegengewicht darstellt, sondern vor allem darin, daß die behauptete Interessengemeinschaft der andern Mächte gar nicht besteht. Die Feindschaft gegen Deutschland mag scheinbar alle diese Mächte verbinden; das besagt noch lange nicht, daß dieses Motiv für die praktische Politik dieser Mächte gleich entscheidend ist. Darauf aber kommt es an. Die serbische Krisis war eine besonders gut gewählte Gelegenheit, dies der Welt deutlich zu machen. Denn Frankreich konnte trotz aller Mühe gar nicht verbergen, daß seine Orientinteressen sich tatsächlich eben nicht auf derselben Linie bewegten wie die Englands und Rußlands. Die praktische Lehre daraus lautet für uns: Ernsthafte, tatkräftige Sorge, daß wir mit unsrer militärischen Macht auf der Höhe bleiben; nach dieser Richtung hin niemals Einwiegen in falsche Sicherheit und Friedenszuversicht; dann aber gegenüber den einzelnen Wechselfällen der auswärtigen Politik und gegenüber den Beziehungen fremder Mächte zu einander zwar Wachsamkeit, aber viel größere Kaltblütigkeit und Ruhe anstatt der nervösen Aufregung, die wir uns jetzt angewöhnt haben.

Das wäre auch besonders zu empfehlen bei den jetzt wieder viel auf der Tagesordnung stehenden Erörterungen unsrer Beziehungen zu England. Wer allerdings jetzt noch noch nicht eingesehen hat, wie sehr die Schilderung der sogenannten „Deutschen Gefahr" in England nur ein Mittel für Zwecke der inneren Politik ist — was wir schon vor Jahren behauptet haben —, dem ist kaum zu helfen. Ein Teil unsrer Presse besorgt fortgesetzt mit rührender Naivität die Geschäfte der Drahtzieher der englischen Wahlpolitik. Aber man sieht wenigstens ein Ende ab, und nach den Wahlen wird wohl die Beruhigung von selbst eintreten. Wir können auch in unsern auswärtigen Beziehungen dem neuen Jahre mit Ruhe entgegensehen.

Rußland und Frankreich. Seit dem Herbst des eben zur Neige gegangenen Jahres mehren sich wieder die Unglücksbotschaften aus Rußland. Attentate, Beraubungen, Verhaftungen sind an der Tagesordnung. Die sogenannte Volksvertretung hat weder Beruhigung noch neue Arbeitsmethoden ins Land gebracht. Wie in den 1860er Jahren erhebt ein neidischer Chauvinismus das Haupt und anstatt sich den furchtbar ernsten Aufgaben des Tages zuzuwenden, haschen die „Erwählten der russischen Erde" nach billiger Popularität im „faulen Westen". Dennoch unternimmt es die russische Regierung, sich mit neuen kostspieligen Unternehmungen zu belasten. In Finnland werden oft beschworne staatsrechtliche Garantien zerstört. Mitten im Baltischen Meer wird die Gruppe der Aalandsinseln zu einem gewaltigen Flottenstützpunkte ausgebaut; im fernen Osten wird die strategische Amurbahn gebaut und eine Armee wird zusammengezogen, um den japanischen Sieger vom Festlande zu verjagen. In Berlin aber wird an der Börse und in den Chefkabinetten der Großbanken von den Chancen einer neuen russischen Anleihe gesprochen. Die Stimmung für eine Anleihe ist zweifellos günstig. Man sieht es unter anderm daran, mit welcher Geflissenheit auf die Belebung des russischen Marktes, auf die gute Ernte und andre erfreuliche Zeichen des Wohlstandes in Rußland hingewiesen wird. Nun, vorläufig ist die Gefahr einer russischen Anleihe nicht groß. Nach den Bedingungen der letzten darf die nächste nicht vor dem Jahre 1911 ausgeschrieben werden. Wir haben also Zeit uns umzusehen und zu fragen, was man an andern Orten von Rußland und seinen Anleihen hält.

Frankreich interessiert am meisten. Es hat nicht nur einen Bündnisvertrag mit Rußland abgeschlossen, es hat ihm auch fünfzehn Milliarden seiner Ersparnisse anvertraut.

Was hält man in Frankreich von Rußlands Kreditwürdigkeit?

Bei Durchsicht der ernsthaften Presse fällt uns zunächst die große Reserve auf, mit der man in Frankreich russische Dinge beurteilt und daneben ein gewisses Suchen nach Anlehnung an England. Man versteht es kaum, weshalb die Republik seine Freiheit England gegenüber aufgegeben hat, wo doch die Tatsache des englisch-deutschen Gegensatzes allein genügte, um England zum natürlichen Verbündeten Frankreichs zu machen. Frankreich hat durch den Bündnisvertrag mit Albion eine Leistung bezahlt, die ihm durch die Natur der Verhältnisse kostenlos zufallen mußte. Wenn ein Land sich so wenig seiner bevorzugten Lage bedienen kann, so muß das als ein Zeichen großer Nervosität und eignen Schwächegefühls aufgefaßt werden. Warum nun aber die plötzliche Furcht? Gilt das Bündnis mit Rußland nichts mehr? Ist Rußland auf die Seite Deutschlands getreten? Nichts von alledem. Aber Rußland hat nicht gewagt, die Balkanpolitik Österreichs zu durchkreuzen. Herrn von Iswolskis und der Neuslavjanophilen Reden und Versicherungen haben sich als eitel Prahlerei erwiesen. Doch nicht genug hiermit. Durch einen Zufall, eine Indiskretion, ist auch der wahre Grund für die Haltung Rußlands bekannt

geworden. Die Friedensliebe des Zaren war materieller begründet als nur in einer edlen Schwärmerei.

Die wahren Gründe für die Haltung Rußlands während der Balkankrise und damit für den formellen Anschluß Frankreichs an England enthüllt Jean Fino in zwei Artikeln der „Revue" vom 1. Oktober und 15. November 1909. Der erste ist „Frankreich und England angesichts der russischen Anleihen" und der zweite „Soll man Rußland 20 Milliarden geben?" betitelt. Die Ausführungen gipfeln zwar in einer Zusage an Rußland aber nur unter der Voraussetzung, daß die russischen Finanzen unter die Kontrolle einer englisch-französischen Kommission gestellt würden! Wenn der Bundesgenosse es wagen zu können glaubt, Rußland derart erniedrigende Vorschläge zu unterbreiten, dann muß er schwerwiegende Gründe dafür haben. In der Tat begründet die „Revue", hinter der ein bedeutendes Mitglied der Pariser Handelskammer steht, ihren Vorschlag in einer auch für uns interessanten Weise. Sie stützt sich auf zwei Reden, die im März 1909 während einer geheimen Sitzung im russischen Oberhaus, im Reichsrate, gehalten wurden, die aber erst im September durch einen Vertrauensbruch zur Kenntnis der französischen Interessenten gelangten. Graf Witte, der langjährige Finanzminister, war der eine Redner, der andre Stanislaw Rotwand, Abgeordneter für den Handelsstand Warschaus und Chef des geachteten Bankhauses Wawelberg u. Co.

Rußland habe, so folgert die Revue, die gegen Frankreich übernommenen Verpflichtungen nicht erfüllt, käme daher als Bundesgenosse kaum infrage, es sei denn unter der Kontrolle einer internationalen Kommission!

Ihre Ausführungen gipfelten in dem Satz: jede kleinere Kapitalaufwendung sei unfruchtbar; Rußland müsse sich entschließen, im Laufe der nächsten fünfzehn Jahre fünfzehn Milliarden Francs nach einem großangelegten Plane auszugeben. Daneben erklärte Witte die Berichte der Marineverwaltung für Schwindel, die Ausgabenkontrolle für ungeeignet usw. Das Geld würde für andere Zwecke ausgegeben, als vorher bestimmt. Rußland sei gegenwärtig ebensowenig kriegsbereit, wie am Tage von Tsushima.

Spielhöllen-Reklame. Durch die Zeitungen geht wieder einmal die Nachricht, daß ein Herr an einem der letzten Tage die Bank von Monte Carlo „gesprengt", d. h. sie für den Augenblick wegen Erschöpfung der Barmittel (selbstverständlich nur an einem oder ein paar der Dutzende von Spieltischen!) zahlungsunfähig gemacht habe. Die Blätter, die solche Anmerkungen bringen, ahnen wohl nicht, wessen Geschäfte sie besorgen. Hunderte von sonst unbewußt hindämmernden Zeitgenossen (und seit einer Reihe von Jahren vornehmlich von uns Deutschen!) werden durch sie auf eine leichte sogenannte Bereicherungsmöglichkeit aufmerksam gemacht und werden veranlaßt, ihr mehr oder minder sauer erworbenes Geld als „Anlagekapital" in den ungeheuren Rachen des schlimmsten Raubnestes der Welt, der größten Kuppelherberge Europas zu werfen. Jede Nachricht, die dem „Geschäfte" dort unten abträglich sein könnte, wird bekanntlich von der französischen Presse, aus Rücksicht auf die ihr (ebenso wie der Kirche) von der Spielbank zufließenden Schweigegelder, unterdrückt. Solch eine anreizende „Neuigkeit" aber, ob sie wahr ist oder nicht, wird auf jeden Fall gebracht. Was mit dem Herrn Banksprenger möglicherweise schon in 24 Stunden geschehen ist, darüber wird kein Wort verloren. Vielleicht fault er zu derselben Frist, da die Homeriden seine Erfolge künden, schon unter den Selbstmördern, die der Raubstaat jedes Jahr zu bestatten hat. Genau wie es mit dem Warschauer Advokaten Henneberg ging, den man

sich noch vor 2½ Jahren bewundernd am trente et quarante-Tische als den Gewinner von drei Millionen zeigte, der täglich im Automobil von seiner Villa in Cannes gefahren kam und im Hotel de Paris abstieg. Vor einem Jahre meldete der Draht lakonisch, er habe sich nach Verlust all seiner erspielten Millionen erschossen . . . Das war eben nicht zu unterdrücken, da der Mann als Paradereklame der Gewinnchancen von Monte Carlo lange Zeit in Sicht gewesen war. Und in solch einem Falle ist der schließliche Selbstmord ein so unverfälschliches Geschehnis, dessen stumme Beredsamkeit durch alle Schweigegelder hindurchsickert! . . Nein, deutsche Zeitungen, die sich über ihren Beruf klar geworden und die selbstverständlich den Bestechungskünsten der Monegassenbank ein für alle Mal verschlossen sind, sollten nur von den Gewinnchancen der Bank reden, von den schwindelnden Dividenden, die sie trotz der ungeheuren Neuanlagen und Neubauten auf einem der kostspieligsten Boden der Welt, erzielt, ganz abgesehen von den nunmehr 9 Millionen Spielkonzession, von denen der Fürst des Landes lebt.

p. m.

Die Führer im modernen Völkerleben. In den letzten Jahren sind wiederholt Stimmen laut geworden, die dem deutschen Volke eine wenig günstige Prognose stellen. In schwärzestem Pessimismus sprach man von überwundenem Höhepunkt, vom absteigenden Ast. Zugegeben muß werden, daß es in unsern sozialen Verhältnissen, im geistigen, sittlichen und wirtschaftlichen Leben an Erscheinungen nicht fehlte, die das Aufkommen eines solchen Pessimismus wohl erklären können. Ihn zu rechtfertigen reichen sie indessen keineswegs aus. Solange die Scharen jener, die durch ihre Stellung und Begabung zu einer Führerrolle im modernen Leben bestimmt sind, sich ihrer Berufung bewußt bleiben und unermüdlich ihren Pflichten der Gesellschaft gegenüber nachkommen, liegt zu einer ernsten Besorgnis kein Grund vor. Dabei fehlt es gewiß nicht an Persönlichkeiten, die ihre Führerpflicht wohl kennen und in ihrem Kreise das Beste erreichen wollen, aber sie entsprechen zum Teil doch nicht allen Anforderungen, die der moderne Zeitgeist an Führer stellt. Teils sind sie, innerhalb der extrem freiheitlichen Richtungen, von der Menge emporgetragene Demagogen, teils sind sie Aristokraten und Herrenmenschen innerhalb der extrem strengen Richtungeu, die mehr oder weniger gewaltsam die Interessen der von ihnen Geführten durchzusetzen suchen. Eine Fülle von Beispielen ließe sich dafür beibringen, daß Führer aus Mangel an Takt in weiten Kreisen wirtschaftlich Abhängiger dauernde Erbitterung hervorgerufen haben. Mangelnder Takt, ungenügende Ausbildung der Führerqualitäten waren trotz des besten Willens der Grund für die Mißerfolge der Führerschaft. Wir hören von „robusten Gewissen"; Schiebungen und Nepotismus sind weit verbreitet. Das heute so ausgedehnte Spezialistentum, das rücksichtslose Verfolgen rein egoistischer und rein wirtschaftlicher Interessen ist der Ausbildung moderner Führer, die sich in treuer Arbeit dem Gesamtleben widmen, hinderlich.

In der Erkenntnis dieser Verhältnisse hat es der Professor der Nationalökonomie an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim Dr. Carl Kindermann unternommen, in seinem soeben erschienenen Werke „Die Führer im modernen Völkerleben" (Stuttgart, Verlag von Eugen Ulmer) den Grundcharakter, die Erziehung und die Aufgaben moderner Führer darzustellen. Der Verfasser verkennt die vorhandenen Schäden nicht und hat als eiserne Notwendigkeit erkannt, daß Deutschland, wenn es seine starke Stellung unter den Völkern erhalten und erweitern will, einer immer größeren Zahl von Männern bedarf, die hohen organisatorischen Takt besitzen und in „moderner gegliederter Gesamtüberzeugung" ihre

Führerarbeit verrichten. Im Gegensatz zu den Pessimisten geht Kindermann mit einem alle Widerstände überwindenden Optimismus ans Werk:

„Werden wir uns der Größe und Schönheit unserer Zeit so recht bewußt, um dadurch zu energischem Schaffen angespornt zu werden." „Ist auch niemals ein unbedingtes Gleichgewicht und Glück zu gewinnen, keine Zeit hat der Reife sich so genähert, wie die unsrige, und läßt uns so hoffnungsvoll, wie diese, in die Zukunft blicken."

Anders als die Demagogen und Herrenmenschen steht der moderne Führer als erster unter Gleichen zwischen seinen Volksgenossen. Er ist nicht ausschließlich aus den oberen Kreisen hervorgegangen. Durchaus nicht. Auch im schlichten Kleide einer Hausmutter, eines Werkmeisters, eines Oberarbeiters finden wir nicht selten die Eigenschaften moderner Führer.

Was Kindermann unter einem Führer versteht, was organisatorischer Takt und moderne gegliederte Gesamtüberzeugung sind und welche Fragen bei der Erziehung zur leitenden Arbeit hauptsächlich in Betracht kommen, hat der Verfasser im allgemeinen Teil seines Werkes dargelegt, dessen Lektüre reiche Anregung bietet. Aber auch im einzelnen gibt es kaum eine Frage des modernen Lebens, die der Verfasser nicht erwähnte und zu der er nicht Stellung nähme.

Aus der Überfülle wollen wir einige Punkte herausgreifen: Wissenschaftliche Ziele.

„Die Hochschulen z. B. dürften sich eine neuzeitliche Organisation geben, die unter anderem den Privatdozenten mehr aktive Teilnahme am Leben der Hochschule und nach Bewährung ihrer Leistungen mehr materielle Sicherstellung gewährt; unwürdige Zustände herrschen hier teilweise. Man sollte ferner viel weniger Gewicht auf staatliche Orden und Titel legen. Wir sind für ein enges Zusammenwirken von Wissenschaft und Staat, aber unter der Idee voller Gleichberechtigung. Unsere höchsten Zierden sind die Liebe und das Vertrauen unserer Hörer, unseres Volkes, der Kulturwelt. Die Fachschulen sollten ihre Hörer mit mehr Allgemeinbildung neben der Berufsbildung ausstatten." „Eine einseitige Fachbildung verführt zu Spezialistentum, Banausentum, Egoistentum."

Von besonderem Interesse ist, was der Verfasser als Nationalökonom an einer Landwirtschaftlichen Hochschule über die Landwirtschaft sagt:

„Wegen der Preisnot und Leutenot und der geringeren Fähigkeit zur Selbsthilfe hat die Landwirtschaft — in maßvollen Grenzen — etwas erhöhten Anspruch auf Schutz; in einer ausreifenden Zeit mit gewaltigem Ansteigen von Industrie und Handel, wie die unsrige, ist sie am meisten in Gefahr der Rückbildung. Ein Volk, das nur noch Trümmer von ihr besitzt, ist unweigerlich zum Untergang verurteilt, wie ein Mensch, der seine natürliche Grundlage untergräbt. Durch den Bund der Landwirte sind zweifellos die Interessen des Großgrundbesitzers übertrieben durchgesetzt — das hat die Reichsfinanzreform von 1909 bewiesen — und deshalb ist mit Recht der Hansabund gegründet worden. Bewahren wir uns aber vor der Unterschätzung der Landwirtschaft; wie eine Religion, so läßt eine Landwirtschaft in einer hohen Kulturzeit nicht neu sich erzeugen. Ein jeder Bauer auf eigner Scholle ist ein gewaltiger Wertfaktor; was gäbe England heute um einige Millionen davon!"

Zum Schluß seines Werkes würdigt Kindermann das Wirken des Führers im Beruf, in der Familie und im geselligen Kreise. Wirkliche Freunde kann man als Führer nur sehr wenige haben. In der Jugend erwirbt man als werdender Führer noch leicht Freunde.

„Wir wollen uns also in der Jugend einen so köstlichen Schatz zu sichern suchen und ihn treu durch unser Leben behüten. Wer keinen Freund besitzt oder besessen hat, dem fehlt das Letzte zur Vollkommenheit. Wahre Freunde geben sich die passendsten Gegengewichte; sie befreien sich von Einseitigkeiten aller Art und kreisen wie ein Doppelgestirn um ein gemeinsames Zentrum."

Von der Familie hängt die natürliche Kraft des sozialen Lebens ab. Sie leitet wesentlich die erste Erziehung der Jugend und formt in wichtiger Weise am

Takt mit, dem köstlichsten Besitz jedes Menschen. Wir schaden der Familie durch Überschätzung des Nepotismus.

„Wenn wir aus Familienrücksichten jemand in Amt und Würden bringen, so setzen wir damit die Berufsarbeit herab und schädigen das Volksleben. Die Vetternwirtschaft ist ein Krebsschaden, der unnachsichtlich bekämpft werden muß." „Unterschätzen wir die Familie aber auch nicht. Wie köstlich ist ein starkes, stilles Familienleben. Schöner als in rauchigen Bierpalästen und Tanzsälen sind wir in der Kinderstube oder im trauten Wohnzimmer aufgehoben. Die Märchenwelt mit ihrem bestrickenden Zauber schreitet mit leisem Schritt herein und schlingt unzerreißbare Bande um Eltern und Kinder. Die großen christlichen Feste rühren lange vor ihrem öffentlichen Nahen hier unser aller Herz und lassen uns Eltern mit Kinderaugen all das Herrliche, was da kommen soll, erschauen. Zwanglos erziehen Eltern und Kinder hier sich gegenseitig".

Wir können das Buch Kindermanns aufs wärmste empfehlen.

Melchior Lechter hat für das Landesmuseum in Münster ein monumentales Glasgemälde vollendet, das vor seiner Überführung in der Akademie am Pariserplatz zugänglich gemacht ist. Diese Kunst der Glasmalerei, die in gotischer Zeit ihre glanzvolle und berauschende Schönheit entfaltet hatte, war in den Jahrhunderten verblaßt und entstellt. Es ist aus den früheren Werken Lechters bekannt, daß er in hingebender Arbeit die Geheimnisse des Handwerks, die Bedingungen der Färbung neu errungen hat. Die Glut seiner Farben stand unter der gegenwärtigen Kunst der Glasmaler wie ein Wunder. Das große Werk, das uns sichtbar gemacht wurde, fand denn auch die wohl unbestrittene Anerkennung als Werk einer neuen technischen Höhe. Umstritten wurde nur der Geist des Dargestellten.

Den oberen Raum des Mittelfeldes nimmt der gotische Tempel ein; von seiner Höhe strahlt das Licht. Im rechten Seitenflügel schwebt in warmem, abendlichen Schimmer die Gestalt der ars humana, mit goldenen Rosen bekränzt. Auf dem linken Flügel, in kälterm blauen Licht die ars coelestina. Unten am Tempel fließt die heilige Quelle; die Künste drängen heran, um zu schöpfen. Die Leidenschaft der ganzen Komposition in sich fassend liegt in sternenübersätem antiken Mantel der Erbauer des Tempels am Boden. Wunderbar sind die schmückenden Formen und die tieffunkelnden Farben des Hintergrundes, alles ist hohe, aber gebändigte Leidenschaft.

Die Schauenden, die sich zur Eröffnung der Ausstellung versammelt hatten, standen unter dem zwingenden Banne des weihevollen Bildes; selbst das Flüstern scheute sich, die Stille zu durchbrechen. Es soll hier nicht berührt werden, wie sehr auch heute noch die erhabene Mystik unseres deutschen Mittelalters verkannt wird; es kann durchaus zugegeben werden, daß die alles in sich saugende Kraft der Mystik der Kunst sehr gefährlich werden kann. Aber für einen Fachmann ist es nicht zweifelhaft, daß Lechter von dieser Seite keine Gefahren drohen. Ich erinnre etwa an seine Federzeichnungen italienischer Landschaften oder an seine Porträtköpfe, deren höchst eindringliches Formenstudium ihn als Zeichner im engen, ich möchte sagen im handwerklichen Sinne erweist. Die Schönheit seiner Zeichnungen besteht in der schlechthin makellosen Linienführung, der reinen bestimmten Form; nie streben sie im Dutzendsinne nach Stimmung und Eindruck. Die jetzt ausgestellten Skizzen für die Gestalten des Glasbildes sind ein Beweis zugleich für das erstaunliche Können des Zeichners und des Stilisten.

Lechter sucht nicht aus Haß gegen die sichtbare Welt die mystische Erleuchtung, sondern aus Freude an der Reinigung und Erhöhung der Daseinsformen. Es ist die Mystik der künstlerischen Leidenschaft, nicht der Askese; des Reichtums, nicht der Armut. Der Künstler, der hochgestimmt jede Befleckung, jedes Niedrige schmerzhaft empfindet, muß sich auch in der Wahl des Stoffes offenbaren und indem er

als Bild seiner mystischen Erhebung das einfachste Gleichnis formt, muß er in eine Sphäre steigen, in der er sich eins fühlt mit den höchsten Geistern griechischer Mystik, des Buddhismus und der gotischen Predigt. L. Florentin

Friedrich Paulsen: „Aus meinem Leben." (Eug. Diederichs, Jena 09.) Friedrich Paulsen hat kein neues philosophisches System gebaut, was kein Schade ist, da wir Überfluß haben an solchen Systemen, er ist also kein epochemachender Philosoph. Dafür hat er für seine Zuhörer und Leser aus den Systemen herausgeholt, was an ihnen praktisch verwertbar ist, hat eine gesunde, auf dem evangelischen Christentum beruhende und der deutschen Eigenart angemessene Lebensweisheit und Ethik gelehrt und hat die Pädagogik durch seine Geschichte des gelehrten Unterrichts und durch seine maßgebenden Ratschläge für die Verbesserung des höheren Schulwesens in Preußen wirksam gefördert. Jetzt kennen wir die Quelle, aus der das Gesunde, das Tüchtige seines Charakters, das sich auch in seiner edlen, schlichten, klaren immer verständlichen Sprache kund gibt, entsprungen ist. Es war seine friesische Abkunft und die Bauernschaft, unter der er seine Jugend verlebt hat. In seinem Nachlaß haben sich autobiographische Aufzeichnungen gefunden, die unter obigem Titel veröffentlicht worden sind. Nachkomme kühner seefahrender Halligleute ist er bis in sein 18. Jahr hinein ein richtiger Bauernjunge gewesen, über die nächsten Dörfer nicht hinausgekommen, hat von Städten und städtischem Leben nichts gesehen und ist unter Leuten, die christgläubig und zum Teil fromm, einige sogar „erweckt," aber schlechterdings nicht von Sentimentalität angekränkelt waren, in harter körperlicher Arbeit und freier derber Bauernjungenluft aufgewachsen. Sein Vergleich der ländlichen Jugend mit der großstädtischen, der unbedingt zugunsten jener ausfällt (S. 37 ff und S. 54 ff), sollte in großer Schrift in allen Schulen, in allen Beratungssälen der Minister und der Bezirksregierungen, in allen Studierzimmern der Nationalökonomen angeschlagen werden. Nicht das „kulturarme" Dorfkind, sondern das Kind, besonders das des Armen, in der überkultivierten Großstadt ist seelisch arm und jenes ist reich. Dem Stadtkind fehlt die Kenntnis der Naturdinge aus eigener Anschauung, es fehlt ihm die Kunst, mit diesen Dingen, mit Tieren und Pflanzen, mit Erde und Wasser, mit Holz und Steinen umzugehen und sie zu benützen; es sieht die Gebrauchsgegenstände nur fertig, während sie der Dorfjunge zum Teil im eignen Hause, zum Teil in Nachbarhäusern entstehen sieht und bei ihrer Anfertigung hilft, und dieser bekommt einen klaren Begriff von sozialen Schichtungen und Verhältnissen, weil die ihn umgebenden durchsichtig sind. Spielzeug, wie es der Städter, heute freilich, kaum noch einzelne in ganz reizloser Gegend liegende Dörfer ausgenommen, auch des Landmanns Kind massenhaft im Schaufenster sieht, kannten die Kinder in Langenhorn nicht; Knaben wie Mädchen erfanden und schufen sich selbst all ihr Spielzeug. Die Schule freilich war so jämmerlich, daß Paulsen bei aller Vorliebe fürs Dorf nichts an ihr zu loben findet. Aber was hat ihm das geschadet? Seine nicht vorzeitig durch guten methodischen Unterricht verbrauchte geistige Kraft speicherte sich auf und leistete dann, als sie endlich in Wirksamkeit treten konnte, Unglaubliches. Als es ihm an dem bißchen Büchermaterial, das ihm zur Verfügung stand, klar geworden war, daß er nicht zum Bauer berufen sei, nahm sich der Pastor des Sechzehnjährigen an, der in den letzten Jahren bei einem jüngeren tüchtigen Lehrer schon einen Begriff davon bekommen hatte, was Lernen und Wissenschaft heißt. Gleichzeitig wurden sechs Sprachen vorgenommen: Lateinisch, Griechisch, Französisch, Englisch, Hebräisch und Dänisch, Mathematik und Naturkunde allerdings vernachlässigt, aber das Gymnasialpensum der unteren vier Klassen

in anderthalb Jahren bewältigt, so daß Paulsen in die Sekunda kam. Dabei hatte er zu Hause kein Arbeitsstübchen, sondern mußte die häuslichen Arbeiten in der Wohnstube machen, wo an den Winterabenden ein halbes Dutzend Frauenspersonen miteinander plauderten, und im Sommer wurde er mitunter, wenn's not tat, zur Erdarbeit herangezogen. „Der rasche Gang am scharfen Zügel", meinte er, sei das seiner Natur Gemäße gewesen. Seine persönliche Erfahrung hat ihn überzeugt, daß übertriebene Nachsicht im allgemeinen mehr schadet als übertriebene Strenge, und er führt billigend die Bemerkung von John Stuart Mill an: „Ein Schüler, von dem etwas verlangt wird, was er nicht oder noch nicht leisten kann, wird nie alles leisten, wozu er fähig ist." (Alle drei Regeln kann man gelten lassen, wenn es sich um Schüler handelt, deren Begabung fürs Studium unzweifelhaft ist; auf unsere heutigen Gymnasien sind sie nicht anwendbar, weil diese zu besuchen alle Söhne der höheren und Mittelklassen gezwungen werden, auch solche, die zu nichts als zur Pferdepflege oder zum Holzhacken taugen.) Auf dem Gymnasium in Altona absolvierte er die beiden Sekunden in einem Jahre, verlor das Unterprimanerjahr in einem wüsten Kneipenleben, bestand aber die Abiturientenprüfung, in die sich reilich kein Schulrat störend einmischte, ganz gut und wurde für „völlig reif" erklärt. Die in Erlangen, Bonn, Berlin und Kiel verlebte Studentenzeit, in der auch der Militärdienst erledigt wurde, gibt Anlaß zu hübschen Charakterschilderungen berühmter und unberühmter Professoren. Mit der Habilitation schließt das Buch. Unter den gelegentlichen Bemerkungen über Politik ist das von der dänischen Zeit Gesagte sehr beachtenswert. Die schleswigschen Friesen waren gute Deutsche und zugleich loyale Untertanen des Dänenkönigs; sie waren das Zweite, weil kein Mensch sie hinderte, das Erste zu sein. Sie erfreuten sich ihrer uralten Selbstverwaltung, bekamen dänische Beamten und Soldaten selten, die dänischen Farben gar nicht zu sehen, und patriotische Kundgebungen wurden ihnen nicht zugemutet; eine Königsgeburtstagsfeier oder sonstige patriotische Feste gab es weder in der Schule noch sonstwo. Dänische Prediger hielten bei Vakanzen in deutschen Gemeinden deutsche Predigten, „unsere alten deutschen Prediger waren aber gewiß nicht in der Lage, durch dänisch gehaltene Predigten den Liebesdienst zu erwidern". (Die dänischen Pastoren haben natürlich nicht Deutsch gelernt, um deutschen Gemeinden Liebesdienste erweisen zu können. Die Angehörigen eines kleinen und schwachen Kulturvolkes werden durch ihr eignes Interesse bewogen, sich die Sprache des benachbarten größeren und mächtigeren anzueignen, ein Interesse, das äußerlich, nur äußerlich, verleugnet zu werden pflegt, sobald sie zu dem, was sie aus freien Stücken gern tun würden, gezwungen werden. Für die Angehörigen des größeren Volkes ergeben sich Beweggründe zur Erlernung der Sprache eines kleinen Volkes nur aus besondern Umständen; ein solcher Umstand ist heute der Geschmack an der dänisch-norwegischen Literatur, der nach Paulsens Jugendjahren bei uns Mode geworden ist.)

Carl Jentsch

Auf der Journalistentribüne des Reichstages wird eine literarische Spezialität gepflegt, die unter dem Namen des Stimmungsbildes bekannt ist. Es gibt eine kleine Anzahl von politischen Schriftstellern, die dieses Genre zu großer Feinheit und Vollendung entwickelt haben. Niemand wird, um ein Beispiel zu nennen, die Stimmungsbilder der „Frankfurter Zeitung" ohne Vergnügen lesen. Sie erhalten ihren Wert aus einer genauen Kenntnis der Personen und Vorgänge und lassen den politisch interessierten Kopf erkennen. Daneben macht sich aber der Mangel an politischer Bildung und Erziehung breit. Der Reichstagsjournalist sollte Politiker sein, er ist aber zu häufig Feuilletonist, manchmal auch nur Reporter. Das bedeutet für die Berichterstattung aus dem Reichstage vielfach eine

Vernachlässigung der sachlichen Momente zugunsten einer liebevollen Ausmalung der Äußerlichkeiten oder, was schlimmer ist, zugunsten eines weitgetriebenen Personalklatsches. Für den Stimmungsbildner ist selbstverständlich die nüchterne Arbeitssitzung ohne Belang. Sie läßt sich höchstens insofern ausbeuten, als sie Anlaß gibt festzustellen, wie viele Abgeordnete auf den Ledersofas schlafen. Das Stimmungsbild bedarf des „großen Tages", der sich wie eine Theaterpremiere oder wie ein Sensationsprozeß behandeln läßt. Forensische Gewohnheit scheint dazu beizutragen, daß der Stimmungsbildner die Hauptperson des Tages wie einen Angeklagten behandelt. An den ganz großen Tagen ist das natürlich der Reichskanzler. Wie sieht er aus? Ist er frisch oder abgespannt? Zuversichtlich oder nervös? Mit wem spricht er? Aha, mit einem Zentrumsmann! Er bittet den schwarzblauen Block um gut Wetter. Mit einem Konservativen! Er läßt sich von dem ungekrönten König von Preußen vorschreiben, was er sagen soll. Mit einem Nationalliberalen! Er bestellt sich eine Interpellation über das persönliche Regiment. Was hat er an? Die Frage ist für das Stimmungsbild äußerst wichtig, vielleicht, weil es für die Damen geschrieben wird, die bei der Wahl des Zeitungsabonnements ein wichtiges Wort mitzusprechen haben. So las man jetzt in den Zeitungen: „Herr von Bethmann Hollweg hat die ersten Monate im neuen Amt dazu benutzt, sich äußerlich sorgfältiger herzurichten. Ein tadelloser grauer Gehrock von neuestem Schnitte umschließt die noch immer nach vorn gebeugte Gestalt." Man hat das Gefühl, daß der Schreiber dieser Zeilen gar nicht gemerkt hat, wie ungezogen er ist. Ungeschminkte Rüpelei dagegen spricht aus folgenden Sätzen: „Mit der Plastik der äußern Haltung hapert es ein wenig bei Herrn von Bethmann Hollweg. Er redet ein bißchen viel mit den Händen — ob auch mit den Füßen, ließ sich

Die Grenzboten

erscheinen vom heutigen Tage ab in Berlin (SW. 11, Bernburger Straße 22a/23). Sie werden mit Hilfe der hervorragendsten Kräfte aus allen Gebieten in der alten, unabhängigen Weise fortgeführt als getreuer Spiegel des geistigen Lebens in Deutschland. :: :: :: :: :: ::

Schriftleitung und Verlag.

OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

wegen der Tischwände nicht erkennen." Für das Stimmungsbild kommt es auf den Inhalt der Rede nicht an. Der Rock bedeutet mehr als die Rede. Verwendbar sind höchstens solche Stellen, die Anlaß zur Heiterkeit oder zu Zwischenrufen gaben. Man horcht auf, wenn es Unruhe, Widerspruch, Polemik gibt. Man spannt auf die beliebten „dramatischen Momente". Und an wichtigen Sitzungstagen, wo es um große Entscheidungen geht, spielt in jedem Stimmungsbild die „ominöse rote Mappe" eine Rolle, obwohl eine solche Mappe mit dem Auflösungsdekret meistens gar nicht vorhanden ist. Fürst Bülow zog seinerzeit die Auflösungsorder einfach aus der Brusttasche. Für den Stimmungsbildner bieten besonders auch die Logen ein Objekt ständigen Interesses. Zeigt sich in der Hofloge ein Flügeladjutant, so ist er vom Kaiser geschickt, um den Reichskanzler zu überwachen und sofort zu berichten, ob er es auch den Sozialdemokraten ordentlich gegeben habe. Ist gar eine fürstliche Persönlichkeit anwesend, so wird genau beobachtet, ob sie etwa durch Bewegungen des Kopfes irgend welche Zeichen der Zustimmung oder — besser! — des Mißfallens von sich gibt. Diplomaten entgehen gleichfalls nicht der Aufmerksamkeit, und wenn man sie mit irgend einer amtlichen Person im Gespräch ertappt, so wird schnell eine hochpolitische Klatschgeschichte zusammengefabelt. Was für Damen anwesend sind und was sie anhaben, muß schon aus der vorhin erwähnten Rücksicht mehr ausführlich als sorgfältig behandelt werden. — Ist das alles nicht doch im Grunde ziemlich albern und spießig, so prätentiös man es auch frisiert? So spießig, wie die eingehende Zeitungserörterung über die Frage, ob der Reichskanzler oder das Reichstagspräsidium in Uniform oder im bürgerlichen Gewande, als welches man merkwürdiger Weise den Frack bezeichnet, vor dem Kaiser zu erscheinen hat?

Die Grenzboten

treten mit dem vorliegenden Heft in ihren 69. Jahrgang. Die Zeitschrift ist wie bisher durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes, sowie direkt vom Verlage zu beziehen. :: :: :: ::

Preis Vierteljährlich 6.— Mark.

Berlin SW. 11. **Verlag der Grenzboten**

G. m. b. H.

Neue Bücher

Die Redaktion behält sich die Besprechung einzelner Werke vor.

Bern, Maximilian. Deutsche Lyrik seit Goethes Tode bis auf unsere Tage. Neue Ausgabe. Siebzehnte Auflage. Buchschmuck von A. Baranowsky. Köln a. Rh. Verlag von Hoursch & Bechstedt.

Bettelheim, Anton. Fürstin Marie zu Hohenlohe und Ferdinand von Saar. Ein Briefwechsel. Mit 2 Bildnissen. Wien. Druck und Verlag von Christoph Reisser's Söhne.

Bode, Dr., Wilhelm. Charlotte von Stein. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., 1909.

Bode, Dr., Wilhelm. Stunden mit Goethe. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW.

Brüssau, Oskar, Königin Luise. Ein Lebens- und Charakterbild mit einer Auswahl von Briefen und Aufzeichnungen der Königin. Gustav Schloeßmann's Verlagsbuchhandlung (Gustav Fick), Hamburg 1910.

Busse, Dr, Carl. Geschichte der Weltliteratur. In 2 Bänden. Band I. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig 1910.

Deimling, Anny, Oriol Heinrichs Frau. Roman. Verlag S. Fischer, Berlin.

Domanig, Karl. Um Pulver und Blei. Eine epische Dichtung. Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten und München 1909.

Geiserstam, Gustav af. Das ewige Rätsel. Roman. Verlag S. Fischer, Berlin.

Gleichen-Rußwurm, A. v. Geselligkeit. Sitten und Gebräuche der europäischen Welt. 1789—1900. Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart 1910.

Herwig, Franz. Wunder der Welt. Roman. Umschlagzeichnung Richard Grimm-Sachsenberg. Buchverlag der „Hilfe" G. m. b. H., Berlin-Schöneberg 1910.

Heymann, Walter. Nehrungsbilder. Deutschherren-Verlag, Königsberg.

Hirschfeld, Georg. Hans aus einer anderen Welt. Roman. Verlag S. Fischer, Berlin.

Hochstetter, Sophie. Frida Freiin v. Bülow. Ein Lebensbild. Verlag von Carl Reißner, Dresden 1910.

Im Zeichen der Türme. Almanach für jeden Tag des Jahres. Briefe aus vergangener Zeit. Bericht des Verlages von Karl Curtius in Berlin. Preis 50 Pf.

Jesus. Vier Vorträge, gehalten in Frankfurt a. M. Verlag von Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1910.

Kurz, Isolde. Florentinische Erinnerungen. Verlag von Georg Müller, München.

Lehnert, Georg. Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes. Herausgeber in Verbindung mit Wilhelm Behncke, Moritz Dreger, Otto v. Falke, Josef Folnesics, Otto Kümmel, Erich Pernice und Georg Swarzenski. Verlag von Martin Oldenbourg, Berlin.

Leipziger Kalender. Illustriertes Jahrbuch und Chronik. Herausgegeben von Georg Merseburger. 7. Jahrgang. 1910. Druck und Verlag von Fr. Richter, G. m. b. H., Leipzig.

Schaffstein's Volksbücher. 75. Band. Reinecke der Fuchs, ein Sage aus dem Königreich der Tiere. Nach der niederdeutschen Ausgabe von 1498 übertragen von Severin Rüttgers. Verlegt bei Hermann und Friedrich Schaffstein in Köln a. Rh.

Schaffstein's Volksbücher. 76. Band. Um Kreuz und Krone von Jacob Hummel. Verlegt bei Hermann und Friedrich Schaffstein in Köln a. Rh.

Scheffler, Karl. Berlin. Ein Stadtschicksal. Verlag von Erich Reiß, Berlin-Westend 1910.

Schwantje, Magnus. Die Beziehungen der Tierschutzbewegung zu anderen ethischen Bestrebungen. Rede, gehalten am 8. Juni 1909 auf dem Internationalen Tierschutz- und Antivivisektions-Kongreß in London. Herausgegeben von der Ges. zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen. Berlin W. 57, Bülowstr. 95. Preis 30 Pf.

Sohnrey, Heinrich. Grete Lenz. Leben und Erlebnisse eines Großstadtkindes. 5. Auflage. Verlag Wilhelm Baensch, Dresden 1909.

Tausend und ein Tag. Orientalische Erzählungen. 2. Band. Leipzig im Inselverlag 1909.

Verantwortlich für den politischen Teil: George Cleinow in Berlin-Schöneberg, für den nichtpolitischen Teil: Dr. Paul Mahn in Charlottenburg-Westend. Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck von Richard George in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Zur Beachtung!

Wir bitten unsre verehrten Leser und Mitarbeiter noch besonders darauf aufmerksam machen zu dürfen, daß sich **Schriftleitung und Verlag der Grenzboten** vom 1. Januar 1910 ab in **Berlin SW. 11, Bernburgerstr. 22a/23**, befinden. Dorthin bitten wir alle Zuschriften und Sendungen ausschließlich richten zu wollen.

Schriftleitung und Verlag der Grenzboten.

Praktiſcher Patriotismus

Im Wettſtreit der Kulturſtaaten ſowie in ihrer innerpolitiſchen Entwicklung iſt die Intelligenz zum Hauptfaktor erhoben. Mag es auch etwas übertrieben ſein, zu ſagen, die Zukunft gehöre der beſtunterrichteten Nation, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß durch die Verfeinerung der politiſchen Hilfsmittel die Volksbildung zu einer Hauptaufgabe der Staatswohlfahrtspflege geworden iſt. Die meiſten Kulturvölker ſind in dieſer Richtung während des 19. Jahrhunderts zu einem bedeutſamen Abſchluß gelangt. Sie haben den Gedanken durchgeführt, daß das Volk durch organiſierte Verſammlungen gewählter Abgeordneter, durch Parlamente, an der Geſetzgebung beteiligt ſein ſolle. Die jedem Volke durch ſeine Verfaſſung anvertraute ſtaatsbürgerliche Arbeit als Wähler oder Abgeordneter iſt indeſſen keine Aufgabe, für die ein Volk durch den einfachen Ausſpruch des Geſetzes fähig wird, es ſei politiſch mündig, ſondern erſt durch die Bildung von Charakter und Geiſt. Die damit verbundene Notwendigkeit der Volksbildung beziehungsweiſe Volkserziehung ſteigert ſich gleichlaufend mit dem ungeheuren Wachstum aller Wiſſensgebiete, mit der Steigerung des Verkehrs und der Zunahme der wirtſchaftlichen Entwicklung wie des Kulturfortſchritts.

Von dieſem Geſichtspunkt aus iſt in Deutſchland und andern Staaten mancherlei für Volksbildung getan worden. Es ſei der Bibliotheksbewegung gedacht, die ſchon in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Amerika und in England großzügig einſetzte. Sie hat heute in England ſechzehnhundert öffentliche Volksbibliotheken mit einer Jahresausgabe von zuſammen ſechzehn Millionen Mark ins Leben gerufen. Im Jahre 1849 entſtand auf Antrag eines William Ewart jenes Geſetz, das jede Stadt ermächtigt, Steuern von ihren Einwohnern zu Zwecken der Volksbildung durch Bibliotheken, Leſeſäle uſw. zu erheben.

Die Wirkung dieser Ewart-Bill war, daß um das Jahr 1900 einhundertsechzig Gemeinden mit zusammen etwa $10^1/_4$ Millionen Einwohnern mehr als vier Millionen Mark für Volksbibliotheken aufbrachten, und daß die englischen Städte zurzeit jährlich insgesamt sechzehn Millionen für ihre freien öffentlichen Bibliotheken ausgeben.

Neben England steht in der Volksbildungsbewegung Amerika an erster Stelle. Zur Ausgestaltung der New-Yorker Zweigbibliotheken stiftete im Jahre 1901 Carnegie 5 200 000 Dollars und in den Jahren 1900 und 1901 hat dieser große Volksfreund zusammen 12 769 700 Dollars zu Bildungszwecken verteilt. Nur solche Opferfreudigkeit konnte es zuwege bringen, daß es im Jahre 1903 in Amerika 6869 Bibliotheken mit einer Gesamtzahl von etwa fünfundfünfzig Millionen Büchern gab.

Noch mehr aber als die Bibliotheksbewegung verdient die von England und Amerika in den Jahren 1870/73 ausgegangene University extension movement (die Hochschulausbreitung) gerühmt zu werden. Sie hat durch Veranstaltung wissenschaftlich-volkstümlicher Kurse große Erfolge erzielt. Bereits im Jahre 1890 konnte man in Philadelphia mit vierzig Kursen und fünfzigtausend Hörern beginnen und in den Jahren 1890/91 wurden von Oxford aus einhundertzweiundneunzig Vorlesungen mit über zwanzigtausend Teilnehmern abgehalten. Ein annähernd gleiches Ergebnis hatten die Universitäten von Cambridge und London erreicht. Die Wiener Universität hat sich dieser Bewegung im Jahre 1896 mit 6172 Hörern angeschlossen. In Deutschland sind gleiche Bestrebungen erst in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erfolgreich in Fluß geraten, auch nicht in dem Umfange wie in Amerika und England. Zu nennen sind der Rhein-Mainische Verband für Volksvorlesungen, die Münchner Volksbildungsvereine, die Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung und die Comenius-Gesellschaft. Sie suchen ihrer Aufgabe durch Einzelvorträge und Unterrichtskurse gerecht zu werden. Nach dem Muster der Jenaer Universität sind außerdem an den deutschen Universitäten Volkshochschulkurse ins Leben gerufen worden, 1896 in München, 1897 in Leipzig und 1898 in Berlin. Schließlich ist neuerdings die Einführung des staatsbürgerlichen Unterrichts in den Lehrplan der Schulen und ein weiterer Ausbau des Fortbildungsschulwesens in die Wege geleitet worden.

Die Volksbildungstätigkeit in Deutschland trägt drei Merkmale. Entweder richtet sie sich lediglich auf die untersten Schichten der Bevölkerung oder erschöpft sich in schulmäßiger Ausbildung jugendlicher Personen oder ist eine für die Allgemeinheit bestimmte außerschulmäßige Unterrichtstätigkeit unter dem Zeichen irgendeiner Partei. So notwendig das Erste und das Zweite, so entbehrlich ist unter gewissen Verhältnissen das Dritte. Man wird dem vielleicht entgegen halten, daß jegliche Aufklärungstätigkeit, die sich auf das öffentliche Leben bezieht, einer Parteifärbung bedarf, wenn sie nicht eine die Gegensätze zu Unrecht verwischende laue Bewegung bleiben soll. Dieser Einwand verliert

jedoch den Halt, wenn man sich bemüht, die Aufgabe der Volksbildung, wie sie in Deutschland gegenwärtig ins Auge zu fassen ist, ihrem Zweck und Stoff nach zu erfassen.

Wir müssen, um deutlich zu sein, zunächst hervorheben, daß die Basis für jedwede Staatsentwicklung auf volkswirtschaftlichem Gebiete ruht. Wie alle Schöpfungen der Welt schließlich ihr Entstehen dem Selbsterhaltungstrieb ihrer Schöpfer verdanken, seien es die Bauten der winzigen Ameisen oder die Paläste der Menschen, so ist auch für das Gedeihen der Staaten das Zweck- oder Bedürfnismoment entscheidend. Aus ihm heraus, aus einer wirtschaftlich notwendigen Gemeinschaft zwischen Nord und Süd, dem Zollverein, ist z. B. das Deutsche Reich erstanden — ein Gemeinwesen, das ein festes Band für die kulturellen und wirtschaftlichen Kräfte des Deutschtums bietet. Die Trostworte Goethes „Unsre guten Chausseen und unsre künftigen Eisenbahnen werden dafür sorgen, daß das Deutsche Reich zusammengeschweißt werde" erfüllten sich. Die wirtschaftliche Notwendigkeit des Reichsgedankens forderte ihre Rechte. Nach jahrhundertelangem Ringen wurde es endlich zur Tatsache, daß der unverwüstliche Kern des deutschen Volkes in seiner Zusammengehörigkeit erblickt werden muß.

Haben wir Deutsche nun aber Grund, auf den Lorbeeren unsrer Väter mit dem Bewußtsein auszuruhen, das Erreichbare, einen konstitutionellen deutschen Bundesstaat, erreicht zu haben? Ergeben sich aus dieser erhabenen Schöpfung des deutschen Idealismus nicht weitere und wichtige Aufgaben? Unsre gegenwärtigen beklagenswerten Verhältnisse geben eine deutliche Antwort. Das deutsche Volk ist für den Reichsgedanken allein durch die Gesetzeskraft der Reichsverfassung nicht reif geworden. Die politischen Rechte und wirtschaftlichen Vorteile, die ihm in dieser verbürgt sind, kommen vielmehr erst dann zur Geltung, wenn es sich in den Reichsgedanken einlebt.

Der Deutsche bewegt sich vielfach noch zwischen verständnisschwacher Sentimentalität und kleinlichem Geschäftsmaterialismus. Bedenklichkeit und Gleichgültigkeit gesellen sich in erschreckendem Maß hinzu. Nur schwer vermag er, Sonderinteressen um der gemeinsamen Sache willen hintanzusetzen. Es scheint vielmehr, als ob jeder Deutsche in jedem Deutschen seinen ärgsten Feind erblickt, gegen den er sich am liebsten mit fremden Elementen verbündet. Diese Untugenden, die dem deutschen Volk schon viel geschadet haben, müssen und können durch einen Reichsidealismus beseitigt werden. Spekulation im tiefern Sinn des Wortes muß in allen Elementen des Reichs die Begeisterung für dieses erhalten. Solange sich dem Einzelnen nicht von selbst das Reichsinteresse als Endzweck vor Augen stellt, ist jede Beteiligung des Bürgers am öffentlichen Leben, jede Parteitätigkeit für das Ganze gefährlich. Ist es denn aber so schwer, sich stets gegenwärtig zu halten, daß der mächtige nie zuvor geahnte Aufschwung, den deutsche Wissenschaft, Kunst, Technik, Industrie usw. in den letzten Jahrzehnten genommen haben, in allererster Linie eben der Reichsgründung zu

verdanken ist?! Sie hat zuerst ein fruchtbares Tätigkeitsfeld für das langersehnte gemeinsame Wirken aller Volkselemente geschaffen. Sie hat das Deutsche Reich als den Machtfaktor erstehen lassen, der kraft seiner wirtschaftlichen Einheit, der als geistige Schatzkammer, als kulturelle Größe jedem seiner Bundesstaaten, Volksstämme, seinen einzelnen Ständen und Berufsklassen, seinen städtischen und ländlichen Gemeinden, ja schließlich jedem einzelnen Reichsdeutschen für seine Lebensbetätigung kaum erwartete Schätze, namentlich aber einen bisher nicht genug gewürdigten Schutz all dieser Interessen zu bieten vermag. Und weiter. Wo anders ist die Quelle internationalen Ansehens zu suchen, als im Selbstbewußtsein des Volkes? Schon einmal — vor hundert Jahren — ist der Mangel psychischer Vorbereitung dem deutschen Volk verderblich geworden. Kleinstaatliche Zersplitterung und Selbstsucht innerhalb der deutschen Lande kamen dem Korsen willkommen. Wir besaßen schließlich nichts als die Luft. Das war im letzten Grunde die Ursache des Zusammenbruchs, und aus jener Zeit stammt noch mancher ungesunde Stoff, den wir durch Vermittlung des Wiener Kongresses übernommen haben. Wenn aber dennoch die deutsche Weltanschauung zur Tat ward und wenn wir uns heute rühmen können, mächtig zu sein, so gehört dazu noch, wie zu allen großen Werken, das Selbstbewußtsein des Schöpfers, also hier des deutschen Volks. Dieses aber läßt seinen Nationalstolz nur zu gern durch unwürdige Liebedienerei gegenüber dem Ausland ersticken. Wer des Selbstbewußtseins ermangelt, läuft aber Gefahr, verhaßt und verachtet zu werden, ohne daß er einem andern übel tut, lediglich weil dieser die Macht jenes leicht nur für äußern Schein, für ein trügerisches Gewand hält, hinter dem ein korrupter Organismus steckt.

Erstrebt man nun das Reichsbewußtsein und deutsche Selbstgefühl von dem Gesichtspunkt aus, daß auch unser Reich für seine einzelnen Teile, Staaten, Gemeinden, Berufsstände und Korporationen die Stütze bestehender und der Quell neuer kultureller und wirtschaftlicher Kraft, also ein Zweckverband ist, so ergibt sich für das deutsche Volk als unverrückbar festzuhaltendes Ideal: die Klarlegung und Verbreitung des Reichsgedankens in seiner wirtschaftlichen und kulturellen Unentbehrlichkeit; die Leistungsfähigkeit des Reichs nnd seine Aufgaben in Wirtschaft und Kultur müssen jedem Deutschen jederzeit klar vor Augen stehen.

Für die auf den deutschen Volksgeist nachhaltig wirkende Klarlegung des Entwickelungsvorgangs innerhalb des deutschen Staatsorganismus und Volkskörpers ist schon mancherlei getan. Aber die endgültige Lösung dieser Aufgabe ist immer wieder gescheitert an dem zersplitternden Einfluß partikularistischer Neigungen, an Parteihader, konfessionellen Gegensätzen und kleinlichen Sonderinteressen. Hier handelt es sich also um ein völlig neues großes Arbeitsfeld.

Das hiernach anzustrebende Ziel der deutschen Volkserziehung umfaßt alle Wissensgebiete. Aber die Wirtschaftslehre beansprucht den Platz, der im Staatsleben der Volkswirtschaft gebührt. Wie kann die Bürgerschaft von

Stolzgefühl über die großartigen Leistungen des heutigen Deutschland in Industrie und Gewerbe, Handel und Verkehr, Landwirtschaft und Schiffahrt durchdrungen sein, wie kann sie ihr Vaterland wirklich achten, wenn sie das Bestehende nur mangelhaft kennt? Die Verbreitung grundlegender volkswirtschaftlicher Kenntnisse ist auch für die Kreise ein großes Bedürfnis, die eine akademische Bildung genossen haben; denn gerade diese Kreise haben schließlich in ihrer Berufstätigkeit praktischen Blick und Verständnis für die großen wirtschaftlichen Ziele ihres Vaterlandes zu betätigen. Man möchte aber erfahrungsgemäß heutzutage sagen, daß manch achtzehnjähriger Kaufmann an solch praktischem Blick und vor allem an dem Trieb der Selbstentwickelung und Selbstbildung manch einen wissenschaftlich gebildeten Fünfundzwanzigjährigen überragt. Hiermit steht noch ein anderes in engstem Zusammenhang. Was fordert das moderne Leben von dem Einzelnen und besonders von dem Deutschen? Persönlichkeit, das bedeutet die Fähigkeit, ureigenes zielbewußtes Wollen und Handeln ohne feige Rücksicht mit eigener Verantwortung zu tragen, bedeutet für den Jüngling, daß er eines Tags das Jungenhafte ablege und zum Mann werde, der, unabhängig nach außen, sich selbst zu dienen vermag. Hieran fehlt es aber heute sehr. Schauen wir wiederum auf die Scharen derer, die kraft ihrer akademischen Bildung berufen sind, dereinst führende Stellungen im Staats-, Kommunal- und Wirtschaftsleben einzunehmen, so bietet sich uns erstaunlich oft das klägliche Bild der Energielosigkeit als Karikatur vornehmer Nachlässigkeit. Solch unheilvollen Verhältnissen vorzubeugen ist allerdings in erster Linie Sache der Familie und Schule. Aber die genügen heute nicht mehr. Kenntnis der Vergangenheit und Verständnis für die Gegenwart müssen gelehrt werden. Nicht zu verkennen ist es, daß die Geschichte des Altertums unzählige geistige Schätze enthält. Diese müssen im Geschichtsstudium, aber für das *Verständnis der Gegenwart* verwendet werden, mit andern Worten: das Endziel des Geschichtsunterrichts ist in der Klarlegung der neueren Entwickelungsvorgänge innerhalb unseres Vaterlands zu suchen. Ebenso aber, wie das Studium von Biographien den Charakter des Menschen bildet, so würde auch die Volksbildungstätigkeit in und außerhalb der Schule durch solchen Geschichtsunterricht zu einer *Volkserziehung*, zu einem Quell staatsbürgerlichen Selbstbewußtseins, würde also auch von moralischer Bedeutung sein, indem sie zur Entfaltung der *Persönlichkeit* im Einzelnen wesentlich beiträgt.

Die vorstehenden Ausführungen über Zweck und Stoff der angestrebten Aufklärungstätigkeit lassen nun den bereits oben angedeuteten Grundsatz als unanfechtbar erscheinen, daß die uns nötige Bildungszentrale einen politisch völlig neutralen Charakter zu tragen hat. Wenn wir dem Parteigetriebe gegenüber den Reichsgedanken zur Geltung bringen wollen, so darf die zu diesem Zweck unternommene Orientierung nicht wiederum unter dem Zeichen irgendeiner Partei erfolgen. Sie muß sich vielmehr an *alle* ohne Unterschied

des Standes, der Konfession und Partei richten als eine durchaus objektive Aufklärung über die für den deutschen Staatsbürger wichtigen staatswirtschaftlichen Fragen. Damit soll gesagt sein, daß rücksichtlich des Schulunterrichts und der Volkshochschulkurse auf der bereits geschaffenen Grundlage nach Kräften weiterzuarbeiten ist, daß aber von der außerschulmäßigen Volksbildungstätigkeit auch diejenigen Bürgerkreise ergriffen werden müssen, die gesellschaftlich oder beruflich eine führende Stellung einnehmen. Leider nur zu häufig fehlt selbst Personen, die verantwortungsvolle Posten bekleiden, genügend klare Einsicht in die staatswirtschaftlichen Fragen der Gegenwart. In der Jugend hat man sie ungenügend zur Selbstbildung angeregt und die Lücken im Wissen, die sie ins praktische Leben mitnehmen, werden nur selten beseitigt, weil das Treiben des Alltagsgeschäfts ihnen keine Zeit läßt, Unterrichtskurse zu besuchen oder sich allerlei orientierende Literatur zu verschaffen. Der Bürgerschaft in dieser Richtung zu helfen, ist die schwerste und wichtigste Aufgabe der Volksbildung. Für ihre Lösung sind Vorträge und Unterrichtskurse nicht ausreichend. Einen nachhaltigen Erfolg kann man sich nur von fortlaufend orientierendem Lesematerial versprechen, das dem Einzelnen in bequemer Form zugeführt wird. Das angestrebte Ziel würde um so eher erreicht werden, wenn die Propaganda dafür von den Gemeinden, und in Anlehnung an Vorträge den Berufs- und Wirtschaftsverbänden, den Verkehrsvereinen und Volksbildungsvereinen unterstützt würde. Sie alle haben ja selbst das größte Interesse an einer zeitgemäßen Bildung der ihnen zugehörigen Personen.

Robert Werner

Deutsche Romane

Von Heinrich Spiero

Dem deutschen Roman geht es merkwürdig, und man wäre geneigt, Florian Geyers Wort „Dank bei den Deutschen ist nit zu erjagen“ auf sein Schicksal anzuwenden. Denn kaum, daß der Rausch der großen, oft verdienten, manchmal auch unverdienten Erfolge ein wenig verebbt ist, da ertönen schon überall wieder Klagen über die nachlassende Kraft der Erzähler, über das sinkende Niveau der Bücher. Die Klage ist durchaus unberechtigt und hat ihre Wurzel lediglich darin, daß wir in der Tat in den letzten Jahren, besser gesagt, in den letzten beiden Jahrzehnten, durch eine ungewöhnliche Zahl vortrefflicher Werke verwöhnt worden sind. Das aber gibt uns noch kein Anrecht, zu erwarten, jedes neue Jahr werde uns Bücher bescheren wie Sudermanns „Frau Sorge“, Polenzens „Büttnerbauer“ und „Grabenhäger“, Frenssens „Jörn Uhl“, Omptedas „Sylvester von

Geyer" und „Eysen", Specks „Zwei Seelen", „Buddenbrooks" von Thomas Mann, „Ludolf Ursleu" von Ricarda Huch, „Die Wacht am Rhein" von Clara Viebig, oder den „Rangierbahnhof" von Helene Böhlau, um nur diese zu nennen. Es muß auch Zeiten geben, in denen ohne sonderliche Überraschungen auf dem nun Erworbenen weiter gearbeitet wird, und es darf in solchen literarisch ruhigen Tagen und Jahren nicht ungerecht übersehen werden, daß der deutsche Roman im ganzen in diesen letzten zwanzig Jahren außerordentlich an Gehalt und Form, an Umspannungskraft ins Weitere und an Versenkungskraft ins Persönliche und Engere gewonnen hat. Wenn, auch bei den Büchern dieser Jahreswende, die überraschenden Züge fehlen, so bleibt doch der ehrlichen Gestaltung genug, auch da, wo die Verfasser lediglich in der alten Bahn weiterschreiten, neue Höhen nicht erreichen.

Das ist vor allem bei Gustav Frenssen der Fall. Sein „Klaus Hinrich Baas" (Berlin, G. Grote) bedeutet im Rückblick auf „Hilligenlei" eine tüchtige Erhebung, in der Parallele mit dem „Jörn Uhl" freilich und mit den „Drei Getreuen" keinen Fortschritt. Es fehlen all die Dinge, die „Hilligenlei" so unsympathisch machten — die sinnliche Überreizung, die hochmütige und dabei oberflächliche Absprecherei, vor allem in religiösen Dingen, die ganze wirre und seichte Tendenz einer Wiedergeburt, die doch nur aus einem weit tieferen Erleben heraus geschehen könnte. Aber es fehlen diesem neuen Buch auch zu seinem Vorteil die konstruktiven Mängel früherer Frenssenscher Werke, es ist viel straffer zusammengehalten, und wenn Frenssens an sich schöne und volkstümliche Neigung zu Einstreuungen emportaucht, so geschieht das unaufdringlich und am rechten Ort. Klaus Hinrich Baas gelangt als Knabe mit den Eltern von einem Höfchen in Holstein am Rande der Geest mitten ins betriebsamste Hamburg, wo der Vater Arbeiter wird. In ihm ist, wie in Jörn Uhl, ein starker Drang nach oben, nach Bildung, nach sozialer Geltung, auch nach Reichtum. Und nach mannigfachen Schicksalen kommt der Halbwüchsige auf einen hamburgischen Kontorsessel, dann nach Indien, wird, als Mann zurückgekehrt, durch eine rasch entflammte und doch irregehende Neigung in enge, kleinstädtische Verhältnisse hineingeschoben und arbeitet sich aus diesen wieder ins große kaufmännische Leben Hamburgs zurück. Er gewinnt nach Trennung seiner ersten Ehe die Hand der Tochter eines alten, aber niedergehenden Kaufmannshauses, bringt dies in die Höhe und kommt zu Vermögen. In dem Augenblick, da sein Schwager und Teilhaber durch private Spekulation das Haus aufs neue an den Rand des Abgrundes bringt, hat Klaus bereits einen anderen Faden gesponnen und sich einen neuen Weg in ein nach Ostasien arbeitendes Handelshaus gebahnt. Hier aber tritt in ihm der seelische Umschwung ein, freilich schon etwas zu spät für unser Empfinden, denn allzulange schon erscheint er uns immer mehr als ein reiner Geldjäger und Rüchterling, der weder etwas von dem großen Wagemut hansischer Kaufmannschaft hat und versteht, noch auch innerlich emporwächst aus der Misere, deren Anblick und Miterleben seine Kindheit verdüstert und angespornt hat. Er läuft sich erst zur Ruhe auf alten heimatlichen Pfaden, auf denen er dann sein ganzes selbstisches Ich kennen lernt, erkennen muß, wie er nach dem armen Bruder oben in Holstein, auch in seinen besten Tagen, nie gefragt, wie er im Grunde immer nur an sich und an Geld gedacht hat. Nur freilich bricht das breite Buch jetzt allzu knapp ab, denn wir haben nicht die Überzeugung, daß Klaus Hinrich Baas, da er nun auf Jahre von Weib und Kind hinweg nach China verschlagen wird, als ein anderer geht und als ein anderer zurückkommen wird. Es bleibt ein un-

erfreulich Ungelöstes übrig, die Frage nämlich, ob dieser Baas es wert war, ihm durch eine ganze Entwicklung hin zu folgen, wenn er im Laufe dieser Entwicklung schließlich nichts geworden ist als ein strebsamer und erfolgreicher Kaufmann.

Trotzdem ist Frenssens Werk ein hübsches und gestaltenreiches Buch, ganz vortrefflich die Familie der Baase, die wortkarge und dabei doch liebestiefe Mutter, ganz vortrefflich Kalli Dau, der Junge aus versinkender Familie der Hamburger Unterschicht, vortrefflich die kleinstädtische Umgebung von Klaus Hinrichs erster Ehefrau. Daß die Zeichnung des Hamburger Kaufmannslebens weniger einheitlich geglückt ist, ergibt sich ohne weiteres aus dem, was ich über des Helden späteren Werdegang gesagt habe. Die eigentliche Größe des hamburgischen Handels, wie sie etwa in einer einzigen knappen Szene von Ompedas „Eysen" lebt, ist bei Frenssen nicht herausgekommen. Er steckt da gewissermaßen noch zu sehr in seinem alten „Jörn Uhl"-Milieu drin, aus dem heraus diese neue Arbeit erfaßt und gewürdigt werden muß.

Georg von Ompteda hat auch in einen Umkreis zurückgegriffen, den er schon einmal gestaltet hatte. In seinem Roman „Aus großen Höhen" hat er vor Jahren den unvergänglichen Ernst und die ewig lockende Größe der Alpengipfel geschildert, sie aber hineingestellt in ein Erlebnis von Liebe und Ehe und Liebestäuschung. Diesmal nimmt er das Problem ganz sachlich und schlicht und nennt sein Buch „Excelsior"! (Berlin, Egon Fleischel & Co.) „ein Bergsteigerleben" schlechthin. Mit vollem Bewußtsein wird dem Leben dieses Bergsteigers Ernst Sturm immer wieder der Konflikt der Liebe ferngehalten und alles in ihm nur bezogen auf die schon dem Knaben eingepflanzte Sehnsucht nach den hohen Bergen; und dennoch ist das Buch keineswegs eine Aneinanderreihung schwieriger Kletterleistungen im Hochgebirge. Denn mit großer Kunst zeigt Ompteda, wie sich in diesem hünenhaft gebauten Menschen von Jahr zu Jahr mehr das ganze Seelenleben reinigt und steigert in der Verknüpfung mit den immer wieder sehnsüchtig erschauten und tapfer erstiegenen Firnen. Es wandelt sich in dieser Seele, da sich in ihr vom Knaben durch den Jüngling der Mann bildet, alles in Reinheit und anspruchslose Tapferkeit. Um Ernst Sturm leben alle Typen, denen wir in den Alpen begegnen, Führer, ernste Steiger wie er, Prahler, Leichtsinnige, aber er verkörpert das Ideal dessen, der nicht, um zu prunken und nicht um die Gefahr zu suchen, die Berge besteigt, sondern um sich in den schwer erreichbaren Höhen, in der Überwindung der Schwäche und in der Anspannung aller Kräfte dem Ewigen über uns und um uns näher zu fühlen. Und nur der Schluß will mir nicht eingehen. Gewiß, der Steiger stirbt, erschöpft von der Liebesarbeit, durch die er die beiden schwächern Freunde vom Matterhorn herabgebracht hat. Aber er brauchte nicht schon fast im Angesicht der rettenden Hütte kraftlos im Schnee einzuschlafen, wenn er nicht ganz gegen seine Art einmal die gewohnte Vorsicht außer acht ließe und trotz der Warnung auf der italienischen Seite hinabstiege, dann aber im Bemühn, den Freund hinabzubringen, sich zwei Tage lang jede Nahrung versagte. Erforderte das Werk diesen Abschluß? Wie mir scheint, nicht. Es hätte einen einheitlicheren Klang bekommen, wenn wir Ernst Sturm, den Besieger der Berge, auch aus diesem letzten Kampf als doppelt gekrönten Sieger hätten hervorgehen sehen, während wir nun — rein künstlerisch gesprochen — das jähe Ende als einen vorzeitigen und unnötigen Abschluß dieser immer wieder in jedem Sinne steigenden Laufbahn empfinden. Zu bewundern ist, wie einem die Berge durch Ompteda individualisiert werden, wie wir mit ihm allgemach Dolomiten, bayrische Alpen, die Schweizer Gipfel

je nach ihrer Besonderheit als Schöpfungen Gottes kennen, fürchten und lieben lernen. Es weht freie und starke Bergluft in dem schönen Werk.

Ricarda Huch hat eine Erzählung in Briefen „Der letzte Sommer" (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt) geschrieben. Ein junger Angehöriger der russischen Revolutionspartei gelangt als Privatsekretär auf das Landgut des Gouverneurs, der in einem Prozeß gegen gefangene Kommilitonen den Vorsitz führt. Der Auftrag des jungen Mannes, den die Angst der Gouverneursfrau zum Schutze des bedrohten Gatten aufgenommen hat, ist es, den verhaßten Mann aus dem Leben schaffen. Briefe gehen hin und her, zwischen der Familie des Beamten und ihren Angehörigen in der Stadt, zwischen dem Verräter und einem Freunde und Mitschwörer. Der junge Lju umstrickt alle, den Sohn wie die Töchter des Hauses, aber auch ihn selbst umfängt es mit feinen Fäden, ihn selbst ergreift das innige Familienleben, zumal die Liebe der Gouverneurin zu ihrem Mann und das ganze gütige, väterliche Wesen des im Dienst strengen Beamten. Aber sein Auftrag muß erfüllt werden und wird erfüllt mit dem ganzen Raffinement, das wir aus der Geschichte des russischen Terrors kennen. Und wir lesen den letzten Brief, den der Gouverneur aus dem nun ganz einsamen Hause an die Kinder schreibt, während die Frau hinter ihm steht, und der abbricht bei dem ersten Buchstaben seines Namens, weil, wie wir wissen, bei dem Druck auf diese Letter der Schreibmaschine das Höllenwerk, das sie birgt, sich entzündet. Nichts von den tiefern Untergründen der Revolution und ihrer Gegnerschaft wird hier gegeben, nur ein in blassen Herbstfarben gemaltes Abschiedsbild, lyrisch gefärbt und wohl mit Absicht nirgends bis zu tiefer Charakteristik durchgeführt, sondern eben nur hingestellt als ein letzter Ausklang eines Glücks, das sich innerhalb gärender politischer Kämpfe nicht behaupten darf.

Fast so fremdartig, wie diese Erzählung, die in Rußland spielt, ihrem Milieu nach auf uns wirkt und wirken soll, wirkt auch Thomas Manns neuer Roman „Königliche Hoheit" (Berlin, S. Fischer) — freilich nicht durch die darin geschilderten Persönlichkeiten und Zustände. Denn er spielt an einem mittleren deutschen Fürstenhofe in Verhältnissen, die keineswegs aus dem Rahmen des Gewöhnlichen heraustreten, es sei denn im Augenblick, da die reiche amerikanische Erbin nicht nur die Gemahlin, sondern die ebenbürtige Gemahlin des Tronfolgers wird: die Fremdartigkeit des Ganzen liegt vielmehr in der besondern Art Mannscher Darstellung. Ich sage „Mannscher", weil auch Heinrich Mann diesen Hauch und (ich leugne es nicht) Reiz des Fremdartigen aufweist, freilich in greller Überleuchtung durch ein leidenschaftlich suchendes Temperament, während bei Thomas Mann eine unbefriedigte Kühle die Farben ein wenig bleiern macht. Diese Kühle wohnte, wenn man scharf zusah, schon in den „Buddenbrooks", einem außergewöhnlichen und mit Recht berühmt gewordnen Werk, an dessen Haltbarkeit ich freilich nicht glaube, denn schon hier war nichts mit wirklicher Liebe umfangen, schon hier erwies sich, daß Thomas Mann keine seiner Gestalten mit dem Herzen hielt, daß er vielmehr ihnen allen mit einer leisen Fremdheit gegenüberstand, die sich nicht selten bis zur Ironie steigerte. Man braucht nicht einmal bis zu Raabe, Keller und Fontane emporzusteigen, es genügt, die Gestalten der in ihrer (dem Realismus gegenüber) weltfremden Art ein wenig verwandten Ricarda Huch (etwa im „Ursleu") heranzuziehen, um das Gegenbild zu haben — warme Umschließung fremdartiger Gestalten. Diese Ironie steigerte sich in spätern novellistischen Werken Manns nicht selten bis zur Blasiertheit; die mondäne Kühle erstarrte völlig und sog den sich bewegenden Gestalten das Leben aus. Nun kann man vom Apfelbaum keine Birnen verlangen und muß bis zu einem

gewissen Grade jeden Künstler an sich selbst messen — aber auch da muß gesagt werden, daß eben Thomas Mann, auch an seinem Besten gemessen, nicht empor-, sondern herabgeglitten ist. Möglich, daß seine Gaben an Entfaltungskraft verloren, als er sie nicht mehr an heimatlichen Eindrücken (die die „Buddenbrooks" schufen) erproben konnte. Jedenfalls wirkt „Königliche Hoheit" wie ein reines Spiel, das uns häufig (hier paßt das Fremdwort) amüsiert, aber tiefern menschlichen Anteil nicht hervorruft. Abgesehen schon von zahlreichen, unnötigen Wiederholungen, ist das Bild dieses kleinen Hofes und des Prinzen Klaus Heinrich stark geziert aufgenommen, wie es da in einer Erzählung vor uns aufwächst, die halb Hofbericht und halb leise durchklingende Satire ist. Man fühlt das Problem: ein junger Fürst, den die Liebe zu einem seltsamen und klugen Mädchen von dem lediglich repräsentativ aufgefaßten Beruf zu wirklicher nützlicher Tätigkeit für das Land fortreißt — aber es erstickt unter dem unnötigen Beiwerk, der Verfasser geniert sich gewissermassen, es heraustreten zu lassen, er gelangt nicht zu wirklicher Wärme, und wir behalten am Ende nur den mattfarbigen Abglanz in Händen, während wir doch am farbigen Abglanz das Leben zu halten wünschten.

Es ist sehr leicht, im Verhältnis zu solchen literarischen Erscheinungen, wie etwa Thomas Mann, Schriftsteller wie Rudolph Stratz glattweg als Unterhaltungsschriftsteller zu bezeichnen; und doch wünschte man manchem unserer berühmtesten Romandichter die straffe und sichere Kunst, gradhin zu erzählen, wie sie Rudolph Stratz in seinem neuen Roman „Für Dich" (Stuttgart, Cotta) übt. Zwei Ehegatten sind auseinander gegangen, er hat wieder geheiratet, sie sich aufs neue verlobt. Sie trennten sich, weil zwei heiße Temperamente die lodernden Flammen nicht zu still brennendem Herdfeuer einen konnten — und finden sich langsam wieder, zunächst zufällig zusammengekommen, dann am Krankenbett und am Sarge des Kindes zueinander geführt, finden sich in einer nun alle Schranken überschlagenden Leidenschaft. Und schließlich geht sie in den Tod, um dem Mann, der Uniform, ruhige Häuslichkeit, Frau und Kinder der zweiten Ehe für sie hinwerfen will, das alles und einen neuen, langsam zu erkämpfenden Frieden zu erhalten. Das Buch ist, das sei ihm ausdrücklich zum Lobe gesagt, sehr spannend, fesselnd von Anfang bis zu Ende, das Milieu in seiner ruhigen Echtheit doch ganz nebensächlich, die aneinander emporbrandenden Charaktere durchaus die Hauptsache. Stratz besitzt die Gabe fast aller unserer Offiziersschriftsteller, gut und klar zu sehen, auch das Detail zu beobachten, bleibt aber nicht im Detail stecken, wie manchmal früher, sondern wächst darüber hinaus, rein zur Beobachtung und Darstellung der Menschen.

Es war vielleicht zu keiner Zeit schwerer für den Romanschriftsteller, nicht im Milieu stecken zu bleiben, als in unserer, die sich ja erst den Milieuroman geschaffen hat, die in ihrem Streben nach Intimität jeden Umkreis, den der Heimat wie den des Berufs, bis in die letzten Kleinheiten und Feinheiten zu erfassen strebt. Der soziale Drang der achtziger und neunziger Jahre verband sich da mit den ästhetischen Forderungen der Zeit und führte zu all den breiten Schilderungen des Volkslebens aller Landschaften, aller Berufe, die, oft die eigentliche Handlung überwuchernd, Roman auf Roman unserer Tage erfüllten. Typisch sahen wir etwa bei dem Landwirt Wilhelm von Polenz, wie er im „Pfarrer von Breitendorf" noch ganz in dem Allgemeinen, Flächigen stecken blieb und erst in den beiden Landromanen, dem „Büttnerbauern" und dem „Grabenhäger", den individuellen Kampf richtig in die Darstellung des Allgemeinen zu verflechten wußte. Und mehr als ein junges Talent gewann die Sprungkraft erst, nachdem es den Boden der Heimat nach allen Richtungen hin

durchmessen, sie selbst zur Heldin seiner Darstellung gemacht hatte. Auch bei dem jungen Schweizer Felix Moeschlin ist das der Fall. Sein erster Roman, „Die Königsschmieds" (Berlin, Wiegandt & Grieben), ist im wesentlichen Milieugestaltung — der Bauernhof der Königschmieds und seine Umgebung beherrschen das Ganze. Aber sie beherrschen es doch nicht so, daß wir nicht schon spürten: in Moeschlin lebt auch die Kraft, aus dem Typischen zum Persönlichen vorzudringen und dem Menschen innerhalb des Milieus sein Recht zu geben. Denn in diesen Königschmieds, vor allem im Vater, reckt sich eine beginnende Kraft der Darstellung empor, die sich vielleicht noch einmal zur Größe erziehen wird. Noch ist nicht alles ausgeglichen, es fehlt, auch bei diesem Helden, nicht an Unwahrscheinlichkeiten, an jähem Umbruch ohne innere Begründung, aber wir spüren eine fest zupackende Kraft, der wir um so mehr Vertrauen für die Zukunft entgegenbringen, als ihrem Werk auch ein starker Gehalt an Stimmung innewohnt. Besonders eine Szene ist da hervorzuheben: unter Führung des jungen Victor König sind die Bauern des Schweizer Dorfes ausgezogen, um mit Beten und nötigenfalls mit Gewalt die Mönche des Felsenklosters vor der durch das neue Staatsgesetz verlangten Vertreibung zu bewahren. Sie füllen den ganzen Vorhof des Klosters, und ekstatisch fortgerissen ertönt ihr verzweifelt wütendes Gebet, so daß die Landjäger totenblaß werden und endlich die Verheißung sich erfüllt und der Amtsschreiber in Entsetzen umsinkt. Der Triumph ist da, der Feind ist tot. Nun folgt die Erschlaffung, aber mit ihr auch die Wiederkehr des Mutes bei den Beamten, der Ohnmächtige steht auf und das Gesetz wird erfüllt. In dem jungen Führer aber sind Glaube und Zuversicht zerbrochen.

Moeschlin ist das jüngste in der Reihe von Erzählertalenten, die der schwäbisch-schweizerische Stamm uns in den letzten Jahren beschert hat: Ernst Zahn, der reifste von allen, Hermann Hesse, Jakob Schaffner, Emil Strauß — von ihnen allen erwarten wir noch manches, und sie alle haben jene reichere Färbung süddeutschen Lebens, die unsere seit dreißig Jahren so sehr viel stärker norddeutsch beeinflußte Dichtung glücklich ergänzt. Emil Strauß führt in seinem neuen Novellenbuch „Hans und Grete" (Berlin, S. Fischer) aus seinem alten Lande weit hinaus und bis hinüber in deutsche Siedelungen Brasiliens — wenigstens kommt die stärkste dieser Novellen „Vorspiel" dort zum Abschluß. Daß sich zwei Menschen ein stilles Glück über der Leiche eines dritten mauern können, wird uns hier ganz glaubhaft gerade durch die Fremdartigkeit des Ganzen, und von dem fremdartigen Reiz dieser glühheißen Gegend Südamerikas empfängt auch die letzte, sehr phantastische Erzählung „Mara" ihr Bestes. Aus ihrer wohl zu breiten Anlage schlägt doch spürbar die zuerst entflammende und dann lähmende Hitzwelle eines brasilianischen Sommers deutlich empor, deutlicher als merkwürdigerweise Geschicke der schwäbischen Heimat aus der ersten, Geschicke historischer Ferne aus der zweiten Erzählung von Emil Strauß in diesem Bande hervortreten.

Lulu von Strauß und Torney sucht und findet ihre Stoffe nun immer wieder in der Vergangenheit, und der Balladendichterin gelingt auch in der Novelle das Beste in der Versenkung in die Vorzeit. Von den drei Stücken, die der neue Band „Sieger und Besiegte" (Berlin, Fleischel & Co.) umfaßt, zeigt das zweite, „Das Tanzliedchen", Lulu von Strauß von einer neuen Seite, sie entwickelt da in der leichten Schürzung des Konflikts, über dem eine zarte Tanzmelodie schwebt, eine ihr sonst nicht eigene Grazie, die ihr wohl ansteht. Und recht als Gegenstück dazu zeigt sie die ganze erdhafte Kraft

historischer Belebung, die besonders ihren vorletzten Novellenband auszeichnete, in der Erzählung „Auge um Auge". Da malt sie die düstern Geschicke eines Hofes und eines Dorfes in Westfalen im Mindener Bezirk zur Zeit der Franzosenherrschaft: Bedrückung, Not, Quälerei, blutige Rache und ruhiges Opfer des Vaters für den Sohn und für sein Haus — das alles kommt da historisch und menschlich lebendig empor in der spröden, echten Färbung, die diese Dichterin überhaupt ihren Gebilden zu geben weiß. Das matte Licht jener Tage, noch vom Winter verfinstert, scheint durch die Scheiben, wenn hinten in der Bibel der Bauernvogt Tag um Tag seine Rechnung gegen die Franzosen einträgt und schließlich selbst das Konto glatt macht, indem er den deutschen Kapitän, der sich zum Franzosen gemacht hat, niederschießt. Die Novelle ist ein Prachtstück historischer Heimatkunst.

Dem Nachlaß Detlevs von Liliencron ist nun auch der Ernsts von Wildenbruch gefolgt. Neben dem Schauspiel „Der deutsche König" und den „Letzten Gedichten" enthält er auch einen kleinen Band Novellen, der den jetzt doppelt bedeutsamen Titel trägt: „Die letzte Partie" (Berlin, G. Grote). Es sind zwei Geschichten, eine lange und eine kurze. Aber wie die kurze dem Ganzen den Titel gegeben hat, so gibt auch sie allein einen wirklichen letzten Begriff von Wildenbruchs erzählender Kunst. Die Erzählung von den beiden Zwillingsbrüdern, die sich aus spröder Liebe im Leben aus dem Wege gegangen sind und nun erst als alte Leute regelmäßig zu einer Partie Billard zusammenkommen, klingt aus in ein gespenstisches Erlebnis, das der überlebende Bruder aufzeichnet. Er hat in der Todesstunde des anderen mit diesem noch eine letzte Partie gespielt, und niemand außer ihm selbst hat den Mitspieler kommen und gehen sehen, der andere aber stirbt ihm rasch nach. Die Kunst, ein ungewöhnliches Erlebnis aufs knappste zusammenzupressen, offenbart sich in dieser schlichten Geschichte noch einmal, nicht mehr mit der brausenden Leidenschaft, die jüngere Schöpfungen Wildenbruchs durchdrang, aber noch mit dem ganzen, nimmermüden Herzschlag einer immer wieder gestaltenden Phantasie.

Wenn ich freilich offen heraus sagen sollte, welchem Buch unter allen, die diese Zeit mir ins Haus trug, ich den Preis gebe, so wäre es der Roman von Hermine Villinger „Die Rebächle" (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt). Die schöne Tochter einer schönen, verwitweten Hofschauspielerin in Karlsruhe heiratet einen schwäbischen Freiherrn von Rebach, einen schwachen, tatlosen Mann, neben dem die zarte, energielose Frau dahinlebt, ohne irgendwie die Erziehung ihrer sechs Töchter wirklich zu beeinflussen. Die jungen Baronessen wachsen auf dem verschuldeten und immer mehr herunterkommenden Rittergut in völliger Freiheit auf, hinter der aber die Großmutter steht, eine Frau so voller Humor, Natürlichkeit und Herzensgüte, daß man Hermine Villinger die Wirkung auf dies junge Geschlecht und über ihr eigenes Leben hinaus völlig glaubt. Und so werden aus den sechs Rebächles sechs Menschen, die schwerer oder leichter zu kämpfen haben, aber alle sechs ins volle Leben hinein und durch das Leben hindurch kommen, ganz freilich die Enkel der Großmutter, außer einer nicht mehr die Kinder ihrer Eltern. Es geht hurtig her in dem Buche, die Geschicke purzeln durcheinander, es geschieht auch wohl mal eine nicht ganz mißglückte Abschweifung in fremde Verhältnisse, aber wo die Rebächles mit der Großmutter, der alten französischen Erzieherin, der bärbeißigen Köchin und dem Dorflehrer unter sich sind, da sprudelt es nur so von echtem, humorvollem und vor allem durch und durch liebeerfülltem Leben. Es ist ein Buch, an dem sich ein Kranker gesund und ein Trübsinniger

froh lesen kann, ganz und gar weiblich, ganz und gar menschlich, von seelischer Feinheit und doch ohne psychologische Spitzfindigkeit, hell und heiter, aber nicht ohne Ernst, gar nicht spielerisch und doch oft wie ein helles, glückliches Spiel, kurz und gut eine Erquickung, der sich kaum irgendein Empfänglicher wird entziehen können. Es ist ein Buch, vor dem man ästhetische Maßstäbe schließlich willig aus der Hand legt, ganz hingegeben an den Reiz der Erzählung; nimmt man sie dann aber wieder auf, so merkt man erstaunt, daß man sie gar nicht zu verkleinern braucht, denn auch ästhetisch hält sich dies schlichte Werk vollkommen, weil es so ganz und gar voller Leben, voll wahrer Menschlichkeit und in seiner Schlichtheit nicht ohne die Tiefe ist, aus der allein Schicksal und Anteil erwachsen.

Braucht Japan Krieg?

Im Februar 1910 werden es sechs Jahre, seit der japanisch-russische Krieg begann. Die Japaner machten ihre Sache gut. Und die Engländer und Amerikaner hingen das Bild der Sieger in den goldigsten Rahmen ihrer Presse. Die Anglikaner lobten indes nicht nur die Kriegstaten, sondern stellten auch die Kultur der Japaner in mancher Beziehung als sehr hoch und nachahmenswert und die Japaner geradezu als Mustervolk hin.

Das hat nun freilich aufgehört. Die internationalen Beziehungen Japans sind kühler geworden. Die Vereinigten Staaten haben die Einwanderung von Ostasiaten äußerst erschwert. Präsident Taft ist vorsichtiger und ruhiger als sein Vorgänger. Er will nicht durch impulsive Reden eine Kriegsgefahr heraufbeschwören. Aber als ehemaliger Gouverneur der Philippinen und Kenner der Verhältnisse legt er den ostasiatischen Fragen besonderes Gewicht bei. Canada und Australien wehren sich gegen die Einwanderung ebenso energisch wie die Vereinigten Staaten. In Hongkong und Singapore werden die Besatzungen und die Befestigungswerke verstärkt. Rußland hat in Ostsibirien rund viereinhalb Armeekorps stehen, also erheblich mehr als vor dem letzten Kriege. Das englisch-japanische Bündnis besteht fort, aber es hat seine aggressive Tendenz verloren, seit England und Rußland sich verständigten. Infolgedessen hat auch Japan eine Revision seines politischen Systems vorgenommen und sich bemüht, zu China bessere Beziehungen herbeizuführen.

Der kürzlich abgeschlossene Vertrag zwischen Japan und China, dem die europäische und amerikanische Presse vielfach eine übertriebene Bedeutung beigelegt hat, birgt also keineswegs eine Gefahr für irgendeine europäische Macht,

beweist vielmehr nur, daß Japan, das sich isoliert fühlt, mit dem früher geringgeschätzten mongolischen Nachbar intimer werden will, zumal die japanische Industrie für ihre Ausfuhr wesentlich auf den chinesischen Markt angewiesen ist. Die Zeit, wo Japan sich nicht nur als eine europäische Macht betrachtete, sondern China gegenüber auch die frühere Politik einiger europäischen Großmächte befolgte, ist vorüber. Japan will auf die Periode der Expansion eine Periode der Sammlung folgen lassen.

Japan bedarf in der Tat der Sammlung und ruhiger Reformarbeit. Sind doch erst vierzig Jahre verflossen, seit die eben restaurierte kaiserliche Regierung sich entschloß, nicht nur die vom Schogunat bewilligte Öffnung des Landes anzuerkennen, sondern auch europäische Reformen einzuführen. Soweit Japaner bei dieser Reformarbeit in Betracht kamen, handelte es sich um Männer, die allerdings zum Teil fortschrittlich gesinnt, aber doch auch sämtlich ohne eigne gründliche Kenntnisse und reife Erfahrung waren. Die Nomenklatur der fremden Einrichtungen zu schaffen, war leicht, für die Amtsnamen sofort passende Träger zu finden, unmöglich. Untere und obere Beamte, die Minister nicht ausgenommen, waren auf fremde Ratgeber angewiesen. Wie sehr es oft an den primitivsten staatswirtschaftlichen Begriffen fehlte, beweist z. B. die Tatsache, daß K. Kuroda, ein Satsumaner Samurai, General, Minister, zweimal Ministerpräsident, Gouverneur von Hokkaido, ganz Hokkaido, eine Insel von rund 80000 qkm (Königreich Bayern 75865 qkm) verkaufen wollte! Und wie wenig die schlechtbesoldeten japanischen Richter, deren Zahl für die Arbeit nicht ausreichte, bis heute in den Geist des mit Haut und Haaren übernommenen europäischen Rechtes eingedrungen sind, davon legen Entscheidungen aus den beiden letzten Jahren 1908 und 1909 Zeugnis ab. In Kobe ansässige Chinesen kehrten nachts von der Feier ihres Neujahrsfestes zurück. Als die erste Kuruma einen Bahnübergang passierte, erfaßte ein eben herankommender Zug das Gefährt. Dem japanischen Wagenzieher wurde der Bauch durchschnitten, dem Chinesen der Kopf vom Rumpfe getrennt. Der japanische Weichensteller, der die Barriere nicht geschlossen und durch Fahrlässigkeit den Tod zweier Menschen verursacht hatte, erhielt vom Gericht eine Geldstrafe von 100 Jen (209 Mark). Ein ähnlicher Fall ereignete sich in Nagasaki. Japanische Schifferknechte (sendo) fuhren einen Ausländer nachts zu seinem auf der Reede liegenden Schiffe. Als er sich kurz vor Ankunft an der Brücke weigerte, mehr als den vorschriftsmäßigen Preis zu bezahlen, warfen sie ihn über Bord. Er hätte den Tod in den Wellen gefunden, wenn nicht zufällig ein Dampfboot vorübergefahren wäre. Das Gericht verurteilte die Attentäter nur zu drei Wochen Gefängnis. Als dagegen der von dem Engländer Young in Kobe herausgegebene, stets gründliche und unparteiische „Japan Chronicle" die unbegründeten Angriffe des von der kanadischen Regierung nach Japan entsandten Handelsattachés Preston zurückwies, verhängte das Gericht anläßlich der von Preston eingereichten Klage über den „Japan Chronicle" eine Geldstrafe von 5000 Jen. Man vergleiche: zwei Menschenleben

100 Jen, die Zurückweisung unberechtigter Angriffe eines ungeschickten (bald versetzten) fremden Handelsattachés auf die fremde Kaufmannschaft 5000 Jen. Ebenso wunderlich sieht es im Ressort des Bildungswesens aus. Die höheren Schulen sind in Japan nicht nur zum großen Teil Privatschulen, sondern vielfach auch reine Finanzunternehmungen kenntnis- und gewissenloser „Direktoren". Die Direktoren der staatlichen Schulen werden vom Ministerium ernannt, handeln aber von der Übernahme ihres Amtes ab völlig selbständig und willkürlich. Ihr Amt ist eine Sinekure. Sie unterrichten wöchentlich zwei bis vier Stunden und halten ihren Schülern dann und wann Vorträge über Moral, statt die Moral durch Arbeit, durch Unterricht und Inspektion zu beweisen. Es kann vorkommen, daß ein Direktor Hans Dampf in allen Gassen ist, daß er überall in der Hauptstadt oder im Lande Ansprachen und Festreden hält, von Plato und Aristoteles redet und doch von diesen alten Philosophen nichts als den Namen kennt und vom Schulwesen keine Ahnung hat, weil er nicht Fachmann ist. Die Schüler streiken daher oft und zwingen den Direktor (oder einen Lehrer) zum Abgang von der Schule. Welche Unordnung bei einem Teil der großen Aktiengesellschaften herrscht, haben die Bankerotte der Großjapanischen Zuckerraffinerie (14 Millionen Jen Aktienkapital!) und der Seeproduktengesellschaft bewiesen. Die Direktoren sind vielfach gewissenlose Ignoranten, die auf Kosten der Gesellschaft als Sultane leben, die Aufsichtsräte bloße Puppen. Auch die technischen Beamten genügen nicht immer. Wie vor wenigen Jahren die Oberingenieure einer großen Eisenbahn junge Männer waren, die erst zwei Jahre zuvor die Universität Kioto verlassen hatten, so begnügte sich eine Bierbrauerei mit einem noch jüngeren Mann.

Genug! Die angeführten Beispiele, die sich leicht aus allen anderen Gebieten, Armee und Marine ausgenommen, ergänzen ließen, beweisen, daß es noch heute vielfach an Sachverständigen fehlt, wie das gar nicht anders sein kann. War doch Japan bis vor reichlich einem Menschenalter Agrarstaat, und dieser Agrarstaat nicht nur gegen das Ausland abgeschlossen, sondern auch im Innern durch das Feudalsystem und das Verbot der Freizügigkeit in zahllose Kleinstaaten geteilt, die ein isoliertes Dasein führten. Staats- und Privatwirtschaft rechneten mit verschwindend wenig Faktoren. Der Bauernstand, also fast die Gesamtzahl der Einwohnerschaft des Landes, leistete Frondienste für die herrschende Kaste des Adels und der Krieger. Einen Kaufmannsstand gab es nicht, im großen und ganzen nur winzige Geschäfte, die wir Hokenhandlungen nennen. Wurde doch der Jen (Riu) vor vierzig Jahren in 100 Sen, 1 Sen in 100 Rin, 1 Rin in 10 Mo, 1 Mo in 10 Schu, 1 Schu in 10 Kotsu geteilt. Ein Kotsu betrug also das Zehnmillionstel eines Jen oder Riu. Der Geldverkehr war zur Zeit der Naturalwirtschaft in Japan naturgemäß verschwindend gering. Aber die obige Einteilung ist selbst bei Berücksichtigung der Tatsache, daß der Geldwert ständig sinkt, ein Beweis für die außerordentlich kleinen Verhältnisse der ehemaligen japanischen Wirtschaft. Etwas lebhafter und

umfangreicher war das Geschäft nur in der jeweiligen Residenz der Schogune, in Kamakura, Kioto, Jedo, wo Handwerker und Kunsthandwerker für den Hof und den Adel arbeiteten, bessere Läden und zahlreiche Gilden bestanden. Großhandel endlich wurde nur von den Reisspekulanten betrieben, die meist auch das Transportgeschäft zu Lande und zu Wasser beherrschten, d. h. die Küstenschiffahrt; denn größere Schiffe, Überseer, zu bauen, gestattete die Regierung seit der Abschließung des Landes im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts nicht mehr.

Nun stelle man sich die Revolution vor, die die 1854 durch das Schogunat bewilligte und 1868 durch die kaiserliche Regierung anerkannte Öffnung des Landes, sowie die bald darauf vorgenommene Beseitigung des politischen Feudal- und wirtschaftlichen Zellensystems im Lande hervorrief! Während in den Mittelmeerstaaten der Antike und in den europäischen Staaten des Mittelalters und der Neuzeit die Geldwirtschaft auf natürlichem Wege die Agrarwirtschaft verdrängte und sich langsam von den See- und Binnenhandelsplätzen ins Innere verbreitete, stürzte Japan plötzlich aus der Naturalwirtschaft in die Geldwirtschaft. Bargeld aber war wenig vorhanden. Die geringen Bestände wurden obendrein durch die Wareneinfuhr aus Europa und Amerika rasch vermindert. Denn Japan wollte nachholen, was es in jahrhundertelanger Abgeschlossenheit versäumt hatte; es wollte sich militärisch und wirtschaftlich auf die Stufe der Weltmächte erheben. Verwaltung, Justiz, Bildungswesen, Industrie, Handel, Verkehrswesen, Finanz- und Bankwesen, alles und jedes wurde reformiert, fast völlig neugeschaffen. Und da hier tatsächlich eine ganz neue Welt entstand, so mußte auch das Denken umgeformt werden. Und das war das Schwerste an der Reform.

Wer wird sich da wundern, daß die Männer der neuen kaiserlichen Regierung, lauter Neulinge und Dilettanten in all ihren Ämtern, viel Fehler gemacht haben; daß das Volk, doppelt mißtrauisch gegen das Ausland, weil es lange abgeschlossen gewesen war, die gewalsame Öffnung des Landes lange nicht vergessen konnte; und daß man selbst die im Staats- und Privatdienst angestellten fremden Ratgeber vielfach mehr als Spione überwachte, wie als Lehrer ausnutzte? Freilich müssen wir anerkennen, daß die Japaner bei der Riesenarbeit der Reform ihrer sämtlichen Verhältnisse viel gesunden Menschenverstand gezeigt und im allgemeinen das für sie Brauchbare vom Ausland übernommen haben. Einer ihrer bedeutendsten Führer war der kürzlich ermordete Marquis Ito; ein Mann von glänzenden Gaben und — sehr großem Selbstbewußtsein. Er wußte, daß er der erste Mann in Japan war.

Freilich verleitete ihn dieses Selbstbewußtsein, das indes frei von Anmaßung war, leicht dazu, die Zügel der Regierung seinen Gegnern zuzuwerfen, sobald man ihm Schwierigkeiten bereitete. Ein Kämpfer, der die letzte Kraft einsetzte, um sich in seiner Stellung zu behaupten, war er nie. Er war insofern durchaus Japaner, als er den offenen Kampf vermied und sich zurückzog. Er verabscheute aber im Gegensatz zu vielen seiner Gegner den Kampf im geheimen, die Intrige. Und von allen seinen Altersgenossen unterschied er sich

dadurch, daß er sowohl die heimischen wie auch die internationalen Angelegenheiten objektiv beurteilte. Je älter er wurde, desto freundlicher trat er dem Ausland gegenüber, desto öfter stieß er aber auch daheim an, nachdem die Begeisterung der Japaner für die europäische Kultur seit etwa 1885 in den alten Chauvinismus umgeschlagen war.

Da er die Machtverhältnisse in der Welt richtig abschätzte, so war er Gegner einer vorzeitigen Eroberung Koreas, die die Kriegerkaste schon im Anfang der siebziger Jahre plante. Den Krieg gegen China ließ er erst zum Ausbruch kommen, als alle diplomatischen Mittel erschöpft waren. 1895 willigte er in die Rückgabe Liaotungs an China, weil Japan zu einem Kriege gegen Rußland noch nicht gerüstet, vor allem noch nicht im Besitz einer modernen Marine war. Ja, auch später hätte er den Krieg gern vermieden, um sein Land nicht in finanzielle Erschöpfung zu stürzen. Das Volk würdigt ihn selbst heute nicht recht. Im stark demokratischen Japan wird die Masse höher geachtet als der einzelne hervorragende Mann. Der Respekt vor den Großen ist vor allem bei der Bevölkerung der Großstädte sehr gering. Und so hört man denn von Japanern vielfach das Urteil: „Ito hat Glück gehabt." Gewiß, er hat Glück gehabt, wie denn ohne Glück selten ein Mensch recht vorwärts kommt. Aber er hat auch verstanden, die guten Gelegenheiten für sich und sein Land auszunutzen.

Sein klarer Geist erkannte die Schwäche seines Landes und die Vorteile der europäischen Kultur. Wie kein anderer hat er auf Reisen die Einrichtungen des Auslandes studiert und daheim von Ausländern sich unterrichten lassen; wie kein anderer hat er die Reformarbeit gefördert und den Aufschwung Japans herbeigeführt. Und da keiner so wie er die großen Leistungen der Ausländer für Japan anerkannt hat, so können wir unserseits in das hohe Lob einsichtiger Japaner einstimmen, die ihn den „Schöpfer des modernen Japan" nennen.

Doch auch die sogenannte Kriegspartei hat ihre großen Verdienste um Japan. Dem Botschafter Motono in Petersburg, der während des Krieges Gesandter in Paris war, wurde das alte Wort in den Mund gelegt: „Solange wir Japaner nur als ein Volk von Künstlern galten, zählte man uns nicht mit. Seitdem die Welt eingesehen hat, daß wir auch Menschen töten, Armeen schlagen können, gelten wir als Großmacht." Das ist richtig. Wie Friedrich der Große durch seine Siege über Österreich die Großmachtstellung Preußens schuf, so hat Japan durch seine Siege über China und Rußland seine Großmachtstellung errungen. Wie aber Preußen einer Frist von etwa hundert Jahren bedurfte, ehe es vollkräftig wurde, so bedarf auch Japan einer längeren Zeit, ehe es im Innern ausgebaut und in Volksbildung, Industrie, Handel und Finanzen vollkräftig geworden ist. Und da die Großmachtstellung eines Landes heute weit mehr als früher von einer reiche Einnahmen liefernden Industrie abhängt, die Großindustrie aber in Japan noch in den Kinderschuhen steckt, so ist der Friede, die friedliche Entwicklung der Volkskräfte für Japan gradezu eine

Lebensfrage. Ein neuer Krieg, ob Sieg oder Niederlage, wäre für Japan ein Unglück, denn er würde zu seiner Durchführung ungeheure Geldsummen erfordern, die weder das Inland bieten könnte, noch das Ausland leihen wollte. Angenommen aber, die Unmöglichkeit wäre zur Möglichkeit geworden, der Krieg geführt und neues Gebiet erworben, was dann? Statt aus den neuen Erwerbungen Geld zu ziehen, müßte Japan Geld in sie hineinstecken. Das Geld fehlte für diesen Zweck, es fehlte auch zur Unterhaltung von Armee und Marine, die Schiffe würden rosten, ohne durch neue ersetzt zu werden. Es käme zum Staatsbankrott. Wenn selbst England, das reichste Land der Erde, an den Kosten des Burenkrieges schwer trägt, so hat Japan alle Ursache, einen neuen Krieg nicht vom Zaune zu brechen.

Yokohama, 20. Dezember 09 ***

Mein Gebet

Ich bete nicht nur um Sonnenschein
Wie meine Basen und Vettern,
Ich bete auch, daß es mir ums Haupt
Mitunter soll stürmen und wettern.

Ich will hinter vollen Schüsseln nicht
In sorgloser Ruhe sitzen;
O nein, ich will um mein Stückchen Brot
In ehrlicher Arbeit schwitzen.

Und sollten des Schaffens Früchte mir
Verhageln mal vor der Ernte —:
Mich traf im Leben kein Ungemach,
Von dem ich nicht auch etwas lernte.

Drum bet' ich nicht nur um Sonnenschein
Wie meine Vettern und Basen.
Komm, Sturm, du kannst auf dem Wetterhorn
Mir heut noch ein Stücklein blasen.

J. Weiskirch-Elberfeld

2)

Die Barbarina

Von Prof. Dr. W. Berg

Interessant ist es, daß der Geheime Rat und Polizeidirektor v. Kircheysen am 4. Juli an den König berichtet, er habe dem „Lohn-Laquayen", der mit Mackenzie nach Hamburg gereist sei, die ihm anvertrauten Briefe an die Barbarina abgefordert und sende sie hiermit untertänigst dem Könige zu; der Mackenzie habe sich von Hamburg nach London embarquirt. Ein etwas eigentümliches Verfahren, das der Herr Kircheysen hier beliebte, drei harmlose Briefe anzuhalten und zu unterschlagen. Der erste dieser Briefe trägt das Datum vom 29. Juni, ist französisch geschrieben, aus Hamburg an die Barbarina gerichtet und lautet:

„Ich bin hier angekommen und muß mich morgen nach England einschiffen; ich habe nicht umhin gekonnt, Dir eine Zeile durch meinen Bedienten, der nach Berlin zurückkehrt, zukommen zu lassen. Ich war so überrascht von der Botschaft, welche Se. Majestät mir sandte, daß ich nicht recht verstanden habe, ob er mir sagte, ich dürfte durchaus keinen Briefwechsel mit Dir unterhalten, während ich in des Königs Staaten mich aufhielte, oder während Du hier weilteſt; ich glaube, es war, während ich mich hier aufhielt, so daß ich, weil ich nicht mehr hier bin, diese Zeilen an Dich zu schreiben wage. Wie konnte ich es zugeben, Dich zu verlassen! Aber Du sagteſt es vorher: Das ist es, warum ich Dich nicht kränken wollte, indem ich es Dir ausführlich erzählte; meine Abreise, so glaube ich, wird Dich genug ohne das gekostet haben. O Gott, daß unser Los ein so unglückliches ist, meine reizende Babbyli! Wenn ich Gelegenheit gehabt hätte, Majestät zu sehen, ich glaube, mir wäre dies nicht widerfahren. Aber gewisse Leute haben wohl darauf geachtet, daß ich mich dem Throne nicht nähere, weil sie fürchten, ich würde ihnen unangenehme Wahrheiten sagen und Se. Majestät Wind davon bekommen. Ich lasse meine Equipage für Dich da, es wird Dir nicht große Schwierigkeiten kosten, sie über Wasser nach Berlin kommen zu lassen, aber man muß einen Paß haben, damit sie keinen Zoll bezahlt, sonst wird es Dich zu viel kosten. Mein Bedienter wird Dir sagen können, wo sie ist, die Equipage, und alsdann wirst Du sie absenden lassen können. Das dürfte Dir zum Nutzen gereichen. Obwohl wir getrennt und recht weit voneinander entfernt sind, kannst Du ganz auf mich rechnen, wie, als wenn ich bei Dir wäre. Ich bin äußerst entschlossen, und wir sind zu fest aneinandergeknüpft, als daß die Zeit uns einander vergessen machen könnte. Eine Leidenschaft geht mit der Zeit oft vorüber, aber geheiligte Verbindungen, die durch die Ehre festgehalten sind, kann keine Zeit zerstören, und ich glaube für mich bürgen zu können, daß ich, wenn wir uns, ob auch nach langer Zeit, wiedersehen werden, völlig dieselben Gefühle für Dich hegen werde, wie in dieser Stunde. Ich rechne auf Dich, meine Seele, ebenso wie auf mich selbst und bin überzeugt, daß Du mich nicht verfehlen wirst, wenn es Dir gestattet ist, mir zu schreiben. Ich hoffe, oft Neues von Dir zu hören. Rechne ganz auf mich! Adieu, meine Liebe! Anima mia carissima, adio! Ich bin ganz

Dein Unglücklicher."

Der zweite Brief Lord Mackenzies von demselben Datum ist in englischer Sprache an einen Freund, den Abbé Colman, gerichtet. Der Schreiber bittet darin, Briefe an ihn unter der Adresse des Herrn George Pitt, Mitglied des Parlaments, nach London, Pall-Mall, Kokospalme, zu richten und in diesen Briefen sein Dear little woman als Kapitän oder Doktor zu bezeichnen.

Der dritte Brief endlich ist, abgesehen von der Anrede und einigen Worten am Schlusse, wieder französisch geschrieben, an die Barbarina gerichtet und lautet:

„My ever dearest Wife, my lovely sweet Molly! Mit welchen Ausdrücken könnte ich, getrennt von Dir, wie ich es war, meine Leiden bezeichnen! Ich zweifle nicht daran, daß Du, meine Seele, auch viel gelitten hast, als du aus dem Theater gingst und die Neuigkeit hörtest; aber wenn Du gelitten hast, so urteile danach, was ich habe leiden müssen, als ich allein war und niemand bei mir hatte, der mich tröstete! O Gott! Der Gedanke daran macht mir das Blut gerinnen. Ich habe Dir ein Briefchen geschrieben, worin ich Dir meine unglückliche Lage geschildert habe. Ich weiß nicht, ob man es Dir gegeben hat. Ich wagte aber nicht, Dir alles zu sagen, da ich nicht wußte, ob man ihn Dir zustellen würde. Aber in dieser Stunde kann ich frei zu Dir sprechen, denn mein Diener, der nach Berlin zurückkehrt, wird Dir ihn eigenhändig übergeben. Bin ich denn auf lange getrennt von ihr, die mir so lieb ist, oder ist es ein Traum? O, es ist nur zur wahr! Urteile selbst, meine Seele, was jetzt Dein unglücklicher Gatte empfinden muß! Mein Herz bricht, ich kann nicht mehr. Was möchte ich darum geben, könnte ich Dich eine Viertelstunde sehen! O Babby, ich fürchte, wir sind für immer getrennt. Mein ganzer Trost ist, Dein liebes Bild zu küssen und an die zu denken, die mir mehr ist als meine Seligkeit. Wir haben, als ich Dich nach dem Essen verlassen hatte, nicht gedacht, daß wir uns nicht mehr wiedersehen würden, zum wenigsten auf lange Zeit. O Gott, wo bin ich? Mußte er dies noch allen unsern Leiden hinzufügen? Hatten wir etwa nicht genug vorher erduldet? O meine liebe Babby, denke wohl an alle die Ratschläge, die ich Dir gegeben und an alles, was ich Dir gesagt habe! Ich bin hier in Hamburg angekommen, um mich nach England einzuschiffen, denn ich habe nicht mehr zu Lande reisen können; es ist eine Reise von mehr als 500 von unsern Meilen, und Gott weiß, wann wir dort anlangen werden, denn der Wind ist äußerst ungünstig. Ich muß heute abend in das Boot steigen, um an Bord zu gehen. Wenn Du den Wind pfeifen hörst, dann denke an mich und denke daran, daß ich Dir dann vielleicht meinen letzten Segen spende! Wenn es nicht für Dich wäre, mein Abgott, der Tod könnte mir nicht erwünschter kommen. Es gibt ringsum wohl viele französische Schiffsreeder, die manchmal bis zur Mündung dieses Flusses kommen; aber ich hoffe, weiter seewärts ein Kriegsschiff zu finden, dessen Kapitän einer meiner Freunde ist. Ich habe Dir, meine Liebe, versprochen, Dir vor meiner Abreise noch einen brieflichen Rat zu senden, obwohl ich es nicht nach Wunsch werde machen können. Ich bin so zerstreut und verdrießlich. Ich glaube, es wird nicht nötig sein, Dir zu sagen, Du möchtest Dich vor allen Höflichkeiten, die Dir erwiesen werden, und vor allen Annehmlichkeiten, die man dir in Aussicht stellt, in acht nehmen. Sie haben Dir schon die Unwahrheit von alledem gezeigt, indem sie mich von Dir forttrieben. Lasse Dich nicht mit schönen Versprechungen abspeisen, sei überzeugt, daß sie sich bemühen werden, Dich dort für immer zu halten, wenn Du nicht fest in Deinen Entschlüssen bist! Mit Rücksicht auf Dein Verhalten hoffe ich, daß Du darauf mehr Sorgfalt denn je legen wirst; Du weißt es schon warum. Ich habe Dir einen Einblick gegeben in das, was Dir bevorsteht, wenn Du fehlst. Ich flehe Dich also an, darauf Dein Augenmerk zu richten. Mache es Dir zur Regel, niemals außer dem Hause zu speisen, sei es, bei wem es wolle, und niemals mit irgendeinem Manne einen Augenblick allein zu bleiben! Sieh nicht einen und denselben Mann zu oft, damit man Dich nicht mit ihm ins Gerede bringe! Wenn auch fälschlich, so wird es Dir immer viele Unannehmlichkeiten bereiten, und jetzt wird man namentlich alles, was Du tust, zu vergrößern trachten. Wenn Du fühlst, in der Gesellschaft irgendeines Mannes, sei es, wer es sei, zu viel Vergnügen zu empfinden, so meide ihn von Anfang an. Andernfalls läufst Du Gefahr, undankbar gegen den zu sein, der Dir so viel

Liebe erwiesen hat, und der Dir in allem ein wahrer und treuer Freund gewesen ist! Komme niemand zu nahe und dulde auch nicht, daß jemand Dir zu nahe komme! Du weißt ja, was ich Dir schon oben gesagt habe! Zeige bei jeder Gelegenheit die Trauer darüber, die man Dir bereitet hat, indem man mich aus Deinen lieben Armen riß! Vertraue dort niemand etwas an außer meinem Freunde, im Falle Du dazu kommst, ihn kennen zu lernen! Was Deine Gesundheit anlangt, laß niemand an Dein Bett treten, wenn Du Dich unwohl fühlen solltest! Das war vordem nicht Deine Art, und aus Liebe zu mir fange auch jetzt nicht damit an! Ich gebe Dir keinen Rat, den ich nicht bereit bin, selber zu befolgen, will sagen, soweit es der Unterschied zwischen einem Mann und einer Frau zuläßt, und wenn Du dereinst Deine Freiheit wiedererlangst und Du mich nicht mehr begehrst, so bitte ich Dich, meinem Rat immer zu folgen. Ich gebe ihn Dir zu Deinem Wohle, denn wenn ich Dich auch nicht wiedersehen sollte, wovor mich Gott bewahre, würde ich Dir immer denselben Rat geben.

Aber ich fürchte durchaus nicht, daß wir uns jemals vergessen. Wir haben zu viele Punkte, in denen wir uns ungeachtet unserer Trennung und unseres Unglücks treffen können. Es gibt festere Bande als die Heirat, um uns zu vereinigen: die Liebe, die Freundschaft und die Ehre. Unsere Verbindung ist zu weit gegangen, als daß die Zeit sie auflösen sollte, und was mich, mein teuerstes, süßes Weib, anlangt, ich betrachte Dich genau so, als ob Du schon meine Gemahlin seist, und wir verpflichtet wären, uns auf einige Zeit zu trennen. Wenn Du Dich so gut aufführst, wie ich keinen Augenblick bezweifle, wirst Du immer dieselbe sein, die Du mir gewesen bist, und ich werde Dich mit offenen Armen empfangen, sobald sich erst die Gelegenheit dazu darbietet. Sie haben geglaubt, uns gegeneinander gleichgültig zu machen, indem sie uns trennten. Halten wir also um so fester zusammen! Das ist das einzige Mittel, schließlich alle Schwierigkeiten zu besiegen, die sich unserm Glücke entgegenstellen. Denke daran, meine Seele, daß sich, wenn ich anfange, Dir weniger teuer zu sein, bei unserm Wiedersehen Deine Liebe für mich wohl wieder wird entflammen können, und betrachte nicht unsere Verbindung als eine gewöhnliche Leidenschaft, sondern als ein fest begründetes Glück für uns beide, für unser ganzes Leben! Das ist die Art und Weise, wie ich die Dinge ansehe, und so werde ich sie immer ansehen. Sei immer bei mir, mein Engel, und ich werde Dir nicht fehlen!

Ich habe vergessen, Dich von einer Sache in Kenntnis zu setzen. Es ist die: wenn man Dir Liebesbriefe schreibt, mußt Du sie wieder versiegeln und unbeantwortet zurückschicken. Glaube mir, daß man Dir, wenn Du immer diesen Regeln nachlebst, nichts wird nachsagen können, was man, wie Du weißt, mit großem Unrecht schon getan hat! Ich glaube, Du tust am besten, meine Liebe, diesen Brief zu verbrennen, denn Bun (damit meint der Briefschreiber den König!) könnte ihn finden, und Du weißt, was daraus entstehen würde! Um Gottes willen nimm Dich in acht, daß niemand das geringste von diesem Brief erfährt, denn unser Glück hängt davon ab, weil man sonst glauben wird, daß alles, was Du tust, auf meinen Rat geschieht! Denke auch daran, was ich Dir in bezug auf alle meine Briefe gesagt habe! Höre auf mich und sieh ja zu, daß Du allein bist, wenn Du mir schreibst, denn wenn dies einmal entdeckt ist, wären wir für immer verloren! Du kannst es vielleicht erlangen, daß wir uns offen schreiben, jetzt, da ich so fern von Dir bin. Wenn Du nicht Gelegenheit hast, mündlich zu bitten, schreibe einen Brief, aber nimm Dich wohl in acht und sage, daß Du nur gehört habest, es sei uns verboten, einen Briefwechsel miteinander zu unterhalten, und daß Du jetzt wünschest, daß wir Briefe wechselten, da ich so weit von Dir entfernt bin. Aber sage nicht, ich hätte es Dir mitgeteilt, daß es uns verboten sei, einander zu schreiben, weil es den Anschein haben muß, als wüßtest Du nichts von mir, seitdem ich abgereist bin, und daß Du gern etwas Neues von mir erfahren wolltest.

Du wirst dies alles äußerst verworren finden, aber ich bin überhaupt kaum imstande zu schreiben, denn ich bin wahrlich in einer bedauernswerten Lage. Ich glaube, Du bist von meiner Treue gegen Deine teure Person überzeugt, wenigstens solltest Du, meine Liebe, es sein. Du kannst gänzlich auf meine Standhaftigkeit,

meine Freundschaft und meine Liebe bauen, und wenn ich Dich je in der geringsten Sache nur im Stich lasse, hoffe ich, daß Du mich hasseſt, und das ist der größte Fluch, der auf mein unglückliches Haupt fallen könnte. O, wann werde ich meine teure, kleine Pitti wiedersehen? Daß sie immer die Meine bleibe, darum bitte ich Gott. O meine süße Babby, ich bin jetzt wie niedergeschmettert, wenn ich daran denke, wie glücklich wir zusammen gewesen sind! O, vergiß mich doch nicht, mein reizendes Weib, denn Du bist es mir, und ich hoffe, daß Du es mir auch ferner sein wirst! O, denke an alles, was wir so oft zusammen gesprochen haben, dann halte ich es für unmöglich, daß Du mir untreu würdest, in welcher Art es auch wäre. Rufe Dir die Dinge wohl ins Gedächtnis, die unter uns vorgegangen sind, und dann denke regelmäßig um 11 bis 12 Uhr mittags jeden Tag an mich, dann werden unsere Seelen sich zusammenfinden, denn ich tue nichts anderes, als an Dich, geliebtes Wesen, zu denken! Wenn wir uns einst für immer zusammenfinden werden, müssen wir uns recht lieb haben, nach so vielem Unglück, das wir gemeinsam erfahren haben. O, folge allen meinen Ratschlägen und denke jeden Abend daran, ob Du nicht während des Tages gegen eine davon gefehlt habeſt! Lasse Dich nicht zu oft mit Männern öffentlich sehen, denn man wird dann sagen, daß Du Dich meiner nicht mehr erinnerst! Benimm Dich vorsichtig, ja noch vorsichtiger als damals, da ich bei Dir war! Denn sie haben geglaubt, daß Du, wenn ich einmal fort bin, alles machen würdeſt, was man von Dir verlange, und nur meine Anwesenheit habe Dich daran gehindert. Nun, meine Seele, denke an alles, und sei davon überzeugt, daß Du auf mich zählen kannſt, als wenn ich bei Dir wäre! Heute vor acht Tagen waren wir zusammen und dachten sehr wenig daran, daß wir so bald getrennt sein würden. Können wir uns denn wirklich nicht mehr wiedersehen? Ach Gott, welch ein Gedanke, daß ich fern bin von meiner liebenswürdigen Gattin! Ungeheure Meere trennen uns bald. O Gott, ist es nötig, daß ich das alles leide? Ja, es ist nötig, um nicht die zu verlieren, die mir so teuer ist. Ich werde mein Möglichstes tun, um mich aufrecht zu erhalten, aber ermangle nachher nicht, dessen eingedenk zu sein, daß ich diese Beschwerden einzig und allein für Dich ertragen habe! O meine Seele, denke oft an mich und an das alles, was ich Dir gesagt habe! Um es Dir noch einmal ins Gedächtnis zurückzurufen: trage Sorge dafür, daß Bun diesen Brief nicht sieht, verbrenne ihn, aber schreibe erst gewisse Ratschläge ab, welche ich Dir gegeben habe, und sieh alle Tage zu, ob Du sie auch beobachteſt! Nimm Dich sehr in acht, daß Bun nicht das geringste davon bemerkt! Nun, mein teuerstes Weib, sage ich Dir Lebewohl! Großer Gott, welches Lebewohl! Zähle auf mich, und ich werde auf Dich zählen, mein liebes Kind! Fern von Dir, oder bei Dir, ich werde immer Dein sein. Wenn er (gemeint ist der Überbringer des Briefes) Dir den Brief richtig abliefert, gib ihm einen Dukaten für seine Treue! Lebe wohl, liebe, liebe, liebste Gattin, denke an Deinen Gatten, obwohl er fern von Dir ist! Lebe wohl, Seele meiner Seele, Leben meines Lebens, meine teuerste Babby, lebe wohl! Denke um diese Stunde an — was? Du verstehst mich! Der Unglückliche."

Wir wissen, daß keiner dieser drei Briefe an seine Adresse gelangte. Das entschuldigt die Barbarina einigermaßen, deren Lebensführung keineswegs nach den Ratschlägen zugeschnitten war, die der arme, verliebte Doktrinär ihr so reichlich erteilt hatte. Am 13. Mai trat die Barbarina zum erstenmal in Berlin auf und konnte, wie Cäsar nach seinem Siege in Asien, sagen: Veni, vidi, vici. Es war ein vollkommener Triumph. Von nun an beherrschte die reizende, lebensprühende prima ballerina assoluta nicht nur unbestritten das Königliche Ballett, sondern bestrickte die ganze Berliner Gesellschaft, nicht zum wenigsten den König selbst, und zwar nicht nur durch ihre hohe Kunstfertigkeit, Anmut und Schönheit, sondern auch durch ihre für eine Italienerin nicht unbedeutende Bildung, sowie durch ihre Fertigkeit, sich in der italienischen, französischen und englischen Sprache gut zu unterhalten, ferner durch ihre geistvolle und witzige Art, ihre Belesenheit und Schlagfertigkeit. Kein Wunder, daß sich in der preußischen Hauptstadt ein förmlicher Barbarinakultus entwickelte. Überall, wo sie erschien, bildete sie den Mittel-

punkt des Interesses, die Porträtmaler drängten sich dazu, sie zu malen, die Dichter besangen sie in feiernden Versen, sogar in lateinischer Sprache. Ein solches carmen ist uns noch erhalten. Darin heißt es, Natur und Kunst seien bei ihr in einen Wettstreit eingetreten, Juno errege wegen ihres Ganges Gefallen, Venus wegen ihrer Erscheinung, Minerva wegen ihrer Kunst, die Vorzüge aller drei Göttinnen aber vereinige die Barbarina in sich usw. Das kleine Gedicht erschien in der Nr. 61 der „Berlinischen Zeitung" vom 21. Mai mit der Bemerkung: „Folgende lateinische Poesie, welche eine geschickte Feder auf die neuliche Ankunft der berühmten Tänzerin Mademoiselle Barbarini verfertigt hat, ist uns zugesendet worden, selbige unsern Blättern einzuverleiben." Es lautet:

„In Donnam Barbarinam.
In Te naturae rarum est certamen et artis:
Dotibus ista suis se probat, illa suis.
Hic Phrygius, tribuat judex cui praemia palmae,
Haeret, et arbitrii defugit usque caput.
Juno gradu placuit, specie Venus, arte Minerva:
Barbara divarum singula sola tenet.
Perpetua Superi servant Tibi lege inventam,
Nil Te nobilius vel Venus ipsa dabit."

Am meisten interessiert uns hier natürlich das Verhältnis, in dem der König zu der reizenden Barbarina stand. Wie kühl sich Friedrich seiner Gemahlin gegenüber verhielt, ist bekannt. Auch andere weibliche Wesen machten auf ihn seit seiner Thronbesteigung keinen tieferen Eindruck mehr. Aber die Barbarina hatte es auch ihm angetan, schon bei der Begegnung nach ihrem ersten Auftreten, wo er sie zur persönlichen Vorstellung befohlen hatte. Der sparsame Monarch ward ihr gegenüber zum Verschwender; er soll sogar Verse auf ihre schönen Augen gemacht und sie oft genug seine „scharmante Barbarina" genannt haben. Oft speiste er, der schon damals fast ausschließlich die Gesellschaft der Männer bevorzugte, mit ihr im Potsdamer Stadtschlosse in heiterer Gesellschaft; oft ward sie, wenn er bei einem seiner Generale zum Diner oder Souper erschien, auf seinen Wunsch dazu eingeladen. Der englische Gesandte Lawrence erzählt unter dem 22. Januar 1746, der General „Rothenburg sei immer bei dem gegenwärtig, was die Franzosen parties fines nennen und wozu die Barbarina, Frau von Brand und die verwitwete Frau von Truchseß gehören .... Bei Hofmaskenbällen hatte der König mit ihr sein tête à tête in ihrem verschlossenen Kabinett und trank mit ihr den Tee".

Auch der Abbé Denina berichtet in seinem Essai: „Zu der Zeit, als er Cagnoni nach Spanien absandte und Algarotti noch in Berlin war, schien dieser philosophische König eine Zuneigung zu einer italienischen Tänzerin, namens Barbarina, zu haben. Dies ist das einzige Weib, von dem man sagt, daß es von ihm geliebt gewesen ist, wenigstens seitdem er König war. — Diese Tänzerin, der viele Personen von Stande und vorzüglich Fremde, die in Berlin ansässig waren, Franzosen, Italiener, Engländer, Russen, Polen den Hof machten, gefiel dem König wie andern Leuten. Er empfing sie in seinem Privatzimmer, nachdem sie getanzt .... Manchmal zog er sie mit zwei oder drei Damen und einigen Edelleuten in seinem Schlosse zum Abendessen ... Der König trug Bedenken zu glauben, daß sie in sie verliebt wären. Chazot entgegnete, daß er bei dieser Schönen nur die Rolle des Merkur spielte."

Am 26. Januar 1745 schreibt des Königs Schwester, die Prinzessin Luise Ulrike von Preußen, seit 1744 mit dem Kronprinzen Adolf Friedrich von Schweden vermählt, an ihren Bruder, den Prinzen August Wilhelm: Dites-moi en con-

fidence, n'y a-t-il pas un peu d'amour de la partie du côté del Ré pour la Barbarine? Enfin je vous avouerai, que je le soupçonnais déjà avant que je suis partie. Entre nous, je ne crois pas que cela tire à conséquence, car la Reine n'y perd rien.

Die „süße, kleine Pitti", die „sweet Molly", das „dearest Babby" usw. scheint sich also mit philosophischer Gelassenheit in den Verlust des getreuen Liebhabers gefunden zu haben, wenigstens zeigte sie sehr deutlich, daß ihr die Rolle des „betrübten Frauenzimmers" auf die Dauer nicht lag. Von Lord Mackenzie verlautet nichts mehr. Wir wissen auch nicht, ob die Barbarina auf ihrer Gastspielreise, die sie später nach England führte, ihn dort wiedergesehen, und wie sie sich, wenn das der Fall war, von ihm gelöst hat. Die Episode war jedenfalls endgültig vorüber. Die gefeierte Diva fühlte sich in der norddeutschen Hauptstadt, vor der sie sich anfänglich so gefürchtet hatte, entschieden recht wohl und wurde sich ihrer Unwiderstehlichkeit immer mehr bewußt. Wie wenig sie daran dachte, Berlin zu verlassen, beweist der Umstand, daß sie noch vor Ablauf ihres Vertrages freiwillig am 1. März 1745 einen neuen auf drei Jahre abschloß. Allerdings waren die Bedingungen höchst glänzend, zumal wenn man die viel höhere Kaufkraft des Geldes in jener Zeit in Erwägung zieht. Sie erhielt nämlich für diese drei Jahre eine Gage von 21 000 Talern und fünf Monate Urlaub jedes Jahr, wogegen sie sich verpflichtete, sich vor Ablauf des Vertrages nicht zu verheiraten. Man sieht, der König berücksichtigte bei diesem Vertrage nicht nur die vollendete Künstlerin, sondern ebensosehr das schöne und geistvolle Weib. Am höchsten scheint sie im Jahre 1746 in des Königs Gunst gestanden zu haben. Sie soll ihn damals sogar, was freilich nicht sicher verbürgt ist, auf seiner Badereise nach Pyrmont begleitet haben.

Allmählich aber erkaltete die Neigung des Königs. Was die Schuld an dieser Abkühlung getragen haben mag, ist dunkel. Vielleicht war er ihrer Reize satt, wahrscheinlich aber verdroß ihn ihr Betragen. Jedenfalls ärgerte es ihn sehr, daß sie trotz ihrer glänzenden Einnahmen nicht auszukommen verstand und beträchtliche Schulden machte. Man darf annehmen, daß er ihr mehrfach aus ihren Verlegenheiten half, aber über ihren Leichtsinn schließlich doch sehr ungehalten wurde. Wenn Friedrich aber böse war, so bekam der Schuldige das zu spüren. Auch die Barbarina mußte diese Erfahrung machen. Freilich war der Denkzettel, den Friedrich ihr erteilte, sehr fein, aber für die stolze und maßlos verwöhnte Künstlerin darum nicht weniger empfindlich. Wenn die Barbarina in einer neuen Rolle aufgetreten war, so pflegte der König am folgenden Tage in einigen Versen ihrer Kunst seine Huldigung darzubringen, eine zarte Aufmerksamkeit, welche die minder angesehenen Kunstgenossinnen stets mit Neid erfüllte. Der Überbringer dieser königlichen Verse war in der Regel der Directeur des Spectacles, Baron Schwerts oder Suerts. Im Karneval 1748 tanzte die Barbarina in der neuen Oper „Cinna". Am folgenden Tage überbrachte Schwerts wieder einen poetischen Erguß des Königs, aber er galt nicht der Barbarina, sondern ihrer weniger gefeierten Kollegin Marianne Cochois. Das Gedichtchen steht in der Epitre XIV à Schwerts, sur les plaisirs und fängt an:

C'est là que Marianne, égale à Terpsichore,
Entend tous ces bravo dont le public l'honore:
Ses pas étudiés, ses airs luxurieux,
Tout incite aux désirs nos sens voluptueux.

Man kann sich vorstellen, wie wütend die heißblütige Italienerin über diesen Affront war. Aber es sollte noch schlimmer kommen, und daran war sie selbst schuld. Am 8. Juni 1748 berichtete Baron Schwerts nämlich an den König folgendes:

„Ew. Majestät haben unter dem 22. v. M. befohlen, daß von dem Gehalte der Barbarina diejenige Summe zurückbehalten werden solle, welche sie den Schwestern Vincent (es waren Modistinnen) schuldet. Ich habe nach diesem Befehle gehandelt und ihn der Kassenverwaltung mitgeteilt; da sie aber bereits ihren Abschied, also auch nichts mehr zu fordern, da sie ferner erklärt hat, bald abreisen zu wollen, so bitten die Geschwister Vincent dringend darum, daß man sie vor Erledigung ihrer Schuld nicht abreisen lasse. Unter diesen Umständen habe ich mich an Herrn von Kircheysen mit dem Ersuchen gewandt, Ew. Majestät Befehl auszuführen und sie vor ihrem Austritt aus Ew. Majestät Landen zur Bezahlung dieser sowie noch einiger anderen Schulden zu veranlassen. Ich halte mich verpflichtet, Ew. Majestät darüber zu berichten und Ihre weiteren Befehle abzuwarten usw."

Der Rand dieses Schreibens trägt den Vermerk von der Hand des Königs: „Muß dafür sorgen, daß die Leuthe bezahlet werden, seine Sache — oder muß sie arretiren lassen." Man sieht, die Rolle der Barbarina als Freundin des Monarchen war völlig ausgespielt. Am 11. Juni berichtete nun der Polizeidirektor v. Kircheysen in Sachen der Barbarina an den König, wie folgt:

„Allerdurchlauchtigster u. s. w.

Der Baron v. Swerts hat gestern Abend mit Vorzeigung Ew. Maj. Allergnädigster Ordre von mir verlanget, die Barbarina, falls sie Mongoubert's Forderung nicht bezahle, zu arretiren. Ich habe dieses befolget, und einen Polizey-Beamten ihr im Hause gelassen, auch ihr gesaget, daß mein Verfahren lediglich auf des B. v. Swerts requisition und auf das Ansuchen Mongoubert's geschehe. Sie hat hierauf geantwortet, daß sie Niemand allhier etwas schuldig sey. Wegen der Mongoubert'schen Post wäre die Sache vor dem Cammergericht anhängig, das Geld alle baar deponirt, und nachdem sie den ihr deferirten Eyd abgeleget, hoffe sie täglich, von dieser Schuld durch eine Sentenz absolvirt zu werden, mithin habe der Mongoubert etwas an ihr nicht zu fordern. Ew. K. M. allerhöchste Befehle zu meinem Verhalten erbittend, erwarte ich in Submission u. s. w."

An demselben Tage erstattete auch der Baron v. Schwerts an den König einen schriftlichen Bericht. Darin spricht er von einem „leichtfertig abgelegten" Eid der Barbarina und erklärt, da sie doch möglicherweise (nämlich vom Kammergericht) freigesprochen werden könne, so scheine es ihm am geratensten, den Augenblick abzuwarten, wo ihre Ungeduld sie bestimmen werde, lieber zu bezahlen, als den Hausarrest noch länger aufrecht erhalten zu sehen. Nach diesem Vorschlage des Barons v. Schwerts scheint man verfahren zu haben. Die Barbarina hielt noch fast einen Monat den häuslichen Belagerungszustand aus. Dann aber scheint der Augenblick der „Ungeduld" gekommen zu sein, denn sie beglich endlich ihre Rechnungen und ging unangefochten — den „leichtfertig abgelegten" Eid scheint man ihr verziehen zu haben — am 5. Juli 1748 mit ihrer Schwester nach England. Dieser Schwester wird hier zuerst gedacht. Vielleicht war die Mutter schon vorauf gereist oder nach Italien zurückgekehrt. Die Frage, warum die Barbarina gerade nach England ging, ist nicht zu beantworten. Möglicherweise wollte sie wieder mit ihrem früheren Verehrer dort anknüpfen. Wir wissen nicht, ob ein Wiedersehen in England stattgefunden hat. Schon im Januar 1749 aber war die Barbarina wieder in Berlin. Sie kam in der freilich erst nach manchen Schwierigkeiten erreichten Absicht, einen Ehebund zu schließen.

Der Mann, der schließlich die viel umworbene Schöne heimführte, war der Geheime Rat Karl Ludwig Freiherr von Cocceji. Er war der Sohn des berühmten Verfassers des Allgemeinen Preußischen Landrechts, des Großkanzlers, Exzellenz Samuel Frhrn. v. Cocceji, ein junger Mann von hohen körperlichen und geistigen Vorzügen, der sterblich in die reizende Tänzerin verliebt und in dieser Liebe nicht minder hartnäckig war als sein schottischer Vorgänger. Natürlich wirbelte die

Nachricht von der Liebschaft der Barbarina mit dem hochgestellten und sehr bekannten Beamten des Königs in dem kleinen Berlin jener Tage viel Staub auf. Der Schritt des Sohnes führte ein schweres Zerwürfnis mit den Eltern herbei. Denn weder der Vater Cocceji noch dessen Gemahlin, eine geborene v. Beschefer, zeigten die mindeste Lust, zu der in ihren Augen höchst unanständigen Verbindung ihren Segen zu geben. Wie entschlossen der tief beleidigte Vater Cocceji war, alles aufzubieten, um das Verhältnis des Sohnes sich nicht zur Ehe entwickeln zu lassen, beweist eine Stelle in seinem Schreiben vom 4. Mai 1749, aus Clewe datiert, wo er sich in Amtsgeschäften vorübergehend aufhielt. Darin heißt es: „Ich bedaure von Herzen, daß mein Sohn durch eine unglückliche Passion sich zu neuen Ausschweifungen hat verleiten lassen. Ich werde alle Mühe aufwenden, denselben durch vernünftige Vorstellungen aus dem Précipice, worinnen er sich zu werfen scheint, zu retten. Wenn aber dieser Mensch zu weit gehen sollte, werde ich mir die Freiheit nehmen, bei Ew. K. Maj. Hilfe zu suchen."

Die „neuen Ausschweifungen", zu denen sich „dieser Mensch" hatte verleiten lassen, gestatten einen Schluß auf frühere Ausschweifungen. Es ist möglich, daß darunter der allerdings nicht verbürgte Exzeß zu verstehen ist, wonach der Geheime Rat von Cocceji bei einer Opernvorstellung, in der die Barbarina tanzte, sich so weit vergessen haben sollte, auf die Bühne zu springen und ihr dort vor dem Publikum eine Liebeserklärung zu machen. Schon vor dem obenerwähnten Schreiben des ergrimmten Vaters vom 4. Mai 1749 muß der König in die Liebesgeschichte irgendwie hineingezogen worden sein, denn es liegt ein äußerst kräftiges Schreiben des Königs aus Potsdam an den Geheimen Rat von Cocceji vom 18. April 1749 vor, in dem es heißt:

„Ich will gern glauben, daß Ihr, wie Ihr durch Euer Schreiben vom 12. d. M. Mich überzeugen wollt, nicht beabsichtigt, Meinen Dienst und Meine Staaten zu verlassen. Auch betrifft Meine Verstimmung gegen Euch nicht sowohl diesen Punkt, als vielmehr das zügellose Benehmen, dessen Ihr Euch bisher schuldig gemacht, indem Ihr Euch an eine Landstreicherin und Abenteurerin hängt, die, wenn Ihr sie nicht beizeiten aufgebt, Euch nur Schande bringen wird. Der tödliche Kummer, welchen Ihr Eurer von Mir bisher so besonders ausgezeichneten Familie bereitet, muß Mich höchst empfindlich berühren und wird Euch, wenn Ihr Euer Leben nicht ändert, Meine volle Ungnade zuziehen. Ihr solltet doch bedenken, wieviel Flüche Ihr von Eurem Vater auf Euch ladet, dessen Tage ein Leben wie das Eure verkürzen muß, was, wenn es geschehen und Ihr dann später einmal in Euch geht, Euch nur vergebliche Reue und Gewissensbisse bereiten kann. Wollet alles dieses wohl bedenken; ändert Euer Leben und betraget Euch wie ein anständiger und vernünftiger Mann, dann möget Ihr Euch Meiner Gnade und völligen Protektion versichert halten. gez. Friedrich."

Der Staatsminister Graf v. Podewils, der auf königlichen Befehl in der Angelegenheit sich mit dem Geheimen Rate von Cocceji besprach, vermochte den leidenschaftlich Verliebten nicht von der Barbarina loszureißen und berichtete über den Mißerfolg seiner Sendung an den König. Auch die in königlichem Auftrage durch den Kämmerer Fredersdorf auf die Barbarina versuchte Einwirkung, sie möge ihren Verlobten freigeben, blieb erfolglos. Über sein Eingreifen muß Friedrich an die Mutter Coccejis geschrieben haben, denn es liegt ein in mangelhaftem Französisch geschriebener, inhaltlich aber herrlicher Brief der alten Dame an den König vor. Er lautet folgendermaßen:

„Sire! Wenn irgendetwas in der Welt imstande wäre, mich zu trösten, so ist es das gnädige Schreiben, mit dem Ew. Majestät mich beehrt haben. Ich würde nicht verfehlt haben, Ihnen schon viel eher meinen Dank auszudrücken, hätte nicht die Scham über die Antwort meines Sohnes an den Staatsminister Grafen v. Podewils, über welche derselbe, wie er mir sagt, bereits an Ew. Majestät berichtet hat, alle meine

Gedanken geradezu verwirrt und in eine schreckliche Unsicherheit versetzt. — Indessen habe ich gestern erfahren, daß Ew. Majestät uns einer neuen Gunstbezeigung gewürdigt haben, indem Sie durch den Kämmerer Fredersdorf der Barbarina eröffnen ließen, daß Sie niemals eine Verbindung meines Sohnes mit ihr zugeben würden, daß dieselbe sich nicht mit der Hoffnung auf Ew. Majestät königlichen Schutz schmeicheln, daß sie vielmehr ein Land verlassen sollte, wo sie nur Unheil stiftete. Diese Nachricht hat mich zu solchem Danke verpflichtet, daß, solange ich lebe, mein Herz dessen voll sein wird. Hätte ich tausend Leben und gehörte ich einem andern Geschlecht an, ich würde dieselben nur im Dienste eines Monarchen verwenden wollen, der so gütig, der so im wahren Sinne der Vater seiner Untertanen ist. Indem Ew. Majestät sich herablassen, sich mit den Angelegenheiten unserer Familie zu befassen, wolle Ihre Güte nur nicht ermüden, meinen unglücklichen Sohn, wenn es noch ein Mittel zu seiner Rettung gibt, trotz seiner Unwürdigkeit zu retten! Wenn Ew. Majestät ihm vielleicht durch einen Ihrer Sekretäre schreiben ließe, daß die Barbarina die königliche Genehmigung zu einer Verbindung mit ihm nachgesucht habe, daß aber, da Sie ihn unmöglich eines so niedrigen Gedankens fähig hielten, noch ihm zutrauten, er würde durch eine so unwürdige Handlung seinen Vater unter die Erde bringen wollen, Ew. Majestät ihr befohlen habe, die preußischen Lande zu verlassen, ihn aber vor dem wahnsinnigen Einfall, ihr etwa zu folgen, warne, daß, sollte er sich ja soweit vergessen, Ew. Majestät ihn, in welchem Winkel Europas er sich auch verborgen hielte, als Ihren Untertan reklamieren würden, daß aber, falls auch dies nicht seine Ansicht wäre und er zu seiner Pflicht zurückkehrte, Ew. Majestät ihm in Rücksicht auf seine Talente die Gnade erweisen wollten, das Geschehene zu vergessen und ihn mit seinem Vater zu versöhnen! Indessen, Sire, meine Hand zittert, indem ich diese Bitte niederschreibe. Meine mütterliche Zärtlichkeit macht mich blind. Wie hätte ich sonst die Kühnheit, meinem Könige dergleichen Vorschläge zu machen? Allein, Sire, alles, was ich besitze, verdanke ich der Großmut Ihres erlauchten Hauses. Der hochselige König hat das Glück meines Vaters, Ew. Majestät haben das meines Gatten begründet und uns mit Gnaden überhäuft. Die Gnade, meinen Sohn von seiner wahnsinnigen Leidenschaft zu heilen, wird größer als alle die andern sein. — Schon zwei Posttage warte ich vergeblich auf Briefe von meinem Gatten, der sonst keine Gelegenheit, mir zu schreiben, vorübergehen läßt. Wenn er nicht etwa krank ist, so erhalten Ew. Majestät sicherlich ein von seinem Zorn ihm eingegebenes Schreiben. Sire, vergeben Sie ihm die Aufwallungen des Augenblicks! Trotz alledem bleibt er doch immer Vater. Ich bin usw.

Berlin, 1. August 1749. von Cocceji, geb. von Beschefer."

Philipp Zorn und die Haager Friedenskonferenzen

Von Hans Wehberg-Düsseldorf

Am 13. Januar vollendet Professor Philipp Zorn in Bonn, Kronsyndikus und Mitglied des Herrenhauses, sein sechzigstes Lebensjahr. Zorns Tätigkeit in den letzten 10 Jahren war hauptsächlich der Fortentwicklung des Völkerrechts, jener großen, zukunftsreichen, in Deutschland noch allzu wenig gewürdigten Disziplin des öffentlichen Rechts, gewidmet. An der ersten Haager Friedenskonferenz von 1899 ebenso wie an der zweiten von 1907 hat Zorn als Delegierter des Deutschen Reiches teilgenommen und namentlich im Jahre 1899 einen

unverkennbaren Einfluß auf die Ergebnisse ausgeübt. Seit er damals die hohe Bedeutung jener Staatenkonferenzen kennen gelernt hat, ist er für sie stets warm eingetreten. Wenn man heute von jenen Zusammenkünften ganz anders denkt als früher, so hat Zorn an dieser höheren Wertschätzung der Haager Friedenskonferenzen einen nicht geringen Anteil. Große Vorurteile, die man von Anfang an der Friedensbewegung überhaupt entgegengebracht hat, waren in Deutschland ebenso wie in den übrigen Ländern zu überwinden. Es erscheint an Zorns Geburtstag interessant, die allmähliche Wandlung der Haager Friedenskonferenzen im Urteile der Zeitgenossen kurz zu verfolgen.

Als im Jahre 1898 das Manifest des Zaren zuerst auftauchte, sah man der geplanten Zusammenkunft allgemein mit großem Mißtrauen entgegen. Die prunkenden Worte von der Wohltat eines wahrhaften und dauernden Friedens erinnerten allzusehr an die ebenso klangvollen Grundsätze der heiligen Allianz von der Verbrüderung der Völker, aus der ja auch nichts geworden war. Zwei so ganz verschiedene Charaktere wie Graf Münster und Liebknecht waren diesmal der gleichen Ansicht. Wie einst Metternich jenes Bündnis von 1815 als leeres Geschwätz bezeichnet hatte, so sprachen auch 1899 ehrwürdige, im Dienste ihres Vaterlandes ergraute Männer mit wenig Verständnis von dem Plane eines ewigen Friedens. In der „Berliner Wissenschaftlichen Korrespondenz" wurde die Konferenz von einer großen Anzahl bedeutender deutscher Gelehrter sehr abfällig beurteilt. Nur wenige, unter ihnen Zorn, rieten zur Zurückhaltung, indem sie ausführten: Der Nutzen solcher Zusammenkünfte dürfe nicht verkannt werden, wenn man in ernster Arbeit mit gegenseitigem Vertrauen an die Lösung der großen und schwerwiegenden Fragen des Völkerrechts ginge.

Die Konferenz trat im Mai 1899 ziemlich hoffnungslos zusammen. Niemals war wohl, wie der amerikanische Botschafter White in seinen Memoiren sagt, ein gleich großer Kreis von Menschen versammelt, die so einstimmig von der Aussichtslosigkeit ihrer Bemühungen überzeugt waren wie damals im Haag bei Beginn der ersten Friedenskonferenz. Dann aber wuchs das Vertrauen der Delegierten zu dem Erfolge ihrer Arbeit schnell. Exzellenz v. Martens betonte später einmal in einem zu Petersburg vor der Hofgesellschaft gehaltenen Vortrag: „A mesure que les représentants de ces états apprenaient à se mieux connaître, à mesure qu'ils se penétraient de la conviction qu'une même pensée devait les inspirer, les sentiments de suspicion qui s'étaient manifestés au début, se dissipaient comme fond la neige sous l'action bienfaisante du soleil au printemps." Die in dem Ausschusse für die Schiedsgerichtskonvention beratenden Delegierten gingen mit Feuereifer an die Arbeit heran und traten allmählich für das, was sie noch kurz vorher gering geachtet hatten, mit ganzer Seele ein. Zweifellos hat das persönliche Zusammenarbeiten der Delegierten, die einander Vertrauen entgegenbrachten, sehr viel zu dem Erfolge beigetragen. Ein Enthusiasmus ohne gleichen beseelte schließlich den Ausschuß. Der Präsident der ersten Konferenz, der russische Botschafter Baron Staal, konnte in seiner Abschiedsrede die charakteristischen Worte sagen: „Ich betrachte es als letzten Trost meines Lebens, neue Wege zu dem Wohl der Menschheit zu erkennen und meine Blicke auf den Glanz der Zukunft richten zu dürfen."

Man darf sagen, daß die Konferenz im wesentlichen bezüglich der Schiedsgerichtsbarkeit alles das, was sie erreichen konnte, durchgesetzt hat. Daß damals auch schon die obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit eingeführt wurde, mag vielleicht an und für sich wünschenswert gewesen sein. In Anbetracht der Tat-

sache aber, daß es sich 1899 nur um einen Anfang handelte, konnte man sich mit der Errichtung des ständigen Schiedshofs und mit der Einführung der guten Dienste, der Vermittlung, der Untersuchungskommissionen und der Schiedshofempfehlung wohl begnügen. An die Errichtung eines ständigen Schiedshofes hatte man bisher kaum gedacht. Denn noch im Jahre 1894 hatte ein deutscher Delegierter auf der V. Interparlamentarischen Konferenz im Haag erklärt, man solle sich doch nicht mit einem Schiedshofprojekte abquälen und den Fluch der Lächerlichkeit auf sich laden; es sei ausgeschlossen, daß die Staaten sich auf einen solchen Plan einlassen würden.

Die große Bedeutung der ersten Haager Friedenskonferenz wurde nun auch in der Wissenschaft anerkannt. Eine große Zahl von Völkerrechtslehrern sprach sich sehr lobend über das große Werk aus. In der „Révue Générale de Droit International Public" äußerten sich Olivart, Despagnet, Mérignhac und Brusa, ebenso in der „Americain monthly Review of Review" und der „North Americain Review" Holls, Seth, Low, de Martens u. a. und in der „Fortnightly Review" Holland sehr hoffnungsvoll über die bedeutsamen Ergebnisse der ersten Friedenskonferenz. In Deutschland wies außer Zorn zunächst vor allem v. Liszt auf das Werk in treffenden Worten hin. Im allgemeinen aber muß man sagen, daß sich in Deutschland die Völkerrechtslehrer erst einige Jahre nach der ersten Konferenz in besonderem Maße für die Friedenskonferenzen erwärmten. Einige, wie Stoerk und v. Bar, waren noch sehr zurückhaltend in ihrem Urteil.

Daher mag es denn vor allem gekommen sein, daß die allgemeine Stimmung in Deutschland den Errungenschaften der Konferenz zunächst recht skeptisch gegenüberstand. Wie auch heute noch, so urteilten damals viele, ohne über die Dinge näher unterrichtet zu sein. Die meisten warfen das Wesen der Konferenz mit der Abrüstungsfrage zusammen und glaubten in dem Scheitern jener Frage ohne weiteres auch ein Scheitern der Konferenz erblicken zu müssen. Bald nach der Konferenz brach der Burenkrieg aus, und da man obendrein irrtümlich glaubte, die Konferenz habe außer der Abrüstung auch den ewigen Frieden erreichen wollen, so hielt man den Ausbruch jenes Krieges ebenso wie den der spätern für einen Beweis des völligen Bankrotts der ersten Friedenskonferenz.

Verschiedene Umstände wirkten indessen zusammen, um der Welt zu beweisen, daß die im Haag geschaffenen Einrichtungen einen für die Menschheit bedeutungsvollen Fortschritt darstellten. Seit im Jahre 1902 infolge des so tapferen Eingreifens des französischen Barons d'Estournelles de Constant dem ständigen Schiedshofe vom Präsidenten Roosevelt die erste kleinere Streitigkeit und bald darauf auch größere und schwerwiegende Völkerkonflikte übertragen wurden, begann in weiten Kreisen das Interesse für die Haager Resultate zu wachsen. Unterdessen kämpften die Anhänger der Friedensbewegung unermüdlich weiter und hatten die Genugtuung, daß Männer von wissenschaftlicher Bedeutung für die Wertschätzung der Friedenskonferenz eintraten. Professor Meurer in Würzburg schrieb sein sehr umfangreiches, zweibändiges Werk über die erste Friedenskonferenz, ein Denkmal deutschen Gelehrtenfleißes, die eingehendste Darstellung jener Konferenz der gesamten Weltliteratur. Allmählich zeigte auch die Tagespresse mehr Verständnis für das im Haag Erreichte. Dann kam die zweite Friedenskonferenz von 1907 in Sicht, und es wurde vielen klar, daß es sich im Haag 1899 nur um einen Anfang gehandelt habe und daß sich die Bedeutung jener Konferenz gerechterweise nur von diesem Standpunkte aus würdigen lasse. Dann warfen angesehene Vertreter der Völkerrechtswissenschaft, außer Zorn vor allem

v. Liszt, Laband, Kohler, Niemeyer, Schücking und Nippold, ihr Wort zugunsten der großen Friedensidee in die Wagschale. Man darf sagen, daß die Haager Friedenskonferenzen seit 1899 sehr erheblich in Deutschland an Ansehen gewonnen haben. Ganz äußerlich zeigte sich dies z. B. darin, daß anläßlich der zweiten Konferenz die großen Zeitungen ihre Korrespondenten nach dem Haag sandten, was 1899 bei der ersten Friedenskonferenz nicht geschehen, freilich zu einem nicht geringen Teil auch durch die Geheimhaltung der Beratungen veranlaßt worden war.

Trotzdem ist der große Kampf für die Anerkennung der Haager Friedenskonferenzen noch immer nicht vollendet. Das neue Buch des Freiherrn von Stengel „Weltstaat und Friedensproblem" beweist, daß es auch unter den deutschen Gelehrten noch Männer gibt, die jenes Werk gering achten. Dieses Mißtrauen gegenüber den Haager Konferenzen hat gar mancherlei Ursachen. Es ist zum Teil durch die eigenartigen politischen Verhältnisse, durch die scharfen, nur zur langsam aus der Welt zu schaffenden Spannungen der Völker hervorgerufen. Es macht sich ja allerdings für den Uneingeweihten sonderbar, auf der einen Seite den Ruf der Friedensfreunde, auf der anderen Seite das Kriegsgeschrei der Chauvinisten zu hören. Man will demgegenüber nur schwer glauben, daß der Wille der Staatenlenker in Wahrheit ein friedlicher ist und die Interessen der Völker in Wirklichkeit immer mehr gemeinsam werden. Anderseits haben auch der Mißerfolg der zweiten Friedenskonferenz in der Frage der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit und einzelne Fehlgriffe dieser Konferenz*) bei manchen bisher ein richtiges Vertrauen in die Haager Friedenskonferenzen nicht aufkommen lassen. Veraltete, fest eingewurzelte Anschauungen verhindern zudem vielfach ein Verständnis für die großen Aufgaben der Gegenwart, und vielfach ist ja das Interesse für die Fragen der auswärtigen Politik in Deutschland noch sehr gering. Alles im allem aber darf man sagen: Wir sind seit 1899 in der Wertschätzung der Haager Friedenskonferenzen ein gut Stück vorangekommen und der, dem der Fortschritt der zukunftsreichen Wissenschaft des Völkerrechts eine Herzenssache ist, darf stolz sein, in einer Zeit zu leben, die auf diesem Gebiete die schönsten Träume der Vergangenheit erfüllt und Institutionen hervorbringt, die noch vor wenigen Jahren als Utopien verspottet wurden. Männer, zu denen das deutsche Volk in Verehrung emporblickt, treten heute offen für die Friedensbewegung und die Friedenskonferenzen ein. Erst vor wenigen Monaten schrieb Professor Harnack in der „Neuen Freien Presse": „Die Friedensgesellschaften haben eine hohe Bedeutung und kommen mit ihrer vorgreifenden Arbeit gewiß nicht zu früh, mögen auch alle Diplomaten sie als Idelogen belächeln."

Es ist auch meine persönliche Überzeugung, daß alle Staaten in ihrem eigenen Interesse gut tun, das Interesse für die Haager Friedenskonferenzen wach zu halten. Nichts ist mehr imstande, auf die Sinnesart der Menschen Einfluß zu gewinnen, als große Ideen, die sie begeistern und zur Mitarbeit antreiben. Weil aber die große Schiedsgerichtsidee ebenso wie die Friedensbewegung ohne eine feste nationale Grundlage nichts erreichen kann, so werden alle, die sich für jene Bewegung begeistern, in allererster Linie auch dem Vaterlande ihre Kräfte weihen. Solche Männer aber sind sicherlich auch in unserer Zeit notwendig.

*) Vgl. namentlich meinen Aufsatz „Seekriegsrecht und Schiedsgerichtsbarkeit" in „Zeitschr. für Intern. Privat- und Öffentl. Recht", 1909 Heft 6.

An seinem sechzigsten Geburtstage wird Zorn feststellen, daß das Werk, zu dessen Vollendung er 1899 selbst so manchen kräftigen Baustein herangetragen hat, in der Anerkennung der Mitwelt gestiegen und sein Eintreten für die Wertung der Friedenskonferenzen erfolgreich gewesen ist. Es wird ihn noch heute freuen, daß ihm die Haager Friedenskonferenz von 1899 so ganz neue Bahnen gewiesen, ihm den Glauben an die Kraft der modernen Schiedsgerichtsbewegung gegeben, ihn also von einem Zweifler zu einem Bekenner gewandelt hat. Diese Freude des Politikers und Gelehrten darf noch durch das stolze Bewußtsein vergrößert werden, an dem so bedeutungsvollen, hoffnungsreichen Werke zu Deutschlands Ehre mitgearbeitet zu haben, und wenn auch das ganze Verdienst Zorns erst später richtig gewürdigt werden kann, so darf doch heute schon behauptet werden, daß es ein außerordentlich großes ist. Namentlich Zorns Eintreten für den ständigen Schiedshof wird der Nachwelt unvergessen bleiben. Aber auch sonst hat Zorn an den Verhandlungen im Jahre 1899 hervorragenden Anteil gehabt. Ganz begeistert erklärte mir noch im Dezember 1909 der gefeierte Völkerrechtsjurist Staatsminister Exzellenz Asser-Haag, „daß Herr Professor Zorn ganz gewiß zu den bedeutendsten und eifrigsten Mitgliedern der ersten Friedenskonferenz gehöre und namentlich in dem comité d'examen der Schiedsgerichtkommission sehr viel geleistet habe".

Ein sehr treffendes Bild von der Persönlichkeit Zorns hat der französische Senator Baron d'Estournelles de Constant, Bevollmächtigter auf beiden Friedenskonferenzen, vor kurzem in einem Briefe an mich entworfen, der — wie ich aus besonderen Gründen annehmen darf — nicht ohne Einverständnis des früheren französischen Ministerpräsidenten Bourgeois verfaßt ist. Die betreffende Stelle des Briefes lautet:

„. . . Zorn ist ein wahrer Patriot in dieses Wortes innerster Bedeutung; er hat stets daran gearbeitet, das Ansehen seines Landes außerhalb der Grenzen zu vergrößern, indem er ihm Sympathien und herzliche Beziehungen bei andern Ländern zu verschaffen strebte . . ."

Meier-Graefes Marées-werk

von Arthur Roeßler-Wien

Welch ein ungeheurer Sumpf von Engsinn, Stumpfsinn und Allzumenschlichem steht um unsere Füße! ‚Kunst' heißt er, und die Kröten, die geschäftig drin rudern und quarren oder sich gesättigt sonnen, die ‚Künstler' sind's. Dieser Sumpf hat Sumpfbusen, Sumpfengen, Atlantische und Stille Sümpfe. Da wohnen die ‚Kunstgenossenschaften'! Die alten und behäbigsten der Krötencliquen. Da wohnen die Sezessionen, die sich besser dünken als ‚dieser da', und ‚Künstlerbünde'. Aber sie alle quarren. Unermeßlich tönt es, und es gibt bald kaum einen stillen Winkel auf Erden mehr, wohin das Quarren nicht dringt. Und es nützt ihnen

was, sie leben nicht umsonst. Sie kennen die ganze Erde und nützen sie aus. Sie haben Deutschland ausgeschlachtet, ‚Motiv' für ‚Motiv'. Es ist ihnen einerlei, sie finden überall ‚Motive'. Sie fahren heute in die Eifel und dann gibt's Eifellandschaften in Öl und Aquarell und Lithographie und Radierung; und morgen fahren sie nach Goppeln, und dann gibt's ganze Wälder von gemalten Birken, und morgen gibt's Dachauer Moore und übermorgen Hamburger Hafen mit und ohne Sonnenschein, Dampfer links, Dampfer rechts, morgens und abends. Alles, alles gibt Geld! Schließlich wird man eine ganz berühmte Kröte im großen Sumpf und hat eine Villa oder zwei und hätte es wahrhaftig nicht mehr nötig."

So schrieb im Innersten aufgewühlt und erzürnt der Maler Emil Rudolf Weiß 1901, kurz nachdem er den im königlich bayerischen Schloß zu Schleißheim notdürftig verwahrten Teil des Lebenswerkes von Hans von Marées gesehen, kennen und bewundern gelernt hatte. Denn er war sich bewußt geworden, die Werktorsos eines überragend großen Künstlers wahrgenommen zu haben, der dauernder Vergessenheit anheimgefallen zu sein schien.

Der ingrimmige Weckruf des Malers Weiß verklang damals ungehört, wie früher Konrad Fiedlers Schrift über Marées ohne Wirkung blieb. Erst die schon Berliner Jahrhundert-Ausstellung in der Nationalgalerie 1906, die auch sonst noch außerordentlich fruchtbringend wirkte, rüttelte die Deutschen aus ihrer Gleichgültigkeit gegenüber der künstlerischen Leistung von Marées' auf und regte zu einer Überprüfung des traditionellen Urteils über den todstillen Nachbar Arthur Langhammers in der bayerischen Schloßgalerie an.

Hans von Marées, in Elberfeld geboren, in Rom gestorben, war einer der Zufrühgekommenen, die abseits vom Markt und seinem Lärm, innerlich den Zeitgenossen entfremdet, äußerlich von ihnen geschieden, still eigene Wege gehen. Nach vielen Jahren angestrengtester Arbeit und quälendster Zweifel — denn der Weg zur Vollendung führt notwendig durch eine Reihe von Unzufriedenheiten — wähnte sich Marées endlich dem ersehnten hohen Ziele nahe, da aber kam der Tod unvermutet heran, nahm dem Künstler den Pinsel aus der Hand und tippte mit einem kühlen und harten Knochenfinger an des Erschrockenen warm pochendes und stolzes Herz, und es erstarrte. Tragisch wie sein Leben war auch das Sterben von Marées'. Beides soll jedoch hier nicht erzählt werden. Wem des Künstlers Leben und Sterben unbekannt ist, möge es aus der Darstellung Meier-Graefes kennen lernen, der auf Grund authentischer Berichte der Familie, der Schüler und der Freunde Marées', mit Benutzung zahlreicher Dokumente, die Geschichte dieses auserlesenen Menschen im ersten demnächst erscheinenden Bande der großen Marées-Publikation bieten wird. Hier soll heute bloß der Versuch angestellt werden, in skizzenhaften Zügen darauf hinzuweisen, wodurch sich das künstlerische Lebenswerk von Marées' mit der modernen Malerei in einem gewissen Zusammenhang befindet, was ihn in einem bestimmten Betracht zu einem ihrer Vorläufer und ersten Meister macht.

Die mittelbare Veranlassung dazu gibt der soeben erschienene zweite Band der von Julius Meier-Graefe im Verlag von R. Piper & Co. in München herausgegebenen prachtvollen dreibändigen Publikation, der den Katalog des gesamten, durch die letzten Funde mehr als verdoppelten, Materials in chronologischer Anordnung, mit der Geschichte und der farbenanalytischen Beschreibung der Bilder, nebst getreuer Wiedergabe aller angeführten Bilder und Skizzen, und der meisten Zeichnungen, enthält.

Es ist da zu sagen, daß sich der Zusammenhang zwischen den Marées'schen Werken und den Arbeiten der in unsern Tagen zur Geltung gelangenden Maler nur schwer aufweisen läßt, weil er in einem gewissen Sinne im Imponderabilen liegt, kein äußerlicher, formaler ist. Ein Gemeinsames bildet nur die Bestrebung der allmählich aufrückenden neuesten Maler, das Sehen und die Darstellung auf die große Form der Erscheinung zu richten.

Während in der Mitte und am Ende des vorigen Jahrhunderts die Hauptbestrebungen in der Malerei auf die Erzeugung von Licht und Helligkeit im Vereine mit der unstilisierten Wiedergabe der Erscheinungsformen gerichtet waren, treten neuerdings die verfeinerten koloristischen und daneben die auf Wucht und Größe abzielenden Bestrebungen mehr und mehr hervor. Wie schon einige alte Meister es taten, bringen auch die neueren feinfühligen modernen Koloristen die Malerei mit ihrem Studium der Klangwirkung in eine innige Wechselbeziehung zur Musik. Und wie in der modernen Musik, die sich von der klassischen unterscheidet, daß sie nicht so sehr die Melodie als vielmehr die Harmonie bevorzugt, hat sich auch in der modernen Malerei eine Wandlung vollzogen, die dem Dinge, dem farbigen Gegenständlichen nicht mehr die alleinige oder selbst nur hauptsächliche Bedeutung zumißt, sondern den Gegenstand in seiner Bedeutung für die Verwertung in und mit dem gegebenen oder gewählten Raume, der begrenzten Bildfläche, als Grundlage für eine interessante künstlerische Durcharbeitung der Hell-Dunkelheit und der Farbentonausgestaltung benutzt. Das Gegenständliche gilt wieder einmal, wie immer in Zeiten bildkünstlerischen Aufschwunges, bloß als Gelegenheit zur höchsten Verwertung der künstlerischen Ausdrucksmittel, die, um Worte Bayersdorfers zu gebrauchen, vermöge der autochthonen Kraft, die das psychologische Gesetz ihres Wirkens in sich tragen, Kunst hervorbringen. In diesem Sinne wird die äußerste Durchbildung und höchste artistische Gestaltung des Werkes angestrebt.

Aus dem über 400 Abbildungen in Heliogravüre, Farbendruck, Lichtdruck und Autotypie enthaltenden Katalogband der Meier-Graefe'schen Marées-‚Publikation' eines wahrhaften Standard Works, auf dessen folgende Bände man mit Recht ungeduldig wartet, wird es deutlich, daß Marées schon klar erkannte, was von den Modernen als Grundsatz aufgestellt wurde, nämlich: daß einfache Gegensätze aus der Natur heraus gesehen und auf die Fläche übertragen die größten und ruhigsten Wirkungen ergeben. Was richtig ist. Denn nur „in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck

des Notwendigen liegt der große Stil", wie Schiller sagte. Marées nun war nicht nur dem Zufälligen, dem Unbelebten und der landschaftlichen Natur gegenüber gleichgültig, er übersah geflissentlich auch das Individuum, und verzichtete in selbstauferlegter Beschränkung auf die Wiedergabe des Reizes, der Schönheit, der Anmut des einzelnen konkreten Menschen. Er verlangte nicht das Besondere, Jeweilige, sondern das Gemeinsame, Typische, allen Wesentliche. Und von seinen Malereien begehrte er, daß sie die sichtbaren Darstellungen des Begriffes „Mensch" sein, daß sie das dem Menschen Wesentliche künstlerisch zum Ausdruck bringen, dabei aber als Formgebilde architektonisch wirken möchten.

Seiner eigentümlichen Anschauung gemäß fühlte er sich zur Betonung der Form gedrängt; denn er war davon überzeugt, daß sich in der Form das Wesentliche restlos zum Ausdruck ringe. Diesen Ausdruck des Wesentlichen seinerseits im Bildwerk zu immer klarerem, eindringlicherem, wuchtigem künstlerischen Ausdruck zu entwickeln, war er Zeit seines Lebens auf das begierigste bemüht. In seinem Streben nach Form steht er nun einigen modernen Künstlern nahe; er kam zu seinem ästhetischen Programm auf intellektuellem Wege, während jene Formkünstler, die ich hier im Auge habe, mehr instinktmäßig, durch ihr Temperament dahin gelangten, ähnliches anzustreben.

Ein Wichtiges, das in seiner ganzen Tragweite und Ausnutzungsmöglichkeit für die Erlangung stilmäßiger Wirkung im Bilde von den Impressionisten selbst nicht genügend gewürdigt wurde, und das von ungleich höherer Bedeutung ist als die neu gewonnenen technischen Ausdrucksmittel, ist die vom Impressionismus eingeführte besondere Art des Sehens: das Sehen der großen Form. Sie war bereits Marées zu eigen. Den großen Eindruck von Form, Farbe und Ton erhalten wir, wenn wir die Sehlinien parallel einstellen und solcherweise die Erscheinungen ins Auge fassen. Auf dieser Art des Sehens beruht der bildkünstlerische Impressionismus, der daraus die notwendigen Folgerungen zieht. Wenn wir den tastenden Blick, um einen Ausdruck des Bildhauers Hildebrand, der ein vertrauter Freund von Marées' war, zu gebrauchen, ohne ihn auf einen bestimmten Teil der Erscheinung zu richten, den ganzen Gegenstand umfassen lassen, werden die Einzelheiten untergeordnet und nur der Umriß des Dinges wahrgenommen. Je nach dem individuell bedingten verschiedenen Erfassen wird der Dingumriß eckiger oder rundlicher, aber stets als einfache und große Form gesehen werden. Eine solcherart gegebene Grundform einheitlich mit ihren künstlerischen Abwechslungen im Bilde durchgeführt, ergibt den Stil. Es wird also das Streben nach Stil (Max Liebermann nennt ihn den Endzweck der Kunst) durch die individuelle Wiedergabe der großen Form und deren einheitlichen Durchführung begünstigt.

Diese eminent künstlerisch wirkende Betonung der großen Form haben die extrem gewordenen Impressionisten vernachlässigt; sie haben sogar teilweise gänzlich auf sie verzichtet, und sich dadurch um ein ungemein starkes künstlerisches, nicht bloß technisches Mittel gebracht.

Es ist begreiflich, daß Marées, der den tiefen Problemen seiner Kunst nachsann und der einmal schrieb: „Es handelt sich ja auch nicht darum, von der Welt eine Genugtuung zu erhalten, sondern soviel wie möglich sich selbst genug zu tun," seinen Zeitgenossen als ein wunderlicher Grübler und Experimentierer erscheinen mußte, denn sie waren sich nicht klar darüber, und viele sind es sich jetzt noch nicht, daß das Ding, das Gegenständliche für die Kunst, und damit für den Künstler, nur in bezug auf die Bedeutung, die es als umgewertetes künstlerisches Ausdrucksmittel hat, von wesentlichem Wert ist. Der nicht bloß reproduzierende, sondern wahrhaft gestaltende Künstler trachtet nämlich gar nicht darnach, den Anschein eines Dinges der Natur möglichst „naturgetreu" wiederzugeben, sondern er strebt darnach, es seiner umbildenden, neubildenden Gewalt unterzuordnen, es für den Zweck „Kunst" zu gewinnen.

Bei der Betrachtung und der Beurteilung von Werken der bildenden Kunst wird es sich daher darum handeln, sie in bezug auf die künstlerischen Ausdrucksmittel und deren Wirkung hin anzusehen und zu werten. Die Kunst ist, wie Fiedler sagte, auf keinem andern Wege zu finden als auf ihrem eigenen. Nur indem man es versucht, sich der Welt mit dem Interesse des Künstlers gegenüberzustellen, kann man dahin gelangen, seinem Verkehr mit Kunstwerken denjenigen Inhalt zu geben, der sich einzig und allein auf die Erkenntnis des innersten Wesens künstlerischer Tätigkeit gründet.

Die erhabene und große Harmonie, die der sensible Künstler der Natur gegenüber empfindet, insbesondere in gewissen Stimmungen, wird er am besten zum Ausdruck bringen, wenn er die Harmonie auf der begrenzten Fläche durch seine Mittel hervorzubringen trachtet. Darum ersteht dem Maler die besondere Anforderung, seine Mittel daraufhin zu studieren und die Natur vom Standpunkt der harmonischen Ausdrucksmöglichkeit seiner Mittel zu betrachten und darzustellen. Hierbei wird es sich um ein ernstes nnd anstrengendes Studium handeln. Die Empfindung allein tut's in diesem Falle nicht. Das darf jedoch weder den Kunstfreunden, noch den Kunstforschern und den Künstlern selbst als unkünstlerisch erscheinen, denn die Kunst ist nicht das — hier zitiere ich einen Ausspruch von Delacroix —, wofür sie der Laie hält, nämlich eine Art Eingebung, die ich weiß nicht woher kommt, ins Blaue hineingeht und nur das malerische Äußere der Dinge darstellt, sondern sie ist Wissenschaft, die Vernunft selbst, die durch das Genie verschönert ist, aber einen vorgeschriebenen Weg geht und durch höhere Gesetze in Schranken gehalten wird.

Diese durch das Genie verschönerte Vernunft zeichnete Marées in hervorragendem Maße aus. Und er ist nicht, wie schon behauptet wurde, an dem „künstlerisch sein sollenden" aufreibenden Studium der künstlerischen Ausdrucksmittel, und nicht an dem vergeblichen heißen Bemühen um ihre erfolgreiche Bewältigung zugrunde gegangen, sondern einfach der grausamen Willkür des blinden Schicksals erlegen, das ihm eine Krankheit verhängte, an der auch Anzengruber starb. Da Marées körperlich zusammenbrach, als er noch weit

von seinem hochgesteckten Ziele war, bleibt der Streit, ob er künstlerisch scheiterte oder nicht, ein müßiges Beginnen. Gewiß hat er in den letzten Jahren im Bestreben, seinen Arbeiten den Charakter des Hervorgebrachten zu nehmen, um ihnen den des gesetzmäßig Gewordenen zu verleihen, der wahren Kunstvollendung, fast alle seine Bildwerke verquält und der Vernichtung nahe gebracht; aber es besteht kein Grund, daraus zu folgern, daß ihm die Kraft versagt geblieben wäre, das Höchste zu leisten, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre weiterzuleben. Wie dem auch sein mag, gewiß ist, daß das getrübte, unvollendete und zerstückte, lückenhafte, in bedeutenden Teilen fragmentarische Lebenswerk Marées' zu unsern wichtigsten Besitztümern zählt. Mit Recht sagt der Prospekt über die Buchpublikation, daß der ungebrochene Idealismus des Kämpfers Marées uns einen neuen Maßstab für das Sittliche verheißt, und daß sich dem unausbleiblichen Einfluß des Künstlers auf die Malerei das Beispiel einer von keiner Kleinheit getrübten Seele gesellt; ein Beispiel, das weit über die enge Sphäre des Kunstproblems hinausragt. Mich dünkt es ein gutes Zeichen der Zeit, daß in ihr dem Andenken eines großen Deutschen ein so schönes Denkmal errichtet werden konnte, wie die dreibändige Publikation mit ihren ungefähr 1200 sehens- und lesenswerten Seiten eins darstellt.

Erstaunlich ist der in Anbetracht des Gebotenen überaus geringe Subskriptionspreis von 60 Mark für das dreibändige Werk, von dem der erste Band die eingehende Biographie, die Darstellung der Entwicklung und die kritische Würdigung der künstlerischen Arbeit Marées', der zweite Band den Katalog aller dem Verfasser Meier-Graefe bekannten Gemälde und Zeichnungen neben deren farbenanalytischen Beschreibung, der dritte Band die Briefe von Marées' an Bayersdorfer, Böcklin, Dohrn, Conrad Fiedler, Adolf Hildebrand, Georg v. Marées, Graf Schack, Arthur Volkmann u. a., die den ersten Band ergänzenden Notizen und die Bibliographie enthält.

Splitter

Von männlicher Seite wird den Frauen vorgeworfen, daß sie so viel von Frauenrechten, nie aber von Frauenpflichten redeten. Der Vorwurf fällt in sich zusammen. Als ob man nötig hätte, über das zu sprechen, was man in Jahrtausenden bewiesen hat!

*

Es gibt nichts Trennenderes als etwas Unausgesprochenes zwischen zwei Menschen: — Etwas, was der eine weiß, der andere nur empfindet und das unüberwindlicher, als die festeste Scheidewand, nicht zuläßt, daß sie sich die Hände reichen.

Wer alles ernst nimmt, wird eine komische Figur.

*

Die Wohltätigkeit mancher Frauen tut manchem Menschen weh.

*

Früher schwuren Liebende sich ewige Treue und glaubten fest an die Unwandelbarkeit ihrer Gefühle. Jetzt sagen sie sich ganz nüchtern: „Wenn wir uns über sind, wollen wir es uns offen sagen." Und doch hegen sie dieselben Empfindungen, dasselbe heiße Sehnen nach Glück wie ihre Voreltern . . .

*

Die Erwartung des Glückes läßt uns in stolzer Freude lächeln, aber die Gewißheit macht uns ernst und demütig. Wem dann nicht zumute ist, als ob es unverdient käme, der ist in Wahrheit des Glückes nicht wert.

*

Das beste Mittel gegen Menschenverachtung ist Menschenhilfe. Wer könnte die Welt hassen, der er genützt hat!

Hildegard Voigt-Stettin

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 9. Januar 1910.

(Die Wahlrechtsstatistik in Preußen und der „rote Preußentag". Die reichsländische Regierung und die Bischöfe.)

In dieser Woche beginnen die Arbeiten des preußischen Landtags, und damit tritt auch die Frage der Wahlrechtsreform in ein neues Stadium. Doch kann an dieser Stelle darüber erst gesprochen werden, wenn die Thronrede vorliegt, was in dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht der Fall ist. Einstweilen hat die preußische Staatsregierung die Ergebnisse ihrer statistischen Untersuchungen über die Wirkungen des geltenden Wahlrechts veröffentlicht. Diese Untersuchungen konnten natürlich nichts völlig Neues bringen; sie konnten nur genaueres Zahlenmaterial geben, woraus jeder sich das, was er braucht, entnehmen kann. Überwiegend ist das als Versuch gedeutet worden, das bestehende Wahlrecht zu stützen, was von der einen Seite mit bitterm Grimm, von der andern mit stark unterstrichner Genugtuung vermerkt wurde. Weder das eine noch das andre erscheint uns genügend gerechtfertigt. Wir meinen vielmehr, die veröffentlichte Statistik enthält zwar über einige umstrittene Punkte bestimmtere Feststellungen, im ganzen aber durchaus keine Meinung, sondern nur Material, und jeder kann daraus die Schlüsse ziehen, die er für richtig hält. In der letzten Woche ist es besonders der Parteitag der preußischen Sozialdemokraten gewesen, wobei diese Frage erörtert wurde. Nicht gerade in einer Form, die auch dem Gegner hätte

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

imponieren können, sondern trotz der starken Markierung von Brusttönen ziemlich saft- und kraftlos. Selbst im Lager der „Genossen" herrscht darüber merkliche Enttäuschung.

Zum Schluß möchten wir noch die Aufmerksamkeit auf den Konflikt richten, der sich in Elsaß-Lothringen zwischen Staat und Kirche erhoben hat. Die reichsländischen Lehrervereine, die den Anschluß an die Organisation im Reich beschlossen hatten, wurden von den Bischöfen von Straßburg und Metz durch ein Verbot daran zu hindern versucht, freilich ohne den gewünschten Erfolg. Darauf sah sich der Staatssekretär Zorn v. Bulach zu einem energischen Schreiben veranlaßt, das die Übergriffe der Bischöfe in die Rechte des Staates zurückwies. Die Bischöfe haben darauf erwidert, daß sie kein Verbot erlassen, sondern nur von ihrem Recht Gebrauch gemacht hätten, die katholischen Lehrer vor den Gefahren des beabsichtigten Schritts für ihr religiöses Leben zu warnen. Das war eine arglistige Ausrede insofern, als diese „Warnung" allerdings in dem bischöflichen Erlaß selbst nicht enthalten war, sondern nur in Form eines Hinweises auf ein beigelegtes Flugblatt erschien. Dieses Flugblatt aber war ein Machwerk der niedrigsten, staatsfeindlichsten konfessionellen Hetze. Der Hinweis darauf war nicht der Form, wohl aber der Sache nach ein Verbot, noch dazu ein Verbot in einer den Staat beleidigenden Form. Hoffentlich bleibt die Regierung die Antwort nicht schuldig, vor allem nicht in ihren Maßregeln.

Die Presse und Herr von Schoen. Das Auswärtige Amt und mit ihm in erster Linie die Person seines Vertreters, des Freiherrn von Schoen, ist in letzter Zeit das Ziel heftiger Angriffe geworden. Ja man gewinnt mitunter den Eindruck, als ob ein wahres Kesseltreiben gegen den Staatssekretär veranstaltet werden sollte. Bemerkenswert ist, daß die Angriffe nicht von Parteiblättern oppositioneller Richtung, sondern von Vertretern einer entschieden nationalen Richtung ausgehen. Das erklärt sich zunächst ziemlich einfach. In der Tätigkeit des Auswärtigen Amts spiegelt sich die nationale Machtstellung. Wenn eine andre Behörde Fehler macht, die nicht auf Mängel der Gesetzgebung zurückzuführen sind, so läßt sich der Fall verhältnismäßig einfach klarstellen; auch wird die Stellungnahme der politischen Kritik vielfach durch grundsätzliche Erwägungen und Parteitaktik bedingt. Die Tätigkeit des Auswärtigen Amts hat nicht den festen Boden der Landesgesetzgebung und der durch sie geschützten Staatsautorität unter sich, sondern den viel schwankenderen völkerrechtlicher Satzungen, internationaler Abmachungen und diplomatischer Gepflogenheiten. Sie bietet also der Kritik von vornherein eine breitere Angriffsfläche. Scheint auf diesem Gebiet etwas nicht in Ordnung zu sein, so ergibt sich daraus nur zu leicht ein Rückschluß auf das, was allein allen diesen zerbrechlichen Bestimmungen Bestand verleiht, nämlich auf die wirkliche Machtstellung des Staats. Ist daher einmal der Eindruck entstanden, daß das vom Auswärtigen Amt Geleistete nicht dem entspricht, was der realen Machtstellung des Reichs gemäß erreicht werden müßte, so erwacht die patriotische Sorge selbstverständlich zuerst bei denen, die ihr ganzes politisches Denken nicht auf mehr oder weniger verschwommene Theorien, sondern auf den realen Faktor der nationalen Macht aufbauen. Damit ist zugleich gesagt, daß an der guten und ehrlichen Absicht dieser Kritik keinesfalls zu zweifeln ist.

Freilich soll man auch vor den Gefahren solcher Kritik und damit zugleich vor ihren Grenzen die Augen nicht verschließen. Bei internationalen Streitfragen, mögen sie nun vaterländische Interessen im weitesten Sinne oder private Interessen unsrer im Auslande lebenden Landsleute betreffen, kann niemals ganz und

gar mit offenen Karten gespielt werden. Die Kritik wird daher genau die Grenze kennen müssen, bei deren Überschreitung in der öffentlichen Erörterung das Gegenteil von dem erreicht wird, was dem Kritiker selbst am Herzen liegt. Der nationale Übereifer führt sehr leicht dazu, vermeintliche Niederlagen und Mißerfolge in die Welt hinauszuschreien, die sich nachher oft als unvermeidliche und nebensächliche Begleiterscheinungen einer in ihren Grundsätzen und größeren Zielen durchaus richtigen Politik darstellen. Sehr lehrreich ist hierzu das Verhalten der englischen Presse. Sie erfüllt wie keine andre Presse der Welt ihre wichtigste Aufgabe, die Fehler und Mißerfolge der auswärtigen Politik zu verdecken und ihre Erfolge zu vergrößern. Die öffentliche Kritik liefert auf diesem Gebiet — namentlich in England — der Regierung nur Scheingefechte; ab und zu ein paar grollende Worte der Führer der Opposition, daß die Regierung natürlich alles verkehrt mache, — das ist alles, denn über allgemeine Wendungen geht niemand hinaus. In Frankreich ist es ähnlich. Nur die Sozialisten machen gelegentlich eine Ausnahme. Ein Gegengewicht für diesen Verzicht auf Kritik ist dadurch gegeben, daß das Parlament es jederzeit in der Hand hat, den Sturz eines Ministers herbeizuführen, wenn dieser wirklich nach allgemeiner Überzeugung Irrwege wandelt. In diesem Umstand liegt natürlich zugleich eine Rechtfertigung unsrer Presse, wenn sie in der Kritik der Organe unsrer auswärtigen Politik nicht so zurückhaltend ist wie die Presse der parlamentarisch regierten Länder. Aber man darf diesen Zusammenhang nicht ganz vergessen, und es bleibt immerhin ein Widerspruch, wenn gerade solche politische Richtungen, die eine parlamentarische Regierung im eigentlichen Sinne bei uns für unmöglich halten und in der auswärtigen Politik eine den Parteikämpfen entrückte, starke und stetige Regierung wünschen, in der Kritik der auswärtigen Politik und der auf internationalem Gebiet liegenden Interessenfragen gewisse Grenzen, die durch notwendige Rücksichten gezogen sind, zu überschreiten scheinen. Jedenfalls glauben wir daraus folgern zu müssen, daß systematische und fortgesetzte Angriffe auf das Auswärtige Amt und seine Leitung gerade von nationaler Seite nur dann berechtigt erscheinen, wenn es sich erstens um schwerwiegende, feststehende Tatsachen handelt, und zweitens die Sicherheit besteht, daß durch die öffentliche Erörterung ein vernachlässigtes oder gefährdetes nationales Interesse gerettet und gesichert wird.

Betrachten wir die vorliegenden Fälle unter diesem Gesichtspunkte näher, so können wir das Bedauern nicht unterdrücken, daß nationale Blätter sich anscheinend durch oberflächliche oder einseitige Berichterstattung zu einem Kampf haben verleiten lassen, der aus den angegebenen Gründen nicht zu rechtfertigen ist. Da ist zunächst die Angelegenheit der Gebrüder Mannesmann. Wir haben uns schon früher darüber ausgesprochen und gesagt, daß es den Herren gewiß nicht zu verdenken ist, wenn sie versucht haben, ihr den deutschen Interessen dienendes Unternehmen, das sie durch juristische Gutachten genügend gestützt zu haben glauben, dadurch über die noch bestehenden Schwierigkeiten hinwegzuheben, daß sie einen politischen Druck auf die Reichsbehörden mit Hilfe der nationalen Parteien auszuüben gedachten. Aber sie haben dabei Fehler gemacht, und es ist nun einmal nicht möglich, im Widerstreit internationaler Interessen mit dem Kopf durch die Wand zu gehen, wenn man sich nur auf Gutachten stützen kann, die die formaljuristische Seite allein berücksichtigen, ohne über die politischen Zusammenhänge vollkommen sicher unterrichtet zu sein. Wenn sich die Algeciramächte im August 1906 gegenseitig verpflichtet haben, ein marokkanisches Berggesetz nur anzuerkennen, wenn es vorher unter ihnen selbst vereinbart worden sei, so ist es für eine einzelne

Macht natürlich unmöglich, sich auf ein Gesetz zu stützen, das gegen diese Verabredung später von einem Sultan von Marokko eigenmächtig erlassen worden ist, noch dazu von einem Sultan, der damals noch nicht förmlich anerkannt war, wenngleich er nach marokkanischen Rechtsanschauungen bereits als Inhaber der rechtmäßigen Herrschergewalt galt. Statt der durch diese Lage gegebenen politischen Notwendigkeit Rechnung zu tragen, versuchten es die Gebrüder Mannesmann mit der rein formalen Argumentation, daß nur die Algecirasakte maßgebend sei, in der keine Bestimmung enthalten sei, die den Sultan von Marokko in dem Erlaß eines Berggesetzes beschränke. Das ist ganz richtig, und deshalb hatte Sultan Abdul Asis sogleich ein Berggesetz erlassen, das alle deutschen Bewerbungen einfach beiseite schob und die französischen Interessen allein begünstigte. Dagegen protestierte die deutsche Regierung mit Erfolg; sie hätte das nicht tun können und dürfen, wenn sie sich damals auf den Standpunkt gestellt hätte, den jetzt die Gutachten zugunsten der Gebrüder Mannesmann einnehmen. Dann wäre es allerdings damals um alle Pläne der Herren geschehen gewesen. Wollte die deutsche Regierung das verhindern, so mußte sie eben alle Mächte zu einer besondern Vereinbarung über die Minenkonzessionen zusammenzubringen suchen. So kam die erwähnte Abmachung zustande, und nun kann sich doch unmöglich unsre Regierung auf den Standpunkt stellen, daß diese Verabredung sie nichts angeht und nur die Algecirasakte für sie besteht. Trotzdem hat das Auswärtige Amt die Verpflichtung anerkannt, das Interesse der Gebrüder Mannesmann nach Möglichkeit wahrzunehmen, und diese Verpflichtung wird auch jetzt noch selbstverständlich festgehalten, obwohl die erwähnten Herren gegen alles Abraten einen förmlichen Feldzug gegen die Regierung eröffneten und sie dadurch zwingen wollten, einen Weg zu betreten, der notwendigerweise zu einem völligen Fiasko führen müßte. Es ist anerkennenswert, daß sich das Auswärtige Amt auch durch die heftigsten Angriffe nicht verleiten läßt, alle Einzelheiten dieses Sachverhalts an die Öffentlichkeit zu bringen, weil eben alles vermieden werden soll, was vielleicht das Entgegenkommen andrer Mächte abschwächen und die Interessen der Herren Mannesmann schädigen könnte. Ganz läßt sich ja diese Wirkung nicht vermeiden, aber das haben die Herren selbst so gewollt; sie sind vorher darauf hingewiesen worden.

Nebenher gehen nun noch andre Angriffe, die in offiziösen Darlegungen bereits in vollkommen befriedigender Weise als unhaltbar nachgewiesen worden sind. Sie beziehen sich auf die Hafenbauten in Tanger und Larasch. Auch hier liegt den Angriffen eine ungenügende, auf Entstellungen und Mißverständnissen beruhende Information zugrunde. Dazu gesellt sich nun der Fall Haß, die Angelegenheit eines in Venezuela tätig gewesenen Deutschen, der dort sein Recht nicht gefunden haben will, nach endlosen Eingaben zuletzt einen schwerbeleidigenden Brief an das Auswärtige Amt geschrieben hat und dann nach Einschreiten der Medizinalbehörde einer Irrenanstalt zur Beobachtung überwiesen worden ist. Wer jemals in seinem Leben einen Fall von Querulantenwahn kennen gelernt und beobachtet hat, mußte in der Schilderung der Angelegenheit des unglücklichen Haß auf den ersten Blick einen typischen Fall dieser Art erkennen, so daß es rätselhaft bleibt, wie diese Sache zur Unterlage eines Angriffs auf eine Behörde gewählt werden konnte.

Wir müssen also zu dem Schluß kommen, daß die scharfe und fortgesetzte Kritik der Tätigkeit des Auswärtigen Amts, wie sie gerade von nationaler Seite jetzt geübt worden ist, keinen genügenden Tatsachen unterlegen hat und daher tief bedauert werden muß. Direkt verstimmend wirkt dabei der vielfach hervortretende Zug ins Kleinliche, persönlich Gehässige. So will man Herrn von Schoen

einen Strick daraus drehen, daß ein Abgeordneter von ihm versehentlich eine französische Visitenkarte erhalten hat. Daß die Sache überhaupt an die große Glocke gebracht worden ist, spricht zunächst nicht für den Blick und die Weltkenntnis des beteiligten Abgeordneten, der noch dazu zu den parlamentarischen Führern gehört. Er konnte wissen, daß ein Mann, der amtlich und gesellschaftlich mit dem diplomatischen Korps und den Regierungen aller Länder der Erde zu verkehren hat, französische Visitenkarten führen muß, und daß hier ein einfaches Versehen eines Dieners vorlag. Die verschiedensten Zeitungen haben sich nun über diese alberne Geschichte aufgeregt, und Leute, die augenscheinlich überhaupt keine Ahnung von diesen Verhältnissen haben, schickten Zuschriften an ihre Zeitungen mit Beiträgen von ähnlichen Fällen „undeutschen" Verhaltens, die aber zu diesem Fall gar nicht paßten. Wir wollen unsrerseits diese Beispiele um eins vermehren; die Visitenkarte des Fürsten Bismarck, die er an fremde Diplomaten schickte, lautete: „Le Prince Othon de Bismarck, Chancelier de l'Empire Allemand." Gewiß kann man gelegentlich Erwägungen darüber anstellen, ob es vielleicht jetzt angebracht wäre, im diplomatischen Verkehr dem englischen Beispiel zu folgen; die Engländer setzen sich bekanntlich vielfach über den Gebrauch des Französischen als internationale Diplomatensprache hinweg und bedienen sich ihrer Muttersprache. Erwägungen solcher Art sind Fragen der Praxis und können durchaus unabhängig von den Rücksichten, auf die uns das nationale Selbstbewußtsein und die Liebe zu unserer Muttersprache hinweist, angestellt werden. In jedem Falle aber ist es ein schweres Unrecht, einem einzelnen Beamten einen seine nationale Gesinnung anzweifelnden Vorwurf daraus zu machen, daß er sich einem feststehenden Gebrauch nicht eigenmächtig entzieht. Man muß bei einer mit so kleinlichen Mitteln betriebenen Hetze auf den Gedanken kommen, daß den Zeitungen, die sich ihrerseits ohne Zweifel in guter Absicht dazu hergegeben haben, dieses Material von Leuten zugetragen worden ist, die bewußt oder unbewußt die Werkzeuge einer persönlichen Intrige sind. Diese Intrige benutzt die gute Gelegenheit des zufälligen Zusammentreffens von einigen Fällen, in denen bei der schlecht unterrichteten öffentlichen Meinung der Schein gegen den Staatssekretär spricht. Das Fieber, das einen Teil der Presse ergriffen zu haben scheint, streift nachgerade die Grenze des Komischen. Hat doch neuerdings sogar ein Blatt, von dem man es nicht vermuten sollte, plötzlich daran Anstoß genommen, daß Freiherr von Schoen ein Schreiben in Vertretung des preußischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten — des Herrn v. Bethmann Hollweg — unterzeichnet hat, obwohl es seit Bestehen des Auswärtigen Amts immer so gehandhabt worden ist, daß der Staatssekretär dieses Reichsamts auch die Angelegenheiten des entsprechenden preußischen Ministeriums in Vertretung des Ministers wahrnimmt; das ist sogar durch ausdrückliche Vereinbarung zwischen beiden Behörden fest geregelt.

Die Angelegenheit, die zu der erwähnten Kritik Anlaß gegeben hat, ist die Beschlagnahme russischer Depots bei einem Berliner Bankhause auf Antrag des Hauptmanns a. D. v. Hellfeld, der einen Anspruch an den russischen Staat erhoben und ihn durch Herbeiführung eines Richterspruchs erstritten hatte. Der interessante Rechtsfall hat eine ungeheure Zahl von Gutachten rechtswissenschaftlicher Autoritäten in der Presse hervorgerufen; daß dadurch die Sache klarer wird, läßt sich nicht behaupten. Wenn man die Lage kennzeichnen will, so könnte man vielleicht folgendes sagen: Es sind zwei nicht ganz leicht zu vereinigende Interessen wahrzunehmen. Auf der einen Seite besteht das dringende Interesse, vermögensrechtliche Ansprüche eines deutschen Reichsangehörigen, die durch einen deutschen

Richterspruch als berechtigt anerkannt worden sind, auch gegen einen fremden Staat durchzusetzen. Auf der andern Seite muß sich eine Behörde, die unsre Interessen im Auslande wahrzunehmen hat, pflichtgemäß sagen, daß die einfache Durchbrechung des bisher geltenden Grundsatzes, daß Depots fremder Staaten nicht auf privatrechtliche Ansprüche hin mit Beschlag belegt werden dürfen, von den bedenklichsten Folgen sein kann. Formell findet dieser Widerstreit der Interessen seinen Ausdruck in einem Kompetenzkonflikt zwischen dem preußischen Justizministerium und dem preußischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Dadurch, daß man der Sache diese Form gegeben hat, ist eine gerichtliche Instanz — der preußische Gerichtshof für Kompetenzkonflikte — gefunden worden, die eine einwandfreie Grundlage für die weitere Behandlung der Frage geben kann.

Wippermann. Die Geschichte der Reichsfinanzreform und der Auflösung des Blocks sind Ereignisse, deren Wirkungen sich noch einige Jahre hindurch bemerkbar machen werden. Darum muß jeder Politiker eine zuverlässige Darstellung ihres Verlaufs zur Hand haben. Professor Dr. jur. Karl Wippermann erzählt sie im ersten Bande für 1909 seines Deutschen Geschichtskalenders (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig) mit der gewissenhaften Genauigkeit, die wir an ihm gewöhnt sind, und mit der einer so wichtigen Sache angemessenen Ausführlichkeit. Auch das Ausland hat in dem behandelten Halbjahre Stoff geliefert, dem weltgeschichtliche Bedeutung beigemessen werden muß, wie die Absetzung des Sultans Abdul Hamid, die Anerkennung des Mulei Hafid in Marokko und die Bändigung des mit Feuer am Pulverfaß spielenden ungezognen Serbenbuben durch die vorsichtige Mutter Europa. Den Schluß machen Berichte über Internationale Kongresse, von denen der in Berlin abgehaltene des Mitteleuropäischen Wirtschaftsverbandes der wichtigste ist. C. J.

Die Gehaltserhöhungen der Reichsbankbeamten. Seit über einem halben Jahre haben die Beamten Preußens und des Reichs die Gehaltszulagen erhalten, nur die Reichsbankbeamten warten noch immer, ohne daß auch nur abzusehen wäre, wann auch sie zu ihrem Rechte kommen werden. Diese Beamtenkategorie nimmt allerdings eine derartige Sonderstellung unter den Reichsbeamten ein, daß sich die Auszahlung wohl um einige Wochen verzögern muß. Der Etat der Beamtengehälter wird nicht im Parlament festgestellt, sondern vom Bundesrat, der üblicherweise zunächst die Ergebnisse der Reichstagsverhandlungen abwartet. Daß jedoch die Beamten nunmehr bereits über sechs Monate warten müssen, ist durch nichts gerechtfertigt und häuft ein Übermaß von Erbitterung an. Überdies ist vor kurzem bekannt geworden, daß die Reichsbankbeamten den übrigen Reichsbeamten gleichgestellt werden sollen, obwohl eine Fülle von Gründen dagegen spricht. Vor allem fließen die Mittel nicht aus der Reichskasse, sondern aus dem Reingewinne der Bank, sie werden also nicht vom Steuerzahler aufgebracht.

Dann aber sind die Anforderungen, die an die Vorbildung und die Leitungen der Beamten gestellt werden, weit höhere, als sie sonst im Staatsdienst gestellt werden. Die Anforderung der Primareife — tatsächlich kommen fast nur noch Abiturienten in Betracht, in zunehmendem Maße weisen die Anwärter auch Hochschulbildung auf —, langjährige Tätigkeit in ersten kaufmännischen Häusern, noch bestehende Kautionspflicht, verschärfte gesetzliche Bestimmungen über Nebenbeschäftigungen, Tantiemebezug der Vorstandsbeamten, Festsetzung des Besoldungsetats der Beamten unter Ausschluß der Volksvertretung und endlich das Erfordernis eines weiten kaufmännischen Blickes, einer hohen Selbständigkeit in der Erledigung

der Geſchäfte und damit verbunden erhöhtes Verantwortlichkeitsgefühl, das alles erklärt die eigenartige Stellung der Reichsbankbeamten und verbietet eine Gleichſtellung mit dem übrigen Beamtenkörper. Die Beamten der ſogenannten Buchhalterklaſſe haben ſich in ihrer Not in einer Petition vom 6. Januar dieſes Jahres an den Bundesrat gewandt und um eine ſehr beſcheidene Erhöhung der für ſie in Ausſicht genommenen Gehaltsſätze gebeten. Bewilligt ſoll ihnen eine Erhöhung von ganzen hundert Mark werden, das heißt Mark 2100 ſteigend um Mark 400 in 21 Jahren bis auf Mark 4900; die Beamten erbitten Mark 2100 ſteigend um 500 in 18 Jahren bis auf Mark 5000.

Wir hören, daß den Beamten vor einiger Zeit durch Verfügung des Direktoriums die Möglichkeit genommen worden iſt, ſich in einem Verein zuſammenzuſchließen, der bezwecken ſollte, eine Vertretung der allen Reichsbankbeamten gemeinſamen Intereſſen zu erleichtern. Wir vermögen dieſer Nachricht kaum Glauben zu ſchenken, da wir es für ausgeſchloſſen halten, daß im zwanzigſten Jahrhundert eine Behörde, womöglich durch verblümte Androhung von Disziplinarmaßregeln oder Ungnade, das Koalitionsrecht der Beamten beſchränkt.

Von Sudermann, Hauptmann und Shakeſpeare

Es beklemmt faſt, das völlige Verſagen derjenigen zu ſehen, die einſt für die Zukunft des neuen Dramas galten. Etwas von Leichenſtarre liegt über den letzten Schöpfungen der bekannten Namen, eine geſchminkte Röte, die den Schein des Daſeins heuchelt doch inneren Zerfall bedeckt.

Vielleicht begegnet es nicht noch einmal in der geſamten Literatur, daß einer, der ſoviel konnte, wie Hauptmann in den „Webern“, im „Biberpelz“, im „Friedensfeſt“ und anderem, ſo unausſprechlich abfiel, wie es ihm etwa in den „Jungfrauen vom Biſchofsberg“, in „Kaiſer Karls Geiſel“, in „Griſeldis“ und noch einigem geſchehen iſt. Sudermann, der einſtmals wenigſtens „Die Ehre“, „Die Heimat“ und „Das Glück im Winkel“ ſchuf, Werke, die bei allem, was mit Recht gegen ſie einzuwenden iſt, wenigſtens in gewiſſem Umfange einem Zeitbedürfniſſe Rede ſtanden, iſt mit ſeinen letzten Dramen „Stein unter Steinen“, „Blumenboot“ immer müder und lebloſer geworden. Das allerletzte, „Strandkinder“, das die verfloſſene Vor-Weihnacht uns brachte, entzieht ſich faſt ſchon einer kritiſchen Würdigung. Wenigſtens für denjenigen, dem das bloße Abſprechen, das „Herunterputzen“, widerſteht und der doch wahrheitsgemäß nichts anderes tun könnte. Es fehlt dem Schauſpiel ſogar an der Kraft, zum Zorn zu reizen. Man ſpürt nicht mehr die Luſt da abzulehnen, wo Form und Inhalt ſich durch unbezwingliche Leere und Langeweile von ſelbſt ablehnen.

Selbſt unter den Talenten der Sturm- und Drangzeit, unter den Mitſtrebenden des jungen Goethe, begegnen ähnliche Abſtürze kaum. Einmal war das Endergebnis ſelten ſo völlig nichts; ſodann aber war der Anſtieg nie ſo bedeutend,

wie er wenigstens bei Hauptmann in der wundervollen ersten Schaffenshälfte vorliegt. Der Höhenunterschied des Einst und Jetzt sprang nicht so in die Augen.

Eine seltsame geistige Enge lag ja von vornherein über den eigentlich „Produktiven" des jungrealistischen Geschlechtes, die zu ihrer vergleichsweise großen Gestaltungskraft in desto auffälligerem Gegensatze stand. Es war, als hätte sich unter den Jungen, die durch freundliche Beziehungen eng verbunden waren, Geist und plastische Sehgabe reinlich geschieden. Denn den Kargen im Geist gegenüber standen gerade die so überaus ideenreichen Persönlichkeiten, vor allem die Harts, die Wille und Bölsche, die, so sehr auch sie dichterisch begabt waren, doch dem dramatischen Gestalten ferner blieben und mehr zur Lyrik und Gedankendichtung neigten . . . Mit einem Manne, wie dem prächtigen Hartleben, über literarische Probleme oder weitere kulturelle Fragen zu sprechen, war fast nicht möglich oder blieb noch ergebnisloser, als es schon gemeinhin der Fall zu sein pflegt. Staunend fragte man sich manchmal, was — vom Zauber der südlichen Stimmung und des Weines abgesehen — gerade ihn nach Italien zog. Denn Kunst und Geschichte des Landes blieben ihm zeitlebens so gut wie fremd.

In ähnlichem Empfindungskreise bewegt man sich, wenn man neuerdings ein Buch wie den „Griechischen Frühling" von Hauptmann liest. Diese Hilflosigkeit, Gedanken auszudrücken! Diese geschwollene Unklarheit, die sich anstellt, als sagte sie die neuesten und tiefsten Dinge über das Verhältnis eines modernen Menschen zu den verehrtesten Altertümern! Wo sich das Dunkel lichtet, kommen Banalitäten heraus; wo man aber ein eigentümlich Erfühltes herausspürt, windet sich die Sprache nicht selten so unbehilflich und krampfhaft, daß sie bei unfreiwilliger Komik landet. Man hat an verschiedenen Stellen die Empfindung, mit einem schriftstellernden Laien zu tun zu haben. So flitterhaft bunt sind zuweilen die größten Gemeinplätze herausgeputzt, so gewichtig werden sie vorgetragen und gleichsam der Menge preisgegeben. So formlos und verworren sind wieder andere Dinge ausgedrückt, bei denen sich der Verfasser möglicherweise etwas gedacht hat. Dabei eine völlige Unfähigkeit, die Seele einer Landschaft zu zeichnen, die Bevölkerung eines bestimmten Bodens, Typen und Stände mit charakteristischen Strichen zu umreißen. Es herrscht ein rein äußerliches Registrieren, pointillistisches Aneinandersetzen einzelner Züge des Sammeleifers.

Hauptmann ist ein junger Gott, wenn er rein gestalterisch die Menschen des täglichen Erlebens gegeneinander stellt, aus ihren unbewußtesten Äußerungen ihr Wesen sich aufrollen läßt, fast nachtwandlerisch sicher den absolut treffenden Ausdruck des jeweiligen Naturells und der Lage findet. Man hat es mit freudigem Staunen wieder erfahren, als kürzlich sein einst sturmumtobter Dramen-Erstling „Vor Sonnenaufgang" in all seiner niederländisch-altdeutschen Schlichtheit, in seiner Fülle der Beobachtung, in seinem treuen Reichtum der Farben und der klein-menschlichen Züge auf der Bühne wieder auflebte. Aber Hauptmann wird arm, nebelhaft, dilettantisch, sobald er sich mit „Ideen" einläßt, oder mit symbolträchtigen großen alten Stoffen, zu denen ihn eine verhängnisvolle Neigung in letzter Zeit immer wieder hinreißt. Irgendwo reicht es dazu nicht bei ihm. Er hat nicht die umfassende Synthese, die bezeichnenderweise fast alle Großen, vornehmlich auch alle bedeutenden deutschen Dichter gehabt haben, von den „Klassikern" zu Grillparzer, Hebbel und selbst Grabbe. Auch der eingedeutschte

und seinem Blute nach mindestens halbdeutsche Ibsen besaß diesen weiten Horizont, der bei allen praktischen Fähigkeiten das gesamte Leben, die verschiedensten geistigen Strömungen kritisch-verständnisvoll überblickte. Er wäre immer noch ein ungemeiner Kritiker und Essayist gewesen, stände er nicht zufällig als einer der größten dramatischen Beweger und Anreger der Jahrhunderte da.

Wer wollte wagen, gleiches von Hauptmann, geschweige denn von Sudermann zu sagen? Selbst wenn sie wollten, so könnten sie keine guten Literarhistoriker, Feuilletonisten oder Leitartikler sein — Schriftstellerarten, auf die sie wahrscheinlich in Größe herabsehen. Sudermann hat es durch seine rein journalistisch unendlich schwerfälligen und danebenhauenden Verrohungsartikel bewiesen; Hauptmann — man lächelt, liest man Hauptmannsche Prosa. Man lächelt, begegnet man einer tiefsinnigen Banalität, wie der Widmung zum „Hannele" oder den wirren, gedunsenen Eingangsworten zur Gesamtausgabe der Werke oder den gelegentlichen, allerdings sparsamen Artikeln in Blättern.

Der Eindruck ist heute nicht mehr wegzuleugnen: Bei all dem ungeheuren Können, das gestalterisch in so vielen Werken der jungrealistischen Gruppe von ehemals und vor allem in der ersten Hälfte von Hauptmanns Schaffen steckt — die große Weite, die noch das Lebenswerk eines Grillparzer und Hebbel umgibt, scheint ein für allemal versagt bleiben zu sollen. Jedenfalls hat man weithin die Hoffnung aufgegeben ... Darum liegt in dem Abfallen der letzten „Werke" der Könner von einstmals etwas so Katzenjämmerliches ... Es liegt auch etwas Parvenuhaftes darin. Alle die Bedeutsamen unsrer Literatur schufen in dem in Betracht kommenden Alter, in den vierziger und fünfziger Jahren ihres Lebens, immer reifere, immer höhere Werke ... Auch die oder der Könner unserer Tage haben starke Leistungen hinter sich. Aber weil das, was sie konnten, sie plötzlich nicht mehr erhaben genug dünkte, wandten sie sich Gebieten zu, die ihnen ein für allemal verschlossen zu sein scheinen. Statt auf dem Boden zu bleiben, der sie werden ließ, und von ihm aus höher zu greifen, verließen sie in einem dauernden Mangel an Selbstkritik, der auch nur aus einer gewissen geistigen Enge zu erklären ist, den gediegenen Reichtum, der schon ihrer war, und blähten sich in der Armut erborgten Flitters.

Die betrübte Gegenwart flüchtet zum „lustigen alten England". Unter allen theatralischen Ereignissen der letzten Monde zu Berlin und vielleicht in Deutschland ist keines größer als die Wiedererweckung von Shakespeares Widerspenstiger im Deutschen Theater. Wer hat dieses Stück gesehen und sich nicht ganze Stunden hindurch bodenlos gelangweilt? Vor allem: Wer hat es gesehen, ohne sich nicht häufig abgestoßen zu fühlen von der tierbändigerhaften Roheit, mit der die Bekehrung des wilden Liebchens meistens in Szene gesetzt wurde? Denn mag man auch gemildert haben, im ganzen blieb immer der ernsthafte Unterton bestehen, daß es sich hier tatsächlich um eine Bändigung handelte, daß ein Mann versuchte, durch wahre Pferdekuren eine Frau nach seinem Willen zu „erziehen". Darin lag das Abstoßende der meisten Aufführungen: Man sah nur die widerwärtigen Zwangsmaßregeln gegen ein Weib, man sah nur billige Gewalt, um

ein Seelisches zu erzielen. An das Zustandekommen dieses Seelischen aber, geschweige denn an seinen dauernden Bestand oder Wert, glaubte niemand.

Man übersah wohl im Durchschnitt ein wenig, daß die Widerspenstige selbst (IV, 3) von den „Zähmungs"-Versuchen ihres rauhen Liebhabers sagt: „Er tut es unterm Schein der zartsten Liebe"; gleichwie dieser Petruchio selbst, der Zähmer, sich (IV, 1) ausdrückt:

Ja, bei dem Wirrwarr schwör' ich noch, ich tu'
Das alles nur aus zarter Sorg' um sie.

Je mehr der Bändiger einseitig in Energie machte, desto mehr verstimmte er durch die schiefe Haltung die das Ganze erhielt, und die vor lauter Verärgerung den rechten Komödiensinn nur schwer herauskommen ließ.

Die letzte Reinhardtsche Aufführuug nun wirft alle äußerliche literarische Prätension, allen Anspruch auf gewichtigen Ernst beiseite und erreicht gerade dadurch, daß das Stück Stil und Einheit erlangt und also literarisch im besten Sinne wird. Denn literarisch oder künstlerisch ist cum grano salis, alles das, was nicht mehr vorstellen will, als es ist, oder das ist, was es vorstellt. Reinhardt hebt das Wesen des Stückes, als einer eigenwilligen und zugleich beziehungsvollen Tölpelkomödie und Farce, recht eigentlich erst heraus. Shakespeare wird durchaus nicht an die Wand gedrückt. Im Gegenteil, er wird erst richtig ausgelegt. Shakespeare und die Seinen haben sicherlich weit unbekümmerter mit Dichterwerken gehaust als wir textkritisch empfindlichen, wir um die Überlieferung besorgten Literatengeschlechter von heute. Und hätte er es selbst nicht getan, so wären wir immer noch berechtigt, für einen alten Inhalt diejenige Form zu suchen, die zu unserer Gegenwart am unmittelbarsten spricht. Gerade dadurch, daß alles rücksichtslos ins Reich der Groteske verlegt wird, daß der Hauptspieler, Bassermann, mit einem Kopfsprung auf die Bühne setzt, daß geprügelt, gepeitscht, über Tische und Bänke eine wilde Jagd vollführt wird, daß der alte Schinder, auf dem der Freier zur Hochzeit reitet, kein wirklicher Klepper, sondern ein ungeheurer ausgestopfter Balg ist, schwindet jede Nötigung zum Vergleich mit der unmittelbaren Wirklichkeit. Alles wird zum Symbol. Dieser Mann ist kein Menschen-Quäler, der durch die härtesten Kuren, wie Hunger, Armlichkeit der Kleidung usw., sein Weib bezwingen will. Sondern: Hunger und alle Kuren, Rauheit des Weibes wie des Mannes und geprügelt-prügelnde Umgebung werden nur zu besonders einfachen, besonders sinnenfälligen und also leicht verständlichen Ausdruckszeichen für eine ganze Reihe von Einwirkungsmöglichkeiten auf Menschen. Diese müßten in Wahrheit und ihrem Wesen nach natürlich unendlich viel verschmitzter und feiner sein; indessen einem summarisch verfahrenden Dichter beliebt es hier, sie unter ihren allgemeinsten und am deutlichsten erkennbaren Erscheinungsformen vorzuführen. Das ist möglich, weil das Ganze in einer Welt des Hohlspiegels spielt, in irgendeinem ganz verrückten Jenseits der Phantasie, in dem man auf dem Kopfe geht und mit den Füßen redet, in dem man dreimal ums Haus rennt, um sich die Krawatte um den Hals zu schlingen, in dem man die Fahnenstange vom Dache holt, wenn man Zahnstocher braucht. Weil nichts so ist, wie es sich in der Wirklichkeit zeigt, weil kein Herr und kein Diener, kein Mann und kein Weib ernst gemeint oder gestimmt ist, weil keine Situation und keine Handlung die klaren und unverzogenen Linien einer wohlbedachten Charakteristik aufweist, so fällt auch alle Brutalität des Zähmers

wie der Gezähmten vom Wesensleibe des Stückes ab und wird, wie alles andere, zum ausgefallenen Spiel, zum Krongut des Hohlspiegeldichters, des ausgelassenen, üppigen Farceurs.

Im erhabensten Dichter steckt ein Clown. Der will auch leben. So ist das Ganze als Fastnachtscherz, als Jahrmarkttreiben gar nicht bunt genug zu geben. Die Menschen müssen halb unsinnig auf die Bühne kommen, berauscht vom schweren Wein des vollsäftigen Lebens, das sie führen. Das geschieht hier. Über jede Einzelheit wird schnell hinweggehuscht, man hat ja so viel Wichtigeres zu tun! Man hat zu leben, immer wieder zu leben; im schnellsten Tempo, mitreißend, alles umarmend und glücklich! Gerade darum aber pflanzt sich, ohne das geringste Verletzende für irgend jemand zu haben, al fresco die Gesamtdevise des Stückes strahlend und strotzend vor den Augen des Beschauers hin: Sei nur ein Mann, so wird Dein Gespons ein rechtes Weib sein. Wisse, was Du willst, und laß nicht ab von Deinem Wohlerwogenen, doch tu' es, wie Kätchen, der Racker, so fein herausfindet, „unterm Schein der zartsten Liebe", mit andern Worten: Bleibe bei all Deiner Bestimmtheit Gentleman ...: so sollst du sehen, welch ein ausgezeichneter Gefährte auf einmal an deiner Seite schreitet. Denn das Weib — Ausnahmen immer ausgenommen — will gar nichts anderes als geführt sein, als unmerklich beherrscht sein ... Wogegen es selbst hinwiederum — auch diese Ironie liegt bei Shakespeare leise drin — dem großen Herrn schon bei Zeiten die Mütze über beide Ohren ziehen wird ...

Natürlich kommt alles auf die Schauspieler an. Mit lahmen Kräften kann man dergleichen nicht machen. Wer in dieser Welt kaum gehen kann, wird es noch weniger in derjenigen vermögen, die als einzigen Boden die Anschauung von der Welt als Gaukelbild, als Gleichnis oder als Rutschbahn unter den Füßen hat. ... Unvergleichlich glaubhaft war bei dem genialischen Herrn Bassermann das Sieghaft-Sichere seiner Persönlichkeit, vor allem aber das Leuchten in Augen und in Mienen, das überall sagte: Ich lieb' das Frauenzimmer, den himmlischen Höllenbraten! Wir sahn eine bedeutend spätere Vorstellung als die Uraufführung: aber noch immer „leuchtete" der Bändiger seine Liebe durch alle Zwangsmaßregeln hindurch.

Ob man, wie bei Reinhardt geschehen ist, das Vorspiel vom Kesselflicker geben soll, durch das die ganze Widerspänstigen-Fabel als ein Ulk erscheint, den ein großer Herr einem gehänselten armen Schlucker vorgaukeln läßt, erscheint an sich unerheblich. Tatsächlich hat man am Ende Kesselflicker und großen Lord völlig vergessen. Wird aber das Vorspiel so überwältigend komisch, wie hier durch die Kunst des Herrn Waßmann, gegeben, so erweist das seine Berechtigung durch sich selbst. Außerdem leitet es allerdings vortrefflich zur Harlekinade und zum sinnig beziehungsvollen Übermut des Folgenden hinüber. Es ermöglicht, das Hauptspiel als Schmierenaufführung einer herumziehenden Truppe zu geben. Damit wird alles noch viel mehr ins Reich des Unbewußt-Barocken, des verborgen liegenden und nur auf seinen Erwecker wartenden Blödsinns der Welt hinausgespielt .... Mit ausgezeichneter künstlerischer Durchdringung sind hier alle Faktoren an einander gefügt worden, um den echten Shakespeare ans Licht zu stellen. Keiner Ehrwürdigkeit, keiner berechtigten Überlieferung, keinem Ur-Dichter-Wort ist hier ins Gesicht geschlagen — sie sind in Wahrheit erst gefunden.

Paul Mahn

Liederdichtung und Spruchweisheit der alten Hellenen betitelt Lorenz Straub einen stattlichen Band eigener Übersetzungen (Spemann, Berlin), worin er von neuem den Versuch macht, die Schätze der griechischen Dichtung dem allgemeinen Verständnis zu erschließen. Das Buch hat so wesentliche Vorzüge, daß es neben den zahlreichen verwandten Arbeiten mit Ehren besteht. Schon die Auswahl ist mit so sicherem ästhetischen Urteil getroffen und so reichhaltig gestaltet, daß tatsächlich die Quintessenz dieses poetischen Nachlasses herausgehoben ist. Von Homer bis zu den Epigrammen der Anthologie werden wir geführt, und neben der spezifischen Lyrik und Gnomik werden auch entsprechende Partien der Epik wie der Tragödie und Komödie geboten. Auch neuere Funde sind berücksichtigt. Bei dieser Wanderung übernimmt der Verf. zugleich die Führung durch die eingefügten Literaturskizzen und Erläuterungen. Sie erfüllen ihren Zweck in ausgezeichneter Weise. Man kann die Charakteristik der einzelnen Gruppen und ihrer geschichtlichen Bedingtheit und die Würdigung der Dichtung und ihrer Schöpfungen kaum anschaulicher und geschmackvoller geben, als es hier geschieht. Diese Ausführungen zeugen ebenso von gründlicher Sachkenntnis wie von geistreicher Auffassung, die durch vielfache treffende Beziehungen zumal zur deutschen Literatur belebt wird. So uneingeschränkt kann die Übertragung selbst nicht gelobt werden. Allerdings steckt sich der Verf. sein Ziel so hoch als möglich. Er möchte Treue gegen den Text und künstlerische Wiedergabe des Tones und Kolorits mit strenger Nachbildung der rhythmisch-metrischen Formen vereinigen. Nur so glaubt er ein wirklich Mittler zu sein. Gleichwohl muß man von der letzten Forderung entschieden nachlassen, soll es nicht zur Künstelei kommen. Jedenfalls ist das gebildete Publikum unserer Zeit, für das die Sammlung vor allem berechnet ist, nicht mehr imstande, solch komplizierte Strophengebäude, wie sie bei den chorischen Lyrikern und Tragikern erscheinen, in der Grundform zu genießen. Mit Recht hat der Verf. daher sein Prinzip wenigstens einmal durchbrochen und einen Pindarschen Gesang in freien Rhythmen übertragen. Aber auch sonst begegnen noch mancherlei Härten oder prosaische Wendungen, die das Ringen mit dem Stoffe zeigen. Als Ganzes ist das Buch mit sichtlicher Liebe geschrieben, auch mit guten Abbildungen geschmückt und wohl geeignet, den Leser zu fesseln und innerlich zu bereichern.

Leipzig Otto Ladendorf

Verantwortlich für den politischen Teil: George Cleinow in Berlin-Schöneberg, für den nichtpolitischen Teil: Dr. Paul Mahn in Charlottenburg-Westend. Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11. Druck von Richard George in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Zur Beachtung!

Wir bitten unsre verehrten Leser und Mitarbeiter noch besonders darauf aufmerksam machen zu dürfen, daß sich **Schriftleitung und Verlag der Grenzboten** vom 1. Januar 1910 ab in **Berlin SW. 11, Bernburgerstr. 22a/23,** befinden. Dorthin bitten wir alle Zuschriften und Sendungen ausschließlich richten zu wollen.

Schriftleitung und Verlag der Grenzboten.

Die Not der preußiſchen Verwaltung.

Der alte Beamtenſtaat geht mehr und mehr in Trümmer. Weshalb? Weil er nicht mehr führt; und er führt nicht mehr, weil er keine Ideen hat.

Prof. Hasbach, Zukunft 1907, Heft 48, S. 330.

In den letzten Jahrzehnten haben in Preußen neben der Ausbildung der höheren Beamten der allgemeinen Landesverwaltung, wozu ich mich in dieſen Heften zweimal äußern durfte*), angebliche ſchwere Gebrechen der preußiſchen Verwaltung in dieſer ſelbſt, im Landtag, in der Tagespreſſe, in politiſchen und wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften lebhafte Erörterungen berufener und unberufener Beurteiler veranlaßt.

Den Beweis für das Vorhandenſein ſolcher Gebrechen fand man in manchen Erſcheinungen des Geſchäftsbetriebs der Verwaltungsbehörden, die man kurz als Bureaukratismus zuſammenfaſſen kann. Ihre Quelle ſuchte man faſt ausſchließlich in der jetzigen Organiſation der Provinzialverwaltungsbehörden und daneben höchſtens noch in ihrer Verwaltungsmethode oder Verwaltungstechnik. Die andre der beiden Grundlagen jeder Verwaltung, die Beamten, wurde in dieſem Zuſammenhang nicht oder nur nebenbei erwähnt. Was man als die Folgen dieſer Mängel für das Staatsganze anführte, war ernſt genug: Verſchlechterung der früher muſtergültigen Leiſtungen der Verwaltung überhaupt, vollſtändiges Verſagen bei großen organiſatoriſchen Aufgaben, Mit-

*) 1. Die Ausbildung der höheren Verwaltungsbeamten in Preußen und andres (Grenzboten 1903, Heft 4 u. 5). 2. Nochmals der höhere Verwaltungsdienſt in Preußen (a. a. O. 1906, Heft 6 u. 7; 1907, Heft 28, 30 u. 31). Dieſe Artikel werden ſpäter als erſter und zweiter Artikel angeführt.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

schuld an dem Rückgang des Ansehns des Staats, beunruhigendes Anwachsen des Beamtenheeres und der einzelnen Behörden, Vergeudung von Arbeitskräften und Geldmitteln und dergleichen mehr.

Trotzdem haben diese Erörterungen erst in der letzten Zeit einen greifbaren Erfolg gehabt. Nach langem Zögern hat jetzt die Königliche Staatsregierung Vorarbeiten für eine Neuordnung der Verwaltung eingeleitet. Ein Ausschuß von höheren Verwaltungs- und Justizbeamten, sowie von Männern der Wissenschaft und der Praxis ist zur Vorbereitung dieser Vorarbeiten einberufen und bereits zu Verhandlungen zusammengetreten. Alles das wäre sehr dankenswert, wenn man nicht leider nach dem, was von den Einzelheiten und Zielen dieser gesetzgeberischen Pläne bisher bekannt geworden ist, fürchten müßte, daß sie den Kernpunkt der ganzen Frage, das, was die Not der preußischen Verwaltung wirklich ausmacht, nicht treffen werden.

Auch die Regierung findet, ähnlich wie die später genannten Kritiker und die vielen andern, die sich in den letzten Monaten haben hören lassen, in dem gegenwärtigen Zustand unsrer Verwaltung offenbar nur Mängel der Organisation, der Zuständigkeitsverteilung und der Verwaltungstechnik im Bereiche der Provinzialbehörden; ihre Abänderungsvorschläge betreffen daher nur diese Gebiete. Aber wird dies wirklich helfen können? Organisation und Technik erhalten doch erst Leben und Wirksamkeit durch die Menschen, die sie handhaben. Liegt da nicht die Frage nahe, ob nicht mindestens ein Teil der Mißstände, die in dem Geschäftsbetrieb der Verwaltungsbehörden hervortreten, nicht sachliche, sondern persönliche Gründe hat? Ich behaupte, daß dies in der Tat so ist und daß diese Mängel, soweit sie nicht auf unabwendbaren Zufälligkeiten beruhen, mindestens mittelbar ausschließlich auf die Personalverhältnisse in der Verwaltung zurückzuführen sind.

Aber ich gehe noch weiter und behaupte, daß der Bureaukratismus und das, was mit ihm äußerlich oder innerlich zusammenhängen mag, gar nicht das größte Gebrechen unsrer jetzigen Verwaltung ist. Viel gefährlicher ist das andre, das in dem Wort des Professors Hasbach an der Spitze dieses Artikels zutreffend bezeichnet ist. Es fehlt in der Tat jetzt überall bei uns die Führung, im großen und im kleinen, die klare, sachverständige, selbstbewußte, tatkräftige, vordringende Führung, die einstens vorhanden war und Preußen und Deutschland groß gemacht hat, und die allein Preußen und Deutschland wird erhalten können. Das ist die tieftraurige Erkenntnis, die man tagtäglich aus den laufenden Geschäften, wie aus dem Schicksal der großen Fragen des Volks- und Staatslebens gewinnen muß. Und in diesem Mangel der Führung sind die bedauerlichen Wirkungen für das Staatsganze begründet, die ich früher erwähnt habe. Die gefährlichste ist der Rückgang des Staatsansehns und damit des Staatsgedankens und der Vaterlandsgesinnung. Was will es demgegenüber bedeuten, daß bei uns infolge eines vielleicht nicht ganz zweckmäßigen Aufbaus der Verwaltungsbehörden oder einer unpraktischen Verteilung der Geschäfte

jährlich einige tausend Bogen Papier zwecklos verschrieben werden oder daß infolge eines allzu umständlichen Geschäftsgangs die Entscheidung auf irgendeine gleichgültige Eingabe etwas später in die Hände des Empfängers kommt, als dieser erwarten konnte!

Der innere Grund für diese Entwicklung ist die Auflösung des alten Beamtenstaats. Auch darin hat Professor Hasbach recht. Nur ist es zu einseitig, sie darauf zurückzuführen, daß der Beamtenstaat keine Ideen mehr habe. Die besten Ideen nützen nicht, wenn sie nicht getragen und verwirklicht werden von dafür geeigneten Persönlichkeiten. Der Beamtenstaat führt deshalb nicht mehr, weil er keine Führer mehr hat und hervorbringt. Also auch an dem zweiten, viel größeren Gebrechen unsrer gegenwärtigen Zustände sind persönliche Unzulänglichkeiten schuld.

Das ist auch nichts Ungewöhnliches. Wer den Dingen auf den Grund zu gehen pflegt, weiß, daß überall im Menschendasein, im Alltagsleben des Einzelnen so gut wie in der Geschichte ganzer Völker, soweit nicht der blinde Zufall sein Spiel treibt, alles von dem Wollen und Handeln der Menschen bestimmt wird. Der Geist ist's, der die Dinge schafft, der Geist empfindender, denkender und handelnder Menschen.

Deshalb hat auch der jetzige Herr Reichskanzler als preußischer Minister des Innern in seiner großen Rede über die Wahlrechtsfrage im Abgeordnetenhaus am 23. März 1906 den Verehrern des Reichstagswahlrechts entgegengehalten, daß der Geist immer noch mehr sei als die Form, und daß es nicht darauf ankomme, alles auszugleichen, sondern darauf, die besten und edelsten Kräfte des Volkes und der Menschheit zu Führern des Lebens zu machen, also, setze ich hinzu, ihre Träger an die Spitze zu bringen. Deshalb sind die Denker über den Krieg darin einig, daß Sieg und Niederlage niemals von taktischen Formen abhängig gewesen sind, sondern daß immer der Geist der Heere den Erfolg bestimmt hat, vornehmlich der Geist, der in den Führern lebte. Deshalb sucht der Frankfurter Oberbürgermeister Adickes in seinem Kampfe um die Rechtspflege sein Ziel, die Stärkung des Vertrauens zu den Gerichten, zu erreichen durch die Hebung und Förderung der richterlichen Persönlichkeiten.

Sollte nun dies alles nicht auch für unsre Verwaltung gelten, die nur ein Ausschnitt aus der Geschichte unsres Volkes ist, die die berufsmäßige Führerin des Volkes jedenfalls sein müßte, die innerlich so nahe mit dem Kriegsdienst verwandt ist, die so ganz andre Anforderungen an ihre Jünger stellt als der Justizdienst? Sicherlich! Dann muß aber auch die Erledigung aller Verwaltungsgeschäfte, von den bedeutendsten Fragen bis hinunter zu den gleichgültigsten Dingen des täglichen Geschäftsverkehrs entscheidend beeinflußt werden von den Persönlichkeiten der Beamten, ihren Fähigkeiten, ihrer Auffassung, ihrem Können, ihrer Willenskraft, mit einem Wort — von ihrer Tüchtigkeit. Und dann müssen weiter die Leistungen der Verwaltung selbst genau entsprechen der Tüchtigkeit der Beamtenschaft. Dieser Schluß ist unabweisbar.

Jedenfalls haben die großen Schöpfer unsrer Verwaltung und unsres Beamtenstandes, auf deren Schultern wir noch heute stehen, dies oft ausgesprochen und immer danach gehandelt. Was die Könige Friedrich Wilhelm der Erste und Friedrich der Zweite hier geschaffen haben, konnte ich in den beiden ersten Abschnitten meines zweiten Artikels nach den Akten ausführlich schildern. Ähnliches gilt von den leitenden Männern der Reformzeit am Anfang des vorigen Jahrhunderts. So bekannte sich Stein, um nur einen zu nennen, immer zu der Meinung, daß alles von den Personen, nichts von den Geschäftsformen abhänge, diese könnten höchstens hindern, aber nichts darstellen. Demgemäß suchte er die Tätigkeit der Verwaltungsbeamten auf eine höhere Grundlage zu heben und zu diesem Ende die selbständige und selbsttätige Verantwortlichkeit dieser Beamten zum leitenden Grundsatz der Staatsverwaltung zu machen. Und getreu solchen Anschauungen waren alle jene Männer, von den beiden großen Königen des achtzehnten Jahrhunderts, ja vom Großen Kurfürsten an — aus dessen Zeit das stolze Wort stammt, daß man in Brandenburg nicht auf die Ahnen, sondern auf die Federn Gewicht lege — allezeit bemüht, sich tüchtige Beamten und Gehilfen für ihr Werk zu schaffen, mit welchem Erfolg, davon zeugen zwei Großtaten ersten Ranges, die Erhebung des alten Preußens zu einer Großmacht und, was noch schwerer war, die Überführung des alten Staats in den neuen.

Leider ist aber diese Erkenntnis unsrer großen Vorfahren von der ausschlaggebenden Bedeutung der Beamten für die Leistungen der Verwaltung selbst schon bald verloren gegangen und so konnten sich in den letzten vier Menschenaltern in den Personalverhältnissen unsrer Verwaltung Schäden herausbilden, die zu den Zuständen geführt haben, die wir jetzt beklagen. Oder mit andern Worten: alle Vorwürfe gegen unsre heutige Verwaltung, die sachlich wirklich begründet sind, was nicht überall der Fall ist, und nicht auf unvermeidbaren Entwicklungen beruhen, namentlich alle die Mißstände, die die Kritiker unsrer Verwaltung auf Mängel der Organisation oder ähnliche äußere Gründe zurückführen, haben unmittelbar oder mittelbar in persönlichen Verhältnissen ihre Ursache. Diese sind die Not der preußischen Verwaltung. Eine Neuordnung unsrer Verwaltung, die dies nicht beachtet, die also nicht mit einer Besserung der Personalverhältnisse beginnt, wird günstigstenfalls ein Schlag ins Wasser sein, wahrscheinlich aber die Lage noch verschlimmern. Ich halte es deshalb für meine Pflicht, in letzter Stunde einmal ohne doktrinäre Voreingenommenheit die Zustände in unsrer Verwaltung planmäßig und allseitig zu untersuchen und namentlich auch mit aller Offenheit, die verantwortet werden kann, die Mißstände in den heutigen Personalverhältnissen zu zeigen und darzulegen, inwiefern sie die gegenwärtigen unerwünschten Zustände unsrer Verwaltung herbeigeführt haben. Dabei werde ich mich im allgemeinen an die umseitig genannten Veröffentlichungen halten können, da sie zusammengenommen die Frage allseitig, wenn auch nicht erschöpfend und nicht immer richtig behandeln.*)

Vorweg jedoch noch eins! Geheimer Rat von Massow erwähnt gelegentlich, daß es ihm widerstrebe, mit dem, was er über die Mißstände in der Verwaltung sage, einen Vorwurf oder einen Angriff zu verbinden, und so zu handeln wie der Vogel, der sein eignes Nest beschmutze. Das klingt recht schön, erinnert aber doch sehr an die echt bureaukratische Auffassung, daß die Bureaukratie Selbstzweck sei, während sie, wie es der verstorbene Minister von Hammerstein einmal genannt hat, ein Organismus innerhalb des Staates ist, der dem Wohle des Staatsganzen zu dienen hat. Deshalb hat jeder Angehörige dieses Organismus nicht nur das Recht, sondern geradezu die Pflicht, auf Schäden, die er an ihm bemerkt, offen hinzuweisen. Das kann hier um so eher geschehen, als in der Tat die vorhandenen Mißstände in diesem Organismus, wie wir noch sehen werden, weder von den augenblicklich maßgebenden Persönlichkeiten verschuldet sind, wie von Massow an andrer Stelle richtig bemerkt, noch überhaupt auf einzelne bestimmte Personen zurückgeführt werden können. Sie sind allmählich erwachsen seit dem Augenblick, wo vor vier Menschenaltern die Krone die Auswahl ihres Nachwuchses und die weitere Sorge für ihn der Bureaukratie überlassen hat. Die ganze Beamtenschaft ist daher für die jetzigen Zustände verantwortlich zu machen. Sie hat eben das gewaltige Vertrauen, das ihr die Krone mit jener Maßregel erwies, nicht gerechtfertigt. Das gilt nicht nur von der allgemeinen Verwaltung, mit der wir uns hier im allgemeinen allein zu beschäftigen haben, sondern auch von den besondern Verwaltungen, die ich kenne, und vor allem auch von der Justizverwaltung, die es ebenfalls bis jetzt noch nicht gelernt hat, ihre Personalverhältnisse richtig zu ordnen. Alles das scheint mir darauf hinzudeuten, daß die Bureaukratie selbst kaum imstande sein wird, aus sich heraus Wandel zu schaffen. Darum ist es doppelt und dreifach gerechtfertigt, die weitere Öffentlichkeit zur Mithilfe bei der Beseitigung der vorhandenen Mißstände aufzurufen. Von der Beschmutzung des eignen Nestes kann dabei keine Rede sein.

Sollte aber dennoch einer Ärgernis nehmen, dann rufe ich ihm mit Luther zu: Ärgernis hin, Ärgernis her. Not bricht Eisen und hat kein Ärgernis! Und die Not der preußischen Verwaltung und damit des preußischen Staates und in weiterer Folge auch des Reiches, die, wie ich nur immer wiederholen kann, einzig und allein persönliche Gründe hat, schreit schon längst zum Himmel.

*) C. von Massow, Reform oder Revolution? Berlin 1894. Kapitel VII. — Freiherr von Zedlitz und Neukirch, Neueinrichtung der preußischen Verwaltung. Preuß. Jahrbücher 1902, Heft 1. — A. Lotz, Über die Notwendigkeit der Reform der Verwaltungsorganisation in Preußen. Schmollers Jahrbuch 1902, Heft 1. — Klonau, Zur Reform der preußischen Verwaltung. Grenzboten 1903, Heft 8 u. 9. — A. Lotz, Zur Reform der preußischen Verwaltung. Schmollers Jahrbuch 1903, Heft 3 (gegen Klonau). — von Arnstedt, Alte und neue Gedanken über die Reorganisation der innern Verwaltung in Preußens Verwaltungsarchiv. Band 12, 1904. — Schwartz, Über die Reform der innern Verwaltung in Preußen. Preuß. Jahrbücher 1905, Heft 3. — Graf Hue de Grais, Die Vereinfachung der preußischen Verwaltung. Verwaltungsarchiv Band 15, 1907. — Diese Arbeiten werden später mit dem Namen des Verfassers angeführt.

Das Berliner Schauſpielhaus

Von Eugen Zabel

Eine Weile ſchien es, als ob ſich das herrliche Gebäude auf dem Berliner Gendarmenmarkt, das früher der geſamten dramatiſchen Kunſt in Deutſchland die Richtung vorzeichnete, in eine ungeheure Attrape mit klaſſiſchem Formenſchwung verwandeln wollte. Der unwürdige Zuſtand war eingetreten, daß ſelbſt tonangebende Kreiſe unſerer Bevölkerung beim Anblick des Schillerdenkmals überlegen lächelten und ſich weder um die Dichtungen noch um die Künſtler kümmerten, die dort auf der Bühne erſchienen. Jetzt ſpricht man wieder ernſt und erwartungsvoll vom Königlichen Schauſpielhauſe in der Annahme, daß der Muſengott auf dem Firſt des Hauptgebäudes ſein Greifen-Zweigeſpann bedeutenden Zielen zulenken könne. Immer wieder hat man ſich dort ſeit Einführung der Theaterfreiheit bei friſchen Strömungen unſeres Bühnenlebens überholen laſſen und eine Verjüngung an Haupt und Gliedern erſt dann für notwendig gehalten, wenn der Vorſprung freier und ſelbſtändiger Unternehmungen nur noch ſchwer einzuholen war. Das geſchah zuerſt in den Maitagen 1874, als die Meininger in Berlin auftraten und den Zuſchauern eine neue und farbenfrohe Kunſt der Inſzenierung boten, die den Geiſt unſerer klaſſiſchen Meiſterwerke in ungeahnten Bildern aufleuchten ließ. Dieſelbe Erfahrung wiederholte ſich im Herbſt 1883, als mit der Begründung des Deutſchen Theaters zum erſten Male der Verſuch gemacht wurde, eine Kunſtſtätte mit hohen künſtleriſchen Aufgaben ohne ſtaatliche Unterſtützung zu ſchaffen. Fünf Jahre ſpäter wurden bei der Eröffnung des Berliner und Leſſingtheaters ähnliche Wege eingeſchlagen, und zuletzt hat Max Reinhardt mit dem Arbeitsfleiß ſeiner beiden Bühnen an dem Bau der Überlieferung die morſchen Stellen herausgefunden und junge Kräfte ſich eifrig regen laſſen. Es dauerte immer lange, bis das Schauſpielhaus die Notwendigkeit einſah, bei der Durchführung des Spielplans ſeine Schritte zu beſchleunigen, um nicht bei der vorwärts drängenden Entwicklung durch einen kräftigen Ruck beiſeite geſchoben zu werden.

Dabei lehrte jedesmal die Erfahrung, daß es gar keiner besonderen Anstrengung bedarf. Niemand hat es so leicht wie der Generalintendant der Königlichen Schauspiele, verloren gegangenes Vertrauen zurückzugewinnen und sich ohne sonderliche Anstrengung zu einer beliebten Persönlichkeit zu machen. Das hat auch der jetzige Leiter, Georg von Hülsen, erfahren, an dem man fast schon verzweifeln wollte, als die Zügel seiner Verwaltung am Boden schleiften und er niemandem vertraute, sie, wie es dringend notwendig war, straff anzuziehen. Nach seiner Wiederherstellung von schwerer Krankheit hatte er sich lange Zeit in eine solche Zurückhaltung eingekapselt, daß er sogar in seinem eigenen Hause unsichtbar blieb und wie ein unnahbares Wesen hinter den Wolken verschwand. Kaum ließ er sich aber herab, eine Persönlichkeit vorzustellen, mit der man rechnen konnte, so streckten sich ihm von allen Seiten erwartungsvoll die Hände entgegen, um ihn als tatkräftigen Helfer und Retter aus der Not zu begrüßen. Mit den schönen Worten seiner Matkowsky-Feier, gegen die er sich zuerst entschieden gesträubt hatte, gewann er einen großen Teil der öffentlichen Meinung für sich. Das alte Schuldbuch, das man ihm früher so oft mit mahnenden Worten vorgehalten hatte, flog in hundert Fetzen auseinander. Paul Lindaus Einzug als Dramaturg erschien manchen sogar als Anbruch einer literarischen Morgenröte. Auch ältere Beobachter, die durch die Schule der Erfahrung gewitzigt waren, nickten der seltsamen Wendung der Dinge freundlich zu und manche Enthusiasten meinten, daß es bei einigem Bemühen möglich sein müßte, das Theater am Schillerplatz wieder zur ersten Bühne Berlins, ja vielleicht von ganz Deutschland zu machen.

Ein schöner Traum, dem man immer wieder nachjagt und der sich doch nur schwer zur Wirklichkeit gestalten läßt! An Leuten, die trotz alledem eine aufrichtige Liebe zum Schauspielhause empfinden, fehlt es gewiß nicht. Sie knüpfen ihre eigene Erinnerung, die ihnen das Blut freudiger durch die Adern treibt, an die von fern herüberleuchtende geschichtliche Vergangenheit, glauben die Steine reden zu hören und wandeln wie in einer stolzen Ruhmeshalle im Schatten großer Meister, denen die Menge in Begeisterung zuströmte. Dieser Kranz, der Männern wie Ludwig Devrient und Seydelmann, Dessoir und Döring, Frauen wie Auguste Crelinger und Frieb-Blumauer gewunden wurde, ist unwiederbringlich verwelkt und zerrissen. Es ist an dieser Stelle zu viel ins Stocken geraten und zu große Lücken haben sich gebildet, als daß man die Fahrt mit vollen Segeln zu weiten, lockenden Zielen ohne weiteres beginnen könnte. Die „Lieder des Euripides" bildeten eine wehmutsvolle Klage um den jähen Tod des unvergeßlichen Wildenbruch, der dem deutschen Volk und dem Hohenzollernhause so viele stolze Denkmäler errichtet hat. Hauptmanns „Versunkene Glocke" bedeutete eine ruhige Abfindung mit dem Dichter, dessen „Hannele" bei der ersten Aufführung beinahe die Grundvesten des Hauses erbeben machte. Der liebenswürdige Fremdling Musssets „Man spielt nicht mit der Liebe" offenbarte sich allerdings als ein versehentlicher Besuch, den man

mit höflichen Verbeugungen bald wieder an die Tür begleitete. Beim „Eingebildeten Kranken" Molières erwies sich das von Lindau zurechtgefädelte Vorspiel nach Bruchstücken aus Meister Coquelins älteren Lustspielen nnd musikalischen Einlagen aus seiner Zeit zwar als zu umständlich. Aber die Einfügung der prachtvoll grotesken Doktorpromotion zum Schluß wirkte als eine wirkliche Bereicherung der Szene. Sie wird auch in der „Comédie française" in Paris alljährlich nur ein einziges Mal am Todestage Molières, dem 17. Februar, aufgeführt, wobei die Mitglieder seines Hauses mit langsamen Schritten bis an die Rampe treten, seine dort aufgestellte Büste mit Lorbeer bekränzen und nach dem Maß ihrer Beliebtheit mit sich verstärkendem oder verringerndem Beifall begrüßt werden. Bei dem dritten Juro!, das der närrische Argan spricht, indem er die Vorschriften der ärztlichen Wissenschaft feierlich anerkennt, auch wenn sie schädlich sind, stehen die Darsteller in Paris unerwartet auf, machen mit ernster Miene eine Pause von vielleicht einer halben Minute und fahren in der lustigen Komödie dann weiter fort. Damit erinnern sie an den Augenblick, als Molière bei der Durchführung dieser Rolle einen Blutsturz bekam und ohnmächtig nach seiner Wohnung in der Rue de Richelieu getragen wurde, wo er bald darauf starb. Wir sind also gegenwärtig mit dieser erheiternden Doktorpromotion, die sich im Schauspielhause fortdauernd wiederholt, französischer als die Franzosen. Auch die zwölf mächtigen Klistierspritzen, die wie alte Ritterschwerter in der Luft gekreuzt werden, um dem alten quacksalbernen Hypochonder eine Gasse zu bahnen, kennt man in Paris nicht. Ihre durchschlagende Wirkung bewährt sich aber bestens.

Zum ersten Male ist auch Josef Kainz als Gast im Schauspielhause begeistert aufgenommen worden. Sogar Sudermann ist bei der Aufführung seiner „Strandkinder" vor dem Vorhang der Bühne erschienen, für die seine Stücke bisher nicht vorhanden waren . . . Nun warten die Vertrauensvollen, ob man weiteren Anschluß an literarische Schöpfungen finden kann, die freilich kümmerlich genug blühen. Man wird alle Hände voll zu tun haben und überall Türen ins Freie einschlagen müssen, um Anforderungen mannigfacher Art zu genügen und wieder in die Höhe zu kommen.

Vor allem ist der Bestand der Künstlerschar unzureichend und einer rücksichtslosen Auffrischung dringend bedürftig. Wie tiefe Wunden schlägt der Hingang eines wahrhaft großen Schauspielers, dessen Entwickelung uns zu immer neuen Gipfeln des Schaffens führte und der sein Allerbestes vermutlich mit sich ins Grab genommen hat! Das haben wir bei Mitterwurzers schnellem Tod erfahren, der dem Wiener Burgtheater eine neue Seele einblies und nach dem wir uns noch jetzt trauernd umsehen, wenn eine starke moderne Rolle aus ihrem papiernen Dasein erlöst und in Klang und Anschauung verwandelt werden soll. Ebenso haben wir Matkowsky niemals höher geschätzt als jetzt, da wir ihn für immer entbehren müssen. Nicht allein, daß seine Begeisterung für die Kunst und sein glühendes Temperament ganz neue schauspielerische Werte schufen und Rollen wie Wallenstein, Götz und Tell in einem

Licht zeigten, dessen Strahlen ihnen früher fehlten! Er riß auch mit seiner Persönlichkeit, selbst wenn er gelegentlich zu hoch ausholte und zu heftig einhieb, seine ganze Umgebung aus ihrer Alltagsstimmung und hergebrachten Gewohnheit, reizte die einen zum Wettbewerb um den Preis der Vollendung, ertrotzte von den andern im Mitspielen ungeahnte Wirkungen und feuerte überall siegreich an. Hat der Deutsche Kaiser die Petersburger Tragödin Frau Ssawina, die im Frühjahr 1899 bei uns gastierte und gewiß kein Genie ist, wirklich so überschwänglich gepriesen, wie es neulich in den Zeitungen stand, und dabei seine eigenen Künstler mit den Worten: „Ils hurlent“ in die Lehre genommen? Dabei kann er unmöglich an die Löwenstimme Matkowskys gedacht haben, die doch nur die natürliche Resonanz einer gewaltigen Seele war.

Unsere Hofbühne verfügt über zwei allerdings alt gewordene, aber immer noch Leben sprühende Genies, Arthur Vollmer und Anna Schramm, denen auf ihrem eigentlichen Gebiete auch jetzt nichts an die Seite zu stellen ist. Über die anderen senkt sich nach dem Tode des Großmeisters, der ein wahrhaft königlicher Schauspieler war, namentlich wenn es sich um die Tragödie handelte, nur zu deutlich bemerkbar der Geist des Schlaffen und Eintönigen herab. Die Sprungfedern, die früher wenigstens vorübergehend scharf angezogen wurden, haben ihre Kraft und Elastizität verloren. Man fühlt sich schon wieder in die Zeit der hohlen Paradedeklamation versetzt, die vor einem Vierteljahrhundert Schiller von seinem Ruhmessockel zu vertreiben drohte. Die mechanische Gymnastik der Kehle erdrückt die seelische Erregung, das Starre und Unbewegliche im Spiel hebt die tiefer liegende Charakteristik auf. Kostüme und Dekorationen ausgesuchter Art können diese innere Leere nicht verdecken. Man sieht, wie einzelne kräftige, aber in die Irre geratene Talente sich nach einem geeigneten Führer umsehen, weil sie gern vergessen und zulernen möchten. Das gilt vor allem von Rosa Poppe, der man unter dem Grafen Hochberg eine ungerechte und vor allem ihr selbst gefährliche Alleinherrschaft einräumte und ihr dann unter Hülsen die Flügel mit Blei beschwerte, so daß sie verärgert und verängstigt eine Weile gar nicht wußte, was sie konnte, und erst neuerdings ihre falsche Nervosität zu bezwingen lernte. Waldemar Stägemann, der sich wirksam durchsetzte und als Hamlet überragte, ist auf einmal wie ein übermüdeter Wanderer stehen geblieben und als Menschendarsteller der schönen Phrase verfallen, aus der ihn vorläufig niemand befreien kann. Vielleicht nähert sich seine Entwicklung als Liebhaber und Held schon ihrem Ende und er findet infolge seiner Verstandesschärfe als Charakterspieler eine desto erfreulichere Zukunft.

Was man an jugendlichen weiblichen Kräften bisher neu gewonnen hat, ist nicht weit her und findet sich auch auf bessern Provinzbühnen. Warum läßt man aber Agnes Sorma am Schillerplatz so gänzlich außer Betracht? Man könnte mit ihrer noch heute durchdringenden, ja einzigen Begabung, die

einem älteren Rollenfach zustrebt, dem klassischen Schauspiel ein ganz neues Ansehen geben und völlig ungeahnte Wirkungen hervorbringen, wenn man sie als Lady Macbeth oder Kleists Penthesilea auftreten lassen wollte. Ein Charakterspieler ersten Ranges versteckt sich — man lache nicht! — in Giampietro ungenützt hinter den bunt gleißenden Revuen des Metropoltheaters, wo der beste Teil seiner Begabung beiseite liegen bleibt. Man muß doch endlich einsehen, daß Giampietro einer der besten Sprecher der deutschen Bühne ist, auf der man das Kauen, Fauchen und Schnercheln der Worte kaum noch für einen Fehler hält. Er würde seine charakteristische Begabung schnell über weite Gebiete ausdehnen, die man ihm vorläufig noch nicht recht zutraut. Er hat sich schon als unübertrefflicher Riccaut in dem Lessingschen Lustspiel gezeigt und würde gewiß bei seinem überquellenden Humor einer der besten Darsteller des Mephistopheles werden, die unser Theater je besessen hat. Noch hängt er an der hohen Gage, mit der ihn das Metropoltheater fesselt, aber bald wird er einsehen, daß er sich und uns diesen Übergang zum breiten künstlerischen Schaffen selbst schuldig ist. Auch der kometenartig über alle Gebiete des Dramas schweifende Harry Walden, der nach seinem Ferdinand und Don Carlos weitere Überraschungen erwarten läßt, müßte im Schauspielhause seinen ständigen Wirkungskreis finden. Hat man die Truppen dort wieder so vollzählig beisammen, daß man mit fliegenden Fahnen in die Schlacht ziehen kann, so müßte es möglich sein, unserer Hofbühne eine leitende Stellung im Rahmen des Berliner Theaterlebens zu verschaffen.

Man möchte allerdings zuweilen die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn man daran denkt, was unsern großen und größten Dichtern nicht nur aus jüngster Zeit dort alles verweigert wurde! Als Schinkel vier Jahre nach dem schrecklichen Brand den Wunderbau seines Hauses auf dem Gendarmenmarkt im Jahre 1821 vollendet hatte, bat der damalige Generalintendant, Graf Brühl, den Weisen von Weimar, ihm zur Einweihung dieser hehren Kunststätte seinen dichterischen Segen zu geben. Die „Iphigenie auf Tauris" sollte mit dem Ehepaar Wolff bei dieser Gelegenheit in Szene gehen und ein Prolog von Goethe als erster, öffentlich gesprochener Laut in diesen Räumen erklingen. Der Dichterfürst kam sich wie Cincinnatus vor, der vom Pfluge geholt wurde, um sich wieder ins Schlachtgewühl zu stürzen. Aber er erfüllte, was man von ihm begehrte. Nur selbst nach Berlin bei diesem Anlaß zu kommen, widerstrebte seinem Gefühl und er schützte Krankheit vor. Ein einziges Mal, als jugendlicher Dichter des „Werther", war Goethe in Begleitung seines Herzogs an der Spree gewesen, wo ihm, wie er als Greis zu Eckermann meinte, ein so verwegener Menschenschlag zu wohnen schien, daß man Haare auf den Zähnen haben und etwas grob sein müsse, um sich über Wasser zu halten. Unsere königliche Bühne hat das Entgegenkommen Goethes bei der Eröffnung des Schauspielhauses schlecht gelohnt. „Soll's 'ne Menschenseele glauben", wie Hamlet sagen würde, daß man an dieser Stätte von

dem zweiten Teil des „Faust“ siebenundsiebzig Jahre nach seiner Veröffentlichung noch immer nichts weiß, die gewaltige Dichtung als ungeschrieben betrachtet und zu ihrer Aufführung auch jetzt noch nicht die geringsten Anstrengungen macht? In dieser langen Zeit, in der nicht nur alle andern Hofbühnen den Versuch mit nachhaltigem Gelingen gemacht, sondern auch die größeren Stadttheater mit ihren beschränkten Mitteln, und in Berlin sogar mehrfach die Privatbühnen das Wagnis auf sich genommen haben? Wo in aller Welt steckt der Grund für diese beispiellose Unterlassungssünde und die Weigerung, sie sofort gut zu machen? Es handelt sich ja um eine nationale Ehrenpflicht, deren Umgehung dem Generalintendanten und seinem Dramaturgen die Ruhe des Schlafs rauben müßte!

Lindau sollte mit seiner Beweglichkeit, seiner großen Bühnenerfahrung und seinen geglätteten Lebensformen, die so viele bureaukratische Starrheiten mit Öl beträufeln, neben dieser Forderung noch manche andere geltend machen und durchsetzen. Shakespeares „Antonius und Kleopatra“ fiel im Mai 1871 mit Berndal und Frau Erhartt so glänzend durch, daß seitdem die leitenden Stellen diese Tragödie, wie ein gebranntes Kind das Feuer scheuten. Frau Duse gab daraus ein paar Szenen italienisch und Beerbohm-Tree das ganze Stück englisch, zwar ungleichmäßig und überladen, aber in der Rauschszene mit den Triumvirn auf dem Schiff voll mächtigen Schwunges ins Phantastische. Niemand dachte an dies unerschöpflich reiche Drama, auch als Matkowsky und Rosa Poppe auf der Höhe ihres Könnens standen und einen großen Erfolg so gut wie sicher versprachen. Dem Ibsenzyklus des Lessingtheaters, der so viel Verdienstliches enthält, fehlen noch immer drei wichtige Glieder, „Brand“, „Peer Gynt“ und „Kaiser und Galiläer“, vielleicht die mächtigsten Schöpfungen des großen Norwegers. Das Schauspielhaus hat auf keine dieser Dichtungen die Probe bestanden, sondern sie dem Schillertheater, den Vorstadtbühnen und Vereinsvorstellungen überlassen. Keine andere Nation verfügt aus ihrer klassischen und nachklassischen Literaturzeit über eine solche Fülle von Dramen, die bei der größten Verschiedenheit ihres Inhalts mit dem geläuterten modernen Gefühl innig verbunden sind, wie die deutsche. Überall finden wir darunter von Shakespeare und Lessing bis auf Grillparzer und Hebbel, Kleist und Ludwig Stücke, über deren hohen poetischen Wert zwar niemand mehr zu streiten wagt, über die aber das letzte Wort auf der Bühne noch lange nicht gesprochen ist. Sie verlangen immer wieder eine neue Seele und eine frische Körperlichkeit, erscheinen aber im Licht einer geistesverwandten Aufführung so überraschend jung und schön, als ob sie eben geboren wären. Nur wenn der Rost der Gedankenlosigkeit und der platten Gewohnheit sich ansetzt, droht die Gefahr, daß wir den Glauben an sie verlieren oder zu falschen Vorstellungen über ihre Bühnenwirksamkeit gelangen, daß sie „Stücke mit Säulen“ werden, wie der Berliner sie früher ironisch und fröstelnd nannte. Da tut dann ein Gewaltmensch wie Max Reinhardt Wunder, der immer

Neues aus dem Boden stampft, und wenn er den Geist des Modernen auch zuweilen zu sehr schminkt, doch wieder zeigt, wie er aus einem Kunstwerk herausgeholt werden kann und muß. Immer werden uns seine starken Gerichte, die wenigstens dem Eifer und Geschick der Köche kein schlechtes Zeugnis ausstellen, willkommener sein als die Wasserspuppen der Wald- und Wiesenaufführungen, die früher Molière zu einem altmodischen Nachmittagsprediger und den vulkanischen Schiller zu einem begeisterten Bezirksredner greulich entstellen wollten. Unsere klassischen Werke dürfen niemals als tote Stil- und Sprachmuster mumifiziert werden, wie es bei den Franzosen mit Corneille und Racine geschieht, denn unsere dramatischen Großmeister sind bei allem, was wir denken und tun, unsere führenden Geister geblieben.

Der klassische Spielplan des Schauspielhauses verlangt durchweg eine neue Schulung der Künstler, die sich in ihren Fächern zum großen Teil bereits abgenützt haben, und die Durchbildung eines Stils, der sich von dem bisher befolgten durch eine viel größere Wärme und Natürlichkeit unterscheiden muß. Auf Neuheiten, soweit sie überhaupt in Frage kommen, könnten wir an dieser Stelle zur Not verzichten. Das historische und patriotische Drama läßt sich nun einmal nicht, wie man dort noch immer hofft, gewaltsam aus dem Boden stampfen. Könnte heute ein Stück wie der „Prinz von Homburg" geschrieben werden, so dürfte sein Dichter zu allerletzt an unser Hoftheater denken. Es gibt in Berlin genug Bühnen, die jungen Dramatikern auf die Beine helfen. Aber zur mustergültigen Wiedergabe unserer klassischen Literaturschätze ist das Schauspielhaus da, und es gibt gar keine Entschuldigung, wenn es diese Aufgabe nicht mit der größten Vollendung erfüllt. Wie weit ist unsere Hofbühne aber von diesem Ziel in Wirklichkeit entfernt! Man kann behaupten, daß jede Vorstellung einer Dichtung von tieferem literarischen Wert schon nach einer Reihe von Jahren vollständig umgestaltet werden muß, wenn sie nicht den Eindruck des Brüchigen und Veralteten hinterlassen soll. Ältere Schauspieler müssen von ihren Rollen Abschied nehmen und sich an ein Fach gewöhnen, das ihrem Alter entspricht. Jüngere Kräfte sollten herangezogen und ausgebildet werden, noch ehe sich die entstehenden Lücken allzu deutlich bemerkbar machen. Tempo und Färbung des Spiels sind abhängig von der Empfindung des Publikums und verlangen immer erneute Abstimmung auf den modernen Geschmack. Man denke nur an die Hebbelschen „Nibelungen", die anfänglich mit Matkowsky eine künstlerische Tat waren, dann aber szenisch und darstellerisch so herunterkamen, daß man sie gar nicht mehr sehen lassen konnte. Kurzum, wohin man blickt, eröffnet sich ein reiches Arbeitsfeld, das recht beackert werden muß. Hoffnungen, Zweifel und Befürchtungen werden für unser Bühnenleben vielfach laut. Man ist betrübt und schwer enttäuscht, wenn man die Ergebnisse der letzten Winter heranzieht und sich fragt, was man als bleibenden Gewinn in die Geschichte unserer dramatischen Kunst einstellen könnte. Es ist alles gegeneinander aufsässig geworden und trotz des wilden Flügelschlagens kommen wir zu keinem

dauernden Aufschwung. Das Schauspielhaus ist am entschiedensten dazu berufen, Abhilfe zu schaffen, und es wäre unverzeihlich, wenn es auf die biblische Frage: Was will das werden? keine zufriedenstellende Antwort wüßte. Es gibt allerdings Hasenfüße, die fürchten, daß auch die besten Vorschläge nichts nützen, weil schließlich doch alles beim alten bleiben werde. Wer kann aber behaupten, daß ein gutes Wort, zur rechten Zeit warm und überzeugend gesprochen, keinen Widerhall finde? „Ich werde mich wiederholen," meinte Voltaire, „bis ihr euch bessert!" Man verlange nur das Angemessene und Notwendige, Nützliche und Erfreuliche mit überzeugenden Gründen immer wieder, bis entweder in der zähen Masse von selbst Bewegung eintritt oder der lenkbare Teil des Publikums die Forderung der berechtigten Kritik zu seiner eigenen macht. Im Berliner Schauspielhause steckt mit seiner Überlieferung, seinen szenischen Mitteln und seiner wenn auch arg zusammengeschmolzenen Künstlerschar immer noch eine Fülle von Lebenskraft, in die man nur kräftig hineinzublasen braucht, um sie von neuem anzufeuern. Der Generalintendant sollte es sich mit seinem Dramaturgen ernsthaft vergegenwärtigen, was gerade jetzt für ihn und uns auf dem Spiel steht, wie viel an Vorsätzen, Anläufen und Erfolgen erreicht werden kann, wenn er die Augen offen behält, und was möglicherweise unwiederbringlich versäumt wird, wenn er wieder einnicken sollte. Dann würden eben andere dafür sorgen müssen, daß Berlin die erste Theaterstadt der Welt bleibt.

Lehrertragödien

Nachdruck verboten

Der Traum eines Oberlehrers

Von Friedrich von Oppeln Bronikowski

Ridendo dicere severum

Schon wieder ein Schülerselbstmord!" brummte der Gymnasialprofessor Römer in seinen ergrauenden Vollbart hinein und schlug mit der Hand auf den Biertisch. Und während er mit seinem gewohnten Stirnrunzeln die Gründe dieses Dramas in der Zeitung verfolgte, neigte sich sein jüngerer Kollege, der Oberlehrer Hausmann, über seinen Arm und begann die Notiz mitzulesen. Plötzlich warf der Professor das Blätterpaket unwirsch auf einen leeren Stuhl, so daß der hölzerne Halter laut aufschlug, und sagte ergrimmt:

„Wenn man das so liest, sollte man meinen, unsre höheren Bildungsanstalten ständen auf einer Stufe mit russischen Kerkern: Geistesfolter, brutale

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Unterdrückung aller Menschenrechte, Mord aller Individualitäten und als Folge davon Selbstmordepidemien ... Nur die feige Masse, die sich sklavisch der Zuchtrute beugt, übersteht diese Prozeduren, aber geistig und moralisch gebrochen, während die höheren Geister, das Salz der Erde, zugrunde gehen. Selbst Gelehrte fangen schon an, in diese Kerbe zu hauen, und was noch schlimmer ist: das Publikum glaubt das und hält unsereins für Tyrannen und Büttel."

Der Professor Römer hatte manchmal das Bedürfnis, sich seiner Galle zu erleichtern. Er war mit dem Idealismus und der Liebe eines geborenen Lehrers in seinen Beruf getreten, aber durch allerlei Mißhelligkeiten verbittert worden und wünschte sich jetzt oft im stillen, noch umsatteln zu können, wenn das in seinen Jahren mit Frau und Kindern nur noch gegangen wäre!

„Diese romantische Auflehnung gegen die Schulzucht," begütigte der Oberlehrer, ein jüngerer unverheirateter Mann mit strohblondem Schnurrbart und trockenem Witz, „ist ein allgemeines Zeichen der Zeit, die überall die Partei der Extreme gegen die ‚Mittelmäßigkeit' nimmt. Es ist in der Kunst so, in der Ethik; überall die kraftvollen, reizsamen Persönlichkeiten, wie Kollege Lamprecht sie nennt, die nervösen Titanen, die der bourgeoisen Moral spotten und ihre Hausmiete nicht bezahlen ..."

„Ja, aber wo soll das enden?" platzte der Professor heraus. „Schließlich muß sich unsereins noch schämen, daß er nicht ebenso verstiegen ist, und vor der Gesellschaft ins Mauseloch kriechen ..."

„Dann kommt vielleicht die Reaktion des Gesunden und Normalen," sagte der Oberlehrer, seinen goldnen Kneifer zurechtsetzend, „und bringt das gute Gewissen wieder auf ihre Seite. Die Menge bewegt sich ja stets zwischen Gegensätzen. Man wird dann vermutlich von Eltern- und Lehrertragödien lesen und sie auf die Bühne bringen: vom unglücklichen Vater, der seinem Sprößling gegenüber absolut keine Rechte, sondern nur Pflichten hat, während dieser das Recht auf Persönlichkeit, Selbstbestimmung und natürlich auch das Recht auf das dazu gehörige Kleingeld hat. Oder die Tragödie von dem unglücklichen Lehrer, der fortwährend zarte Rücksicht auf das Ich seiner Schüler nehmen muß, während diese sich in voller Freiheit ausleben dürfen."

Der Professor hörte mit ingrimmigem Lächeln zu. „Es ist ja heute bereits so weit," nickte er, „daß man in Privatschulen keinen mehr sitzen läßt, sei er noch so faul oder dumm, nur weil die Sitzengebliebenen auf andre Schulen abwandern, wo man weniger verlangt, so daß also schließlich das ganze Unternehmen zu verkrachen droht. Na, und wir auf dem Gymnasium, wir wagen die Bengels doch auch kaum mehr zu rügen oder ihnen schlechte Zensuren zu geben, damit sich nur keiner totschießt oder aufhängt und uns damit auch einen Strick dreht, an dem man sich dann am liebsten selber aufhinge!"

Der Oberlehrer zwinkerte hinter seinen Brillengläsern mit schalkhaften Äuglein, als freute er sich diebisch. „Kennen Sie nicht die schöne Geschichte aus dem Tagebuche der Goncourts," fragte er launig, „von einem Theater in

Mittelamerika, wo auf dem Vorhang geschrieben stand: ‚Man bittet auf auf die Schauspieler nicht zu schießen; die Leute tun, was sie können.‘ Ähnlich denke ich mir auch das Katheder der Zukunft mit einem Plakate beklebt: ‚Man bittet sich wegen schlechter Zensuren nicht gleich zu erschießen; der Lehrer tut, was er muß.‘ Ich setze voraus, daß die besseren Schüler von Quarta ab dann in ihren Ranzen und Federkästen Browningpistolen oder Flaschen mit Rattengift tragen; die ärmeren begnügen sich mit einer Wäscheleine oder einem alten Dolchmesser; und die ganz mittellosen erscheinen im Badekostüm, um ihre Vorliebe für tiefes Wasser zu veranschaulichen . . .“

„Lassen Sie doch die Witze,“ wehrte der Professor griesgrämig ab; „dadurch wird die Sache nicht besser.“

„Die Sache ist im Gegenteil sehr ernst,“ widersprach der Oberlehrer, ohne eine Miene zu verziehen. „Denken Sie doch nur, was soll man bei solch einem Auditorium anfangen? Tadelt man einen, sofort knackt der Hahn eines Revolvers in der Hosentasche, oder ein Dolch blitzt aus der Scheide. Man muß also flugs die 2 oder 3 in eine 7 oder 8 verwandeln und auch die größten Faulpelze versetzen. Die bedingte Versetzung, wie wir sie heutzutage haben, wäre bereits eine Kränkung, ein Testimonium paupertatis, das der ehrliebende Schüler nicht ertragen kann. Im Kadettenkorps gibt's etwas ähnliches: da empfiehlt man solche, die zweimal durchs Examen geplumpst sind, aber verdienstvolle Väter oder Onkels haben, der Gnade des Kaisers; aber auch das ist verletzend; auf Recht pocht das junge Geschlecht, nicht auf Gnade; auf das Recht, versetzt zu werden und sich in voller Freiheit auszuleben. Wie das beides zu vereinen ist, darüber mögen Eltern und Lehrer sich gemeinsam die Köpfe zerbrechen.“

Der Professor nickte abermals sorgenvoll; doch er schien sich dem trocknen Witz seines Kollegen schon minder zu verschließen und unterbrach ihn nicht.

„Wissen Sie,“ fuhr dieser nach einem starken Schluck Bier fort, als käme er jetzt erst mit der Hauptsache heraus, „wissen Sie, was ich neulich geträumt habe? Es war allerdings wirres Zeug; das kam von unserm Festkommers neulich Abend; manchmal wird man ja wieder jung und kneipt wie ein Student . . . Überdies hatte ich mich an dem Nachmittag geärgert. Ein Vater hatte mir den fälligen Besuch gemacht, um sich nach seinem faulen Söhnchen zu erkundigen, und wir hatten uns mit bedauerndem Achselzucken getrennt. Nachher war mir der Junge noch selbst auf die Bude gerückt und frech geworden, so daß ich ihn dem Direktor anzeigen mußte . . . Na, Sie kennen das ja besser als ich . . . Kurzum, ich ersäufte meinen Ärger in edlem Gerstensaft, wahrscheinlich mehr als genug; denn in der Nacht träumte ich, der Vater besuchte mich nochmals. Es war aber alles so auf den Kopf gestellt wie in der schönen Zukunft, von der wir sprachen. Ich muß Ihnen das erzählen.

„Statt traurig und kleinlaut, erschien der Vater bei mir mit verstörter Miene und schrie mich sofort an: ‚Um Gottes willen, Herr Doktor, wenn Sie den Karl nicht versetzen, schießt er sich tot. Ich las es heut in seinem Tage-

buch, das auf seinem Schreibtisch herumlag. Auch hat er mir schon selbst Andeutungen gemacht. Bedenken Sie, es ist mein einziger Sohn! Denken Sie an den Jammer, der auf mein graues Haupt herabsänke und an die Blutschuld, die Ihre blonden Haare rot färbte! Ich verlöre gewiß mein Mandat als Stadtverordneter und Sie Ihre Stellung. Wie kann solch ein Rabenvater Stadtvater bleiben und ein solcher Lehrer fortfahren, seine Zöglinge in den Tod zu treiben! Unser beider Ruf, unser tägliches Brot steht auf dem Spiele. Erbarmen Sie sich, geben Sie ihm gute Zensuren, es ist zu Ihrem eignen Heile!' Und da sank der schwerbekümmerte Mann mir schluchzend zu Füßen und umschlang meine Knie, wie Priamos, da er von dem grausamen Achilleus die Leiche seines Lieblings Hektor herausfordert.

„Ich fiel, wie Sie sich denken können, aus den Wolken. Und im nächsten Moment stürzte ich ins Direktorzimmer. Doch ich hatte noch nicht die Tür zugemacht, als sie mir aus der Hand gerissen wurde und ein Jüngling mit wallendem Haar, flatternder Krawatte und kurzen Hosen hinterdrein kam und mich einfach umrempelte. Es war der hoffnungsvolle Sproß des Stadtverordneten Müller, der mich um Brot und Ehre bringen wollte, aber gottlob noch am Leben war. Ehe ich den Mund auftat, kam er mir zuvor.

‚Sie Mörder meiner Jugend!' herrschte er mich an. ‚Sie Vernichter meiner Individualität, Sie Nagel zu meinem Sarge, Sie Kugel zu meinem Revolver, Sie Topf voll Rattengift! Ich höre, Sie haben mich für geistig minderwertig erklärt! Wenn Sie aber nur halb soviel Grips besäßen, als Sie mir absprechen, so müßten Sie sich über die Tragweite Ihrer Worte klar werden. Mensch — ich rede menschlich zu Ihnen — Sie rennen ja sehenden Auges in Ihr Verderben! Nehmen Sie diese Kränkung nicht coram publico zurück, so ist meine Klasse bei der unter uns herrschenden Interessen-Solidität (er meinte natürlich Solidarität) zum Generalstreik genötigt. Sie halten das vielleicht für eine haltlose Drohung und bilden sich ein, unsre Eltern und Bedrücker oder gar die Büttel der Staatstyrannei würden uns zu unsrer sogenannten Pflicht zurückführen. Aber da sind Sie sehr auf dem Holzwege: wir haben uns Geld gespart — mit schweren Opfern, haben mit Zigaretten, Schokolade und Bier geknausert, um dafür nach Amerika durchzubrennen; außerdem besitzen die meisten ein Sparkassenbuch von den Weihnachts- und Geburtstagsgeschenken unsrer filzigen Väter — eine ihrer Abschlagszahlungen, um ihr Gewissen zu salvieren. O wir wissen Bescheid, wir kennen die Welt und fallen auf nichts mehr herein. Und darum' — hier nahm seine Stimme den Donnerton an, der bis jetzt das Requisit der Lehrer in verzweifelten Fällen war — ‚und darum werden wir unser Geld abheben und auswandern irgendwohin, wo der Wind der Freiheit weht, statt der muffigen Schulzimmerluft. Dann können Sie sich mit Ihren Kollegen und Ihrem Direktor selbst auf die leeren Schulbänke setzen oder die Bude zumachen; und Ihre Fabrik für Muster ohne Wert mag pleite gehen, wie sie's verdient. Am eignen Leibe sollen Sie es büßen, daß Sie die Jugend geknechtet,

die Keime der Zukunft geknickt haben. Denn auf uns baut die Welt' schloß er, mit Helden-Pathos an seine Brust schlagend, ‚und die Jugend hat immer recht!'

„Da ich noch immer die Maulsperre hatte, fuhr der Jüngling in veränderter Tonlage — so in der Mitte zwischen Marquis Posa und Mephisto — fort: ‚Sollte aber auch das an Ihrem verknöcherten Paukergemüt abprallen, oder sollten Sie teuflische Mittel finden, unsern Freiheitsplan zu vereiteln, so steht uns noch anderes offen. Wir lassen uns interviewen, veröffentlichen unsere Tagebücher, brandmarken Sie und Ihr ganzes kapitalistisches Wuchererunternehmen durch eine Flucht in die Öffentlichkeit, so daß kein Hund ein Stück Brot von Ihnen nimmt. . . . Und im Notfalle' — hier blitzten die Augen des Scholaren, während er aus seiner Hosentasche eine Pistole zog, die zum Glück nur aus Schokolade war, ‚werden wir uns den Weg ins Land der Freiheit hiermit bahnen — ultima ratio oppressi . . .'

„In diesem Moment trat der Direktor dazwischen. Ich hatte sein Kommen in meiner Verblüffung nicht bemerkt; wahrscheinlich hatte er dem erschütternden Auftritt schon eine Weile beigewohnt. Jetzt fiel er dem Todeskandidaten in den Arm und dann um den Hals und sprach tieferregt auf ihn ein, wie ein Vater, der seinen Liebling bereden will, so mild und honigsüß, wie ich ihn nie habe reden hören. Der Jüngling jedoch titulierte ihn ‚Alte Mumie' und suchte, sich aus seiner lästigen Umarmung loszureißen, um die hingefallene Schokoladenpistole aufzuheben.

„Schließlich ergriff er sie, knabberte die Spitze davon ab und sagte in einem Anfall von Milde, während er dem Direktor seine Tintenfinger hinhielt: ‚Na meinetwegen, alter Knaster, wir wollen uns diesmal noch vertragen!' Und der Direktor zog ihn gerührt in die Ecke am Aktenschrank, nötigte ihn auf das Sofa, auf dem er sonst dem Lehrerkolleg präsidierte, und nahm aus dem Schranke — ich traute meinen Augen nicht — eine Flasche alten Rheinweins, um den Bund zu besiegeln. Sie stand in einem Sektkühler, der von klaren Wassertropfen schwitzte; ich habe dieses Kneipgerät dort bisher nie geahnt: es war die ultima ratio rectoris. . . . Dann bot er ihm eine Havanna mit Leibbinde an; doch der Jüngling wies sie schroff zurück, weil er sie nicht vertragen könnte, und fuhr fort, seine Schokoladenpistole aufzulutschen, wie die Rothäute ihr Kriegsbeil begraben. . . . Schließlich setzte er sich dem Direktor auf den Schoß und küßte ihn weinselig mit seinen Schokoladenlippen. . . . Es versteht sich, daß ich bei alldem stante pede zusehen mußte und nichts abbekam; das war die Strafe für meine Verstocktheit. . . .

„Ich wachte durstgepeinigt auf; es war aber nur der Nachdurst von unserm Kommers; trotzdem sah ich immer noch den perlenden Sektkühler und die gefüllten Römer vor mir; und ich trank ein Glas Wasser, um dieses grausam-schöne Bild zu verscheuchen. Nachher fand ich lange keinen Schlaf und wälzte mich mit wirren Gedanken umher. Ich fragte mich auch, wie Sie vorhin: Wohin soll das noch führen?

„In diesem einen Falle war ja alles gut geworden; doch die Selbstmorddrohung hing nach wie vor als Damoklesschwert über der Glatze des Direktors. ‚Für diesmal', hatte der Jüngling gesagt, ‚wollen wir uns vertragen.' Für diesmal — ich glaube, der Direktor hatte den Geretteten am Abend noch zu einem guten Souper eingeladen, um die günstige Stimmung zu bestärken und etwaigen Rückfällen vorzubeugen. Aber waren sie trotzdem ausgeschlossen? Mit nichten! Und dann wurmte mich auch die Nachgiebigkeit des Direktors, trotz der Freude über den vereitelten Selbstmord.

„Da nun doch alle Werte umgewandelt und auf den Kopf gestellt waren, vertauschte ich in Gedanken mit dem Jüngling die Rolle. Warum sollte der Revolver seine ultima ratio, sein Vorrecht bleiben? Warum sollte ich als gedemütigter Lehrer nicht auch zur befreienden Waffe greifen, oder zum Strick, wie Sie es vorhin selbst vorschlugen? . . . Die Drohbetteleien der Schüler, die Einschüchterungsversuche der Eltern, die vergebliche, auf die Jugend vergeudete Liebesmühe — müßte das nicht schließlich auch zum Nervenknacks und zu Selbstmordgedanken führen? Und wenn nun der Skandal doch losging, wenn alle Beschwichtigungen, Kneipereien und Soupers nichts fruchteten, wenn etwas versehen war, was die Katastrophe hätte aufhalten können, wenn der Lehrer um Ehre und Brot gebracht war, die Schule bankrott wurde und der Direktor als Gebrandmarkter bettelnd umherlief — warum sollten wir dann nicht auch den Sprung ins Nichts wagen, wie die goldne Jugend, die sich wegen eines unverstandenen Parallelepipedons oder ungenügender sexueller Aufklärung erschießt? Denken Sie sich, wie wirkungsvoll solch eine Szene als Gegenstück zu ‚Frühlings Erwachen' sein muß!

„Ja, ich hatte neulich Nacht große Lust, ein Drama ‚Herbstes Ende' zu schreiben. In meinem Traum war ich ein Shakespeare gewesen — aber leider war ich beim Erwachen ein Raffael ohne Hände. Ich vermochte nur mein Problem zu Ende zu denken. . . . Ich dachte mir also in meinem Zustand, daß sich mannhafte Schulmänner in Zukunft gleichfalls mit Revolver, Lysol oder Dolch ausrüsten und durch Selbstmorddrohung auf die Individualität ihrer Schüler einen Druck ausüben würden. Sie werden mir einwenden, daß die Lehrer in der Minderzahl sind und dadurch wenig imponieren können und daß es ihren faulen Schülern nur lieb sein kann, wenn sie selbst auf den heilsamen Gedanken kommen, sich auszurotten. Sie werden ihnen zurufen: „Bitte schießen Sie nur!" Aber schließlich liegen die Dinge nicht so einfach; und auch die befreiten Schüler werden eine Art Unterricht brauchen, wenn sie nicht ganz zur Natur zurückkehren und auf allen Vieren laufen wollen. Dann wird die Jugend neue Lehrer fordern, und man wird an den Schulen anschlagen: ‚Lehrer gesucht.' Und neue Opferwillige werden Kraft, Hirn und Leben an die Ausbildung der Jugend dranwagen. Ja die Gefährlichkeit des Berufes wird ihn wieder in Kredit bringen; die Lehrer werden Bedingungen stellen, die man nach hartem Kampf annimmt, und sie werden wieder Autorität genießen.

„Ich denke mir, daß unsere heutigen rückständigen Schulen sich dann zu Verfassungsstaaten im Kleinen entwickeln werden, wo der Direktor der konstitutionelle Monarch ist, der zu allem Ja und Amen sagt, das Lehrerkollegium das Herrenhaus und die kräftigsten Individualitäten und Mundhelden unter den Schülern die Kammer bilden. Die Lehrer werden selbst einsehen, daß diese Entwicklung zu ihrem eignen Heile führt, denn wenn die Jugend ihre Gesetze — Lehrpläne und Schulordnung — selbst votiert, so fällt die halbe Verantwortung und das halbe Odium von den Schultern der Lehrer; ja selbst harte Gesetze werden einen Nimbus erhalten, und die Schülerselbstmorde werden den sentimentalen Glorienschein verlieren, den ein Teil der Presse und das Theater jetzt um sie weben. Die Eltern schließlich denke ich mir in dieser Organisation nur als stumme Steuerzahler und bessere Heloten, die höchstens ein Eingaberecht an das Parlament besitzen. Aber diese Eingaben würden den Weg aller Petitionen gehen, nämlich den in die Aktenschränke." . . .

Der Professor hatte stillschweigend zugehört und seine Stirn hatte sich mehr und mehr entrunzelt.

Jetzt erhob er fast lächelnd sein Seidel und sagte: „Glücklich, wer dabei den Humor behält!"

Zur Zwangspensionierungsfrage

Ein Beitrag zur Begründung der Notwendigkeit der Abänderung unserer Pensionsgesetzgebung

In folgendem soll nur von den nicht richterlichen Beamten die Rede sein. Sie, die sich aus höheren, mittleren und unteren Beamten zusammensetzen, bilden die ungeheure Mehrzahl aller Beamten. Die richterlichen Beamten, für die ein besonderes Pensionsgesetz gilt, befinden sich ihnen gegenüber in fast verschwindender Minderzahl.

Alle nicht richterlichen Beamten unterstanden früher dem Pensionsgesetz vom 27. März 1872. Nach dem ursprünglichen Paragraph 30 dieses Gesetzes waren für die unfreiwillige Pensionierung eines Beamten — nur diese steht hier in Frage — die Paragraphen 88—93 des Disziplinargesetzes vom 21. Juli 1852 maßgebend. Bevor früher einem Beamten, der sich weigerte in den Ruhestand zu treten, die Eröffnung gemacht werden konnte, daß der Fall seiner Pensionierung vorliege, mußten unter Zuziehung eines beamteten Arztes Ermittlungen über seine geistige und körperliche Rüstigkeit angestellt werden. Innerhalb sechs Wochen nach einer solchen Eröffnung konnte der Beamte seine Einwendungen dagegen bei der vorgesetzten Dienstbehörde vorbringen. Die Verhandlungen wurden alsdann dem vorgesetzten Minister eingereicht, der über

die Pensionierung entschied. Gegen diese Entscheidung stand dem Beamten binnen einer Frist von weiteren vier Wochen der Rekurs an das Staatsministerium zu.

Es war somit beinahe ausgeschlossen, daß ein Beamter zu Unrecht in den Ruhestand versetzt werden konnte. Nicht sein Lebensalter, sondern der Mangel an erforderlicher geistiger und körperlicher Rüstigkeit, also seine allein hierdurch bedingte Dienstunfähigkeit waren maßgebend.

Die angegebenen gesetzlichen Bestimmungen sind durch die Pensionsgesetznovelle vom 31. März 1882 wesentlich abgeändert, beziehungsweise aufgehoben worden. Der frühere Paragraph 30 hat einen neuen Absatz 1 erhalten, welcher lautet:

„Sucht ein nicht richterlicher Beamter, welcher das fünfundsechzigste Lebensjahr vollendet hat, seine Versetzung in den Ruhestand nicht nach, so kann diese nach Anhörung des Beamten unter Beobachtung der Vorschriften der §§ 20 ff. dieses Gesetzes in der nämlichen Weise verfügt werden, wie wenn der Beamte seine Pensionierung selbst beantragt hätte."

Der allein interessierende Paragraph 20 besagt dann:

„Zum Erweise der Dienstunfähigkeit eines seine Versetzung in den Ruhestand nachsuchenden Beamten ist die Erklärung der demselben unmittelbar vorgesetzten Dienstbehörde erforderlich, daß sie nach pflichtmäßigem Ermessen den Beamten für unfähig halte, seine Amtspflichten ferner zu erfüllen.

Inwieweit noch andere Beweismittel zu erfordern oder der Erklärung der unmittelbar vorgesetzten Behörde entgegen für ausreichend zu erachten sind, hängt von dem Ermessen der über die Versetzung in den Ruhestand entscheidenden Behörde ab."

Heute ist somit der über fünfundsechzig Jahre alte Beamte beschwerdelos in die Hand seiner ihm unmittelbar vorgesetzten Dienstbehörde gegeben, nach der bestehenden Behördenorganisation also fast immer in die Hand eines Einzelbeamten. Gibt dieser die Erklärung ab, daß er nach pflichtmäßigem Ermessen den Beamten für unfähig halte, seine Amtspflichten ferner zu erfüllen, so ist damit in der Regel der Pensionsfall erledigt.

War diese Abänderung des Pensionsgesetzes nötig? Die Regierung hielt dafür. Sie nahm hauptsächlich Anstoß an der angeblich zu langen Dauer des seitherigen Zwangspensionierungsverfahrens, wodurch, wenn es sich um die Pensionierung eines unfähigen Beamten handle, oft geradezu das Staatsinteresse gefährdet erscheine, und sie benutzte die Gelegenheit, daß in der Novelle zugleich erhöhte Pensionssätze von ihr vorgeschlagen waren, eine Erleichterung der Formen der Zwangspensionierung zu erlangen, wie sie denn auch in der Tat in dem neuen Absatz 1 des Paragraphen 30 des Gesetzes vom 27. März 1872 zum Ausdruck gekommen ist. Freilich nicht ohne heftigen Widerspruch in beiden Häusern des Landtags. Im Herrenhause ging die Novelle mit nur vier Stimmen Majorität durch.

Die gewichtigen Bedenken, die damals aus der Mitte des Herrenhauses und des Abgeordnetenhauses erhoben worden sind, bestehen heute noch in gesteigertem Maße. Sie seien darum hier wiedergegeben.

Im Herrenhause bemerkte Graf zur Lippe:

„Ich muß wiederholen, spezielle Nachteile für den Dienst, die mit dem bisherigen Verfahren verknüpft waren, sind uns bis jetzt nicht nachgewiesen worden, nur der Wunsch, mit größerer Leichtigkeit einen solchen Beamten los zu werden . . . Der Vorgesetzte kann mit seinem Untergebenen über eine Menge von rein sachlichen Fragen verschiedener Meinung sein und infolgedessen zu der Überzeugung kommen, von einem solchen Beamten, dessen Ansichten so sehr von den meinigen abweichen, kann ich nicht erwarten, daß er den Intentionen, welche ich habe, vollkommen nachkommt . . . daß er die Maßnahmen mit

dem Eifer ausführt, wie ich eigentlich wünsche. Das sind Erwägungen, die der Vorgesetzte anstellen kann, und dann attestiert er nun, dieser Beamte ist für den Dienst nicht mehr brauchbar. Das würde nach dem Wortlaute des Gesetzes ganz gut gehen. Wollen Sie den Untergebenen dieser Gefahr aussetzen, so erwägen Sie, daß jeder Beamte dann gezwungen wäre, mit seiner Meinung dem Vorgesetzten gegenüber zurückzuhalten. Er ist nicht mehr in der Lage, seine Meinung offen auszusprechen, weil er fürchten muß, daß er dann pensioniert werde. Die Gefahr liegt nahe, daß auf diese Weise der preußische Beamtenstand, der sich eines ehrenvollen Rufes in ganz Europa erfreut, in seiner Stellung so verändert wird, daß allerdings die Befürchtung an mich herangetreten ist, der Gesetzentwurf verschlechtere die Stellung der Beamten." . . .

Der Oberbürgermeister Struckmann führte aus:

„ . . . Ferner wird gesagt, das bisherige Verfahren sei zu weitläufig. Worin aber besteht denn die Weitläufigkeit des bisherigen Verfahrens? Es heißt im § 88 des Disziplinargesetzes von 1852: Ein Beamter, der durch ein körperliches Gebrechen oder Schwäche dauernd unfähig ist, soll in den Ruhestand gesetzt werden. Diese ausdrückliche Bestimmung haben wir und diese materielle Bestimmung soll sie auch bleiben. Nun kommt die Form, da ist nun weiter nichts übrig nach dem bisherigen Verfahren, als daß, wenn der betreffende Beamte nicht freiwillig um seine Pensionierung einkommen will, man ihm unter Angabe des ihm zu gewährenden Pensionsbetrags und der Gründe der Pensionierung eröffnet, daß der Fall seiner Pensionierung vorliege, und ihm zugleich Gelegenheit gibt, sich darüber zu äußern; er hat sechs Wochen Zeit, seine Erklärung darüber abzugeben, und dann gehen die ganzen Akten an den Departementschef und dieser oder, sofern der Beamte vom König ernannt ist, der König entscheidet. Das m. H. ist das ganze weitläufige Verfahren, welches jetzt vorgeschrieben ist. Ist der Beamte mit der Entscheidung des Departementschefs nicht zufrieden, so kann er sich auf das Staatsministerium berufen. Ist dieses Verfahren zu weitläufig? . . Allerdings hat nach dem bisherigen Verfahren der Beamte ein Recht vorher gehört zu werden, und gegen die Verfügung des Departementschefs hat er noch den Rekurs an das Staatsministerium. Aber ist denn das zu viel, ihm eventuell noch den Rekurs an das Staatsministerium zu geben, ist denn das unsere Beamtenschaft nicht mehr wert, ... daß man ihr auch dieses noch gestattet, an eine vollständig unbefangene und über allen Persönlichkeiten stehende Behörde, an das Staatsministerium, zu appellieren, hier wo es sich darum handelt, Beamte zu beseitigen, die ihrerseits der Überzeugung sind, sie sind noch tüchtig, sie können ihr Amt noch wahrnehmen, und die wider ihren Willen dieses aufgeben sollen?" . .

Freiherr von Bernuth erklärte:

„ . . . Ich frage: warum ist es notwendig, von dem System unserer bisherigen Gesetzgebung in solcher Art abzuweichen . . Wir haben seit Dezennien ein wohlgeordnetes und auf festen Basen beruhendes Verfahren, und dieses Verfahren will man nicht etwa bessern, nicht einzelne Korrekturen eintreten lassen, sondern funditus ändern . . Glaubt man schon jetzt etwas tun zu müssen, so verbessere man das Verfahren, kürze die sechs- und vierwöchentliche Frist ab, oder stelle einen anderen Schutz her, indem man etwa dem Beamten den Rekurs an das Oberverwaltungsgericht gestattet. Man muß aber nicht das Kind mit dem Bade ausschütten wollen, nicht einfach den Satz hinstellen: nach vierzigjähriger Dienstzeit sei, wenn der Departementschef die Überzeugung habe, ein Beamter sei nicht mehr dienstfähig, dies genügend, um denselben zu pensionieren."

Im Abgeordnetenhause begründete der Abgeordnete Zelle seine der Regierungsvorlage entgegenstehende Auffassung. Er halte es für sehr bedenklich, mit den alten Beamten sobald aufzuräumen.

„Die alten Beamten haben," fährt Zelle fort, „wenn auch nicht mehr dieselbe Arbeitskraft wie junge, die größere Erfahrung für sich und auch die größere Ruhe; sie haben in der Karriere aufgehört zu wünschen und weiter zu streben, und ich glaube, daß doch manche Erfahrungen aus der neuesten Zeit bei Verwaltungsbeamten gerade eine solche Ruhe der Wünsche und des Temperaments vermissen lassen und uns wohl davor warnen müssen, jene Elemente beiseite zu schieben. Gerade im Kulturkampf haben wir ja gesehen, daß Gesetze

übel und peinlich empfunden sind, nicht sowohl ihrer Bestimmungen wegen als wegen der Art der Ausführung, deren der Übereifer und die Strebsamkeit untergeordneter Verwaltungsorgane beflissen waren. Es ist von anderer Seite eingewendet worden, wie könne man soviel Mißtrauen den Departementschefs entgegenbringen, um nicht ohne weiteres die alten Beamten und ihr Schicksal ihrem Wohlwollen zu unterstellen? Ich hege solches Mißtrauen nicht, ich glaube, daß Gerechtigkeit walten wird, wenn ein solcher Fall zur Sprache kommt, aber ich frage: was ist Gerechtigkeit, mit demselben Recht, wie man fragt: was ist Wahrheit? Jeder glaubt lediglich zum Wohle des Vaterlands zu wirken als gerechter und wahrer Mann, und doch sind die Auffassungen über das, was Gerechtigkeit und was Wahrheit ist, in den einzelnen naturgemäß so verschieden. Es ist bereits in der Kommission des Herrenhauses erwähnt, in welche Gefahren insbesondere alte und verdiente Beamte kommen können, wenn in der Königlichen Staatsregierung eine andere Strömung, nicht einmal auf eigentlich politischem Gebiete, sondern beispielsweise auf handelspolitischen Gebiete zur Geltung kommt."

Es lassen sich wohl noch genug weitere Gründe anführen, die dagegen sprechen, das Schicksal eines älteren Beamten lediglich in die Hand seines unmittelbaren Vorgesetzten zu legen. Ich darf betonen, welche Rolle persönliche Antipathie oder gar politische Gegnerschaft zumal in aufgeregten Zeiten spielen können. Ja sogar der Umstand, daß der Untergebene seinem Vorgesetzten geistig weit überlegen ist, was doch immerhin vorkommt, und ihn deshalb in Schatten stellt, kann leicht zu der verhängnisvollen Bescheinigung führen.

Aber die Vorlage wurde Gesetz. Wie kam das? Einfach weil der damalige Finanzminister Bitter namens der Staatsregierung die beruhigendsten Versicherungen, gleichsam eine authentische Interpretation im voraus über die künftige Handhabung des neuen Gesetzes gegeben hatte. Von ihm war unter anderem erklärt worden, man könne keinen Beamten pensionieren, der dienstfähig sei, man solle auch keinen Beamten im Dienste behalten, der dienstunfähig sei. Es handle sich im Falle der Annahme des neuen Paragraphen 30 zweifellos nur um Beamte, die bereits dienstunfähig seien. Von einer Präsumtion der Dienstunfähigkeit mit der Vollendung des 65. Lebensjahres sei nicht die Rede. Nur in Ausnahmefällen, wenn ein alter, nicht mehr dienstfähiger Mann, sich selbst in seiner Dienstfähigkeit überschätze und nicht dazu zu bringen sei, seinen Abschied zu nehmen, wolle man von den neuen erleichternden Formen der Zwangspensionierung Gebrauch machen. Selbst wenn ein älterer Beamter zum Teil oder überhaupt nicht mehr ganz seine Schuldigkeit tun könne, werde er nicht ohne weiteres über Bord geworfen. Das sei im preußischen Staate noch nicht vorgekommen und werde auch nicht vorkommen; das Wohlwollen der Regierung gegen die Beamten sei bekanntermaßen so groß, daß man nach dieser Richtung hin sicher sein könne.

Es ist begreiflich, daß nach diesen Versicherungen der neue Paragraph 30 in der oben mitgeteilten Fassung angenommen wurde. Wurde er aber später wirklich so gehandhabt, wie man nach den Erklärungen des Ministers annehmen mußte?

Wir kommen darauf zurück.

Vorerst sei auf eine merkwürdige Erscheinung hingewiesen. Man hatte bei der Begründung der Notwendigkeit eines in seinen Formen rascher vor sich gehenden Zwangspensionierungsverfahrens hauptsächlich die zu lange Dauer des seitherigen Verfahrens betont, durch die das Staatsinteresse gefährdet erscheinen könne. Aber siehe da, als sechs Jahre später (!) das Zwangspensionierungsverfahren gegen die Volksschullehrer durch Ministerialerlaß vom 5. September 1888 geregelt wurde, legte man diesem fast wörtlich die

Bestimmungen des seitherigen Pensionsgesetzes für die unmittelbaren Staatsbeamten zugrunde. Nur wurde an die Stelle der Ministerialinstanz der Oberpräsident gesetzt. Man kann wohl nicht sagen, daß durch einen dienstunfähigen Volksschullehrer, für den in sehr vielen Fällen schon der abgeschiedenen Lage des Schulortes wegen nicht einmal ein Stellvertreter beschafft werden kann, ein geringerer Schaden angerichtet wird als durch einen dienstunfähigen Staatsbeamten, dessen Stellvertretung auch für längere Zeit in der Regel möglich ist. Es steht also jetzt so, daß ein älterer höherer Lehrer auf die Unfähigkeitsbescheinigung seines Direktors hin sofort in den Ruhestand versetzt werden kann, während es bei einem älteren Volksschullehrer gerade des Verfahrens mit seinen geräumigen Berufungsfristen bedarf, das wegen seiner angeblich zu langen Dauer das Staatsinteresse gefährden sollte. Entspricht das der Billigkeit, der Gleichheit vor dem Gesetze? Die Volksschullehrer sind zwar nur mittelbare Staatsbeamte, aber vollständig der Disziplin der Staatsbehörden unterstellt.

Die Zwangspensionierung eines Beamten auf Grund des neuen Paragraphen 30 kann nur so vor sich gehen, daß der unmittelbare Vorgesetzte, der die Überzeugung von der Dienstunfähigkeit des Beamten gewonnen, der das fünfundsechzigste Lebensjahr vollendet, seine Versetzung in den Ruhestand nicht nachgesucht hat, diesem entsprechende Eröffnung macht, dessen etwaige Gegengründe anhört und sich dann entscheidet, ob er dessenungeachtet noch in der Lage sei, pflichtmäßig zu bescheinigen, daß er den Beamten für unfähig halte, seine Amtspflichten ferner zu erfüllen. Kommt er zu diesem Ergebnis, so hat er dies der über die Versetzung in den Ruhestand verfügenden Behörde unter Anführung auch der gehörten Gegengründe vorzutragen. Nur dies Verfahren entspricht dem derzeit geltenden Gesetze. Hat man seither stets danach gehandelt? Hat man insbesondere berücksichtigt, daß es nach der vom Finanzminister Bitter namens der Staatsregierung gegebenen Versicherung eigentlich nur in Ausnahmefällen, in denen es sich um notorisch dienstunfähige Beamte handelt, zur Anwendung gelangen und auch nur mit dem größten Wohlwollen gehandhabt werden sollte? Die Beantwortung dieser Frage sei dem Leser mit dem Hinweise überlassen, daß sich in dem umfangreichen Ressort der Eisenbahnverwaltung schon seit Jahren die Überzeugung gebildet hat, daß man mit der Vollendung des fünfundsechzigsten Lebensjahres abgehen müsse und daß feststehend bei der Forstverwaltung öfters Pensionierungen einzig auf Grund der Überschreitung einer willkürlich festgesetzten Altersgrenze vorgekommen sind. Nur dienstunfähige Beamte dürfen pensioniert werden, hatte der Minister Bitter erklärt, und anders will es das Gesetz nicht. Neuerdings hat man einzelnen Beamten, die das fünfundsechzigste Lebensjahr überschritten oder es sogar noch nicht einmal völlig erreicht hatten, aus dem Ministerium heraus ganz unvermittelt und ohne Angabe von Gründen die „Auflage" gemacht, bis zu einem gewissen kurz angesetzten Termine das Gesuch um Versetzung in den Ruhestand einzureichen. Das sieht so aus, als ob man trotz der früher abgegebenen entgegengesetzten Versicherung jetzt doch eine Präsumtion für die Dienstunfähigkeit nach zurückgelegtem fünfundsechzigsten Lebensjahre sprechen lassen wolle. Oder hat man sich in solchen Fällen hinter dem Rücken der betreffenden Beamten bereits die Überzeugung von deren Dienstunfähigkeit verschafft? Das würde noch weniger mit dem Gesetze in Einklang zu bringen sein. — Man scheint auf der einmal beschrittenen Bahn ruhig weitergehen zu wollen. Wenigstens kann der Sinn eines jüngst durch die verschiedensten Zeitungen gegangenen offenbar inspirierten Artikels kaum anders aufgefaßt werden. Darin heißt es:

„In dem Ressort des Finanzministers und des Ministeriums des Innern sind, wie wir hören, sämtliche Beamte durch Runderlaß erneut auf die Bestimmungen des Gesetzes über die Pensionierung der unmittelbaren Staatsbeamten aufmerksam gemacht worden, nach denen Beamte, welche das fünfundsechzigste Lebensjahr vollendet haben, auch ohne eingetretene Dienstunfähigkeit Anspruch auf Pension haben und in den Ruhestand versetzt werden können, auch wenn sie ihre Pensionierung nicht selbst beantragen . . . "

Hier wird also mit dürren Worten ausgesprochen, daß Beamte, welche das fünfundsechzigste Lebensjahr vollendet hätten, auch wenn sie ihre Pensionierung nicht selbst beantragten, ohne weiteres in den Ruhestand versetzt werden könnten. Das ist unrichtig. Beamte, die das fünfundsechzigste Lebensjahr vollendet haben, haben allerdings ohne Rücksicht auf etwa eingetretene Dienstunfähigkeit alsbald einen Anspruch auf Pensionierung, wenn sie diese aber nicht beantragen, so können sie nur auf Grund bescheinigter Dienstunfähigkeit in den Ruhestand versetzt werden, wie dies auch im Gesetze unzweifelhaft zum Ausdruck gebracht worden ist. Nachdem man den Beamten das Privilegium eingeräumt hat, daß sie nach zurückgelegtem fünfundsechzigsten Lebensjahre ihre Pensionierung verlangen können, ist in der Tat in der Beamtenwelt bis in die höheren Kreise hinein die irrige Meinung verbreitet, als sei zugleich festgesetzt worden, man müsse sich in diesem Alter die Versetzung in den Ruhestand, auch wenn man sie nicht beantragt habe, gefallen lassen. Will man diesen Irrtum durch die offiziöse Kundgebung noch verstärken? Wenn im Finanzministerium wirklich schon seit Jahren die generelle Verfügung besteht, daß Beamte, die das fünfundsechzigste Lebensjahr vollendet haben, nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Ministers im Dienste bleiben dürfen, so sei die Prüfung ihrer Berechtigung dem Leser empfohlen. Unverständlich bleibt auch der Satz: „Ob die in den Ministerien der Finanzen und des Innern beabsichtigte vermehrte Anwendung des Paragraphen 30 des Pensionsgesetzes auch in den anderen Ressorts Platz greifen wird, bleibt abzuwarten." Der Paragraph 30 handelt nur von der Zwangspensionierung dienstunfähiger Beamten. Daß aber wirklich dienstunfähige Beamte nicht im Dienst behalten werden dürfen, darüber herrscht kein Zweifel. Mit deren Entfernung tut die Regierung nur ihre Pflicht und sie handelt pflichtwidrig, wenn sie auch nur in einem Falle hiervon absieht. Warum also die Erwägungen über die „vermehrte" Anwendung des Paragraphen 30?

Bei Beratung der Novelle ist namentlich im Herrenhause wiederholt betont worden, daß durch sie der ganze Beamtenstand, auf den man in Preußen mit Recht stets stolz gewesen sei, in seinem Ansehen unverdient geschädigt werde. Man hat dies auch in den Kreisen der älteren Beamten von Anfang an bitter empfunden. Aber man wäre über dieses Gefühl der Bitterkeit hinausgekommen, wenn die Handhabung des Gesetzes den seinerzeit von der Staatsregierung durch den Minister Bitter abgegebenen Versicherungen entsprochen hätte, wenn es also wirklich nur in Ausnahmefällen, in denen es sich darum handelte, durchaus dienstunfähige Beamte rascher aus dem Amte zu bringen, zur Anwendung gekommen wäre. Aber die spätere Dienstpragmatik hat sich ganz anders und zwar, wie wir gesehen haben, immer mehr zu ungunsten der Beamten entwickelt. Ein Beamter, der vierzig Jahre dem König und dem Staate treu gedient hat, darf zum Abschluß seiner Laufbahn nicht ad nutum seiner Vorgesetzten gestellt sein, sondern er hat Anspruch auf Schutzgarantien, die ihm gegenwärtig vollständig fehlen. Das bestehende Gesetz reicht in dieser Beziehung selbst bei genauer Anwendung nicht aus und die allmählich gegen dieses Gesetz oder wenigstens neben ihm eingetretene Pensionspraxis gefährdet ihn aufs höchste. Man darf sich daher über eine allgemeine Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen

Zustand in den beteiligten Kreisen nicht wundern. Auf diese Unzufriedenheit und deren schädliche Folgen für den Dienstbetrieb weist auch Regierungsrat R. v. Kienitz hin*).

„Es liegt auf der Hand," so schreibt er, „daß eine derartige Beunruhigung einen staatlichen Schaden bedeutet. Das Bewußtsein der im Amt und Einkommen gesicherten persönlichen Stellung ist notwendige Voraussetzung der Dienstwilligkeit und damit eine der wesentlichsten Bedingungen einer ordentlichen Dienstführung. Wäre jene Altersgrenze von fünfundsechzig Jahren gegen die Beamten festgelegt und würde sie allgemein als maßgeblich behandelt, so würde der Beamte mit Ruhe seine Pflicht bis zu diesem unabänderlichen Fatum erfüllen, zumal er dann die Ehre hätte, nicht einer Laune, sonden dem Gesetze zu weichen. Mit der Unklarheit, ob oder nicht, wird die Dienstleistung der Beamten in den Lebensjahren etwa vom sechzigsten ab vielfach eine unfruchtbare; und nach dem fünfundsechzigsten Lebensjahre entsteht bei den Pensionierten das Gefühl der Erbitterung, besonders unbillig behandelt, bei den Beibehaltenen die unerquickliche Lage, der persönlichen Bevorzugung verdächtig zu sein. Das sind Erscheinungen, die der Staat von sich fernhalten sollte."

Also auch hier wird der Zustand, daß die zwangsweise Pensionierung eines Beamten unter Umständen von einer Laune abhängen kann, als unerträglich hingestellt.

Wie ist die dringend gebotene Abhilfe zu ermöglichen? Es wird nicht zu bestreiten sein, daß man heute eine durch Erfahrung gewonnene Lebensweisheit vielfach geringer einschätzt, als — Schneidigkeit, obwohl sich diese nicht selten recht unliebsam geltend macht. Nun so versuche man es mit einem Gesetze, in dem eine Altersgrenze dergestalt festgesetzt wird, daß mit deren Erreichung jeder Beamte ohne weiteres abgehen muß. Über einen solchen Abgang allein kraft Gesetzes kann sich der Beamte, der schon bei seinem Eintritt in den Dienst weiß, welche Grenze ihm für diesen gezogen ist, nicht beschweren, was Regierungsrat v. Kienitz mit Recht hervorgehoben hat. Will man aber diesen Weg zur Abhilfe nicht einschlagen, so wäre die Wiederherstellung des früheren Verfahrens nach dem unveränderten Gesetze vom 27. März 1872 bezw. 21. Juli 1852, gegen dessen Beseitigung im Herrenhause wie im Abgeordnetenhause so lebhafter Widerspruch erhoben worden war, am einfachsten. Wir haben gezeigt, weshalb es der Regierung damals gelungen ist, die Novelle vom 31. März 1882 zur Annahme zu bringen. Hätte man die jetzige Diensthandhabung voraussehen können: die Novelle wäre nicht Gesetz geworden. **

3)

Die Barbarina

Von Prof. Dr. W. Berg

Der Schmerzensschrei zärtlicher Mutterliebe muß seine Wirkung auf den König nicht verfehlt haben, denn schon am 3. August, also am zweiten Tage nach der Abfassung des Briefes der Frau v. Cocceji, schickte er von Potsdam die folgende Kabinettsorder an den Generalleutnant Grafen v. Haacke:

„Mein lieber General-Lieutenant, Graf von Haacke!

Euch wird nicht unbekannt sein, daß, nachdem die bekannte Barbarina sich unvermuthet wiederumb in Berlin eingefunden, der älteste Sohn des Groß-Cantzlers

*) „Altersgrenze der Staatsbeamten", 126. Band der Preußischen Jahrbücher, Jahrgang 1906, S. 80 ff.

v. Cocceji sich von neuem wiederumb dergestalt vergessen hat, daß derselbe mit gedachter Barbarina nicht nur den genausten Umgang hat, sondern auch die Absicht haben soll, sich mit derselben verheirathen zu wollen. Nun habe Ich ihr zwar bereits darüber durch den Etats-Minister Gr. v. Podewils sehr serieuse Remonstrationen thun, auch ihn so wohl als die Barbarina besonders bedeuten lassen, daß Ich nimmermehr zugeben würde, daß diese Heirath geschähe, wobei der letzteren insonders insinuiret worden, daß, da sie sich Meiner Protection durch ihre Conduite ganz unwürdig gemacht, sie wohl thun würde, sowohl Berlin als Meine Lande gäntzlich zu quittiren. Derweile Ich aber besorgt bin, daß diese verführerische Creatur den jungen Cocceji dargestalt einnehmen und den Kopf verdrehen möchte, daß derselbe heimlich von Berlin weg gehe, um der Barbarina anders wohin außerhalb Landes zu folgen, wo er vermeynet, sich mit ihr trauen lassen zu können, Ich aber seinen würdigen Eltern dergleichen Chagrin und seiner Familie sothane Prostitution sehr gerne ersparen möchte, so ist Mein Wille, daß Ihr gedachten jungen v. Cocceji, und zwar unter guter Aufsicht, zu Euch oder auch nach seiner Mutter Hause kommen lasset und demselben alsdann zuförderst sein ohnvernünftiges und unbesonnenes Betragen, auch wie sehr er seine Eltern dadurch molestire, vorstellig machen, demnächst aber denselben ohne daß es einiges Aufsehen gebe arretiren, und solchen sodann, es sei in ein anderes Haus zu Berlin oder auch an einem andern Orthe außerhalb Berlins, bringen zu lassen, wo derselbe nicht echappiren oder einigen Connex mit der Barbarina haben kann. Auch soll niemand so viel es möglich ist seinen Aufenthalt erfahren, noch daß er überhaupt arretirt sei, woselbst er alsdann so lange bleiben, auch wohl verwahrt gehalten werden muß, bis die Barbarina von Berlin weg sei und Meine Lande quittirt hat, der p.p. Cocceji aber sein ohnvernünftiges Betragen erkennen und der ihm so sehr unanständigen Passion entschlagen haben wird. Ihr habt Euch also hienach zu achten, und nach Erforderniß mit dem v. Cocceji deshalb zu concertiren, jedoch auch Eure Mesures dargestalt zu nehmen, daß der junge Cocceji derer Execution nicht etwa heimlich ausweichen kann, und übrigens aber alles was Ihr darunter thun werdet, dergestalt einrichten, daß kein Mensch, er sei wer er wolle, weiter etwas davon erfahren noch wissen kann, wohin eigentlich derselbe gebracht und wo er geblieben sei. Ihr sollet übrigens der Mutter die Versicherung geben, daß Ich lediglich aus Egard vor Sie und Ihres Eheherrn zu gedachter Resolution geschritten sei, inzwischen solches ihrem Sohn im geringsten nicht präjudiciren, sondern demselben seine Bedienung völlig conservirt bleiben, er auch sobald er wieder zu sich selbst gekommen und sich der Passion gegen obgedachte verführerische Creatur entschlagen haben würde, wiederumb auf freien Fuß gestellt werde und seine functiones nach als vor continuiren solle. Ich bin usw."

Der General Graf v. Haacke tat schnell und pünktlich, was ihm befohlen war. Schon am folgenden Tage berichtete er an den König wie folgt:

„Auf die von Ew. K. Maj. mir wegen des ältesten Sohnes des Groß-Canzlers v. Cocceji allergnädigst gegebnen Ordre habe ich ihn von Stunde an in solche Aufsicht genommen, daß er aus Berlin nicht entkommen soll; hiernächst aber sogleich mich mit dessen Mutter weitläuftig besprochen, wie man ihn, ohne Aufsehen zu machen, am füglichsten in Verwahrung halten kann. Sie danket Ew. K. Maj. allerunterthänigst vor diese gnädige Vorsorge. Weil es aber in einem Particulier-Hause zu Berlin fast nicht möglich sein würde, ihn so genau zu verwahren, daß er weder echappiren noch einige Correspondenz mit der Barbarina haben könnte, so habe ich zuförderst Ew. K. Maj. allerunterthänigst vorschlagen wollen, ob man ihn entweder bei dem Commandanten im Invaliden-Hause hinbringen oder nach alten Landsberg auf das Schloß unter der Aufsicht des Capitain v. Demcke hinliefern solle. Wenn Ew. K. Maj. einen oder den andern Vorschlag approbiren, so bitte nur um die nöthige Ordre an den Commandanten zur Annehmung und will hiernächst besorgen, daß er sofort in der Stille und ohne Aufsehen weg gebracht werde, auch niemand erfahre, wo er eigentlich hin gekommen. Die Barbarina betreffend, so muß Ew. K. Maj. allerunterthänigst melden, daß sie gar nicht daran denket außer Berlin zu gehen und Ew. Maj. Königl. Lande zu quittiren,

sondern ich gewisse Nachrichten habe, daß sie noch gestern sich verlauten lassen, daß sie den Winter hier bleiben und die Lustbarkeiten abwarten wolle."

Zwei Tage später, also am 6. August, schrieb der König wieder an den Grafen v. Haacke folgendermaßen:

„Mein Lieber u. s. w. Ich habe mit Mehreren ersehen, was Ihr unter dem 4ten dieses Monats bei Gelegenheit der Euch zugesandten Ordre, den ältesten Sohn des Groß-Cantzlers v. Cocceji betreffend, melden wollen. Worauf ich Euch denn hierauf in Antwort ertheile, daß Ich allemal lieber sehen werde, wenn es nicht nöthig sein wird, daß gedachter junger Cocceji arretirt und weggebracht werden dörffe, um den davon nicht zu vermeydenden éclat zu evitiren und der Familie den Chagrin zu evitiren. Sollte aber derselbe so unsinnig sein und echappiren wollen, um sich mit der Barbarina zu verheirathen, wovon Ihr doch mit einiger Zuverlässigkeit informiret sein müsset, so ist alsdann nichts anderes zu thun, als daß Ihr denselben gantz in der Stille arretiren und weg bringen lasset, auf welchen falles Ich alsdann das Schloß zu Alten-Landsberg am convenablesten finde, um ihn daselbst verwahren zu lassen, bis er sich die Thorheit aus dem Kopfe geschlagen haben wird; zu dem Ende Ich Euch die verlangte Ordre an den Capt. v. Demke von des Pr. von Preuß. Regt. Infanterie hierbei unter einem Cachet volant übersende, von welcher Ihr aber nicht eher Gebrauch machen sollet, als bis Ihr versichert seid, daß es die unumgängliche Nothwendigkeit erfordert mehrgedachten v. Cocceji dahin zu schicken. Ihr habt also in der Sache mit sehr guter Ueberlegung zu Werke zu gehen."

Die diesem Schreiben beigegebene Lettre de cachet an den Kapitän v. Daempke in Alt-Landsberg lautet:

„Mein Lieber! — Wann Euch der Gen.-Lieut. Gr. v. Haacke mit dieser Meiner Ordre den ältesten Sohn des Groß-Cantzlers v. Cocceji zusenden wird, so ist es Mein Wille, daß Ihr denselben als einen Arrestanten annehmen und ihn auf das Schloß zu Alt-Landsberg in eine verschlossene aber dennoch gute und gesunde Kammer bringen und ihn daselbst dergestalt halten lassen sollet, wie Euch gedachter G. L. v. H. solches schreiben und Euch deshalb nach Meiner ihm bekannt gemachten Intention mit umständlicher Instruktion versehen wird, welcher Ihr dann in allen Stücken ein exactes Genüge thun müßet. Ich befehle Euch alsdann auf daß angelegentlichste, daß Ihr so wohl selbst von diesem Arrestanten Niemanden auf der Welt, er sey wer er wolle, etwas sagen, zugleich aber auch Eure Anstalten dergestalt machen müßt, daß aller Eclat auf das Menschenmöglichste verhütet werde. Ihr habt Euch hiernach auf das genaueste zu richten. Ich bin u. s. w."

Es ist nicht bekannt, ob und wie lange der hartnäckige Liebhaber der Barbarina von dem Kapitän v. Daempke in Alt-Landsberg „verwahret" worden ist. Zuverlässige Nachrichten über ihn fehlen bis zum Jahre 1751. Über die Barbarina verlautet nur, daß sie sich ununterbrochen in Berlin als Privatperson aufhielt, zu des Königs Mißvergnügen ein großes Haus machte und sich den Namen einer Frau von Cocceji beigelegt hatte. Zur Führung dieses Namens war sie berechtigt, denn die Vermählung der beiden Verlobten hatte inzwischen wirklich stattgefunden, wahrscheinlich zu Anfang des Jahres 1751. Wo und von wem sie vollzogen wurde, ist bisher nicht ermittelt. An dem Umstande, daß das junge Paar aus seiner Eheschließung gar kein Hehl machte, scheint die Familie des Großkanzlers großes Ärgernis genommen und sich wieder an den König gewandt zu haben. Denn aus dem November 1751 liegt eine „auf Königlichen Spezialbefehl" an den Geheimen Justizrat und Generalfiskal Johann Christian Uhden erlassene Order des Staatsministers von Bismarck vor, in der es heißt: „Da sicher verlauten will, ob führe die sich hier aufhaltende ehemalige Tänzerin Barbarini so wohl in der Stadt öffentlich als in ihren Briefen den Nahmen von Cocceji: So wird dem Königl. Geheimten Rath und General Fiscal Uhden hiermit aufgegeben, dieselbe vor sich zu fordern und

sie zu vernehmen, mit was vor Befugniß Sie sich dessen unterstehe? Inmittelst keinen éclat davon zu machen, und von der Aussage zu meiner des Geheimten Etats-Ministri von Bismark Erbrechung zu berichten."

Uhden benachrichtigte nun die Barbarina von dem an ihn ergangenen Befehl in einem französisch geschriebenen Briefchen, das versehentlicherweise das Datum des 16. Septembers (statt Novembers) trägt und lautet:

„Mademoiselle,

C'est par une ordre Roiale que j'ai à vous faire quelque proposition. Vous aimerez sant doute mieux à l'entendre chez moi demain matin à onze heure, que de vous voir citée juridiquement. Je suis du reste

Mademoiselle

à Berlin
le 16me du 9bre
1751.

votre très-humble
et très-obéissant serviteur
Uhden."

Die Barbarina aber befreite sich aus der unangenehmen Lage durch eine echte Weiberlist. Sie schrieb nämlich sofort nach Empfang dieses recht verständlichen Uhdenschen Schreibens an den König den folgenden Brief:

„Sire! Die neuen Leiden, welche, wie ich fürchte, meine Feinde mir bereiten, ermutigen mich, Sire, mich Ihnen zu Füßen zu werfen und Sie um Ihren mächtigen Schutz anzuflehen. Ew. Majestät allein kann mich aufrecht erhalten. Wie unglücklich wäre ich doch, wenn Ew. Majestät die Gnade, mit der Sie mich stets überhäuft, mir jetzt entzögen und Ihr Mitleid mir versagten! Der Generalfiskal Uhden hat mich zu morgen vorgeladen. Da ich mir weder in Beziehung auf Ew. Majestät geheiligte Person, noch hinsichtlich Ihres Staates oder eines Ihrer Untertanen irgendeinen Vorwurf zu machen habe, so kann es sich nur um die von mir hier eingegangene Verbindung handeln. Gestatten Ew. Majestät mir, in dem ergebenen Vertrauen, welches ich zu Ihrer grenzenlosen Milde und Nachsicht hege, Ihnen betreffs dieser Angelegenheit mein Herz zu öffnen. Eine unbesiegbare Neigung bindet uns, den Geheimen Rat v. Cocceji und mich, schon seit langer Zeit aneinander. Seine Treue im Dienste Ew. Majestät, als deren Untertan er die Ehre hat geboren zu sein, verbietet ihm, an ein Aufgeben desselben zu denken; anderseits habe ich, von der unvergleichlichen Güte, die Ew. Majestät mir stets bewiesen haben, ermutigt, keinen Anstand genommen, in Ew. Majestät Staaten zurückzukehren; und meiner Rückkehr nach Berlin folgte jene Vermählung, die mir bis zu dieser Stunde so viele Widerwärtigkeiten verursacht hat, daß ich glücklich wäre, Sire, wenn das Geständnis meines gegenwärtigen Zustandes mir nicht Ihren Zorn zuzöge. Meine Absicht war, mich gänzlich in Ew. Majestät Staaten niederzulassen. Ich stand deshalb schon mit dem Geheimen Rat Buchholtz wegen des Ankaufs seines Hauses in Unterhandlung. Da wir indessen nicht einig wurden, so beabsichtigte ich eben jetzt ein anderes zu erstehen. Ein mehr als zweijähriger, ungestörter Aufenthalt in Ew. Majestät Staaten ließ mich hoffen, daß niemand mir das Glück, unter Ew. Majestät schätzendem Zepter zu leben, streitig machen würde. Wie betrübend wäre es mir, das Gegenteil zu erfahren, besonders jetzt, da ich in kurzem einem neuen Untertanen Ew. Majestät das Leben zu geben hoffe! Unter diesen so peinlichen Umständen werden Ew. Majestät mir verzeihen, wenn ich es wage, mich an Ihre Güte zu wenden und Ihre Königliche Gnade zu ersuchen, dem Generalfiskal zu befehlen, daß er bezüglich meiner Vermählung und meines hiesigen Aufenthalts von jeder weiteren Verfolgung Abstand nehme. Der väterliche Sinn Ew. Majestät, welcher jeden Zwang verabscheut, läßt mich alles hoffen; aber das, was gegen mich spricht und worüber die Ehrfurcht mir Schweigen auferlegt, läßt mich alles fürchten. Möchte doch ein gnädiger, meiner untertänigen Bitte entsprechender Befehl die Betrübnis derjenigen enden, welche die Ehre hat, mit der tiefsten Erfurcht zu sein, Sire,

Ew. Majestät
ergebenste und alleruntertänigste Dienerin
gez. Barbarina von Cocceji."

Die Stelle, wo von dem „neuen Untertanen" die Rede ist, dem die schöne Briefschreiberin „in kurzem das Leben zu geben" hofft, wird wohl eine Unwahrheit enthalten haben; wir wissen ja, mit Erfindungen nahm die Barbarina es nicht sehr genau. Der König wurde durch ihren Brief in eine peinliche Lage gebracht. Denn einerseits hatte er schon seit langer Zeit dem von ihm hochgeschätzten Großkanzler und dessen Familie gezeigt, wie sehr er bei dem Familienzwist auf ihrer Seite stand, und war demzufolge auch jetzt wieder durch seinen Auftrag an Uhden gegen Cocceji den Jüngeren vorgegangen. Anderseits wollte er aber gegen den tüchtigen, jungen Beamten, der sich in seinem Amte durchaus nichts hatte zuschulden kommen lassen, nicht allzu rücksichtslos einschreiten. Möglicherweise hatte er auch für die junge Frau eine Empfindung wirklicher Teilnahme, um so mehr vielleicht, als sie ihm von ihren Umständen geschrieben hatte. Am meisten jedoch scheint die ihm sehr verständliche Andeutung der Barbarina von dem „Schweigen", das ihr die „Ehrfurcht" auferlege, auf ihn gewirkt zu haben; denn es lag wirklich nicht so ganz außerhalb aller Möglichkeit, daß die Barbarina einmal von vergangenen Tagen recht vernehmlich reden könnte. Jedenfalls wirkte der Brief der klugen Frau. Friedrich tat, was er sonst nur ungern und selten tat; er verstand sich dazu, die an Uhden erteilte Weisung zu desavouieren. Es ist spaßhaft zu sehen, wie der König sich stellt, als könne er sich der Sache gar nicht mehr erinnern. Er schreibt nämlich schon am 18. November an Uhden, wie folgt:

„Hochgelahrter u. s. w. — Da die bekante Barbarina an Mich geschrieben und angezeiget hat, wie Ihr dieselbe vermittelst eines Schreibens vom 16. dieses citiret hattet, um Tages darauf vor Euch zu erscheinen und von Euch einige propositiones zufolge Meiner an Euch gelangten Königl. Ordre zu gewärtigen; Mir aber nicht erinnerlich ist, daß Euch deshalb von Meinetwegen etwas aufgetragen wäre, und Ich selbst also fast vermuthe, daß solches ihre bekante Heyrath, so sie heimlich getroffen, angehen mußte. So habe ich bewegender Ursachen halber resolviret und befehle Euch hierdurch, daß Ihr ohne einigen éclat davon zu machen, desfalls nicht wider gedachte Barbarina agiren, sondern die Sache nur gäntzlich fallen lassen sollet, ohne erstere weiter deshalb zu beunruhigen. Was Ich aber hiernechst herbey verlange, ist, daß Ihr auf eine gute Arth von derselben zu erfahren und herauszubringen suchen sollet, wer eigentlich derjenige Geistliche gewesen, welcher dieselbe mit dem jungen v. Cocceji getrauet hat. Wovon Ihr Mir dann Euren Bericht mit aller Zuverlässigkeit erstatten sollet. Ich bin u. s. w."

Obwohl nun der „hochgelahrte" Uhden hätte zwischen den Zeilen lesen können und sollen, daß sein königlicher Herr sich absichtlich nicht mehr erinnern wollte, nahm er das Königs Schreiben wörtlich und schickte mit einer herzerfrischenden Unschuld und Bravheit das vom Minister v. Bismarck ihm zugesandte Auftragschreiben zu seiner Rechtfertigung an den König ein. In dem Begleitschreiben sagte der Biedere: „Ew. Königl. Majestät geruhen allergnädigst aus der beyliegenden Ordre dero Ministerii sich vortragen zu lassen, daß ich die Barbarina darüber vernehmen sollen, mit was vor Befugnis sie sich den Nahmen v. Cocceji zu führen unterstehe. Ich habe sie darauf nicht so wohl rechtlich citiret, um wider sie zu agiren, als durch ein Billet eingeladen, um ihre Antwort zu hören und befohlener maaßen davon zu berichten. Wenn Ew. Königl. Majestät nicht noch anders allergnädigst befehlen, werde auch dieses unterlassen; jedoch nach Dero höchsten Ordre, den Geistlichen, der sie getrauet, zu erforschen suchen."

Die kluge Barbarina hatte also ihre Absicht völlig erreicht. Man ließ sie persönlich in Ruhe. Der König beantwortete die Harmlosigkeit seines ehrenfesten Generalfiskals in einem Schreiben vom 20. November 1751, worin er anordnete, Uhden solle die Sache auf sich beruhen lassen, da die Heirat „einmahl geschehen"

sei und „ohne viele inconvenientzien nicht wohl wieder redressiret" werden könne. Dann heißt es weiter darin: „Weilen aber nicht zu zweifeln, daß die Trauung gedachter Barbarina mit dem v. Cocceji durch ein Catholischen Geistlichen heimlich geschehen sein muß, und Ich fast vermuthe, daß solches durch den alten Pater Torck oder einigen von seinen Geistlichen zu Berlin unternommen worden; So will Ich, daß Ihr ersteren krafft Eures Amtes recht scharf zu Halse gehen und à la rigueur untersuchen sollet, ob gedachte Trauung von ihm geschehen, oder aber wer solche sonst von seiner Geistlichkeit verrichtet hat. Wenn Ihr nun solches ausgemachet haben werdet, so habet Ihr Mir Euren Bericht davon zu erstatten, weil Ich intentioniret bin, denen Catholischen Geistlichen zu Berlin sodann nachdrücklich declarieren zu lassen, daß derjenige unter ihnen, welcher sich zumahlen weiter unterfangen wird ohne vorgängige approbation Leuthe heimlich zu trauen, sodann davor auf das schärffste angesehen und auf seine Lebens Zeit nach einer Vestung gebracht und bey Wasser und Brodt gehalten werden soll."

Aber auch in dieser Angelegenheit war der arme Uhden nicht glücklich. Es konnte nur ermittelt werden, daß weder der Pater Torck, noch sonst ein katholischer Geistlicher in Berlin die Trauung vollzogen habe. Auch der Geheime Rat v. Cocceji selbst, den Uhden befragt hatte, nannte den Namen des Geistlichen nicht, sondern erklärte nur, der Geistliche sei durch einen Eid gebunden, nichts auszusagen. Es wäre nun sehr einfach gewesen, den Punkt festzustellen; der König hätte ja nur, wie auch Uhden vorschlug, dem Geheimen Rate die Herausgabe der Trauurkunde unter Androhung der Entlassung aus dem Staatsdienste anzubefehlen brauchen. Wir wissen aber, daß der König keinen rücksichtslosen Schritt tun wollte; er wollte den Sohn um des Vaters willen schonen. Auch der letzte Versuch, den Namen des Geistlichen herauszubekommen, scheint vergeblich gewesen zu sein. Der König hatte nämlich Uhden befohlen, er erachte „vor der Hand am convenablesten zu seyn, daß Ihr unter der Hand und mit einer guten Arth, allenfalls auch durch dessen (gemeint ist Coccejis) zu der Zeit gehabten Domestiquen solches zu erfahren suchen sollet".

Die erfinderische List und Zähigkeit der beiden jungen Leute hatten triumphiert. Der König und seine Beamten mußten sich bescheiden und die Tatsache der Eheschließung anerkennen. Aber der Vater gab sich nicht zufrieden. Im Frühjahr 1752 richtete er abermals ein bewegliches Schreiben an seinen gnädigen König. Es lautete:

„Da ich nun die gewisse Nachricht habe erhalten, daß mein Sohn mit der berüchtigten Barbarina sich wirklich außer Landes von einem catholischen Priester, ohne Proklamation und wider das Verbot seiner Eltern, folglich wider die Landesgesetze trauen lassen, so bin ich gezwungen, die von Ew. K. Maj. mir versicherte Assistenz zu imploriren. Ew. Königl. Maj. geruhen selbst zu ermessen, daß da Ew. K. M. mich zu denen hohen Ehrenämtern erhoben, mir nicht zu verdenken steht, wenn ich meine durch Ew. K. Maj. fundirte Familie vor Schaden zu sichern suche. Wer vermag aber solches zu hoffen, wenn die Barbarina des Groß-Cantzlers Schwiegertochter heißt, und welche Familie wird sich der Meinigen alliiren, wenn dieses lüderliche Weibsstück à la tête ist? Ich werfe mich also zu Ew. K. M. Füßen und bitte, mir zu erlauben: Daß ich die Sache durch den Weg Rechtens (welches Ew. K. M. auch dem geringsten Unterthanen nicht versagen) ausmachen darff. Wann aber Ew. K. M. ja besondere Ursachen haben, meinem Gesuch hierüber nicht zu deferiren, so will ich mir wenigstens die Gnade ausbitten, daß Ew. K. M. geruhen mögten, diese Leuthe an einen andern Ort zu versetzen. Ich habe diesen Sohn alle Tage vor Augen, wann ich in den geheimbden Rath gehe, und ohne Alteration kann ich ihn nicht ansehen. Ew. K. M. werden also nicht zugeben, daß ich meine grauen Haare mit Hertzeleid in die Grube trage. Ew. K. M. erbarme sich über den rechtmäßigen Schmertz eines betrübten Vaters, welcher sich lediglich in Ew. Maj. Arme wirft."

Lange zögerte der König diesmal mit der Antwort. Erst drei Wochen später gab er Bescheid. Auf die Bitte des Großkanzlers, den Weg „Rechtens“ beschreiten zu dürfen, ging er gar nicht ein, erklärte sich aber mit der Versetzung des Geheimen Rates einverstanden, doch müsse dieser dasselbe „Tractement“, d. h. das bisher bezogene Gehalt und seinen Titel, behalten. Der König unterschied hier also genau zwischen den amtlichen und außeramtlichen Verhältnissen. Zum Schlusse schreibt er: „Ihr werdet leicht einsehen, daß Alles, was Ich hierunter thue, aus einer foiblesse von Mir gegen Euch geschiehet, indem sonsten mehr angeführter Euer Sohn, so lange er in meinen Diensten nichts versiehet, auch nicht von Mir zu bestrafen sein würde, da dessen unbesonnene Heirath eigentlich Meinen Dienst nicht afficiret. Ich werde demnach Eure weiteren Vorschläge deshalb vorstehendermaßen erwarten und bin übrigens

Ew. wohlaffectionirter
gez. Friedrich.“

Der Geheime Rat v. Cocceji muß von seiner bevorstehenden Versetzung Kenntnis erhalten haben, denn schon am 31. Mai, also zwei Tage nach der Antwort Friedrichs an den Großkanzler, richtete er an den König ein Schreiben, worin er sich über die Feindseligkeiten, denen er von neuem durch seine Familie ausgesetzt sei, beklagt und gegen seine Versetzung Verwahrung einlegt, weil seine Gattin mit königlicher Erlaubnis — es ist interessant, das hier nebenbei zu erfahren — ein Haus in Berlin angekauft habe und er selbst eben damit beschäftigt sei, das übrige Vermögen seiner Frau sicherzustellen. Der König erwiderte dieses Schreiben schon am folgenden Tage in französischer Sprache und erteilte darin, obwohl in durchaus gütigem und väterlichem Tone, dem Herrn Geheimen Rat die folgende, recht tüchtige Lektion:

„Euer Schreiben vom 31. vorigen Monats habe Ich erhalten. Vergeßt nicht, wie gröblich Ihr Euren Vater beleidigt habt, indem Ihr ohne seine Zustimmung, ja gegen seinen Willen ein Mädchen geheiratet habt, das in keiner Weise für Euch paßt. Da er aber seinerseits Euch in gerechter und verdienter Weise mit Entziehung Eures Erbteils und Ausschließung von seiner Geschlechtsnachfolge bestraft hat, so habt Ihr Euer gebührendes Teil erhalten. Übrigens habt Ihr die Landesgesetze offenbar verletzt durch Eingehung einer heimlichen Ehe, die von ihnen unbedingt verboten, ja sogar für völlig ungültig erklärt wird. Außerdem muß ich Euch ins Gedächtnis rufen, wie gröblich Ihr Mich selbst getäuscht habt, indem Ihr dem Grafen v. Podewils vorgelogen nnd selbst auf Euer Ehrenwort versichert habt, daß Ihr weder verheiratet noch willens wäret, Euch zu verheiraten. Allen gegen Eure Eltern verübten Beleidigungen habt Ihr die Krone aufgesetzt, indem Ihr Eurer Mutter einen unverschämten Brief geschrieben habt, welcher der von jedem anständigen Menschen seinen Eltern gezollten Rücksicht und Verehrung gänzlich entbehrt, eine Niederträchtigkeit, für die allein Ihr verdient hättet, von Eurem Vater in irgendeine Festung gesteckt zu werden. Aus diesem ganzen unbesonnenen Benehmen hättet Ihr selber wohl schließen können, daß Ihr ganz vergeblich Meinen Schutz gegen Eure Eltern nachsucht, und daß Ich Euch niemals auf gleiche Linie mit Eurem Vater stellen würde, einem so ehrwürdigen Manne, dessen ganzes Leben durch große und erhabene Dienste ausgezeichnet ist, die er Mir und Meinem Staate geleistet hat. Da aber Euer Vater so nachsichtig gewesen ist, Euch nicht, wie er hätte tun sollen, in eine Festung zu stecken, da er außerdem Mich nicht ersucht hat, Euch zu einer Trennung und Scheidung von der gesetzwidrig von Euch geehelichten Person anzuhalten, sondern seinen gerechten Unwillen gegen Euch bis zu dem bescheidenen Wunsche gemäßigt hat, einen Menschen, der der Schandfleck seiner Familie ist, nicht mehr vor Augen zu haben und von dem Anblick eines widerspenstigen Sohnes befreit zu werden, der, um seine Schuld voll zu machen, die Frechheit hat, ihm auf seinen Spaziergängen trotzig gegenüberzutreten, der außerdem die seiner Mutter gebührende Rücksicht so gröblich vergessen kann — da, sage ich, Euer Vater nichts weiter von Mir verlangt, als Euch für die kurze Zeit, die er noch zu leben hat,

an ein anderes Kollegium zu versetzen; so habe ich allen Grund, Mich zu verwundern, wie Ihr dazu kommt, Euch über diese seine Vorschläge zu beklagen, statt ihm zu danken und ihn zu preisen für seine große Mäßigung und Güte, die so weit geht, daß er durch Eure Versetzung Euch nicht einmal eine Einbuße an dem Gehalt und dem Rang, den ich Euch nur aus Rücksicht auf seine Verdienste verliehen habe, zugefügt wissen will. In Rücksicht auf alles das weiß Ich Euch keinen andern Rat zu geben, als aufrichtig in Euch zu gehen, vernünftig zu werden, das Unrecht, daß Ihr Euren Eltern angetan habt, zu erkennen und die Torheiten, die Ihr in früherer Zeit begangen habt, durch ein verständiges, ehrenwertes und tadelloses Betragen wieder gutzumachen. Das ist das Einzige, was Euch zu tun bleibt, um das Andenken an die Verirrungen Eurer Jugend bei allen anständigen Leuten zu tilgen."

Voll Zartsinn hegt hier der gütige König den Wunsch, der Geheime Rat möge durch seine Versetzung keine Einbuße an Gehalt und Rang erleiden, dem Vater in den Mund, während dieser Wunsch doch nur von ihm selbst, dem König, ausging. Wie er hierbei wohl eine später mögliche Versöhnung zwischen Vater und Sohn im Auge hatte, so arbeitete er auch bei dem Vater in rücksichtsvoller Weise darauf hin, daß dieser die Verfehlung des Sohnes in milderem Sinne auffassen möge. Denn er schrieb an demselben Tage auch einen Brief an den Vater, worin er ihm, den künftigen Amtssitz seines Sohnes betreffend, die Wahl zwischen Stettin, Küstrin und Glogau läßt und ihn bittet, sich „nicht so gar hart über sein sujet auszudrücken", da der Sohn „doch eigentlich nichts in seinem Dienste versehen habe", und alles, was er, der König, hinsichtlich seiner Versetzung tue, doch lediglich zur „mehreren Beruhigung" des Vaters geschehe. Der Großkanzler scheint Glogau gewählt zu haben. Es blieb dem Geheimen Rat in der Tat nichts übrig, als dem Willen des Königs schweigend zu gehorchen und den Reisewagen zu besteigen.

Wir wissen nicht, ob vor der Abreise oder später eine Versöhnung zwischen dem Geheimen Rate und nunmehrigen Oberamtsregierungspräsidenten zu Glogau und seiner Familie stattgefunden hat. Der Vater starb im Oktober 1755. Ob die Ehe der Barbarina, die kinderlos blieb, glücklich oder unglücklich gewesen ist, läßt sich nicht entscheiden, da beides behauptet wird. Es liegt auch eine nicht verbürgte Nachricht vor, die Ehe sei später geschieden worden. Die Barbarina hat ihren königlichen Verehrer lange überlebt, wahrscheinlich auch ihren Gatten. Unter der Enterbung durch den Vater oder den Schwiegervater scheint das geheimrätliche Paar nicht gelitten zu haben, denn es wird berichtet, daß die Freifrau v. Cocceji außer einem Barvermögen von mehr als 100000 Talern die drei großen Rittergüter Borschütz, Barschau und Polach in Schlesien besaß. Sie verwandte diesen reichen Besitz in edler Weise, indem sie 1789 zu Barschau im Regierungsbezirke Liegnitz ein adliges Fräuleinstift für achtzehn adlige Fräulein, neun katholische und neun protestantische, gründete. Doch sollen nur vier Stiftsdamen unter einer Äbtissin verpflichtet gewesen sein, dort auf drei Jahre zu wohnen, wonach sie vier andern Platz zu machen hatten. Die übrigen Stiftsdamen wohnten außerhalb des Stifts und bezogen eine Jahrespension von 150 Talern. Die Verwaltung des Stifts führte ein dem schlesischen Adel angehörender Administrator mit dem Titel eines Propstes. Für diese hochherzige Stiftung und in Anerkennung ihrer auch sonst in großem Maßstabe ausgeübten Wohltätigkeit wurde die ehemalige Tänzerin von Friedrichs II. Nachfolger, dem König Friedrich Wilhelm II., unter ihrem Mädchennamen Campanini in den Grafenstand erhoben. Sie verschied nach Ausweis des Totenbuchs von Hochkirch im Alter von achtundsiebzig Jahren, vom Schlage getroffen, am 7. Juni 1799 zu Barschau.

Die Barbarina ist, wie das ja auch nicht wundernimmt, vielfach gemalt worden, natürlich auch von dem berühmten Herrn „Hof-Portrait-Mahler" Antoina

Pesna, der zu Friedrichs Zeiten auch Direktor der Akademie war. Im Berliner Schlosse sind drei Bilder von ihr noch heute vorhanden. Ein anderes großes Bild, das sie in ganzer Figur darstellt, in geblümtem, auf der Brust mit Streifen von Tigerfell geziertem, langem Gewande, in der Linken ein Tamburin haltend, befindet sich im Schlosse zu Nieder-Schönhausen. Als Terpsichore war sie im Plafond des Charlottenburger Hoftheaters gemalt. Dieses Bild wurde beim Abbruche dieses Theaters (1800 durch Friedrich Wilhelm III.) in die Decke des Neuen Schauspielhauses eingefügt und bei einem Brande vernichtet. Im Potsdamer Stadtschlosse hängt ebenfalls eine Pesnasche Barbarina. Eine Menge anderer reizender Barbarinabilder von Pesnas Hand, in denen sie bald als Artemis, bald als Aphrodite, dann wieder als Genius oder Nymphe dargestellt ist, findet sich im Konzertsaal zu Sanssouci. Vortrefflich ist auch ein Bild der Barbarina als Bacchantin im Reifrock, den ein Tigerfell teilweise bedeckt; in der Hand schwingt sie mit anmutiger Bewegung Handpauken. Dieses Bild hängt im Korridor des Schloßtheaters im Neuen Palais zu Potsdam. Wohl das schönste, in einem silbernen Rahmen gefaßte Barbarinaporträt aber bewahrt das Teezimmer des Potsdamer Stadtschlosses auf. Auch andere Bilder der Barbarina, von der Hand Lancrets und Amadäus Vanloos, befinden sich in den königlichen Schlössern. In der Dresdener Galerie hängt ein vorzügliches, von Rosalba Carriera gemaltes Barbarinabild. Als Kuriosum soll hier noch erwähnt sein, daß sich ein kleiner, reizender Salonschuh der Barbarina, von hellroter, geblümter Seide gefertigt, in der historischen Sammlung des Johanneums am Neumarkt in Dresden befindet.

Das ist alles, was von ihr unmittelbar stammt. Aber die Erinnerung an alles das, was an der jugendlichen Barbarina anmutig, schön und liebenswürdig war, ist noch immer lebendig und wird es bleiben, so oft man ihres königlichen Freundes gedenkt*).

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 16. Januar 1910.

(Die preußische Thronrede und das Geheimnis der Wahlrechtsreform. Der preußische Etat. Interpellationen im Reichstage: Mecklenburg und Kattowitz. Der Konflikt in den Reichslanden.)

Am 11. dieses Monats haben der Reichstag und der preußische Landtag ihre Arbeiten wieder aufgenommen. Für den Reichstag war es nur die Fortsetzung der vor Weihnachten unterbrochenen Arbeit, für den Landtag der Beginn einer neuen Session, die mit einer Thronrede eröffnet werden mußte. Man sah diesem Staatsakt mit einer gewissen Spannung entgegen, weil es sich nun entscheiden mußte, wie sich das Ministerium Bethmann Hollweg zu der Frage der Wahl-

*) Nach den älteren Arbeiten von Koser: König Friedrich der Große, Bd. I. Röseler: Die Barbarina. 1890. v. Hahnke: Elisabeth Christina. 1848. Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde XVIII, S. 33. Schneider: Geschichte der Berliner Oper usw., ist soeben eine neue Monographie: Barbarina Campanini, Eine Geliebte Friedrichs des Großen, von Olivier und Norbert, bei Marquardt u. Co., Berlin W 9, erschienen, die den Stoff durch hübsche, der Zeit entnommene Abbildungen erläutert.

rechtsreform stellen werde. So erwartete man von der Thronrede eine gewisse politische Sensation. Bei einiger Beobachtungsgabe hätte man sich freilich vorher sagen können, daß diese Erwartung getäuscht werden würde. Denn soviel ist bereits deutlich hervorgetreten, daß Herr v. Bethmann Hollweg diese politische Methode durchaus nicht liebt, und daß er vielmehr im Gegenteil wünscht, so sachlich und so wenig sensationell wie möglich zu wirken. Und so war denn auch tatsächlich die preußische Thronrede ein Aktenstück von ebenso phänomenaler Trockenheit wie neulich die Thronrede, mit der der Reichstag eröffnet wurde.

In der Presse ist diese Feststellung größtenteils im Tone des Vorwurfs zu lesen. Ein solches Urteil scheint uns mindestens übereilt zu sein. Wenn es auch wünschenswert und in manchen Fällen allerdings notwendig ist, daß die Ankündigung, in der das Staatsoberhaupt der Volksvertretung ihre Aufgaben weist, von innerer Wärme und einem gewissen Schwung getragen wird, so kann man diese Forderung doch nicht so zur Regel machen, daß man einen Staatsmann geringer einschätzt, weil er sich unter gewissen Umständen diese Mittel des Wirkens mit voller Überlegung versagt. Da wird man zum mindesten abwarten müssen. Daß die Thronrede sich darauf beschränkte, die Reform anzukündigen, ohne irgendwelche Anhaltspunkte für den Inhalt der Wahlrechtsvorlage zu bieten, ist jedenfalls nicht als etwas Absonderliches anzusehen. Denn Thronreden pflegen niemals Mitteilungen über den Inhalt der geplanten Vorlagen vorwegzunehmen.

Eine andre Frage ist, ob es zweckmäßig ist, auch sonst die Öffentlichkeit bei einer sie so stark bewegenden Angelegenheit ohne die Spur einer Andeutung zu lassen, wohin die Reise gehen soll, obwohl man sich, wenn die Vorlage „in ein paar Wochen" erscheinen soll, doch im Schoße der preußischen Staatsregierung über die Grundlagen längst klar genug sein muß, um die öffentliche Diskussion in feste Bahnen leiten zu können. Formell läßt sich nichts gegen den Standpunkt sagen, daß die Staatsregierung, ohne rechts und links zu sehen, in den vier Pfählen ihrer Behörden die Vorlagen ausarbeiten läßt und sie dann der Volksvertretung als den einzigen Menschen, die es sonst noch etwas angeht, übergibt — in dem festen Vertrauen, daß nun nach Kräften alle Unberufenen ferngehalten werden und das Beispiel strenger Sachlichkeit von seiten der Regierung auch in dem unbeirrbaren Pflichtgefühl des Parlaments ihr Widerspiel findet. Wenn einmal die Probe gemacht werden soll, ob man auf diesem Wege besser vorwärts kommt, so besteht kein durchschlagender Grund, dem entgegenzuwirken. Wir brauchen aber deshalb unsre Meinung nicht zu verleugnen, daß die Regierung wahrscheinlich sehr bald von einer Methode zurückkommen wird, die mit der tatsächlichen Entwicklung in Widerspruch steht. Die Verfassung hat nun einmal neben die Regierung die Volksvertretung als gleichberechtigten Faktor der Gesetzgebung gestellt, und man wird auf die Dauer nur etwas Brauchbares schaffen können, wenn dieser andre Faktor in jeder Beziehung richtig gewürdigt wird. Dazu gehört, daß er nicht nach dem beurteilt wird, was er der staatsrechtlichen Theorie entsprechend sein soll, sondern nach dem, was er wirklich ist. Wenn das richtig ist, so wird eine Regierung, wenn sie nicht von der Hand in den Mund leben und die Durchbringung ihrer Vorschläge von Zufällen abhängig machen will, Einfluß auf die Kanäle suchen müssen, aus denen Bestand und Wesen der Volksvertretung gespeist wird. Darum sprechen wir ganz ruhig die Ansicht aus, daß die Zeit kommen wird, wo man es als einen Fehler erkennen wird, in einer solchen Frage wie das Wahlrecht die Kreise der öffentlichen Meinung, die die Regierung über kurz oder lang doch braucht, solange im Dunkeln gelassen zu haben. Gegenwärtig ist eine doppelte Wirkung dieser völligen Ungewißheit, was nun eigentlich beabsichtigt

wird, zu beobachten. Gelobt wird die Regierung wegen ihrer „Zugeknöpftheit" von denen, die überhaupt wünschen, daß aus der ganzen Sache nichts wird. Sie können nur daraus Nutzen ziehen, wenn Reformvorschläge, denen sie unsympathisch gegenüberstehen, möglichst unvorbereitet zur öffentlichen Diskussion gelangen. Andrerseits wird das Schweigen der Regierung von der radikalen Opposition in zwiefacher Weise ausgenutzt, einmal um das Mißtrauen ihrer Kreise zu verschärfen, da die Regierung augenscheinlich an die Reform nur widerwillig und unentschlossen herantrete, sodann um für die Gedanken, die in der Regierungsvorlage in keinem Falle vertreten sein werden — die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen —, desto schärfer zu agitieren und die radikalen Wahlrechtsstürmer zu einer geschlossenen Phalanx zu sammeln. Demgegenüber sind die Freunde einer besonnenen, auf dem Boden der Verfassung bleibenden, demokratisierenden Tendenzen abholden Reform übel dran; denn es kommt nicht mehr darauf an, über eine strittige Frage Meinungen zu äußern, wie sie natürlich jeder politisch Gebildete haben kann und wird, — dazu ist es jetzt zu spät, — sondern die öffentliche Meinung auf ein praktisch brauchbares, tatsächlich vorgestecktes Ziel zu lenken.

So ist denn die Wahlrechtsreform einstweilen noch streng gehütetes Geheimnis der preußischen Staatsregierung. Der Landtag hat sich einstweilen mit dem Etat zu beschäftigen. Wieder weist der Staatshaushalt ein Defizit auf, aber die dichten Wolken der Finanzkalamität beginnen sich doch zu zerteilen. Durch die Erhöhung der Beamtengehälter sind dem Staat neue Lasten auferlegt; trotzdem ist eine Verringerung des Defizits zu erwarten. Auch wird hoffentlich die Hebung der allgemeinen Geschäftslage zu einer günstigeren Gestaltung der Staatsfinanzen beitragen.

Im Reichstag hat man sich unterdessen mit Interpellationen beschäftigt und die Beratung der Strafprozeßordnung begonnen. Die beiden Interpellationen, die zu sehr lebhaften und interessanten Debatten führten, betrafen die mecklenburgische Verfassungsfrage und die angeblichen „Maßregelungen" von Reichsbeamten — nämlich Beamten der Reichspostverwaltung — in Oberschlesien. Auf die materielle Bedeutung der Erörterungen über die mecklenburgische Verfassung wollen wir an dieser Stelle nicht eingehen, sondern nur kurz referierend bemerken, daß aus den Erklärungen vom Bundesratstische eine Tatsache zu entnehmen war: Zu einem Eingreifen des Reichs in den mecklenburgischen Verfassungsstreit wird es, wenn die Sache nicht eine neue, ganz unvorhergesehene Wendung nimmt, nicht kommen. Ein Fall im Sinne der Art. 76 der Reichsverfassung liegt hier nicht vor. Es gibt in der Reichsverfassung überhaupt keine Bestimmung, wonach ein Einzelstaat von Reichswegen gezwungen oder überhaupt veranlaßt werden kann, seine Verfassung nach bestimmten Gesichtspunkten abzuändern oder eine neue Verfassung einzuführen. Daher sind die Besprechungen der mecklenburgischen Angelegenheit im Reichstage zwar interessant, aber praktisch gänzlich bedeutungslos gewesen.

Man hat sich dann im Reichstage, wie erwähnt, mit den sogenannten „Maßregelungen" von Beamten in Oberschlesien beschäftigt. Die Maßregelungen bestanden in Versetzungen in ein Amt von gleichem Rang und Einkommen in einem andern Landesteil. Das Recht, in dieser Weise über Beamte zu verfügen, steht dem Staat unzweifelhaft zu. Es sind nur wenige Kategorien von Beamten, die diesem Recht des Staates nicht ohne weiteres unterworfen sind; die Reichspostbeamten und Lehrer gehören jedenfalls nicht dazu. Als Begründung einer solchen Versetzung braucht der Staat nur das Interesse des Dienstes anzusehen; sobald ein solches Interesse nachgewiesen ist, entzieht sich die Sache überhaupt der öffentlichen Kritik und von einer Verletzung irgendwelcher

Rechte kann vollends keine Rede sein. Den Charakter der Strafe oder Maßregelung haben Versetzungen an sich nicht; ob sie so wirken, hängt von besonderen Umständen ab. Vernünftigerweise aber kann man von „Strafversetzungen" — ein Begriff, den das offizielle Recht überhaupt nicht, sondern nur das praktische Leben im Hinblick auf die tatsächliche Wirkung geschaffen hat — nur sprechen, wenn die Versetzung in anerkanntermaßen unangenehme Verhältnisse verfügt wird, um einen persönlich mißliebigen Beamten seine Abhängigkeit fühlen zu lassen, nicht aber dann, wenn ein Beamter an einen anderen Ort versetzt wird, um ihn Einflüssen zu entziehen, die nach sachlichen Erwägungen mit dem Interesse des Dienstes nicht vereinbar sind. Ein Beamter, der in den Ostmarken das Polentum unterstützt, handelt tatsächlich dem Interesse des Staats entgegen, mag seine Handlungsweise auch vielleicht persönlich entschuldbaren und auf ehrenhaften Motiven beruhenden Irrtümern entspringen. Wenn der Staat einen solchen Beamten, ohne ihn sonst zu schädigen, aus einer Umgebung herausnimmt, wo er solchen Irrtümern ausgesetzt ist, und ihn an einen Platz stellt, wo er dem staatlichen Interesse nicht mehr schaden kann, so ist das nicht nur nach formellem Recht unanfechtbar, sondern auch vernünftig und pflichtgemäß. Darin einen Eingriff in die Wahlfreiheit der Beamten zu sehen, ist einfach lächerlich. Daß das Zentrum darin eine Störung seiner eignen Polenpolitik, die auf eine direkte Unterstützung landesverräterischer Tendenzen hinausläuft, empfindet, gereicht der Staatsregierung nur zum Lobe und zur Ehre. Von freisinniger Seite lieferte der Abgeordnete Schrader den schlagenden Beweis für unsre neuliche, manchem vielleicht zu schroff erscheinende Behauptung, daß der Freisinn nun wieder in seine alte politische Unfähigkeit zurücksinken werde. Der Ausspruch des Herrn Schrader, daß die Wahlfreiheit wichtiger sei als die Polenfrage, stand wieder ganz auf der Höhe dieser unverbesserlichen Doktrin. Der Staat soll also ruhig mitansehen, daß seine Beamten in einer Sache, die mit Parteiüberzeugungen gar nichts zu tun hat, ihm entgegenarbeiten, nur weil gewisse Leute von der Polenfrage noch immer nichts begriffen haben. Die Raben krächzen wieder um den Berg, in den sich der freisinnige deutsche Michel wieder zum sanften Schlummer auf dem Kissen seiner Doktrin zurückgezogen hat.

In den Reichslanden ist auf den Briefwechsel zwischen Staatssekretär und Bischöfen über die Frage des Lehrervereins ein weiterer zwischen Statthalter und Bischöfen gefolgt. Die Regierung wird hoffentlich ihre Autorität auch weiter so fest und energisch vertreten, wie es in den Briefen geschehen ist. Die Antworten und weiteren Erklärungen der Bischöfe versuchen ihren Standpunkt zu behaupten, indem sie den eigentlichen Übergriff in die Rechte des Staates zu vertuschen und hinwegzuinterpretieren versuchen und nur auf ihrem Recht bestehen, die Lehrer vor religiösen Gefahren zu „warnen". Das widerspricht aber den Tatsachen. Es war keine Warnung, sondern ein Verbot unter Zugrundelegung roh beleidigender Angriffe auf Andersdenkende. Dieser Tatbestand darf nicht verwischt werden.

Die Wirtschaftsentwicklung als Boden für die kommenden Lohnkämpfe. Die bedeutsamste Erscheinung unseres wirtschaftlichen Lebens ist zweifellos die sich allenthalben bemerkbar machende Vorbereitung für große Lohnkämpfe im Jahre 1910. So hat am 11. Januar die Landeskonferenz der Bergarbeiter im Königreich Sachsen anerkannt, daß „angesichts der zukünftigen Kämpfe gegen die Unterdrückungspolitik der Bergherren ein Extrabeitrag zur Stärkung der Kampffonds" nötig sei. Die Lohnkämpfe haben ihren natürlichen Boden in der aufsteigenden Konjunktur, sie sind das übliche Kennzeichen

einer günstigen Wirtschaftsentwicklung. Diesmal dürften sie frühere Ausstände an Größe übertreffen. Die Arbeiterführer werden sicherlich das vorzügliche Agitationsmaterial, das ihnen u. a. durch die Ablehnung der Erbschaftssteuer in die Hand gegeben ist, gründlich ausnutzen. Diese Lohnkämpfe müssen die starke, durch die Reichsfinanzreform schon über das zulässige Maß hinaus verursachte Belastung von Handel und Industrie noch weiter erhöhen. Daß aber eine Schädigung des Erwerbslebens auch die Allgemeinheit auf das schwerste schädigt, ist bekannt und wird auch in der Thronrede, mit der der Kaiser den preußischen Landtag eröffnet hat, unterstrichen.

Der Gang des deutschen Wirtschaftslebens im Jahre 1909 bietet sowohl für sich betrachtet als auch im Zusammenhange mit den ausländischen Waren- und Geldmärkten eine Reihe bemerkenswerter Erscheinungen. Obwohl die auf die moderne Wirtschaftsweise sich gründende Wellenlinie der Konjunktur im neunzehnten Jahrhundert ein eigenartiges, regelmäßiges Auf und Nieder zeigt, so schafft doch die zunehmende Industrialisierung wichtiger Kulturstaaten, die zunehmende Kapitalisierung in der Wirtschaftsweise immer neue Momente, die jeder von Hochkonjunktur zu Hochkonjunktur reichenden Konjunkturkurve ein neuartiges, eigenes Gepräge verleihen. Man rühmt der Kartellpolitik nach, sie nehme den Krisen ihre Schärfe. Wenn man sich dieser Ansicht überhaupt anschließen will — die Vorgänge in den Vereinigten Staaten von Amerika scheinen ihre Richtigkeit nicht zu bestätigen —, so tauschen wir jedenfalls gegen den schärferen Rückschlag ein viel längeres Stagnieren des wirtschaftlichen Lebens während der sogenannten Depression ein. Die Weltwirtschaftskrise 1907 ist in Deutschland nicht annähernd so stark zum Ausbruch gekommen wie in den Vereinigten Staaten von Amerika, dem Lande, wo die Zentralisation der Unternehmungen die schärfsten Formen angenommen hat. Dort aber zeigte das Jahr 1909 bereits wieder Erscheinungen, die an die eben erst überwundene Hochkonjunktur erinnern! Im Gegensatz dazu schleppen wir uns nun schon fast zwei Jahre in der Depression hin. Denn es ist völlig ausgeschlossen, das Jahr 1909 bereits als das erste eines neuen Aufschwungs zu bezeichnen. Gewiß, es gibt eine Reihe von Anzeichen dafür, daß der Tiefpunkt auch bei uns entschieden überwunden ist, doch hat es anderseits den Anschein, als sollte auch das soeben begonnene Jahr in einer Aufwärtsbewegung zu neuer Hochkonjunktur durch Lohnkämpfe in wichtigen Zweigen der Industrie behindert werden.

Wenn wir im folgenden in großen Zügen einen Überblick über das verflossene Wirtschaftsjahr geben wollen, so können wir zur Stützung unserer Auffassung von der Statistik nur einen sehr beschränkten Gebrauch machen. Durch vollendete oder drohende Maßnahmen der Gesetzgebung im In- und Auslande, durch tiefgreifende Neuerungen in der Bankpolitik und aus weiteren Gründen sind so erhebliche Veränderungen der üblichen Vergleichsziffern herbeigeführt worden, daß die Brauchbarkeit statistischer Unterlagen vermindert, zum Teil sogar gänzlich aufgehoben worden ist.

Die umfassenden Bilanzstatistiken der deutschen Kreditbanken von Lansburgh und besonders die von der Reichsbank für die Zwecke der Bankenquete ausgearbeiteten, die sich auch auf die deutschen Kreditgenossenschaften erstrecken und ein vorzügliches Material in bisher nicht gekanntem Umfange beibringen, haben von neuem deutlich erwiesen, wie wenig vergleichbar bei der Mannigfaltigkeit des heute üblichen Bilanzschemas die Bilanzen unserer Kreditinstitute sind. Auch die sogenannten Zweimonatsbilanzen der größeren Banken haben das bewiesen. Sie versprechen allerdings, vorausgesetzt daß ihre Form wesentlich erweitert wird, ein

außerordentlich wertvolles Mittel zur Beurteilung des Wirtschaftslebens zu werden. Vorläufig haben sie nur das eine dargetan, daß sich die Liquidität der Berliner Großbanken gar nicht oder, wenn man einen milderen Maßstab anlegt, nur wenig gebessert hat. Besonders unangenehm fühlbar macht es sich, daß infolge der Novelle zum Wechselsteuergesetz, die alle länger als fünfundneunzig Tage laufenden Wechsel der doppelten Steuer unterwirft, die zuverlässige Errechnung des Wechselumlaufs, des wichtigen Gradmessers zur Beurteilung der Wirtschaftslage, unmöglich geworden ist.

Die bevorstehenden Änderungen in der äußeren Handelspolitik der Vereinigten Staaten von Amerika und Englands haben gegen Ende des Jahres die Wareneinfuhr im Widerspruch mit den augenblicklichen Bedürfnissen und der Kaufkraft der Konsumenten stark gefördert.

Die Bewegung der Devisenkurse in Deutschland ist ebenfalls mit großer Vorsicht zu beurteilen, da die Reichsbank im Jahre 1909 in völliger Änderung ihrer bisherigen Politik durch einen eigenen Vertreter auf dem Devisen-Markte der Berliner Börse in großzügiger Weise und mit bestem Erfolge auf die Preisgestaltung der Auslandswechsel und die Goldbewegung bestimmenden Einfluß zu gewinnen suchte.

Die Entwicklung im einzelnen stand im ersten Drittel des Jahres unter der Einwirkung der wenig günstigen politischen Weltlage. Das zielbewußte Eintreten Deutschlands für Österreich-Ungarn hatte zwar praktisch ernste kriegerische Verwicklungen unwahrscheinlich gemacht. Die Unsicherheit hielt jedoch längere Zeit an und trug zur Verschärfung der teilweise trostlosen Lage des Erwerbslebens bei. Viel war die Rede von finanzieller Mobilmachung unter Hinweis auf das systematische Ansammeln eines abnormen Goldvorrats seitens der Bank von Frankreich und die Erhebung der deutschen Reichsbanknoten zum gesetzlichen Zahlungsmittel vom 1. Januar 1910 ab. Sobald jedoch die politische Lage geklärt war, trat eine langsame Belebung der industriellen Tätigkeit ein. Am günstigsten ist die Elektrizitätsindustrie über die wirtschaftliche Depression hinweggekommen, da es ihr gelang, den Ausfall an Auslandsaufträgen durch intensivere Tätigkeit im Inlande, besonders durch den Bau der sogenannten Überlandzentralen, auszugleichen.

Auch die Textilindustrie zeigte eine wenn auch mäßige Erholung. Von der allgemeinen Besserung in Industrie und Handel mußte naturgemäß die Seeschiffahrt Nutzen ziehen. Schwer zu kämpfen hatten die für das deutsche Wirtschaftsleben bedeutendsten Industrien, die Eisenindustrie und der Kohlenbergbau. Die Ursachen für diese Entwicklung möchten wir als ein Hauptcharakteristikum und eine Eigenart der gegenwärtigen Depression bezeichnen: die Wirkungen der Kartellpolitik. Das Kontingentierungssystem des Kohlensyndikats hatte in den letzten Jahren die Bildung von Hüttenzechen gefördert. Die Kontingente der Kohlenproduktion für den eigenen Bedarf dieser Werke war so hoch bemessen, daß die Werke die Herabsetzung der Kontingente für den fremden Bedarf kaum spürten, während die reinen Zechen darunter schwer litten und so schließlich ein Interesse daran hatten, daß die Preise für Kohle und Koks ermäßigt wurden. Eine übertriebene Preispolitik führt notwendig zu dem gleichen Ergebnis: durch zu hohe Preise wird neue Konkurrenz herangezogen, die durch Herabsetzung der Preise bekämpft werden muß. Will man den Kampf vermeiden und nimmt man die neuen Konkurrenten in den Verband auf, so muß, wenn die Preise zunächst hoch gehalten werden sollen, die Produktion beschränkt werden. Dadurch wird jedoch die Rentabilität der großen Werke stark beeinträchtigt, so daß der Verfall der Verbände und mit ihm der Rückgang der Preise über kurz oder lang eintreten

muß. Das Jahr 1909 hat mehrere Beispiele für diese Entwicklung der Kartellbewegung gebracht und damit gleichzeitig den Kartellgegnern die Beruhigung verschafft, daß eine rücksichtslose Ausnutzung der Monopolstellung der Kartelle automatisch begrenzt ist. Das zeigen vor allem die krisenhaften Erscheinungen in der Kaliindustrie. Aber auch die Stein- und Braunkohlen-, die Salpeter- und Zementindustrie haben teils ein Durchbrechen der Kartellpolitik, teils einen völligen Zusammenbruch der Verbände erlebt.

Von dem im ganzen wenig günstigen Bilde heben sich als auffälliger Kontrast die Vorgänge an der Börse ab. Das Wirtschaftsjahr 1909 stand im Zeichen einer außergewöhnlichen Spekulation. Fehlte für den hierbei betätigten grenzenlosen Optimismus im deutschen Wirtschaftsleben — abgesehen von der günstigen Verfassung des Geldmarkts — nahezu jede Grundlage, so mußten außerhalb Deutschlands schwerwiegende Motive vorhanden sein, wenn nicht der Philosoph Wundt recht behalten soll, der den periodischen Wechsel von Aufschwung und Depression im wesentlichen auf Gefühlsvorgänge, auf massenpsychologische Vorgänge zurückführt.

Die Entdeckung der Diamantfelder in Deutsch-Südwestafrika gab den ersten Anstoß zu einer beispiellosen Spekulation in den Wertpapieren alter und mit fieberhafter Eile neu gegründeter Kolonialunternehmungen. Mit allen Mitteln einer ausartenden Spekulation wurde gearbeitet; Sensationsnachrichten wurden verbreitet, deren Berichtigung bei der Größe der Entfernung längere Zeit in Anspruch nahm. Hausse und Baisse wechselten schnell miteinander ab, aber der Optimismus behielt doch immer die Oberhand. Die Anteile der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika stiegen, um nur ein Beispiel herauszugreifen, im Februar auf 500 Prozent, acht Wochen später standen sie bereits auf 1000 und nun wurde mit Bestimmtheit verbreitet: die Anteile steigen weiter auf 2000 (!), und der Rummel wurde auch programmäßig zu Ende geführt, die Anteile stiegen tatsächlich Mitte Juni bis auf etwa 2000 Prozent. Bis zum Jahresschluß sind sie dann wieder um einige 100 Prozent gefallen, nachdem endlich alle unwahren Gerüchte klargestellt waren.

Neue Anregung erhielt die Spekulation durch die entschiedene Besserung der Wirtschaftslage in den Vereinigten Staaten von Amerika im zweiten Halbjahr 1909. Die in New York stark engagierte deutsche Spekulation benutzte die dort gemachten Gewinne als Grundlage für neue Spekulationen an der Berliner Börse. Aber allein schon die Gewißheit, daß der Aufschwung in Amerika auf gesunder Basis ruhte, nämlich auf der reichen Getreideernte, mußte der Spekulation Anregung und Sicherheit bieten, wenn man den enormen Einfluß Amerikas auf das europäische Wirtschaftsleben überhaupt und die Geldmärkte im besonderen berücksichtigt.

So waren also ökonomische Tatsachen als Anlaß vorhanden; daß sich aber die Haussespekulation fast auf die ganze Linie der Dividendenwerte übertrug, bewies, daß die psychologischen Momente doch die Oberhand über die ruhige wirtschaftliche Überlegung gewonnen hatten. Die Rentabilität vieler Industrieaktien betrug Ende des Jahres unter Zugrundelegung der letzten Dividenden zwischen 4 und 5 Prozent. In solchen Kursen sind also die Chancen einer späten Zukunft bereits eskomptiert.

		Harpener	Phoenix	Dt.-Luxemburg	A. E. G.	Auer
Kurssteigerung vom 31./12. 08 bis 31./12. 09	%:	18,60	45,50	64,65	45,20	287,00
Letzte Dividende	%:	8	9	10	13	50
Verzinsung am 31./12. 09	%:	3,8	4,0	4,5	4,9	7,6

Die Lage des Geldmarktes bot insofern besonderes Interesse, als die Reichsbank genötigt war, bald nachdem eine Besserung der industriellen Lage ein-

eingetreten war, ihren Diskont — am 11. Oktober — auf 5 Prozent zu erhöhen. Hierin sowohl, wie in der überaus starken Anspannung des Reichsbank-Status vom 31. Dezember, die ohne Heranziehung ausländischen Kapitals durch die Großbanken noch erheblich ungünstiger ausgefallen wäre, zeigte es sich, daß sich während der Depression das Mißverhältnis zwischen Kapitalbildung und Kapitalbedarf noch immer nicht wesentlich gebessert hat. Auch die geringe Liquidität der Großbankausweise deutet darauf hin. Diese Verhältnisse rechtfertigen es, daß, wie schon im Jahre 1908, so auch im Berichtsjahre die Reform unserer Bankpolitik und der Kreditorganisation im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gestanden hat. Es ist das unbestreitbare Verdienst des Grafen Kanitz und seiner Anhänger, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise durch die bekannte Interpellation im Reichstage vom 14. Januar 1908 auf die Bedeutung der Bankpolitik für das Wirtschaftsleben gelenkt und die Anregung zur Einberufung der Bankenquete gegeben zu haben. Es gibt kaum etwas Bedeutsameres für das Wirtschaftsleben als die Rolle, die die Zentralnotenbank in dessen Mitte spielt. Dieser Bedeutung entsprechend haben wir uns im Laufe des vergangenen Jahres wiederholt mit den Verhandlungen der Bankenquete beschäftigt.

Unsre Ausführungen zur Frage der Regelung des Depositenwesens sind in einer „Zusammenstellung der wichtigsten Äußerungen in Literatur, Presse, Parlament und Bankenquete", die in der Reichsbank bearbeitet worden ist, aufgenommen worden.

Wir haben nur noch nachzutragen, daß das voraussichtliche Ergebnis die freiwillige Erweiterung und Vereinheitlichung des Bilanzschemas der Banken sowie die Einsetzung eines Bankbeirats sein dürfte, der die Entwicklung des Bankwesens verfolgen und durch Bearbeitung von Statistiken übersichtlich zur Darstellung und zur Veröffentlichung bringen soll. Wenn sich der Bankbeirat die Arbeiten, die in der Reichsbank für die Zwecke der Bankenquete angefertigt worden sind, zum Muster nähme, so könnte er sehr wohl der deutschen Volkswirtschaft wertvolle Dienste leisten. Gleichzeitig soll eine Kontrollinstanz für das Wechselobligo geschaffen werden — den letzten Anstoß hierzu gaben die bekannten Zusammenbrüche im Berliner Holzhandel —, wie sie seit etwa vier Jahren bereits bei der Österreichisch-ungarischen Bank besteht. Die Reichsbank soll durch Vertrag mit möglichst vielen Firmen aus dem ganzen Reiche das Recht erhalten, jederzeit Auskünfte über das Wechselobligo einfordern zu dürfen. Diese Einrichtung könnte jedoch bald unbequem werden und zu dem Versuch verleiten, nach berühmten Mustern — wir denken an die Politik süddeutscher Notenbanken — die Wechsel der Kundschaft nicht zu diskontieren, sondern zu lombardieren. Dieser Möglichkeit muß rechtzeitig durch geeignete Bestimmungen vorgebeugt werden.

Bei Eröffnung der Bankenquete erklärte die Regierung, daß an den Grundlagen der Bankverfassung und -politik nichts geändert werden solle. Tatsächlich hat jedoch die Bankpolitik eine völlige Umgestaltung erfahren. Das trifft besonders für die Devisenpolitik zu. Während die Reichsbank noch vor zehn Jahren in ihrer Jubiläumsdenkschrift schrieb, daß die volkswirtschaftlichen Aufgaben der Bank einen Bestand an Auslandwechseln von durchschnittlich nur etwa 1 Prozent rechtfertigen, dürfte dieser Prozentsatz heute das Zehnfache oder unter Hinzurechnung der Guthaben im Auslande das Dreizehn- bis Fünfzehnfache betragen. Wenn die Goldpolitik noch nicht einen entsprechenden Erfolg gehabt hat, so ist das darauf zurückzuführen, daß der deutsche Geldmarkt eben noch immer in starker Abhängigkeit von London steht. Noch haben wir keinen eignen Goldmarkt, noch ist in England das Problem der Goldreserve nicht gelöst; es herrscht noch keine Einigkeit über die Frage, ob die Vermehrung der Goldreserve durch Verstärkung der Zentral-

reserve bei der Bank von England geschehen soll, oder ob die übrigen Banken als Deckung für ihre Verbindlichkeiten einen bestimmten Prozentsatz in Gold als zweite Reserve zurücklegen sollen. „Wie weit eine praktische Lösung des Problems," so schreibt die Reichsbank, auf unsere Verhältnisse zurückwirken wird, hängt von ihrem Ausfall ab. Sollte es gelingen, eine größere Stetigkeit des Zinsfußes in England zu erzielen, so würde das wohl auch auf die Entwicklung in Deutschland nicht ohne Einfluß bleiben." Hemmend für die deutsche Bankpolitik kommt hinzu, daß die Diskontpolitik in England zu politischen Demonstrationen mißbraucht und anstatt in den Dienst der Allgemeinheit in den der Finanzwelt gestellt worden ist zur Erleichterung der gewaltigen Effektenemissionen.

Für die deutschen Banken ist das Jahr 1909 recht erfolgreich gewesen; sie konnten nicht nur die umfangreichen Neuemissionen mit gutem Gewinn unterbringen, sondern es gelang ihnen auch, in dem allgemeinen Spekulationsfieber alte Bestände an Wertpapieren zu räumen. Der Konzentrationsprozeß im Bankgewerbe hat weitere Fortschritte gemacht. 60 Bankfirmen gingen in 38 Banken auf, die Gesamtsumme der Kapitalserhöhungen betrug bei 22 Banken über 123 Millionen Mark. Dabei ist bemerkenswert, daß der Schwerpunkt der Konzentration diesmal in der Provinz lag. Die natürliche Reaktion auf diesen unaufhaltsamen Aufsaugeprozeß, der die Aussichten der Bankangestellten auf Selbständigkeit immer mehr verringert, ist der rasche Zusammenschluß der Bankbeamten im Deutschen Bankbeamten-Verein, der in den letzten drei Jahren 10 000 Mitglieder gewonnen hat und im Jahre 1909 die Zahl 20 000 erheblich überschritt, ein für einen Fachverein äußerst bemerkenswertes Resultat. Die Politik des Vereins kann geradezu als vorbildlich für ähnliche Organisationen gelten, da der Verein als ehernes Grundgesetz die Erhaltung des besten Verhältnisses zu den Chefs und Bankleitungen in sein Programm aufgenommen hat und dieses Gesetz auch stets aufrecht zu erhalten gewußt hat, ohne den wirtschaftlichen Fortschritt der Beamten dadurch aufzuhalten.

Von größter Bedeutung gerade für das Wirtschaftsleben sind die Pläne der Regierung zur Entlastung des Reichsgerichts. Es wird beabsichtigt, das Rechtsmittel der Revision in allen Fällen auszuschließen, wo die Entscheidungen des Landgerichts und des Oberlandesgerichts übereinstimmen. Von Juristen und Volkswirten ist gegen diesen Plan mit Recht energisch protestiert worden. Das wirtschaftliche Leben strebt nach immer größerer Vereinheitlichung der Rechtsnormen innerhalb der Reichsgrenzen. Dazu genügt nicht, daß die Materien reichsgesetzlich geregelt sind, sondern es muß eine einheitliche Rechtsprechung hinzutreten, die nur durch den Appell an das Reichsgericht gewährleistet werden kann. Eine weitere Durchbrechung des Rechts der drei Instanzen würde eine Rechtsunsicherheit zur Folge haben, die wieder dem gewerblichen Leben den größten Schaden zufügen würde. Gegen die Absicht der Regierung spricht vor allem die Tatsache, daß das Reichsgericht sehr häufig übereinstimmende Entscheidungen beider Vorinstanzen aufgehoben hat. Ferner wird von Juristen selbst mit Recht darauf hingewiesen, daß die Versuchung für die Oberlandesgerichte, sich durch Anschluß an das Urteil der Vorinstanz der reichsgerichtlichen Kontrolle zu entziehen, gar zu groß sein würde. Welch ein Widerspruch: Im Inlande soll die Rechtseinheit beschränkt werden, während die Regierung gleichzeitig bemüht ist, das Zustandekommen eines Weltwechselrechts zu fördern.

Wir möchten das Ableben zweier markanten Persönlichkeiten der Finanzwelt hervorheben, zumal da die Frage des Nachwuchses für Leiter in Industrie und Bankwelt ein aktuelles Problem ist. In Wien verstarb Theodor Ritter von Taussig,

der Gouverneur der Österreichischen Boden-Kredit-Anstalt. Eine Fülle glänzender Fähigkeiten war in ihm vereinigt, er galt unbestritten als das größte Finanztalent des Wiener Platzes. Freilich entwerfen die Kritiker von Taussigs Charakter ein wenig anziehendes Bild: Er war wenig wählerisch in seinen Mitteln und ein Künstler in der Interpretation von Verträgen! Rücksichtslos schritt er seinen Weg, kaufmännische Treue war für ihn ein wenig bekannter Begriff. Man findet die Ansicht weit verbreitet, daß das Genie Spielraum haben und sich über die landläufigen Moralbegriffe hinwegsetzen müsse. Nun, Ernst von Mendelssohn-Bartholdy, der Seniorchef des Bankhauses Mendelssohn u. Co., mit dessen Ableben die deutsche Finanzwelt einen ihrer hervorragendsten Vertreter verloren hat, scheint das Gegenteil bewiesen zu haben. Geniale Großzügigkeit war auch ihm in hohem Maße eigen. Er hat es verstanden, durch eigene Arbeit und geschickte Auswahl von Mitarbeitern die Weltstellung des Hauses Mendelssohn nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern kräftig zu fördern trotz der gewaltig anwachsenden Kapitalkraft der Großbanken. Dabei verkörperte er eine seltene Vornehmheit der Gesinnung, die mit seiner geschäftlichen wie privaten Handlungsweise, nicht zuletzt in seiner einzig dastehenden Fürsorge für die Beamten der Bank zum Ausdruck kam.

Verstaatlichung des Notariats. Seit einigen Jahren rückt die Frage immer mehr in den Vordergrund, die Stellung der Notare sowohl mit Bezug auf ihre Beamten-Qualität, wie bezüglich ihrer Anwaltstätigkeit zu ändern. Dabei wird vielfach eine Trennung des Notariats von der Anwaltstätigkeit, vereinzelt Verstaatlichung des Notariats gefordert. Bei dem großen Interesse, die die Frage für das den Notar in Anspruch nehmende Publikum hat, glauben wir der Öffentlichkeit zu dienen, wenn wir aus einer in Kürze erscheinenden Schrift des Notars Lütkemann zu Hannover einige Abschnitte schon heute zur Kenntnis unserer Leser bringen.

Lütkemann sucht die einander widerstrebenden Ansichten zusammenzuführen. Nachdem er die allgemeine Verstaatlichung ablehnt und Vorschläge für einen neuen Vergütungsmodus an die Notare macht, wendet er sich der Zuständigkeit der Notare zu. Die Zuständigkeit sollte erweitert werden.

„Wie wir wissen, schreibt Lütkemann, besteht das Wesen des Notariats darin, daß der Notar zwar auf Grund des ihm von der Staatsgewalt verliehenen Rechts, aber doch nur auf freiwilligen Antrag der Beteiligten Urkunden über rechtserhebliche Tatsachen und Rechtsgeschäfte aufnimmt und dabei die Beteiligten in sachgemäßer Weise berät. Das Konkurs-, Subhastationsverfahren und die Requisitionen, anscheinend auch die Erledigung der Requisitionen von Zeugenvernehmungen in Prozessen .... gehören nicht hierher. Der Notar muß in Wahrheit stets ein Diener der freiwilligen Gerichtsbarkeit im engeren Sinne bleiben; nur so kann er im Segen und zum Nutzen der Einzelnen und damit des allgemeinen Staatswohles wirken. Wenn speziell in Baden die dort mit 1900 erfolgte Neuregelung des Notariatswesens diese Basis verlassen hat — z. T. war es dort auch schon vor 1900 der Fall — so haben die badischen Notare — und wohl auch die badische Bevölkerung — das Unleidliche eines solchen Zustandes längst eingesehen. Ja, sie haben diese Verquickung mit der richterlichen Tätigkeit als so drückend und ihren eigentlichen Beruf so sehr hemmend empfunden, daß sie selbst die Verbindung des Notariats mit der Rechtsanwaltschaft demgegenüber als das dann noch kleinere Übel empfunden haben. Mag das nun auch wohl zu weit gehen, jedenfalls würden, wollte man einer derartigen Kompetenzerweiterung das Wort reden, auch hier wieder ganz heterogene Dinge, die ebenso wie Notariat

und Rechtsanwaltsschaft nichts miteinander gemein haben, miteinander verbunden werden zum Schaden des Einzelnen und der Gesamtheit. Immer soll der Notar, sobald es sich um mehrere Beteiligte handelt, nur auf den freiwilligen gemeinschaftlichen Antrag aller Beteiligten tätig werden, ist und soll sein im eminentesten Sinne des Worts der Vertrauensmann des Publikums in allen Lebenslagen, insbesondere bei der Beratung und Beurkundung über seine wichtigen Rechtsgeschäfte. Diese Vertrauensstellung würde er unweigerlich einbüßen, wollte man ihn gleichzeitig zum Konkurs-, Subhastations- und Requisitionsrichter machen.

Dagegen wird es wünschenswert und erforderlich sein, bei der von mir vorgeschlagenen Neuorganisation auch keinerlei Bedenken unterliegen, daß die Kompetenz der Notare unbedingt und jedenfalls für alle selbständigen Notare dahin erweitert wird, daß sie allein und ausschließlich, nicht mehr in Konkurrenz mit den Gerichten, für alle dem Notariat seinem Wesen nach zugehörigen Geschäfte zuständig sind, insbesondere also für die Aufnahme und Beglaubigung von Urkunden auf dem Gebiete der freiwilligen Gerichtsbarkeit. Namentlich wird der Notar allgemein, wie es heute bereits in denjenigen deutschen Landen, die sich des Vorzugs eines selbständigen Notariats erfreuen, der Fall ist, auch für zuständig erklärt werden müssen, die Beurkundung der Auflassungserklärungen bezüglich der ihren Eigentümer wechselnden Grundstücke zu beurkunden. Wird daneben dann noch die Zuständigkeit der Notare in der Weise ausgedehnt, daß die Notare mehr zu einer schiedsrichterlichen Tätigkeit herangezogen werden, indem insbesondere auch statt des jetzt von dem Kollegialgerichte damit beauftragten Mitgliedes des Richterkollegiums einem bestimmten Notar auf gemeinschaftlichen Antrag der Prozeßparteien die Vornahme der Sühneverhandlung mit den Parteien übertragen wird, so scheint mir im großen und ganzen alles geschehen zu sein, was z. B. für eine angemessene Ausdehnung der Zuständigkeit der Notare in Betracht kommt. Eine etwa noch weitergehende Kompetenz der Notare — man könnte z. B. daran denken, das Grundbuchamt, wie es in einzelnen Bundesstaaten schon der Fall ist, von den Amtsgerichten zu trennen und besonderen Grundbuchbeamten unter Leitung eines auf ein oder mehrere Jahre als Vorsteher zu ernennenden Notars zu überweisen — würde nach Durchführung der geschilderten Neuorganisation die Praxis ergeben. Fraglich könnte es nur sein, ob auch die Anwaltsnotare, die für kleinere Orte beibehalten werden müssen, die gleiche Zuständigkeit erhalten sollen. Ich bin der Ansicht, daß dies im allgemeinen, soweit nicht im folgenden eine Ausnahme gemacht wird, geschehen muß. Allerdings würde mit Rücksicht auf die zufolge der Verbindung des Notariats mit der Rechtsanwaltschaft an den fraglichen Orten eintretende bezw. bestehen bleibende schwere Zugänglichkeit des Anwaltsnotariats und auch mit Rücksicht darauf, daß es immer noch kleinste Amtsgerichtsbezirke geben wird, an denen auch ein Anwaltsnotar keine ausreichende Praxis finden wird, die konkurrierende Notariatstätigkeit nur für solche Amtsgerichte ganz ausgeschlossen werden können, deren Sitz zugleich der Amtssitz eines selbständigen Notariats ist. Wäre sie danach für alle Gerichtsorte, die nicht Sitz eines selbständigen Notariats sind, aufrecht zu erhalten — vielleicht auch noch für diejenigen Gerichtsorte, die nur Sitz eines selbständigen Notariats sind —, so würde sich doch eine Bestimmung dahin empfehlen, daß diese konkurrierende Tätigkeit der Gerichte nur dann Platz greift, wenn die Beteiligten eine Bescheinigung des Notars bezw. seines Bureaus beibringen, daß der am Orte ansässige Notar an der Vornahme des Geschäfts verhindert bezw. abwesend ist."

Auch eine bessere und häufigere Kontrolle der Notare, wie sie bei allen anderen Beamten und Behörden besteht, wird m. E. bei einer Neuorganisation

des Notariats eingeführt werden müssen. In diesem Punkte kann dem Verfasser jener mehr zitierten kleinen Schrift „Gedanken zur künftigen Beamtenpolitik in der Justiz" nur im vollen Umfange beigetreten werden. Es muß ohne weiteres zugegeben werden, daß diese Kontrolle wenigstens in Preußen — von den andern deutschen Bundesstaaten ist es mir nicht bekannt — im Gegensatz zu allen anderen Beamtenklassen und Behörden heute nur eine sehr dürftige ist. Sie wird auch keineswegs immer von den geeigneten Organen, die bis zu einem gewissen Grade auch heute noch vorhanden sind, ausgeübt. Kommittiert z. B. die den Notaren heute zunächst vorgesetzte Behörde, der Landgerichtspräsident, wie es vorgekommen ist, zu der Revision der Notare in ihren Amtsgeschäften Richter, die in der freiwilligen Gerichtsbarkeit vielleicht seit langer Zeit nicht mehr, sondern nur als Prozeßrichter, vielleicht gar nur als Mitglieder einer Strafkammer, tätig gewesen sind, so liegt es auf der Hand, daß eine solche Revision schwerlich eine ordnungsmäßige sein kann. Ebenso muß dem richterlichen Verfasser jener kleinen Schrift zugegeben werden, daß ein Zeitraum von 3 bis 4 Jahren, nach dessen Ablauf bisher erst eine Revision stattzufinden pflegte, in der Tat ein viel zu langer Zeitraum ist. Die selbständigen Notare Rheinpreußens sind denn auch schon direkt darum eingekommen, daß, wie es dort übrigens bis 1903 der Fall war, wenigstens die Revisionen in Stempelsachen öfters stattfinden möchten. Sie haben ja auch selbst ein großes Interesse daran, daß die Revisionen, und zwar nicht nur die Revisionen in Stempelsachen, häufiger vorgenommen werden, da sie die bei den Revisionen wahrgenommenen Versehen — wo kämen solche Versehen nicht vor? — noch eher wieder gutzumachen vermögen.

Was speziell die Kostenberechnungen der Notare anlangt, so wäre es zunächst natürlich höchst wünschenswert, daß die einschlägigen Kostengesetze in eine solch präzise Fassung gebracht würden, daß Zweifel über die Auslegung derselben möglichst ausgeschlossen wären. Leider ist das keineswegs immer der Fall (cf. z. B. § 40 pr. Ger. K. Ges.!), und so kommt es denn in der Tat keineswegs selten vor, daß der eine Notar für dasselbe Geschäft, natürlich bona fide, anders liquidiert, sei es höher, sei es niedriger, als der andere. Daß dies nicht dazu dienen kann, das Vertrauen des Publikums zu den Notaren zu mehren und deren Ansehen speziell in den Augen des weniger gebildeten Publikums zu heben, zumal solange die Notare allein auf die durch ihre Tätigkeit erwachsenden Gebühren angewiesen sind, bedarf keiner Ausführung. Diese Kostenliquidation ebenso wie übrigens die Kosteneinforderung durch eigenes Mahnschreiben und Klage sollte daher auch bei einer Neuorganisation des Notariats den Notaren, was m. E. auch einem Wunsche, wenn nicht aller, so doch gewiß recht vieler Notare entsprechen würde, ganz abgenommen und ähnlich wie bei den Gerichtskosten einem besonderen Rechnungsbeamten, etwa einem Notariats-Rechnungsrendanten, an kleineren Orten nebenamtlich dem Gerichtskassenrendanten, übertragen werden. Dieser Beamte hätte die Kostenliquidationen für die vorgenommenen Notariatsgeschäfte aufzustellen und den Kostenschuldnern in der gleichen Weise wie die Gerichtskostenrechnungen zu übersenden. Dabei würden die Notare immerhin noch verpflichtet werden können, vor der Erteilung von Ausfertigungen oder der Herausgabe der Originale der von ihnen aufgenommenen Urkunden einen Kostenvorschuß, ähnlich dem Gerichtskostenvorschuß, einzuziehen, der nach ihrer überschlägigen Berechnung den wirklichen Kosten gleichkommt. Der durch diesen Kostenvorschuß etwa nicht gedeckte Teil der Notariatskosten müßte dann — natürlich unter Vorbehalt des Beschwerdeweges und unter bestimmten Voraussetzungen auch des ordentlichen Rechtsweges — im

Verwaltungswege eingezogen, der etwa zuviel erhobene Kostenvorschuß aber unter gleichem Vorbehalt von den Notaren zurückgezahlt werden.

Selbst wenn von allen anderen hier in Vorschlag gebrachten Neuerungen nur diese eine erreicht werden könnte, würde ich das gegenüber dem jetzigen Zustande für einen außerordentlich großen Vorzug halten. Würde damit doch nicht nur eine gleichmäßige Liquidation erzielt werden, sondern würde dadurch auch zugleich eine Quelle des, wenn auch noch so unbegründeten, Mißtrauens des minder gebildeten Publikums verstopft und damit auch die ganze Stellung der Notare wesentlich gehoben werden! Ich bin sicher, daß jeder Notar, auch jeder Anwaltsnotar dafür, daß ihm diese doch meist auch recht subalterne Kostenliquidation und Kosteneinziehung für die Notariatsgeschäfte abgenommen würde — für die Einziehung der Kosten besteht eine ähnliche Einrichtung schon z. B. in Braunschweig und Sachsen — dafür bei den gegenwärtigen Verhältnissen gern einen Betrag von etwa 5 Prozent aller ihm jetzt allein zufließenden Gebühren an den Staat zur Besoldung der fraglichen Rechnungsbeamten abführen würde. Der allein schon durch eine solche Neuerung erzielte ideale Vorteil kann m. E. nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Schon vorstehend habe ich erwähnt, daß die Revisionen und die Kontrolle der Notare nicht immer durch die geeigneten Organe erfolgen. M. E. wird es nur eine selbstverständliche Folge der von mir vorgeschlagenen Neuordnung des Notariatswesens sein, durch welche auch der amtliche Charakter des Notars mehr betont wird, daß diese Kontrolle und Revision durch Beamte zu erfolgen hat, die aus der Zahl der Notare selbst ernannt werden. Diesen Beamten — man mag sie nach dem Vorschlage des Verfassers der mehr zitierten kleinen Druckschrift meinethalben als Oberjustizräte oder wie sonst bezeichnen —, von denen für jeden Oberlandesgerichtsbezirk mehrere mit bestimmt abgegrenzten Bezirken, die über den Bezirk eines Landgerichts vielfach hinausgehen können, zu ernennen sein würden, und an deren Spitze etwa ein Notariatsdirektor zu stehen hätte, würde dann neben einem allgemeinen Aufsichtsrechte über die Notare ihres Bezirks auch die Entscheidung auf Beschwerden, auch in Kostensachen, zu übertragen sein. Sie würden auch die Urlaubs- und Vertretungsgesuche der Notare zu entscheiden und alle sonstigen administrativen Anordnungen im Notariatswesen, soweit sich solche der Justizminister nicht selbst vorbehält, zu erlassen, natürlich auch ihrem vorgesetzten Notariatsdirektor bezw. dieser dem Justizminister über das Ergebnis ihrer Revisionen zu berichten haben. Ihnen würde auch eine beschränkte Disziplinarbefugnis über die Notare ihres Bezirks zu übertragen sein, während für das förmliche Disziplinarverfahren aus der Zahl dieser höheren Beamten und der eigentlichen Notare förmliche Disziplinargerichtshöfe gebildet werden müßten.

In kleineren Bundesstaaten würden ähnliche Einrichtungen, eventuell unter Anschluß an die Einrichtungen der benachbarten größeren Bundesstaaten, getroffen werden können.

Wenn durch eine derartige Neuorganisation des Notariatswesens ganz von selbst der amtliche Charakter der Notare etwas mehr als bisher hervorgehoben wird, so wird das m. E. weder in den Augen des Publikums noch bei den Notaren selbst Anstoß erregen. Im Gegenteil würde ich glauben, daß den Notaren mit dieser Neuordnung der Dinge auch der behördliche Charakter dadurch beigelegt werden müßte, daß bei der Erledigung wenigstens einer selbständigen Notarstelle bis zu deren definitiver Wiederbesetzung von Amts wegen ein Verweser derselben aus der Zahl der älteren Gerichtsassessoren, die übrigens zweckmäßig dann den Notariaten, statt wie bisher nur den Gerichten und Staatsanwaltschaften, nach

ihrer Wahl zur Beschäftigung überwiesen werden könnten, bestellt wird, und daß die Notariatsakten der Amtsvorgänger nicht, wie es bisher in Norddeutschland meist der Fall ist, bei den Amtsgerichten, sondern wenigstens für eine bestimmte Anzahl von Jahren von und bei den Amtsnachfolgern asserviert werden müßten. Auch der erste Bureaubeamte wenigstens der selbständigen Notarstellen könnte bei einer derartigen Reform einen mehr amtlichen Charakter erhalten. Er würde — selbstverständlich unter Übernahme der jetzigen bewährten Notariatssekretäre — aus der Zahl der geprüften Justizanwärter zu entnehmen sein, die dann ebenfalls einen Teil ihres Vorbereitungsdienstes auch bei den Notariaten zu absolvieren hätten, und könnte mit gleichem Gehalt wie die Gerichtssekretäre bei der von mir vorgeschlagenen Organisation auch direkt vom Staate besoldet werden. Geschieht dies, so könnte vielleicht auch die schwerfällige und wenig oder gar keine Gewähr bietende Einrichtung der Zeugenzuziehung bei den wenigen noch übrig gebliebenen Geschäften (letztwillige Verfügungen) beseitigt werden, indem der beamtete Notariatssekretär an die Stelle des Zeugen tritt.

Die Neuordnung des Notariatswesens, wie ich sie in vorstehender Darstellung in großen Zügen vorgeschlagen habe, dürfte, wie ich überzeugt bin, eine Besserung gegenüber der heutigen Ordnung der Verhältnisse sowohl und vor allen Dingen in Norddeutschland, aber auch in Süddeutschland enthalten. Von einem derartig neu organisierten Notariat wird dann erst recht gelten, was bei der Beratung des Entwurfs zum bayrischen Notariatsgesetze vom dem m. E. zurzeit allerdings am besten organisierten bayrischen Notariate gesagt wurde, „daß das Publikum in dem Notar einen gewandten, rechtskundigen und entgegenkommenden Notar, einen freundlichen Beamten als Leiter und Berater bei seinen Rechtsgeschäften haben werde, und ein jeder erkennen werde, daß das Notariat nicht bloß eine Notwendigkeit, sondern eine Wohltat für das Volk ist".

Reproduktion und Original

Aus Anlaß der Schwarz-Weiß-Ausstellung der Berliner Sezession

Die Berliner Sezession tut recht daran, alljährlich im Winter graphische Erzeugnisse ihrer Mitglieder und Freunde auszustellen, und sie verdient um so größeren Dank, als der Graphik gegenüber heute mit einem sehr geringen Interesse des Publikums zu rechnen ist. Es gab eine Zeit, da jegliche Reproduktion auf den Stich oder die Ätzung, den Holzschnitt, die Lithographie, auf Aquarell oder Pastell angewiesen war. Und was damals der absoluten Treue der realen Erscheinung abging, wurde gänzlich aufgewogen durch jene unersetzlichen Werte der „gefühlten" Arbeit. Alles, was auf dem Papier wiedergegeben wurde, war durch ein Menschenauge hindurchgegangen; einer Menschenhand überantwortet spürte man an dem Erzeugnis deutlich den Schlag des Blutes. Auch die Reproduktion stand unter den Wirkungen der Persönlichkeit. — Die Photographie hat gründlich damit aufgeräumt. Gewiß, wir haben ihr eine andere Art des Sehens zu danken, eine korrektere; und aus der Malerei der letzten fünfzig Jahre sind die von der Linse erschlossenen Anregungen der Körper, die Richtigstellung der mancherlei optischen Täuschungen gar nicht mehr wegzudenken. Unser Auge ist wirklich ein unvollkommenes Sehorgan, und Helmholtz sagte einmal: Einem Optiker gegenüber, der ihm ein Instrument verkaufen wollte, welches dieselben Fehler hätte wie das Auge, würde er sich berechtigt glauben, die härtesten Ausdrücke über die

Nachlässigkeit seiner Arbeit zu gebrauchen und ihm sein Instrument mit Protest zurückgeben. Die Photographie aber und alle die auf ihr beruhenden Techniken der Wiedergabe errangen die glänzendsten Siege, und ihr Hochstand ist heute bewundernswert. Es dauerte lange, bis man in der vernachlässigten manuellen Graphik jene Werte der Photographie gegenüber erkannte, die nur ihr eignen, und die von dieser gar nicht zu ersetzen sind. Sogleich aber suchte auch der Photograph sein Erzeugnis zu verbessern, und die „künstlerische Lichtbildnerei" wurde verkündet. Man suchte der brutalen Objektivität der Linse die berichtigende Überlegung des erfahrenen und künstlerisch erzogenen Auges entgegenzusetzen, die Platte durch stilisierende Anslassungen und Übertreibungen zu einem Erzeugnis zu zwingen, das die über die Materie frei schaltende Persönlichkeit erkennen ließe. Bis zu einem gewissen Grade kamen wirklich angenehme Leistungen dabei heraus, aber zugleich überschritt man auch die Grenzen, und aus dem Gemisch von Realistik und Stilisierung ergaben sich so verlogene Erzeugnisse, wie man sie etwa auf der Dresdener Photographischen Ausstellung des vergangnen Jahres mit Ärger sehen mußte. Unterdessen aber war das Interesse der Künstler und Laien an der „schwarzen Kunst", nachdem man sich von der anmaßlichen Herrschaft der Photographie einigermaßen befreit hatte, wieder gewachsen. Die Radierung, die Lithographie, der Holzschnitt, auch gehoben durch die Wirkungen der Farbe, schließlich sogar das Aquarell kamen wieder zur Geltung; aber man überließ nunmehr die eigentliche Reproduktion der photographischen Technik, und mit ganz wenigen Ausnahmen sehen wir heute originale, d. h. vom ersten Bildgedanken bis zur letzten Plattenkorrektur dem Künstler angehörende Erzeugnisse der „kleinen" Kunst vor uns. Die Werte der Graphik stiegen so zu unbedingter Gleichberechtigung mit dem Ölbild, wie man es in dieser Allgemeinheit kaum von den besten Zeiten der deutschen Graphik berichten kann. Auch die Künstlerzeichnung als solche kam wieder zu Ehren, und die großen graphischen Ausstellungen der letzten Jahre machten uns mit der Tatsache bekannt, daß es heute tüchtige und besonders jüngere Künstler gibt, die man beinahe nur als Graphiker kennt. Nun gilt es, die Anschauung ins breite Publikum zu tragen, daß auch die beste photographische Reproduktion nach einem Gemälde oder einem Schwarz-Weißblatt nicht im geringsten die Wirkungen auch des nur mittelmäßigen graphischen Erzeugnisses zu erreichen vermag, und daß, wer sich eine Radierung für 30 Mark ins Haus schafft, etwas ungleich Wertvolleres und in der sinnlichen Erscheinung wie der seelischen Wirkung gar nicht mit der gelungensten photographischen Reproduktion Vergleichbares erwirbt, was natürlich an diesem Orte eine unbewiesene Behauptung bleiben muß. Aber es gehört schließlich zu solcher Erkenntnis nur ein offenes Auge und ein einigermaßen feinfühliger Sinn. Daneben freilich, als oft willkommene, aber immer nur untergeordnete Ergänzung einer Sammlung mag die auf der Photographie beruhende Reproduktion ihre Werte behaupten, schon wegen der Leichtigkeit und Billigkeit der Anschaffung. Wer aber kein Geld für ein Ölbild besitzt, wird als künstlerisch ernst zu nehmenden Ersatz niemals dessen schwarze oder farbige Reproduktion erwerben, sondern stets nur ein Werk originaler Graphik. Und so wird auch dem Künstler, dessen Verkaufsmöglichkeiten sich heben würden, in schöner Art gedient.

Ewald Bender

Neue Bücher

Die Redaktion behält sich die Besprechung einzelner Werke vor.

v. Adlersfeld. Die blonden Frauen von Ulmenried. 5. Auflage. Verl. Berlin-Wien. M. 3.—.

Apitz, Ed. Aus Sturm und Stille. Ged. Schultze & Co., Leipzig.

Blomberg, Anna v. Das vornehmste Gebot. II. Auflage. E. Ungleich, Leipzig.

Blomberg, Anna v. Höhenluft. II. Auflage. Ebenda.

Bonus, Arth. Deutsche Weihnacht. R. Piper & Co., München. M. 3.—.

Brehm, Helene. Von heimischer Scholle. Frtedr. Scheel, Cassel. M. 2.—.

Brentano, Franz. Aeniqmatias. Neue Rätsel. C. H. Becker'sche Verl.-Buchhdlg., München.

Brepohl, Friedrich Wilhelm. Die Zigeuner nach Geschichte, Religion und Sitte. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. M. 0.50.

Brettauer, Clotilde. Stefii Werland. Verl. „Harmonie", Berlin. M. 2.—.

Buchsbaum, Rh. Im Wildstöck'l. E. Roth, Gießen. M. 2.40.

Butz, Friedr. Carl. Lieder eines Mannes. Jacob u. Alfr. Mayer, Frankfurt a. M.

Byhan, A. Die Polarvölker. Leipzig, Quelle & Meyer.

Casellas, Raymon. Lazarus' Tod. Herm. J. Frenken, Cöln. M. 3.60.

Christaller, Helene. Ruths Ehe. Fr. Reinhardt, Basel. M. 4.—.

Curt, Ludwig. Durch schillerndes Leben. „Harmonie". 2.50.

Curt, Ludwig. Im Lande der Jugend. „Harmonie", Berlin. M. 2.50.

Dähnhardt, O. Heimatklänge I, „Aus Marsch und Heide". B. G. Teubner, Berlin und Leipzig. M. 2,60.

Diederich, Dr. Benno. Die Hamburger. Blankenese b. Hamburg, Johs. Krögers Buchdruckerei.

Driesmans, Heinr. Judas, II. Aufl. E. Pierson, Dresden. M. 2.—.

Ecard, Ludw. Erlebte Gedanken. Pierson, Dresden.

Felder, Erich. Die Wienerin. Karl Graeser & Co., Wien.

Feldmann, Siegmund. Paris gestern und heut. Kulturporträts. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt Herrmann Ehbock.

Hoffmeister, von. Kairo-Bagdad-Konstantinopel. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Kohler, Dr. F. Das Recht. Sammlung von Abhandlungen für Juristen und Laien. Band I Eugen Ehrlich: Die Rechtsfähigkeit. Band II und III M. Liepmann: Die Beleidigung. Band IV Max Burckhard: Der Richter. Band V und VI von der Borght: Das Recht des Handlungsgehilfen. Band VII Albert Osterrieth: Kunst und Recht. Berlin, Puttkamer & Mühlbrecht.

Küchler, Carl. Wüstenritte und Vulkanbesteigungen auf Island. Altenburg, Stephan Geibel.

Lauterer, J. China, das Reich der Mitte einst und jetzt. Leipzig, Otto Spamer.

Miethe, A. Unter der Sonne Ober-Aegyptens. Berlin, Dietrich Reimer.

Rausnitz, Julius. Das eigenhändige Testament. Muster und Ratschläge für seine Errichtung.

Wassiljew, W. P. Die Erschließung Chinas. Deutsche Bearbeitung von Dr. Rudolf Stube. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.

Wilms, Julius. Die Abstammung und Entwicklung der Tiere und des Menschen. Gotha, Richard Wöpke.

Zeller-Sala. Das Deutsche Reich. Band I und II. Leipzig, J. J. Weber.

Verantwortlich für den politischen Teil: George Cleinow in Berlin-Schöneberg, für den nichtpolitischen Teil: Dr. Paul Mahn in Charlottenburg-Westend. Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Stellennachweis

für akademisch Gebildete und Offiziere a. D.

Bis zu 3 Zeilen 2 M., jede weitere Zeile 1 M.

Sachverständiger Rat in Bergwerks- und Berggerechtsams-Angelegenheiten, Gutachten, Rentabilitätsberechnungen, Revisionen usw. durch höheren Staatsbeamten a. D. Anfragen unter F. R. 1 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Literarische Beschäftigung (militaria) für nationale Blätter sucht Oberst a. D. Anfragen unter L. M. 441 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Literarische Beschäftigung (histor.) sucht Offizier a. D. Anfragen unter H. O. 299 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Lehrerin, wissensch. gepr., evang., 26 Jahre, energisch, engl., franz. perfekt, sucht Stellung zum 1. April d. J. nach Provinz bei freier Station und 800 M. Gehalt. Gefl. Offerten an Parschat, Pankow-Berlin, Breitestraße 3 a.

Als Rechnungsführer sucht sprachgewandter (engl., franz.) Major z. D. Stellung. Anfragen unter A. R. 345 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Bei städtischer Verwaltung eingearbeiteter Major a. D. sucht sich literarisch zu betätigen. Anfragen unter S. B. 319 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Übersetzungen, französisch, englisch, italienisch, holländisch, besonders über Kunst. Anfragen unter N. R. 91 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

In Kommunal- und Polizeidienst ausgebildeter Hauptmann a. D. sucht sich literarisch zu betätigen in Verlag oder Zeitung. Anfragen unter O. B. 132 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Für obige Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.

Civis Germanus

Seit einiger Zeit ſehen wir uns der unerfreulichen und ſogar außerordentlich bedauerlichen Tatſache gegenüber, daß im Ausland tätige Deutſche die Klage erheben, ihre Intereſſen würden vom Reich nicht genügend geſchützt, und daß die amtliche Vertretung der deutſchen Auslandsintereſſen, das Auswärtige Amt, ſich genötigt ſieht, öffentlich einen förmlichen Verteidigungskrieg gegen die Vertreter deutſcher Intereſſen zu führen. Wer trägt die Schuld an dieſem bedauerlichen Streit? Gegenwärtig neigt ſich die Mehrheit der öffentlichen Meinung aus leicht erklärlichen Gründen den Auslandsdeutſchen zu. Es iſt nichts leichter, als die öffentliche Meinung für die Anſchauung zu gewinnen, daß in irgendeinem beſonderen Fall die rührige Energie eines Deutſchen im Auslande an der Bedenklichkeit und dem bureaukratiſchen Eigenſinn der Behörden und ihrer Organe zuſchanden geworden ſei.

Liegt ein ſolcher Fall auch in der Sache der Brüder Mannesmann vor? Das Auswärtige Amt hat dem Reichstage darüber ein Weißbuch unterbreitet, ſo daß man jetzt die Möglichkeit beſitzt, ein ſelbſtändiges Urteil über den Fall zu gewinnen. Ein Umſtand muß zunächſt ein günſtiges Vorurteil für die amtlichen Stellen erwecken, — ein Umſtand, der in anderen Fällen einen Fehler bedeuten könnte, nämlich die große Zurückhaltung, die bisher geübt worden iſt und die dafür Zeugnis ablegt, daß ſich das Amt ſeiner Pflichten in hohem Grade bewußt geweſen iſt. Welche andre Behörde würde leidenſchaftliche Angriffe, die ſogar die perſönliche Ehre und Reputation ihrer Vertreter berührten, ſolange ſchweigend mit angehört und ruhig geduldet haben, daß die öffentliche Meinung einſeitig unterrichtet und daß auf derſelben einſeitigen und offenbar unrichtigen

Grundlage eine Begutachtung der Sache durch die ersten völkerrechtlichen Autoritäten der Welt herbeigeführt wurde? Wenn das Auswärtige Amt nichts dagegen öffentlich unternommen hat, so ist das augenscheinlich geschehen, weil man sich gesagt hat, daß ein Auftreten gegen solche Interessenten immer eine mißliche Sache und solange als möglich zu vermeiden ist, und weiter weil man die Verpflichtung fühlte, selbst in einem Streitfall nicht zu vergessen, daß die Angreifer berechtigten Anspruch auf die äußerste Rücksichtnahme und die Schonung, ja — innerhalb der Grenzen des Möglichen — die Förderung ihrer Interessen hätten. Es kommt natürlich ein Augenblick, wo eine Behörde selbst unter solchen Umständen nicht länger schweigen kann, wo sie um allgemeiner Interessen willen die Verantwortung für die Schädigung besonderer Interessen auf die abwälzen muß, die sie in diese Lage gebracht haben.

Die eingehende Prüfung des Weißbuchs und der bereits vorliegenden Erwiderungen von der andern Seite scheinen mir notwendig zu dem Ergebnis zu führen, daß das Auswärtige Amt in dieser Sache kein Vorwurf trifft. Ich weiß wohl, daß diese Meinung allen denen sehr anmaßend erscheinen wird, die immer wieder darauf verweisen, daß die Gutachten der bedeutendsten Rechtslehrer der Welt unanfechtbare Rechtsansprüche der Brüder Mannesmanu festgestellt haben. Darauf ist zu erwidern: Die gewaltigste Rechtsautorität, die überhaupt unter Menschen denkbar ist, kann in einem Gutachten immer nur insoweit recht haben, als die Grundlagen, auf denen es aufgebaut ist, den Tatsachen entsprechen. Wenn ich diese Tatsache anerkenne, so kann ich mich in den Folgerungen der Autorität beugen. Wie aber, wenn die Grundlagen falsch und unzureichend sind? Ihre Prüfung ist nicht eine Frage wissenschaftlicher Autorität, sondern richtiger Information. Ergibt diese eine andre Grundlage, so fällt das Gebäude zusammen.

Es soll hier nicht in eine ausführliche Betrachtung der Denkschrift und des beigefügten Aktenmaterials eingetreten werden. Notwendiger scheint es, auf gewisse allgemeine Folgerungen aus diesem Fall hinzuweisen. Das Mißtrauen der Öffentlichkeit richtet sich offenbar gegen den hier vermuteten Versuch, die Autorität eines, wie man glaubt, überängstlichen oder bequemen Bureaukratismus gegen den frischen Wagemut unabhängiger, tüchtiger, von kraftvoller nationaler Gesinnung getragener Landsleute auszuspielen und dadurch das Aufkommen des Deutschtums in einem fernen Lande zu unterbinden. Dagegen empört man sich, denn man erinnert sich des aufmunternden Worts, das einst der Kaiser vom Civis Germanus sprach. Sowie einst das Wort „Civis Romanus sum“ dem Bürger des römischen Weltreichs überall den Respekt vor seinem Recht sicherte, so soll das gleiche auch den Angehörigen des Deutschen Reichs überall sicher sein. Dem, was der Kaiser damit gemeint hat, wird jeder gute Deutsche von ganzem Herzen zustimmen. Und die schärfste Entrüstung würde mit vollem Recht das Auswärtige Amt treffen, sobald ihm nachgewiesen werden könnte, daß es sich nicht in den Dienst deutscher Interessen und Rechte gestellt

hat. Diese Interessen und Rechte sind natürlich untrennbar von den Personen, die ihre Träger sind. Und so wird man allerdings zu verlangen haben, daß diese Persönlichkeiten nicht hochmütig bevormundet und geleitet, sondern unter Achtung ihrer Unabhängigkeit und ihres Unternehmungsgeistes unterstützt und gefördert werden. Diesem „Civis Germanus" gilt der Eifer und die Sympathie, die in jeder öffentlichen Erörterung solcher Fragen immer wieder hervortritt.

Aber so ganz paßt der Vergleich mit dem Bürger des römischen Weltreichs doch nicht in die heutige Zeit. Das römische Bürgerrecht sicherte bestimmten Personen innerhalb der Grenzen des Reichs gewisse persönliche Rechte gegenüber andern. Hinter dem Recht des modernen Staatsbürgers außerhalb der Grenzen des eignen Staats steht zwar ebenso die Macht und das Ansehen des Vaterlandes, aber dieses Verhältnis schließt zugleich etwas andres in sich, nämlich die Pflicht, die jedem Recht als notwendiges Korrelat gegenübersteht. Es gibt kein Recht ohne entsprechende Pflicht. Und wenn ein Deutscher im Auslande die Macht des Deutschen Reichs für sein persönliches Recht ins Feld führen will, so genügt es nicht, daß er sich in seiner Gesinnung als guter Deutscher fühlt und daraufhin getrost seinen Vorteil zugleich als ein Guthaben des Deutschtums bucht, sondern er muß daneben auch der Möglichkeit Raum lassen, daß das Gesamtinteresse des Deutschen Reichs sich doch vielleicht nicht in allen Punkten mit seinem persönlichen Interesse deckt, und dann hat er die Pflicht, sich in der Wahl seiner Mittel und Wege dieser Tatsache anzupassen.

Hier kommen wir auf den Kernpunkt der Frage: Hat ein Deutscher — auch wenn ihm niemand den guten Glauben bestreiten kann, daß er mit seinem persönlichen Vorteil zugleich dem Deutschtum dient — das Recht, im Ausland die Wahrnehmung seiner Rechte und Interessen so weit zu treiben, daß er die wohlbedachte, dem Willen der Mehrheit des deutschen Volks entsprechende Politik seines Vaterlandes vollständig in andre Bahnen zwingt? Ich glaube, jeder wird diese Frage verneinen, er wird erkennen, daß es allerdings da eine Grenze gibt, wie weit man sie auch stecken möge. Es gibt natürlich auch heute noch Verhältnisse, wie es deren in früherer Zeit noch viel mehr gegeben hat, wo diese Grenze praktisch kaum eine Rolle spielt, wo der Kaufmann als Pionier seines Volkstums seinen Fuß in Gegenden setzt, über deren Schicksal noch die reine Machtfrage fern von andern Rücksichten einer vielverzweigten Politik entscheidet. Man kann auf England verweisen in der Zeit, als es noch mit der Gestaltung seiner jetzigen Weltstellung beschäftigt war und allerdings den privaten Unternehmungsgeist seiner Bürger skrupellos als mit dem Reichsinteresse sich deckend ansehen konnte. Jetzt ist das auch schon anders geworden. Ein Beispiel dafür ist — Marokko! Wer das nicht glauben will, dem ist anzuraten, sich einmal nachträglich Einblick in die Berichte des Timeskorrespondenten aus Tanger in den Jahren 1904 bis 1906 zu verschaffen — diese Notschreie über die rücksichtslose Preisgebung englischer Privatinteressen durch die englische Regierung! Warum wurden sie preisgegeben? Weil das

Gesamtinteresse der britischen Reichspolitik es so forderte. Die für wertvoller erachtete Verständigung mit Frankreich heischte dieses Opfer.

Was die deutsche Marokkopolitik betrifft, so kann man sich gewiß auf den Standpunkt stellen, der etwa in folgendem gekennzeichnet wird: „Marokko ist für uns ein Land der Zukunft. Vorläufig aber ist der Sultan von Marokko ein souveräner Herr. Wenn dieser Herrscher unternehmungslustigen deutschen Landsleuten freiwillig wichtige Rechte in die Hand gibt, so brauchen wir nicht danach zu fragen, was das für Folgen hat, sondern wir müssen rücksichtslos zugreifen, diese Rechte zu den unsrigen machen und alles mitnehmen, was sich mitnehmen läßt." Man kann sogar weiter gehen und sagen, daß diese und ähnliche Gedanken, mit dem nötigen Brustton vorgebracht, in unzähligen nationalen Versammlungen jubelnde Zustimmung finden würden. Wenn aber dem deutschen Volk die Rechnung für diese Politik präsentiert würde und wenn es ernsthaft vor die Frage gestellt würde, ob es für die deutschen Marokkointeressen jederzeit einen großen europäischen Krieg zu führen bereit sein würde, dann würde man von dieser Zustimmung nichts mehr merken. Wohlverstanden: es handelt sich um die Übernahme einer ständigen Kriegsgefahr um der Marokkointeressen selbst willen, nicht — wie 1905 — um die Möglichkeit eines Krieges, bei dem die Marokkofrage nur die zufällige Handhabe bot, um Deutschland in seiner europäischen Machtstellung ein kaudinisches Joch zu bereiten.

Die deutsche offizielle Politik hat sich schon vor 1904 bestimmt und klar dahin entschieden, eine Richtung, die zu den erwähnten politischen Folgen führen würde, abzulehnen, und darin hat sie tatsächlich die Mehrheit des deutschen Volks hinter sich. Deshalb muß die Reichspolitik die internationalen Verpflichtungen anerkennen und streng befolgen, die es allein ermöglichen, wirtschaftliche Vorteile ohne politische Verwicklungen zu erlangen. Erst wenn innerhalb dieser Politik Schädigungen drohen, würde das Gewicht der Macht in die Wagschale zu werfen sein. Der Standpunkt des Auswärtigen Amts ist demzufolge vollkommen klar und schlüssig, wenn es sich weigert, Rechte einzelner Personen zu vertreten, soweit sie geeignet sind, den ganzen Boden zu erschüttern, auf dem sich die Reichspolitik in dieser Frage bewegt. Es hat sich aber nie geweigert und weigert sich noch heute nicht, die erwähnten Rechte zu vertreten, soweit sie innerhalb der bezeichneten Grenze bleiben. Das veröffentlichte Aktenmaterial legt genügend Zeugnis dafür ab, wie in Berlin, in Paris und in Tanger vom Auswärtigen Amt, Botschaft und Gesandtschaft mit heißem Bemühen daran gearbeitet wurde, die Wünsche der Brüder Mannesmann tatsächlich zu erfüllen, wenn sie sich entschließen könnten, die politischen Gründe der amtlichen Stellen zu respektieren und ihre eigene Rechtsauffassung dementsprechend nachzuprüfen. Über die Gründe der Herren Mannesmann für ihre Hartnäckigkeit, mit der sie ihre Lage tatsächlich so ungünstig gestaltet haben, erlaube ich mir kein Urteil; einen schlechten, vielleicht den Herren nicht persönlich zur Last fallenden Eindruck muß es allerdings

machen, wenn in der ihre Sache führenden Presse immer von ihrem deutschen Unternehmen gegenüber der französischen Union des Mines Marrocaines die Rede ist. In der Union ist bekanntlich ein sehr bedeutendes deutsches Kapital beteiligt, dem die deutsche Regierung Schutz und Vertretung nicht entziehen kann.

Doch das nebenbei! Die Hauptfrage ist: Wohin soll es führen, wenn deutsche Privatleute im Auslande den Anspruch erheben, daß das Reich ihre Rechte durchaus in einer Form und auf Wegen vertreten soll, die mit der wohlüberlegten Gesamtpolitik und den übernommenen internationalen Verpflichtungen in unlösbarem Widerspruch stehen? W. v. Massow

Ernst Moritz Arndt

(zum 29. Januar, seinem fünfzigsten Todestage)

Von Victor Klemperer

Denkmals-Errichtungen waren in dem ärmeren und zersplitterten Deutschland vor der Reichsgründung naturgemäß ein bedächtigeres und selteneres Beginnen als heute. Dennoch stand „Vater" Arndts Denkmal schon fünf Jahre nach seinem Tode am linken Rheinufer in Bonn, auf Posten gleichsam, wie der Alte Jahrzehnt um Jahrzehnt auf Posten gestanden hatte. Es war „errichtet vom deutschen Volke", und auch diese Inschrift bekundete damals, wo es ja nur eine gedankliche und gefühlsmäßige deutsche Einheit gab, ungleich Innigeres als jetzt. Literarisch hatte Arndt bereits in seinem Todesjahr in den „Preußischen Jahrbüchern" durch R. Haym ein würdiges und, wie mir scheint, wahrhaft vollkommenes Denkmal erhalten; das Jahr des ehernen Standbilds brachte dann eine erst sehr ausführliche (freilich nicht tiefgreifende) Lebensbeschreibung von E. Langenberg, und später folgten noch einige andere Veröffentlichungen über den leidenschaftlichen Patrioten, unter denen Gustav Freytags Aufsatz in der „Allgemeinen deutschen Biographie" nur der Länge, nicht dem Gehalt nach den letzten Platz einnimmt.

Heute ist das Lebenswerk des so stürmisch geliebten und vielgeehrten Mannes — nicht vergessen, das wäre eine Übertreibung, denn noch lernen die Schüler, singen die Soldaten, Turner, Studenten seine feurigsten Lieder. Aber sehr zurückgesunken und zusammengeschmolzen ist freilich Arndts ausgedehntes Werk im Gedächtnis der Heutigen; seine Prosa kennen nur noch die wenigsten. Diese Feststellung ist kaum mit einem Tadel zu verbinden, müßte man doch sonst den natürlichen Verlauf der Dinge tadeln. In einem gediegenen Vortrag:

„Schiller und die neue Generation" hat Ludwig Fulda zur Zeit der stärksten Schiller-Anfeindungen die Gründe für diese teilweise Abkehrung von dem zuvor am höchsten verehrten Dichter aufgedeckt. Da sieht er vor allem in Schiller den Dichter der Unbefriedigten, der Sehnsüchtigen (zu einem großen Teil politisch Sehnsüchtigen). Und dann heißt es von der neuen, der Reichsgeneration: „Der Besitzende bedarf keines Bannerträgers mehr; denn das Banner flattert nun auf dem Dach seines Hauses, und wer nun gar im Besitz geboren ist, der hält manches, was den Vätern noch für unerreichbar galt, für eine Selbstverständlichkeit." Was hier von Schiller gesagt wird, das gilt in gleichem und, wie sofort gezeigt werden soll, in höherem Maße von Arndt. Die starke Verwandtschaft zwischen Schiller und Arndt liegt in dem heißen und reinen Freiheitsverlangen der beiden Männer. Aber zu dieser Ähnlichkeit tritt doch eine höchst charakteristische Verschiedenheit. Schiller als der ungleich bedeutendere Denker und Dichter faßt die Freiheitsidee im Anfang eng: körperlich und politisch, erweitert und vertieft sie jedoch fortschreitend immer mehr, so daß er also auch einem körperlich und politisch mit Freiheit gesättigten Menschen vieles zu geben hat. Die Zurückdrängung Schillers im Gedächtnis der Deutschen ist denn auch nie eine völlige, ja selbst nur wesentliche gewesen. Arndt dagegen als der schlichtere und bescheidenere Kopf beginnt mit weitausgreifenden allgemeinen und — etwas verschwommenen Ideen, um allmählich, seiner durch und durch tüchtigen und aller Unklarheit abgeneigten Natur folgend, zum eng umgrenzten einfachsten Kerngedanken, zur einheitlichen Idee der Deutschheit durchzudringen. In diesem einheitlichen Gedanken der Deutschheit wird sich nun freilich bei schärferem Betrachten das Zusammenströmen einer merkwürdigen Dreiheit — Vaterlandsliebe, Freiheitsliebe, Religiosität — ergeben; zugleich wird, wenigstens in politischen Grenzen, eine Entwicklung des Freiheitsgedankens deutlich hervortreten. Aber das wesentliche, dem unkritischen Auge fast als einziges sich aufdrängende Merkmal der Arndtschen Schriften bleibt doch das in immer frischen Wendungen, in immer gleichen Flammen der Begeisterung erneuerte Beten und Ringen um ein kraftvoll geeintes und freies Vaterland. Und so erfüllt sich denn an diesem „Bannerträger" in viel bedeutenderem Umfang als an Schiller die alte Wahrheit, daß „der Besitzende" seiner nicht mehr bedarf. Den alten weitest ausgedehnten Leserkreis wird Arndts Werk nie wieder finden. Wohl aber wird seine Schriften immer zur Hand nehmen, wer den unmittelbaren, den frischesten Stimmen aus der Werdezeit des neuen Reiches lauschen will.

„Die Werdezeit des neuen Reiches" — das scheint vielleicht etwas kühn gesagt, wo es sich um einen Mann handelt, dessen reife Jahre in den Anfang des vorigen Jahrhunderts fielen, und der, im höchsten Greisenalter sterbend, doch nur erst den leisesten, kaum merklichen Morgenschimmer der eigentlichen Gründungsepoche des Reiches mit seinen letzten Blicken mehr ahnen als auffangen konnte. Und doch ist der Ausdruck zutreffend, und gerade aus Arndts Schriften erkennt man — und dies ist vielleicht die wertvollste Erkenntnis, die sich aus ihnen

ziehen läßt —, wie der deutsche Gedanke schon auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt geboren wurde — schon, aber wirklich auch erst geboren, denn vorher, natürlich bei ungefährer Zeitbestimmung, ist er selbst bei einem so vollkommenen deutschen Charakter wie bei Arndt nicht zu entdecken.

Als Siebzigjähriger hat Arndt in den „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" seinen Entwicklungsgang selber beschrieben. In seiner Bescheidenheit meinte er dieses Unternehmen ausdrücklich rechtfertigen zu müssen. Es war „öffentlich vielfältiglich angefochten worden", nun sollte dies Buch seine Rechtfertigung sein. Denn „was hätte das liebe Vaterland des Gewinn, daß irgendeines seiner Kinder unverdient für einen Schurken oder Narren gälte?" Und eine besondere Entschuldigung wird noch für die Ausführlichkeit der Jugendschilderungen hinzugefügt: „Das ganze Leben der Jahre von 1780 und 1790 steht schon gleich ein paar Jahrhunderten von uns geschieden, so ungeheure Risse haben die letzten fünfzig Jahre durch die Zeit gerissen." Er malt dann mit der kräftigen Anschaulichkeit, die alle seine Schriften auszeichnet, die Zustände und Sitten seines Elternhauses und seiner kindlichen Umgebung. Dort war kaum etwas von deutschen Gedanken und sicherlich nichts von politischen Empfindungen oder gar Erwägungen zu spüren. Er war am 26. Dezember 1769 zu Schoritz, das der Vater verwaltete, auf dem damals schwedischen Rügen geboren. Der Vater war „der Sohn eines Hirten, ein Freigelassener, der bei einem großen Herrn gedient und durch die Gunst der Umstände sich ein bißchen aus dem Staube herausgebildet hatte". Er erzog seine Jungen körperlich sehr hart, sie mußten bei jedem Wind und Wetter weite Gänge machen und sich auch sonst auf alle Weise abhärten. Ernst Moritz fand daran das größte Gefallen, trieb die Kunst der Abhärtung später für sich weiter und ward besonders ein leidenschaftlicher Fußgänger, der den reichen Genuß und Nutzen des Wanderns immer wieder mit wahrhafter Begeisterung hervorgehoben hat. Hand in Hand mit solchen Abhärtungen ging aber auch die Erziehung in den äußeren etwas steif-förmlichen Sitten. Diese „Abkonterfeiungen und Nachkonterfeiungen" des feinen und vornehmen Lebens hat Arndt mit wunderhübschem Humor beschrieben. Dagegen war von einer ernstlichen Schulung im Anfang kaum die Rede; einen tüchtigen Hauslehrer bekam der Knabe erst mit vierzehn Jahren. Dann aber stellten sich auch bald literarische Interessen ein. „Es war das wirklich eine poetische Epoche, wo das liebe Deutschland nach einem langen, matten Traum wieder zu einem eigentümlichen literarischen und poetischen Dasein erwachte, und das war das Schöne darin, daß die Zeitgenossen viel mehr, als es mir von den Jetztlebenden däucht, an jenem Dasein Anteil nahmen. Dies war nicht nur bei den Studierten und Gebildeteren der Fall, sondern auch bei den Einfältigen und Ungelehrten, wie z. B. bei meinen Eltern und ihresgleichen Leuten . . ."

Mit siebzehn Jahren kam Arndt durch fremde Unterstützung auf das Stralsunder Gymnasium. Hier erwies sich der Ernst und die Tiefe

seines Wesens. Die Sitten der Stadt, erzählt er, waren „sinnlich auf Genuß und Lebenslust gestellt", und bei reifenden Jahren hatte er trotz tüchtigen Arbeitens und eifriger Abhärtung unter allerlei natürlichen Anfechtungen zu leiden. „Ich betete und rang, keusch und unschuldig zu bleiben." Schließlich floh er geradezu aus der Stadt; er wollte bei irgendeinem Gutsbesitzer als Rechnungsführer eintreten oder sonst einen Posten annehmen. Seine Eltern bestimmten ihn dann aber heimzukommen, und nun bereitete er sich in ländlichem Frieden für die Universität vor. Theologische und philosophische Studien in Greifswald und Jena folgten, Fichtes Einfluß auf ihn dürfte ein besonders starker gewesen sein. Dann saß er „wieder zwei behagliche Jahre" zu Haus, unterrichtete die jüngsten Geschwister und studierte für sich. Es hätte sich nun wohl dem Kandidaten der Theologie, der einige Male „mit Schall und Beifall" predigte, eine gute Rügensche Pfarre geboten; aber der Gewissenhafte und Bildungseifrige zweifelte an seiner Bestimmung zum Geistlichen, mochte sich auch noch nicht fürs Leben binden und seine Vorbereitungen abschließen. Da ihn der Vater unterstützte, da er zum andern ein recht bedürfnisloser Mensch war, so konnte sich Arndt nun noch einige Wander- und Reisejahre gönnen, die ihn nicht weniger bildeten als seine eigentlichen Studien. Seine „Reisen durch einen Teil Deutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs" in den Jahren 1798 und 1799 sind das literarische Ergebnis dieser Epoche. Arndt plaudert als guter Beobachter über dies und das; er geht dem Politischen nicht aus dem Weg, sucht es aber auch nicht; er fühlt sich als schwedischer Bürger und Kosmopolit, er sieht in der großen französischen Bewegung das Gute und Menschliche, bewundert den „großen Genius Bonapartes". Kurz, nichts in diesem Werk weist eigentlich auf den künftigen Patrioten hin. Aber wer der Entwicklung des Menschen Arndt bis hierher gefolgt ist, der muß Zutrauen zu ihm gewonnen haben. Seltsam, wie immer Verdienst und Glück, verketten sich hier Charakteranlage, Selbsterziehung und Gunst der äußeren Umstände. Kraftvoll erscheint der Knabe von Anfang an, und wie strebt er dann nach Tüchtigkeit und Reinheit, und später nach Wissen und Erfahrung. Aber wie ist es ihm auch gegeben, sich selber in voller Ruhe und Freiheit sozusagen auszubauen. Dies jahrelange Stillsitzen und Fürsichstudieren, diese fröhlichen, fruchtbringenden Wanderzeiten! Man halte dagegen den festumschlossenen und auf knappste Zeit bemessenen Studiengang eines modernen Studenten aus nicht allzu begüterter Familie: so wird man das ganze Glück der weitgedehnten Arndtschen Jugend recht einzuschätzen wissen.

Das Jahr 1800 bedeutet den Abschluß dieser glücklichsten Jugend. Arndt wird Privatdozent der Geschichte an der schwedischen Universität Greifswald und heiratet ein längst geliebtes Mädchen. Er glaubt sich für den Rest seines Lebens im Hafen. In Wahrheit ist er nur eben bis zur Mündung des friedlichen Stromes seiner Jugendjahre gelangt; die Meerfahrt des eigentlichen Lebens liegt vor ihm. Im Sommer nach dieser Eheschließung stirbt Frau Charlotte Marie

nach der Geburt eines Sohnes, und der wieder vereinsamte Mann wird von den mächtigen Zeitereignissen ergriffen.

* * *

In der modernen Literatur viel mehr noch als im modernen Leben wird die große Überzahl der Menschen von solchen gebildet, die, aller Hingabe an ein Allgemeines unfähig, sich eng in die Grenzen ihrer privaten Existenz einschließen. Der Beruf, der sie ins Allgemeine hinausführt, ist ihnen nur Mittel zum Zweck, ihr eigentliches Glück finden sie einzig in den Beziehungen zu ihren Allernächsten, zu Verwandten, Freunden, Geliebten. Werden sie hier unglücklich, so ist ihre Lebenskraft ein für allemal gebrochen; auch wenn sie nicht sogleich den Tod finden, leben sie doch nicht mehr wie ganze Menschen, sondern höchstens pflanzenähnlich weiter. Das Allgemeine kann sie ihrer Erstarrung nicht entreißen, Ich glaube, hier hat die Lehre vom Individualismus, die so oft vertiefend wirkte, eine Verengung geschaffen. Sie hat zwischen dem vielzerfaserten und vielverhätschelten Ich und dem Allgemeinen eine Schranke aufgerichtet. In seiner Abtrennung kann das Ich trefflich beobachtet und gepflegt werden, kann es aber auch gelegentlich jammervoll verhungern.

Zu diesen modernen Charakteren bildet Ernst Moritz Arndt einen wahrhaft erquicklichen Gegensatz. Auch er glaubt natürlich am Sarge seiner jungen Frau, nun habe er alles Lebensglück verloren, auch er ergeht sich in bittersten Klagen. Freilich nicht in seinen Erinnerungen; dort konnte der alte Mann, auf den noch so vieles nach jenem Unglück eingestürmt war, Glück wie Unglück in gleicher Fülle — dort konnte er diesen ersten Schlag in einer stoischen Zeile abtun. Aber Arndt hat sein Leben von früh auf mit Versen begleitet, die nicht immer sonderlich formvollendet oder gedankentief sind, doch immer ganz offenbar aus dem Herzen kommen. In den Gedichten ist sein Gram laut geworden, ein Gram, der an Verzweiflung grenzte. Aber das gleiche Stück, das sein bitterstes Leiden ausdrückt, bringt nun auch den Aufschwung, zeigt das neue Ziel, dem sich der Einsame hingeben wird. Noch im Todesjahr seiner Gattin dichtet er die „Klage um Liebe und Freiheit". Da klagt er leidenschaftlich über seine Verlassenheit, hört es aber in aller Not „mächtig oft wie Geisterstimme", daß eine Aufraffung, ein neues Schaffen not tue, und sieht sein Ziel deutlich gewiesen:

Die Freiheit auch ist dieses Jahr begraben,
Um ihre Leiche krächzen fremde Raben . .
Germania, mein herrlich Vaterland,
Du Rächerin, wie liegest du verhöhnet . . .

„Germania, mein Vaterland." Dem Mann der schwedischen Nationalität wird es allmählich klar, daß er deutschen Blutes ist; er sieht Deutschland vom Westen her immer größere Gefahr kommen und so steigt sein Zugehörigkeitsgefühl, seine Vaterlandsliebe höher und höher. Es handelt sich da um eine deutlich erkennbare, schrittweise Entwicklung. Im „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen", einer Schrift, die nicht ohne praktischen

Erfolg für die deutsch-schwedischen Bauern eintrat, ist zu erkennen, daß der stille Gelehrte und Dichter sich nun ans Allgemeine, an das Wohl und Wehe seiner Landsleute hingegeben hat. In „Germania und Europa" (aus dem gleichen Jahre 1803) flammt die Liebe für das ganze Deutschland, der Zorn gegen seine nahenden Unterdrücker auf. Im ersten Teil vom „Geist der Zeit", den Arndt 1806 zum Teil auf dem Krankenlager verfaßte — er war verwundet worden im Zweikampf mit einem schwedischen Offizier, der „ein schlechtes Wort über das deutsche Volk" geredet hatte —, im „Geist der Zeit" steht der ganz von einer Liebe, einem Haß beseelte Patriot, wie er nun mehr als ein halbes Jahrhundert wirken sollte, fertig da. „Es war nicht allein Napoleon . . ., die Franzosen, die . . . treulosen Reichsfeinde seit Jahrhunderten — sie haßte ich im ganzen Zorn, mein Vaterland erkannte und liebte ich nun im ganzen Zorn und und in ganzer Liebe. Auch der schwedische Partikularismus war nun mit einmal tot, die schwedischen Helden waren in meinem Herzen nun auch nur andere Töne der Vergangenheit; als Deutschland durch seine Zwietracht nichts mehr war, umfaßte mein Herz seine Einheit und Einigkeit." („Erinnerungen.")

Ich sagte, der deutsche Patriot stünde um 1806 fertig da; der Schriftsteller ist meines Erachtens trotz aller Trefflichkeiten des „Geistes der Zeit" damals noch nicht fertig. Noch beschwert seine Schriften ein philosophisches Element, das nicht immer zu völliger Klarheit gediehen ist. Der von Natur so schlichte und offene Arndt ergeht sich bisweilen in Dämmerworten — nicht etwa, weil er damit „wirken" will, sondern sicherlich, weil er auf diesem Gebiet keine durchgängige Klarheit zu erzwingen vermag. Er bekämpft die Epoche der Aufklärung und stellt etwa diese Gedanken auf: der Mensch ist ein Zusammenwirken von Geist, Seele und Leib. Das achtzehnte Jahrhundert hat nun den Geist auf Kosten der beiden anderen Teile zu groß werden lassen. Die Seele, das Gemüt müssen wieder zu ihrem Recht kommen, Religiosität muß wieder herrschen. Man hüte sich aber, Arndts Religiosität zu eng oder auch nur christlich dogmatisch zu fassen. Gewiß, er für seinen Teil hat sich immer entschiedener zum völligen Christentum bekannt, hat besonders in späteren Jahren wunderschöne geistliche Lieder gedichtet, die stark von Luther beeinflußt sind. Aber seine Forderung heißt Religiosität, Ehrfurcht vor einem Göttlichen in weitestem Sinn. So findet er in „Germanien und Europa" begeisterte Worte für Goethe, so richtet er 1843 ein heftiges „Frühlingslied an die Frömmler". Klarer als sein Kampf für die Seele tritt sein anderes Bestreben hervor. Das ist die Forderung größerer Schlichtheit und Natürlichkeit, unverkünstelterer Kraft, irdischerer Festigkeit sozusagen in Dingen des persönlichen wie des Staatslebens. Und nun sieht er seine Idealmenschen, die zugleich kernig-natürlichen und religiösen, im deutschen Volke und eifert für die freie Entwicklung Deutschlands und gegen seine Unterdrücker. Wie gesagt, seine philosophischen Entwicklungen sind bisweilen ein wenig nebelhaft. Sein Bestes und Rundestes leistet Arndt erst, als er sich von der

Philosophie entfernt und nun schlicht heraus ein einiges Deutschland predigt, in dem Freiheit, natürliche Stärke und Religiosität herrschen möge.

Noch trennen ihn wenige Jahre von diesem besten Schaffen. Nach der Schlacht bei Jena muß er Greifswald verlassen, wenn er nicht durch ein französisches Gericht enden will wie der Buchhändler Palm, dem seine Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" das Leben kostete. Er bringt drei Jahre in Schweden zu, wo er Arbeiten für die Regierung (Übersetzungen von Gesetzen und Ankündigungen für Rügen und Pommern) und anderes findet. Schills Zug sowie der Sturz des franzosenfeindlichen Königs lassen ihn 1809 nach Deutschland zurückkehren. Als Sprachmeister Allmann trifft er mit Berliner Patrioten zusammen. 1810 kann er in dem an Schweden zurückgefallenen Greifswald seine Professur wieder aufnehmen; aber es duldet ihn nicht lange in der Enge. Der russische Feldzug kündigt sich an, Arndt wagt sich nach Berlin, will nach Rußland, wohin mancher deutsche Patriot strebt. Da kommt seinem Herzenswunsch die Aufforderung Steins entgegen, des „Reichsfreiherrn von Stein, der, gleich mir von Napoleon geächtet, durch einzelne meiner Schriften auf mich aufmerksam geworden war". (Zu diesen „einzelnen Schriften" des „kleinen Professors in Greifswald" war 1809 der zweite Teil vom „Geist der Zeit" getreten, ein ganz vom Haß gegen Napoleon, die „enge, treulose, blutige Seele" erfülltes Werk.) Und nun, in Rußland und Deutschland, als Hilfsarbeiter und Privatsekretär seines genialen „alten Herrn", durchlebt Arndt seine gewaltigste Zeit. Er hat sie doppelt beschrieben, außer in den Erinnerungen auch in den mit 88 Jahren verfaßten, aber köstlich und unbeschreiblich frischen „Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich von Stein". Arndt sieht alle Schrecken des russischen Feldzuges — „o könnte ein stolzer Eroberer weinen, wie er die Mütter von Hunderttausenden weinen macht!" —, und nur dies Grauenvolle erklärt den unendlichen, rasend fanatischen Haß gegen Napoleon, der sich nun in Flugschrift um Flugschrift, in Gedicht um Gedicht entlädt. Aber neben und über dem Haß steht verklärend die wundervolle Liebe zum Vaterland, die unerschütterliche Hoffnung auf kommende Tage. Und Vers wie Prosa sind gehoben durch biblische Töne, die nicht als kunstvolle Kopien wirken, weil sie immer aus echtestem Gefühl vorsprudeln. Später, als ein Teil der Befreiungsarbeit getan ist, mischt sich in diese Schriften etwas mehr praktische Politik, aber die Begeisterung, der dichterische Schwung leiden nicht darunter. „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze" bietet als Dichtung keinen geringeren Genuß als unter dem Gesichtswinkel einer politischen Studie. Die eigentlichen Gedichte voll rauhester Volkstümlichkeit, voll wildester Begeisterung, diese Kampfaufrufe und Lobpreisungen einzelner Helden sind auch heute noch zu lebendig, als daß sie erst namhaft gemacht zu werden brauchten. Zwar das Fragelied nach „Des Deutschen Vaterland" kann nicht mehr Nationalhymne sein, seitdem die Frage beantwortet ist und nicht in Arndts weitem Sinne beantwortet werden konnte; aber vergessen kann es niemals werden.

Arndt ist ein alternder Mann, als die Freiheitskriege durchfochten sind. Zum zweiten Male hofft er auf Frieden. Er erhält eine Professur an der neuen Universität Bonn, er schließt eine zweite Ehe, mit Schleiermachers Schwester Nanna Maria. Und zum zweiten Male muß er in den Kampf, und diesmal in einen unendlich traurigeren. Der dritte Teil des „Geistes der Zeit" war, vor der Leipziger Schlacht verfaßt, noch ganz gegen den äußeren Feind gerichtet, der vierte, 1818 erscheinend, nimmt den Kampf mit innerer Unterdrückung auf. Es wäre aber ganz verkehrt, wollte man in diesem leidenschaftlichen Freiheitskämpfer einen politischen Liberalen nach heutiger Anschauung sehen. Arndt kämpft für gerechte Zustände, er kämpft dafür mit all seiner leidenschaftlichen Rauheit, aber deshalb ist doch dieser monarchische, gläubige, bauernfreundliche Mann, wie Hagen in dem eingangs erwähnten Aufsatz mit vollstem Recht sagt, „unendlich konservativ". Trotzdem wird er in die Demagogenverfolgungen nach Kotzebues Ermordung — „Schmeißfliege" und „Mistkäfer" nennt ihn Arndt in dem Stein-Buch — brutal hineingezerrt. 1820 entfernt man ihn aus dem Amt und setzt ihn damit matt. Volle zwanzig halb verträumte Jahre folgen. Freilich, wenn solch ein Fleißiger „träumt", leistet er noch immer mehr als mancher ganz Wache. Und so schweigt dann auch Arndt keineswegs völlig. An seinen politischen Schriften der Epoche ist es merkwürdig und bedeutend, daß trotz des erlittenen Privatleides und trotz der trostlosen äußeren Zustände sein Glaube an Preußen andauert, ja erstarkt. „Ich glaube, bis mich die letzte Hoffnung verläßt, noch an Preußens große Bestimmung für unser Vaterland", heißt es 1834.

Diese Hoffnung wächst, als Friedrich Wilhelm IV. den Thron besteigt und den alten Patrioten wieder in seine Professur einsetzt. Sie wächst, als die achtundvierziger Ereignisse vorüberstürmen. Wie ein Patriarch sitzt und redet er unter den Abgeordneten des Frankfurter Parlaments. In unerschütterlicher Hoffnung steht er mit den anderen Frankfurtern am 30. März 1849 in Berlin vor dem König, obwohl ihm dieser schriftlich im Vertrauen mitgeteilt hatte, er werde die vom Volk gebotene Kaiserkrone nicht annehmen. Und als Arndt am 20. Mai mit der Mehrzahl des rechten Zentrums aus der Nationalversammlung scheidet, da bleibt ihm die Hoffnung auf ein endliches deutsches Kaisertum doch getreu und er gibt ihr in schönen Versen Wort. Und dann ist ihm noch ein volles, erntereiches Jahrzehnt beschieden — es trug ihm Lyrik und sein herrliches Buch über Stein ein —, ein schlimmes Jahrzehnt aber für Preußen und die reichsdeutsche Hoffnung: und trotz alledem bleibt er bei seinem guten Glauben.

So menschlich und historisch wertvoll aber Arndts Leben und Wirken nach den Freiheitskriegen auch sein mag, so liegt doch der Kern dieses Daseins in den Befreiungskämpfen gegen Napoleon. Das Früher ist schöner Aufbau, das Später edler Nachklang. Den allereigentlichsten Arndt findet man nicht in den kosmopolitischen und philosophischen Schriften, auch nicht so ganz in dem widerwilligen Bekämpfen der inneren Reaktion. Die beiden Inschriften des Bonner Denkmals, zwei Arndtsche Worte, kennzeichnen völlig das Beste

und Innerste dieses treuen, schlichten Mannes. „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze", liest man dort, und weiter: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte".

Der Geschäftsbetrieb der preußischen Verwaltung

ls allgemeine Krankheitserscheinung heben die Kritiker*) vor allem hervor, daß sich die Geschäfte bei allen Behörden, von den Ministerien bis hinunter zu den Landratsämtern und noch weiter ins Ungemessene vermehrt hätten und bei den größern Behörden ganz unübersehbar geworden seien. Oder man spricht davon, daß die Verwaltung immer verwickelter, unklarer und schwerfälliger und ihre Handhabung immer schwieriger werde. In diesen Zusammenhang gehört auch das, was von Massow die Souveränität der Bureaukratie nennt. Er versteht darunter die Herrschaft der Ministerialräte. Unsre Könige führten jetzt die laufende Verwaltung nicht mehr selbst, wie Friedrich Wilhelm der Erste und Friedrich der Große, sondern die Minister, oder vielmehr, da diese und auch ihre unmittelbaren Vertreter, die Unterstaatssekretäre und die Ministerialdirektoren, eine Überfülle von Amtspflichten zu tragen hätten, die Ministerialräte. Diese, die unabsetzbar seien und meist endlos lange in ihren Stellungen blieben, seien zwar theoretisch ohne Machtbefugnisse und nur die Vollstrecker der Befehle des Chefs, tatsächlich aber die wirklichen und alleinigen Herrscher des Landes.

Das alles ist gewiß richtig. Aber man kann der Verwaltung selbst daraus keinen Vorwurf machen, denn es beruht auf einer, übrigens auch von Lotz und Graf Hue de Grais geschilderten völligen Änderung der Grundlagen unsres Staatslebens, die etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts langsam beginnt und im letzten Viertel schnell zunimmt. Sie ist bezeichnet durch die Umwandlung der unbeschränkten Monarchie in einen Verfassungsstaat, die Gründung des Reichs unter preußischer Führung, die Vergrößerung des Staatsgebiets um drei große Provinzen und die durch diese Ereignisse veranlaßte reiche Entfaltung unsres öffentlichen Lebens, die gewaltige Zunahme der Bevölkerung, die unerhörte Entwicklung unsrer Volkswirtschaft und des Verkehrs, die damit in Verbindung stehende allmähliche Überwindung des Agrarstaats durch den Industriestaat, kurz, durch eine Reihe tief einschneidender Umwälzungen, die vermehrte Bedürfnisse

*) Vgl. Die Not der preuß. Verwaltung. „Grenzboten" 1910, H. 3.

und Ansprüche der Staatsangehörigen und damit immer mehr steigende Anforderungen an den Staat und seine Verwaltung hervorgerufen haben.

Was bedeutet in diesem Zusammenhang allein die soziale Gesetzgebung und Verwaltung für die verschiedenen Behörden! Kein Wunder also, daß unter der Einwirkung aller dieser Kräfte die Verwaltung immer eindringender, damit aber auch immer schwieriger, teilweise auch unklar und für alle, die daran beteiligt sind oder von ihr betroffen werden, vom Träger der Krone und seinen Ministern bis hinunter zum kleinen Dorfschulzen und zum Manne auf der Straße, immer unübersichtlicher wurde, und zumal in den obern Stellen zu einer weitgehenden Arbeitsteilung und einer entsprechenden Vermehrung der Beamten und Vergrößerung der Behörden zwang. Lotz gibt für diese Entwicklung lehrreiche Zahlen. So hatten z. B. in abgerundeten Tausenden in den Jahren 1816 und 1895 die Regierungsbezirke Königsberg 533 und 1204, Danzig 238 und 618, Potsdam 513 und 1615, Oppeln 525 und 1710, Düsseldorf 591 und 2191 Einwohner. Dementsprechend war die Zahl der Regierungsmitglieder in der Zeit vom 1835 bis 1901 gestiegen in Königsberg von 27 auf 58, in Potsdam von 29 auf 55, in Oppeln von 15 auf 48, in Düsseldorf von 18 auf 50. Jetzt sind diese Zahlen wahrscheinlich überall noch größer. In den Ministerien gab es 1821 10 Unterstaatssekretäre und Ministerialdirektoren und 76 Räte, also 86 höhere Beamte, 1901 aber 18 Unterstaatssekretäre und Direktoren, 140 Räte und 53 Hilfsarbeiter, zusammen also 211 höhere Beamte. Dabei muß berücksichtigt werden, daß das Oberverwaltungsgericht, das allein ein halbes Hundert Mitglieder zählt, seit 1875 den Ministerien eine bedeutende Geschäftslast abgenommen hat.

Wir stehen hier also vor einer natürlichen Entwicklung, die für die Verwaltung Zufall ist, da sie sie weder herbeigeführt hat, noch aufhalten konnte. Die Folgen können also nicht ihr zur Last gelegt werden. Freilich bleibt immer die Frage, ob man den daraus erwachsenen Mißständen nicht durch rechtzeitige Änderung der Verwaltungseinrichtungen mindestens bis zu einem gewissen Grade hätte begegnen können. Ich glaube, daß dies in der Tat möglich gewesen wäre. Und auf die Gefahr hin, mir ein arges Armutszeugnis auszustellen und in den Ruf eines Menschen zu kommen, dem jedes tiefere Verständnis für eine organische Entwicklung der Verwaltungseinrichtungen abgeht, will ich auch mein Mittel nennen: rechtzeitige Teilung der zu sehr angewachsenen Behörden. Durchgreifende sachliche Gründe gegen solche Teilungen sind mir nicht bekannt; es kann also nur in persönlichen Gründen liegen, daß man diesen naheliegenden Ausweg nicht betreten hat. —

Unbedingt auf persönliche Gründe ist nach meiner Überzeugung ein weiterer Mißstand von der größten Tragweite zurückzuführen, ein verhängnisvoller *Mangel an Einheit*, der wie durch unsre ganze Staatsverwaltung im weitesten Umfange, so auch durch die allgemeine Verwaltung geht.

Er zeigt sich zunächst in den Zentralbehörden. Schon von Massow weist darauf hin, daß sich die verschiednen Abteilungen eines Ministeriums kaum

näher stünden als Cis- und Transleithanien. Man kann daraus ermessen, wie sich oft die verschiedenen Ministerien selbst zueinander verhalten. Sie lassen sich mit feindlichen Mächten vergleichen, so heftig ist der Kampf unter ihnen. Ein unbeteiligter Zuschauer könnte oft herzhaft lachen, wenn die ganze Sache nicht so überaus traurig wäre. In den Ministerialkreisen selbst nennt man dies Ressortpartikularismus oder noch zarter Ressortpatriotismus. Treffender aber hat vor einiger Zeit der Geheime Rat Freiherr von Zedlitz aus dem Kultusministerium von Ressortmisere gesprochen. Neun Zehntel der Arbeitskraft der vortragenden Räte, hat er behauptet, würden durch die oft fruchtlosen Bemühungen verbraucht, alle bei einzelnen Maßnahmen beteiligten Ministerien unter einen Hut zu bringen. Wenn aber wirklich etwas zustande komme, sei es in der Regel ein schwächlicher Kompromiß. Und das ist nur eine Seite der Sache. . Freiherr von Zedlitz hat sich durch den offenen Hinweis auf diese Misere ein außerordentliches Verdienst erworben. Denn im großen Publikum weiß man von all diesem nichts. Höchstens wird für die größere Öffentlichkeit der Schleier dann und wann einmal gelüftet, indem in einer Frage der großen Politik eine „Unstimmigkeit" hervortritt. Daß aber auch die laufenden Geschäfte fort und fort durch diese Zustände in der unerfreulichsten Weise beeinflußt werden, ist im allgemeinen unbekannt.

Unten sind die Verhältnisse fast schlimmer. Dort kämpft alles mit- und gegeneinander: Justiz und Verwaltung, die allgemeine Verwaltung und die Sonderverwaltungen, innerhalb der Regierungen die einzelnen Abteilungen, und innerhalb der Abteilungen die Dezernenten. Besonders heftig ist aber der fortwährende offene und stille Krieg der Landräte und teilweise auch der Bürgermeister mit der vorgesetzten Regierung. Er führt gelegentlich dahin, daß solche Behörden beteiligte Bevölkerungskreise geradezu gegen die Regierung aufhetzen.

Begünstigt wird diese Entwicklung allerdings durch mancherlei Äußerliches. So wirkt bei den Zentralbehörden die lockere Organisation, auf die ich noch zurückkommen werde, zweifellos mit. Dazu treten dort manche andre äußere Erschwerungen des Zusammenarbeitens: im Sommer die Beurlaubungen, im Herbst die Verhandlungen über den Staatshaushaltsvoranschlag, die alle Kräfte voll beschäftigen, und im Winter die Landtagssitzungen. Im Lande verschuldet das überwuchernde Spezialistentum manches auf diesem Gebiet.

Aber ganz wird dadurch jene unerfreuliche Erscheinung nicht erklärt. Man muß sie vielmehr in Verbindung bringen mit dem Kampfe der preußischen Behörden gegeneinander, der im alten Staat hergebracht und an der Tagesordnung war. Damals war aber dieser Kampf in den unfertigen Verhältnissen des werdenden Großstaats begründet und so einigermaßen entschuldigt, nicht selten auch sachlich gerechtfertigt. Jetzt hat sich dies aber längst gründlich geändert. Wir haben jetzt überall klare Zuständigkeiten, die einzelnen Zweige des Staatsdienstes sind reinlich abgegrenzt, namentlich sind Justiz und Verwaltung bei uns mindestens seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts scharf getrennt,

wir arbeiten alle jetzt nur noch für das große Ganze. Demnach müßte jetzt auch überall unter den Behörden und ihren Angehörigen Frieden und Eintracht herrschen. Da also sachliche Gründe nicht vorliegen, so können diese unerfreulichen und in jeder Hinsicht außerordentlich schädlichen Erscheinungen nur auf persönliche Gründe zurückgeführt werden. Solche sind denn auch allein schuld. Wir werden sehen welche.

Beschleunigt wird diese Zerreißung der Einheit durch eine äußere Entwicklung der neuern Zeit. Überall haben sich neuerdings die Vertreter bestimmter geistiger oder wirtschaftlicher oder politischer Bestrebungen zusammengeschlossen, weil sie erkannt haben, daß sie vereinzelt ihre Ziele nicht oder nur unvollkommen und jedenfalls schwerer erreichen können. Daneben haben sich manche Vereinigungen gebildet zur Verfolgung gemeinnütziger Zwecke auf Gebieten, die recht eigentlich zum Aufgabenkreis der Staatsverwaltung gehören. Der Staat hat diese Entwicklung selbst gefördert, indem er namentlich für die Angehörigen der drei großen Erwerbsklassen des Handels und der Industrie, der Landwirtschaft und des Handwerks Berufsvertretungen mit öffentlich-rechtlicher Bedeutung geschaffen hat. Grundsätzlich wird man sich grade vom Verwaltungsstandpunkt aus über diese Bewegung und ihre Ergebnisse nur freuen können. Die Verwaltung wird ihre Aufgabe, die auseinander gehenden Bestrebungen der einzelnen Gesellschaftsklassen zum Wohle des Staatsganzen auszugleichen, nur dann erfüllen können, wenn sie diese Bestrebungen, ihre Grundlagen und Ziele, genau kennt, und sie wird sich diese Kenntnisse am leichtesten und besten von berufenen Vertretern der einzelnen Kreise selbst verschaffen können. Anderseits ist auch die hervorragendste Verwaltung für eine gedeihliche Wirksamkeit auf allen Gebieten fortgesetzt auf Mitarbeit und Unterstützung aus dem Volk heraus angewiesen. Aber in beiden Richtungen müssen gewisse Grenzen eingehalteu werden. Solche Vereinigungen dürfen weder einen bestimmenden Einfluß auf die Staatsbehörden erwerben, noch an deren Stelle treten und ihnen Abbruch tun oder endlich gar Staaten im Staate bilden. Sonst wird die Einheit der Staatsverwaltung und des Staats zerstört. Wie mir scheint, ist diese Gefahr bereits praktisch geworden. Besonders bedauerlich ist, daß sich derartige Vereinigungen gelegentlich nicht ganz frei von partikularistischen Neigungen und Strömungen gehalten haben. Es liegt auf der Hand, daß eine solche unerwünschte Entwicklung nur auf persönliche Gründe zurückgehen kann; man hat es an den maßgebenden Stellen nicht verstanden, diese Vereinigungen in den durch das Staatswohl gebotenen Schranken zu halten. —

Der Vorwurf, der am häufigsten und in den weitesten Kreisen gegen die Verwaltungsbehörden und ihre Tätigkeit erhoben wird, ist der des Bureaukratismus oder der Herrschaft der Bureaukraten oder des grünen Tisches oder, was neuerdings Mode geworden ist, des Assessorismus. Nahe verwandt mit Bureaukratismus, so daß sie mit ihm zusammen behandelt werden können, sind: Vielschreiberei, Aktenregiment, Formalismus, Formelkram, Überfülle der Förmlichkeiten, Schematismus.

Aus jedem Zeitungsblatt, das man in die Hand nimmt, springen einem diese Vorwürfe entgegen und keine Verwaltung entgeht ihnen; gegen die Reichsbehörden und die Staatsbehörden wird er ebenso erhoben wie gegen die Gemeindebehörden. Der böse Bureaukratismus soll alles, was Verwaltung heißt, überwuchern und jedes frische Leben rettungslos ersticken. Alles, was man gegen die Verwaltung auf dem Herzen hat, wird in den Vorwurf des Bureaukratismus zusammengefaßt.

Da ist es denn nicht verwunderlich, daß auch unsre Kritiker den Bureaukratismus als einen der größten Mißstände unsrer Verwaltung bezeichnen, besonders kräftig Freiherr von Zedlitz und Lotz. Dieser behauptet z. B., daß die Verwaltung der innern Angelegenheiten, wie die der äußern Schulangelegenheiten in der Bezirksinstanz durchaus im Zeichen des vollendeten Bureaukratismus stehe. Bezeichnend dafür ist ihm der sogenannte Zeitungsbericht, das ist der regelmäßige vierteljährige Immediatbericht der Regierungspräsidenten an den König über die Vorkommnisse im Regierungsbezirk. Ferner nennt er es einen schwer empfundenen Ausfluß des Bureaukratismus, daß auf dem Gebiet der Stadtverwaltung die staatliche Oberaufsicht vielfach fast zur Oberleitung geworden sei, die selbst bis in die Einzelheiten des innern Dienstes eingreife, während umgekehrt die Aufsicht der Oberpräsidenten über die Provinzialverbände und ihre Verwaltung ziemlich oberflächlich sei. An andrer Stelle behauptet er kurz, daß alles, was der Sprachgebrauch mit dem Begriff Bureaukratismus verbinde, heute die Verwaltung beherrsche.

Ja, welche Bedeutung verbinden denn nun die Tausende, die über den Bureaukratismus schimpfen, mit diesem Wort? Ich behaupte, daß die allerwenigsten, die das Wort im Munde führen, seine Bedeutung kennen und wissen, was sie damit sagen, wobei ich von der ursprünglichen rein technischen Bedeutung dieser Bezeichnung überhaupt absehe.

In meinem ersten Artikel (Heft 4 S. 208 Anm.) habe ich als die wesentlichen Merkmale des Bureaukratismus in der landläufigen Bedeutung des Wortes genannt: Mangel an dem nötigen Fachwissen, Neigung zu einer rein formalistischen Auffassung der Geschäfte, Geringschätzung und Nichtbeachtung des praktischen Lebens und seiner Forderungen und schließlich Mangel an Initiative, an schöpferischer Tatkraft. Ich hätte noch anführen können eine übertriebene Auffassung von der Bedeutung des Beamtentums, wobei man vergißt, daß dieses nicht Selbstzweck sein darf, sondern den Zweck seines Daseins im Dienste für die Allgemeinheit zu suchen hat. Diese Eigenschaften sind die Quelle alles dessen, was man mit Recht als Bureaukratismus oder als dessen Ausfluß bezeichnen kann, also etwa übertriebene Genauigkeit und Umständlichkeit bei der Erledigung oft der kleinsten und unwichtigsten Dinge, lebensfremde, unpraktische Entscheidungen, hochnäsige, selbstüberhebende Zurückweisung jeder Kritik, selbst von den Nächstbeteiligten und ähnliches. Namentlich ist auch Mangel an Wissen eine wichtige, in ihrer Tragweite nicht immer erkannte oder

genügend gewürdigte Quelle bureaukratischen Wesens, da er die geistige Bewegungsfreiheit hemmt. Anderseits ist ein ausgedehnter schriftlicher Verkehr zuungunsten des mündlichen an sich kein wesentliches Merkmal des Bureaukratismus, wie Regierungsrat Cuno meint. (Preuß. Verwalt.-Blatt 1904 Nr. 42 S. 707 ff.) Vincke, auf den er sich für seine Auffassung beruft, hat ungeheuer viel geschrieben und war doch kein Bureaukrat. Wie wir noch sehen werden, geht es heutzutage in der Verwaltung ohne Schreiberei nun einmal nicht. Entscheidend ist, ob man durch die Schreiberei die Sache wirklich fördert, oder ob man nur Papier mit Tinte füllt, womöglich nur, um überhaupt etwas geschrieben zu haben. Dann liegt eben nur eine rein formalistische Behandlung einer Sache vor.

Prüft man nun von dieser Grundlage aus die einzelnen Fälle, wo der Vorwurf des Bureaukratismus erhoben wird, genauer, dann wird man finden, daß er sehr häufig ungerecht und unbegründet ist. Meistens kennzeichnen sich die Geschichten von Bureaukratismus, die von Zeit zu Zeit durch die Presse gehn, für jeden Kundigen von vornherein als glatt erfunden. Soweit dies nicht zutrifft, ist das, was da Bureaukratismus gescholten wird, dann etwas, das sachlich vollkommen gerechtfertigt ist, aber den davon Betroffenen, meistens aus grob selbstsüchtigen Gründen nicht gefällt, ihnen unbequem oder lästig ist, oder sie zu unerwünschten Leistungen für Zwecke der Allgemeinheit heranzieht, oder dessen Bedeutung und Notwendigkeit man endlich nicht erkennt.

Wo aber der Vorwurf des Bureaukratismus in dem früher dargelegten Sinne dieses Wortes wirklich begründet ist, kann er nur die Folge oder der Ausdruck persönlicher Einflüsse oder persönlicher Unzulänglichkeiten sein. Das zeigt auch eine nähere Betrachtung der einzelnen Fälle, die Lotz anführt, soweit sie möglich ist. Die Zeitungsberichte könnten jetzt noch recht wertvoll sein, wenn ihnen nicht eine Anordnung, die in den Generalakten zu finden ist, jeden Wert genommen hätte. Auch Mißgriffe bei der Ausübung der Staatsaufsicht über Gemeindeverbände können doch nur in einer falschen Auffassung der beteiligten Beamten von der Stellung der Gemeindeaufsichtsbehörde ihre Quelle haben.

Ich muß übrigens bestreiten, daß es Gemeindeaufsichtsbehörden in irgend nennenswerter Anzahl gibt, die darauf ausgehn, die Aufsicht über die Stadtverwaltungen zu einer Oberleitung auszudehnen. Mir ist in meiner langen Laufbahn jedenfalls noch keine vorgekommen. Wohl aber habe ich umgekehrt nicht selten, ich möchte sogar sagen in der Regel eine ungenügende, schwächliche Staatsaufsicht über Stadtgemeinden und allerdings noch häufiger über Kreise und fast ausnahmslos über Provinzen beobachtet — nicht selten zum Schaden dieser Verbände und ihrer Angehörigen. Die Klagen über die Ausübung der Gemeindeaufsicht in einzelnen Fällen sind denn auch fast ausnahmslos nicht in wirklichen Mißgriffen der Staatsbehörden begründet, sondern in einer Auffassung von dem Verhältnis zwischen Staat und Gemeinden, die häufig von doktrinären Professoren oder demokratischen oder sonstigen links stehenden Politikern vertreten wird. Man folgert daraus, daß die Gemeinde älter ist als der jetzige

Staat, daß die Gemeinde auch jetzt noch unabhängig vom Staat sein müsse und bestreitet dem Staate grundsätzlich das Recht, sich um die Gemeindeverwaltung zu kümmern. Da diese Theorie manchen persönlichen Bestrebungen trefflich entgegenkommt, so ist es nicht verwunderlich, daß sie auch außerhalb der Kreise ihrer Urheber weit verbreitet ist und lebhaft anerkannt wird. So entsteht ein scharfer Gegensatz zwischen dem Staat und der Gemeinde und jede pflichtgemäße, sachlich oft nur zu gut begründete Einwirkung einer Staatsaufsichtsbehörde auf eine Gemeindeverwaltung wird sofort als „schwerer Eingriff in die Selbstverwaltung" empfunden und in die Welt hinausgeschrien. Die letzte Folgerung aus dieser Auffassung ist, daß die Gemeinden Staaten im Staate sind, womit dieser in seine Bestandteile aufgelöst werden würde. Dies entspricht nicht dem geltenden Recht, noch den Forderungen einer gesunden Staatspraxis. Hiernach sind vielmehr die Gemeinden und die höheren Gemeindeverbände Glieder des Staats und nach bestimmten Grundsätzen der Arbeitsteilung berufen, an der Erfüllung der Staatszwecke mitzuarbeiten.

Um so bedauerlicher ist es, daß ein Verwaltungsbeamter wie Lotz dieser Auffassung nachgibt, noch bedauerlicher allerdings, daß sie auch an wichtigeren Stellen Eindruck macht. Wenn ein neuer Oberpräsident oder Regierungspräsident eine Stadtverordnetenversammlung begrüßt, dann versäumt er niemals, feierlichst zu versichern, daß er ein überzeugter Freund der Selbstverwaltung sei und dementsprechend sein Aufsichtsrecht ausüben werde. Dagegen unterläßt er es regelmäßig, dabei auf die wirkliche Bedeutung der Selbstverwaltung hinzuweisen und seinen Zuhörern namentlich klar zu machen, daß die Gemeinden nicht kleine Staaten im Staate sind, sondern Glieder und Organe des Staats, der ihnen übergeordnet ist und ihnen allgemein oder jeweilig durch besondere Anordnungen ihren Aufgabenkreis als einen Ausschnitt aus den allgemeinen Staatsaufgaben zuweist, häufig auch die zur Durchführung dieser Aufgaben nötigen Mittel gewährt, und daß demgemäß die Tätigkeit der Gemeinde zur Erledigung dieses Aufgabenkreises, die Selbstverwaltung, auch nicht dem Einfluß des Staats entzogen sein dürfe, daß vielmehr die Staatsaufsicht die Aufgabe habe, dieses Verhältnis jederzeit aufrecht zu erhalten. Würden die Herren so sprechen, dann würden sie vielleicht auf manche billigen Augenblickslorbeeren verzichten müssen, sie würden sich aber auf die Dauer die schwere Aufgabe, nach einem Worte Heinrichs von Treitschke die Selbsttätigkeit der ihnen unterstellten Gemeinden immer zu vereinigen mit einer wirklichen kräftigen Staatsgewalt, wesentlich erleichtern, dem Wohle der Gemeinden und des Staatsganzen sehr viel besser dienen und vor allem nicht das Ansehen und die Bedeutung des Staats auf einer der wichtigsten Stellen bedenklich gefährden.

Was endlich Lotz über den Bureaukratismus in der inneren Verwaltung sagt, läßt sich mangels jeder näheren Angabe nicht nachprüfen. Die von ihm behaupteten Mißstände auf dem Gebiet der äußeren Schulsachen waren in dem

früheren ungeheuerlichen Zustand der Schulgesetzgebung begründet und hatten schon so persönliche Gründe. Ich werde darauf noch zurückkommen.

Auch der Vorwurf der Vielschreiberei, des überwuchernden Aktenregiments und was sonst dazu gehört, ist in dieser Allgemeinheit unverdient; er beruht in der Regel auf Übertreibung oder auf Unkenntnis der Verhältnisse oder auf einer falschen Anschauung oder Auffassung vom Wesen der Verwaltungstätigkeit. Die Verwaltung arbeitet nicht nur für den Augenblick. Was sie schafft, soll häufig Jahrzehnte und länger fortdauern und wirken. Viele ihrer Werke, z. B. Verpflichtungen und Rechte, die sie begründet, Anordnungen, die sie erläßt, Entscheidungen, die sie trifft, können aber der Natur der Sache nach überhaupt nur durch schriftliche Niederlegung ins Dasein treten und dauernd wirken. Scripta manent! Andres, auch solches, das außerhalb der Akten zum Vorschein kommt, bedarf zu seiner Entstehung und Wirksamkeit der schriftlichen Vorbereitung, schriftlicher Beweise oder sonstiger schriftlichen Unterlagen. Es läßt sich also gar nicht vermeiden, daß in der Verwaltung viel geschrieben wird, damit nicht Unordnung und Unsicherheit in allen Verhältnissen eintreten, und es ist durchaus laienhaft, allein deswegen der Verwaltung einen Vorwurf zu machen.

Das Schreiben muß nur durch die näheren Umstände sachlich gerechtfertigt sein. Nicht immer freilich ist diese Forderung erfüllt. Aber nicht immer ist die Verwaltung selbst daran schuld. Das liebe Publikum, das, anstatt den nächsten Schutzmann zu fragen, an die Regierung oder das Ministerium schreibt, die Behörden andrer Verwaltungen, z. B. die Gerichte mit ihrer Unkenntnis des Verwaltungsrechts und der Verwaltung, haben einen reichlichen Teil der Verantwortung für unnötige Schreibereien der Verwaltungsbehörden zu tragen. Wo die Quelle solcher Vielschreiberei aber doch in der Verwaltung liegt, da wird man bei näherer Betrachtung am letzten Ende in der Regel auf persönliche Unzulänglichkeiten stoßen. Unwissenheit, Unbekanntschaft mit den praktischen Verhältnissen, oberflächliches Drauflosarbeiten, mangelhafte Überlegung usw.

Ganz ähnlich steht es mit dem Formalismus. An sich sind bestimmte Formen auch in der Verwaltung schon aus rein praktischen Gründen unentbehrlich. Welche Weiterungen würden entstehen, wenn nicht z. B. für das Verfahren bestimmte Formen und Fristen vorgeschrieben wären. Außerdem liegt in solchen Formen doch auch ein Schutz für das Publikum. Eine Last werden sie erst durch Übertreibung und dadurch, daß ihre Beobachtung zum Selbstzweck wird. Aber dafür sind doch immer nur Menschen mit ihrer Unzulänglichkeit verantwortlich — sei es, daß sie unnötige Formen vorschreiben, sei es, daß sie die Formen mißbrauchen.

Dasselbe gilt endlich vom Schematismus. Übrigens sind durch die Fälle, die einzeln und abgetrennt von andern betrachtet und behandelt werden müssen, damit Vergewaltigungen vermieden werden, nicht immer so zahlreich und zwingend, wie die Beteiligten in dem echt deutschen Bedürfnis, bei jeder Gelegenheit berechtigte Eigentümlichkeiten zu vertreten, gern glauben machen wollen.

Fremdeninduſtrie

Von Joſeph Aug. Lux

In einer kleinen Gemeinde beratſchlagte der hohe Rat, was zu tun ſei, um der ſchweren Not der Zeit abzuhelfen. In früherer Zeit war der abſeits gelegene Ort zu hoher Blüte gelangt; ſeine kleinen Eiſenhämmer lieferten ausgezeichnete Stahlfabrikate in alle Welt, eine alte Handelsſtraße lief mit ihren großen Frachten vorbei, Viehzucht und Milchwirtſchaft des Ortes bildeten neben dieſen beiden anderen Goldgruben eine ſchier unerſchöpfliche Quelle des Wohlſtandes.

Damit aber war es nun vorbei. Die kleinen Eiſenhämmer ſtanden ſeit Jahrzehnten im Verfall, und die ehemaligen Meiſter und Geſellen gingen in die große Fabrik. Die Dienſtboten wanderten in die Stadt, die Frachten bekam die Eiſenbahn, Viehzucht und Fuhrwerkweſen gerieten auf den Hund. Nur die alten, behäbigen Bürgerhäuſer und der engherzige, philiſtrös gewordene Stolz waren noch da, wenn auch längſt kein Geld mehr in den Truhen lag.

Unſere alte, ehrſame Hausinduſtrie ruht in Gott, ſie iſt geſtorben, ſagte der Bürgermeiſter; das hat die neue Zeit getan. Sie richtet ſich nicht nach uns, wir müſſen uns nach ihr richten. Und weil der Bürgermeiſter ein Mann war, der es mit dem Fortſchritt hielt, ſo hatte er bald die neue Induſtrie herausgefunden, die dem Ort aufhelfen könnte. Wir müſſen Fremde herziehen, ſagte er. Fremde? Davon wollten die anderen nichts wiſſen. Alles Fremde war ihnen verhaßt. Der ganze Ort war verſchwiſtert und verſchwägert, faſt nur eine einzige, rieſige Familie. Man kannte ſich nicht nur von klein auf, ſondern von den Ureltern her, und lebte untereinander in Neid und Zank, der ja immer der ſtärkſte Kitt der Familie iſt. Tauchte einmal ein fremdes Geſicht auf, ein Menſch, der ſich niederlaſſen wollte, ſo begegneten ihm nur feindſelige Blicke und eine Geſinnung, die ihm deutlich bewies, daß man den Eindringling haßte. Wie eine ſtrenge Kaſte, die jede Berührung mit einem Außenſtehenden vermied, ſchloſſen ſich die Eingeſeſſenen zuſammen, und das Beſte, was der Fremdling tun konnte, war, daß er wieder ging.

Aber der Bürgermeiſter war hartnäckig. Wir müſſen die Fremden veranlaſſen, in unſerem Ort ſoviel Geld auszugeben als nur möglich, erklärte er. Ah, das iſt was anderes! Alle hatten ſofort begriffen, um was es ſich

handelte, und gingen mit Feuereifer daran, sich auf die neue Industrie einzurichten. Der Kleinbürger begann sein altes, behäbiges Haus großstädtisch umzuwandeln. Er ließ die alten Fenster, die ihm zu klein schienen für großstädtische Ansprüche, wegnehmen und fügte große Fensterflügel ein, billige Fabrikware, die in allen Fugen klaffte und nicht schließen wollte. Er ließ das Dach neu decken, nicht mit den schönen, altroten Ziegeln, die es früher hatte, sondern mit dem billigen, künstlichen Schiefer, der in seiner dünnen Maschinenhärte und seiner charakterlosen hellgrauen Farbe furchtbar gemein aussieht. Damit der Schmuck nicht fehle, ließ er ein zuckerhutförmiges Türmchen aufsetzen, mit dem gleichen unerträglichen Schiefergedeck, ein Türmchen, von dem niemand zu sagen wußte, wozu es da war. Der Schönheit wegen, hieß es im allgemeinen. Das Haus war nicht mehr zu kennen, so proletarisch sah es aus. Aber, es war „neuzeitlich", was die Hauptsache war. Villa wurde es getauft. Der Wirt taufte sein Gasthaus „Restauration" und taufte gelegentlich wohl auch seinen Wein. Früher speiste man an blankgescheuerten Tischen, ländlich behaglich, jetzt ist die Einrichtung altdeutsch, saucigbraun, wozu denn auch die rostigen Gabeln und die schmutzigen Servietten vortrefflich passen.

Ein paar alte Linden am Hauptplatz wurden gefällt, um ein Denkmal an diese Stelle zu setzen, damit es an „Kunst" nicht fehle, weil nach der Meinung der guten Bürger der Erholungsreisende nur dorthin geht, wo er die „Kunst" findet. Das Denkmal war einer patriotischen Gesinnung entsprungen und bildete das Geschenk eines Steinmetzmeisters, der zwar im Orte geboren, aber in der Großstadt mit der Grabmalindustrie längst zu großem Vermögen gelangt war. Auch das Denkmal war „Kunstindustrie". Die Stiftung bestimmte, daß es gerade dort stehen müßte, wo die Linden standen, damit die Fremden, die in den Ort kamen, es gleich von weitem sähen und nicht lange irre zu gehen brauchten. Selbst dem guten Bürgermeister wurde diese Kunst bedenklich. Aber weil sich, wie gesagt, mit diesem Werk eine patriotische Gesinnung verband, so konnte er nicht mucksen. Um Gottes willen nicht; er wußte, was er seiner Stellung schuldig war. Die Linden mußten also weichen, und der Veteranenverein schrie Hurra und soff bis in den Morgen. Manchem im Orte tat zwar das Herz im Leibe weh, als die unersetzlichen, uralten, schönen Bäume fielen, aber der hohe Rat hatte schnell ein Pflaster für die Wunde bereit. Eine großstädtische Gartenanlage um das Denkmal herum, ja, das war der Ausweg. Wieder schrie der Veteranenverein bei der Einweihung und Eröffnung Hurra! und so weiter, seinen Traditionen gemäß. Die große städtische Gartenanlage war herrlich anzuschauen. Ein paar grüne Grasflecken, von einem niedrigen Eisengitter umsäumt, in der Mitte ein kleiner Erdgugelhupf, den der Kunstgärtner bereitet hatte, mit schönen Ornamenten aus verschiedenartigen, kurzstengeligen Pflanzen darauf, wie man solche in herrschaftlichen Gärten zu sehen gewohnt ist. Und um diesen Gugelhupf standen auf dem kreisrunden, grobgeschotterten Wege ein paar Bänke mit weißgestrichenem gußeisernem Gestell,

in der Form nachgeahmte Birkenäste. Eine gußeiserne Tafel war auch am Eingang zu den paar Schlängelwegen angebracht, auf der Bürger und Bauer buchstabieren konnten: diese Anlagen seien dem Schutze des Publikums empfohlen und Hunde an der Leine zu führen.

Ein neuer Plan war aufgetaucht, in diesen Anlagen ein Wetterhäuschen aufzustellen. Aber im Gemeinderat hatte sich eine Gegenpartei gebildet, die statt des Wetterhäuschens eine Bedürfnisanstalt verlangte. Und weil beide Parteien sich die Wage hielten, so wurde die Beschlußfassung auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben. Dagegen fand der Vorschlag des findigen Bürgermeisters, sogenannte Fremdenartikel einzuführen, allseitige Billigung. Die Fremden, hieß es, liebten es, aus dem Orte allerliebste Andenken mitzunehmen, „Erinnerung aus . . .", herzige Sächelchen, die man in seinem „Salon" aufstellt, auf seinem Schreibtisch, die man seinen lieben Verwandten, Bekannten und Freunden schenkt, als Erzeugnisse der unverfälschten Volkskunst, die man in jenem unnennbaren Ort noch in voller Blüte angetroffen hat, usf.

„Volkskunst", was ist das? fragten die Bürger einander. Was ist das wieder für ein neumodischer Schwindel?! Die Volkskunst, sagte der Bürgermeister, müßt ihr aus der Stadt beziehen, ich habe mir schon Offerte machen lassen. Es wird nur en gros geliefert. Also bekam der Ort auch seine Volkskunst.

Volkstracht? Ha, Hurra! Kein Mensch wußte mehr was von einer Volkstracht. Nur der Herr Lehrer, der gelegentlich volkskundliche Aufsätze schreibt, hatte, weiß Gott woher, einen solchen Kram hervorgezogen. Das Kostüm wurde probiert und absolut unbrauchbar gefunden. Trotzdem! die neue Zeit verlangte Volkstrachten. Man will wieder ursprünglich werden. Also wurden Volkstrachten angefertigt für die Burschen und für die Mädchen, die sie während des Sommers zu tragen hatten, solange man Fremde zu sehen hoffte. Volkstrachten aus minderem Zeug, ungefähr nach jenem alten Muster geschnitten.

Daß man in einer solchen Tracht nicht arbeiten konnte, versteht sich von selbst, aber eigentlich war der Zweck der ganzen Aufmachung nicht zu arbeiten, sondern zu faulenzen und sich sehen zu lassen. Ein junger, starker Mensch, der was Besseres leisten konnte, mußte unaufhörlich am Bahnhof stehen, mit einem solchen Kostüm angetan, und Edelweiß verkaufen, frisch gepflücktes Edelweiß, das in Töpfen gezogen wurde. Andere trieben sich mit Ansichtskarten umher, wieder andere mit „Andenken". Burschen und Mädel. Der Ort bekam ein farbiges Aussehen. Lustig, Kinder, die Fremden dürfen sich nicht langweilen. Volkssitten! Wo sind die alten, schönen Volkssitten geblieben? Die Lieder, die Gstanzeln, das Fensterln, die Trutzgsangln, die Raufereien?

Zwar wußte niemand recht, ob, wo, wie oder wann solches im Ort vorgekommen wäre. Und wenn es einmal vorgekommen war, Wirtshausgeschrei und Keilerei, dann war es immer eine höchst unerquickliche Sache gewesen, eine grobe Unsitte. Aber, mit der Zeit, in historischer Betrachtung und poetischer Verklärung, werden

solche Unsitten Volkssitten. Also wurden die Volkssitten aus der Rumpelkammer der Vergangenheit hervorgesucht, frisch lackiert, den Bedürfnissen der neuen Zeit angepaßt, die sich so heftig nach alten Volkssitten sehnte. Lieder wurden einstudiert, Raufszenen improvisiert, und es stellte sich heraus, daß die Einwohnerschaft ein bisher noch nicht recht gewürdigtes Talent zum Komödiantentum hatte. Kam ein Fremder an und saß abends im „Extrazimmer" der „Restauration", so wurde es plötzlich im Gastzimmer nebenan lebendig. Der Wirt hatte seine Leute verständigt und die rückten an, anscheinend ganz harmlos, ganz von ungefähr. Einer fing an die Zither zu schlagen, ein anderer, der ganz teilnahmslos dagesessen hatte, hub plötzlich zu singen und zu jodeln an, der Fremde trat in die Stube, angelockt und entzückt von diesen unerwarteten Naturlauten, auf einmal gstanzelte, schnadahüpfelte, schuhplattelte die ganze Gesellschaft. Der Fremde schwamm in Seligkeit, hielt die ganze Bande frei, die eine ordentliche Zeche machte, und dann schrieb er himmlische Briefe und Ansichtskarten über dieses wunderbare Land, das in Tracht und Sitte so unverfälscht geblieben sei und glücklicherweise unbeleckt von der verfluchten neuzeitlichen Kultur . . . Die Sache tat ihre Wirkung und die Preise stiegen und stiegen. Besonders schlau war es gedacht, als man zweierlei Preise einführte. Die niedrigen für die Einheimischen, die hohen für die Fremden. Aber, einem gewissen Gesetz zufolge, waren auch die niederen Preise für die Einheimischen enorm gestiegen, wenn auch immer noch ein gewisser Abstand gegen die Fremdenpreise blieb. Immerhin, die ganze Entwicklung war auf Preiserhöhung gerichtet. Nicht auf Qualität, nein, lediglich auf Preiserhöhung. — — — —

Ich kam nach einigen Jahren wieder in denselben Ort, aber ich hätte ihn beinahe nicht mehr gekannt. So gründlich hatte sich alles geändert. Ich ging zum Bürgermeister, um ihn auszuholen. Nun haben Sie ja alles erreicht, was Sie wollten, sagte ich. Sind Sie zufrieden? Er kratzte sich hinter den Ohren. Eine Zeitlang ist es sehr gut gegangen, erwiderte er, aber jetzt wird's von Jahr zu Jahr schlechter. Der Fremdenstrom zieht wo anders hin, wo angeblich mehr geboten wird.

Wundern Sie sich darüber, fragte ich. Sie haben einstmals eine ausgezeichnete Stahlindustrie gehabt, durch Jahrhunderte hat sich der Weltruf dieser Produkte Ihrer Gegend erhalten, sie waren billig und vor allem waren sie gut. Haben Sie denn bei Ihrer neuen Industrie, ich meine bei der Fremdenindustrie, ganz vergessen, was Qualität ist? Früher hielt Ihr Ruf Jahrhunderte, jetzt hat er nicht einmal ein paar Jahre gehalten; früher waren Abnehmer und Lieferanten zufrieden, heute schimpfen beide aufeinander. Der Fremde auf den Einheimischen, der Einheimische auf den Fremden. Der Einheimische findet, daß der Fremde noch immer zu wenig Haare läßt, und der Fremde findet, zuweilen vielleicht mit einigem Recht, daß man ihm allzusehr zur Ader läßt. Kein Mensch läßt sich gern schröpfen. Was Sie da Fremdenindustrie nennen, ist ein widriges, scheußliches Ding, und Sie werden Ihre Volkssitten, Ihre alte

Tracht, Ihre Andenken, Ihr Kunstdenkmal, Ihre Gartenanlagen, Ihre schmutzigen Servietten, Ihre miserablen Fremdenzimmer und überhaupt den ganzen schwindelhaften Kram wieder einpacken müssen, wenn Sie so fortmachen. Die Auffassung ist falsch und verwerflich, daß der Fremde ein Ausbeutungsobjekt ist . . . Der Bürgermeister war verständig genug, es einzusehen. Aber er zuckte mit den Achseln. Es ist halt der Geist der Zeit, sagte er, gleichsam zur Entschuldigung. Die Zeit richtet sich nicht nach uns, wir müssen uns nach ihr richten!

Hat der Bürgermeister recht? Der Fortschritt hält es mit der Billigkeit. Für etliche Heller kann ich in einem elektrischen Wagen sitzen und eine Riesenstadt wie Wien durchqueren. Wer hätte das vor fünfzig Jahren gedacht? Das ist Fortschritt. Man sage also nichts gegen die Billigkeit. Wenn Kultur in die Massen kommen soll, müssen die Kulturgüter immer noch billiger werden, weil sie sonst für die Masse unerschwinglich bleiben. Aber der Geist der Zeit hält es auch mit der Qualität. Der weitere Fortschritt wird darin bestehen, daß das Billige Qualität bekommt. Ohne Qualität gibt es keine Kultur. Der große Konkurrenzkampf in der Industrie hat dieses Ziel. Warum nicht auch in der Fremdenindustrie?

Koloniale Fortschritte

Es geht vorwärts mit unsern Kolonien. Zug um Zug wird das Verkehrsnetz draußen ausgebaut. Kaum mehr eine Reichstagssession ohne koloniale Eisenbahnvorlage. Und das Bezeichnende und Erfreuliche dabei ist, daß diese Vorlagen heute beinahe schmerzlos und ohne viel Gerede im Reichstag verabschiedet werden. Es kann sich eben kein vernünftiger Mensch mehr der Einsicht verschließen, daß das Geld, das in den Kolonien angelegt wird, gut angelegt ist.

So drehte sich denn auch in den letzten Wochen in der Budgetkommission die Erörterung über den kolonialen Nachtragsetat nicht um die Frage, ob die Fortführung der Usambarabahn nach dem Kilimandscharo bewilligt werden solle oder nicht, sondern im wesentlichen nur darum, wie man dieser Bahn am besten vorarbeiten und wie man sie der wirtschaftlichen Erschließung des Landes am wirkungsvollsten dienstbar machen könnte.

Bei dieser Gelegenheit wird es wohl Herrn Dernburg auch klar geworden sein, wie volkstümlich der Gedanke der Besiedlung der Kolonien durch Reichsdeutsche ist. Die gute Aufnahme, der sich die Vorlage zu erfreuen hatte, verdankt diese in erster Linie dem Umstand, daß die Bahn nach der amtlichen

Begründung namentlich der Besiedlung des Kilimandscharogebiets dienen soll. Man war zwar allenthalben überrascht über die unerwartete Sinnesänderung Dernburgs in der Besiedlungsfrage. Man fragte aber nicht viel nach dem Woher dieser Sinnesänderung, sondern nahm sie als erfreuliche Tatsache auf. Immerhin wurde der Staatssekretär über ihre Echtheit auf Herz und Nieren geprüft und entpuppte sich dabei — wenigstens nach seinen Versicherungen — als alter Freund der Besiedlung. Was uns nicht zu hindern braucht, diese Versicherungen cum grano salis aufzunehmen, sie aber als Wechsel auf die Zukunft zu betrachten, den die Kolonialverwaltung einzulösen haben wird. Es wird jedoch nützlich sein, den Motiven der amtlichen Sinnesänderung noch weiter auf den Grund zu gehen, da sie mit verschiedenen ebenfalls amtlichen Äußerungen der letzten Zeit keineswegs in Einklang zu bringen ist. Insbesondere wird zu untersuchen sein, ob die Dernburg nachgeordneten Organe genügende Gewähr für die Einlösung besagten Wechsels bieten.

Wenn man die Besiedlung des Kilimandscharogebiets und die Nutzbarmachung der angrenzenden Landschaften durch Viehzucht großen Stils als Grundlage für die Aussichten der Kilimandscharobahn annimmt, so werden die wirtschaftlichen Hoffnungen, die sich an diese Eisenbahn knüpfen, nicht zuschanden werden. Auch die politischen nicht, denn die Besiedlung durch Deutsche bildet jedenfalls das allerbeste Mittel zur Sicherung der Kolonie. Damit sagt die amtliche Denkschrift keineswegs etwas Neues, sondern bestätigt uns lediglich nach langjähriger „Erwägung", was schon oft zugunsten der Nordbahn und der Besiedlung des Kilimandscharogebiets dem Zaudern der Kolonialverwaltung gegenüber ins Feld geführt worden ist.

Der Ausbau der Usambarabahn zu einer Nordbahn nach dem Viktoriasee und weiter nach Ruanda ist aussichtsvoll und wichtig, und im letzten Jahr ist er durch die Vorgänge an der Nordwestgrenze unsrer Kolonie und den Vorstoß gegen die Politik der Belgier im benachbarten Kongogebiet geradezu dringend geworden. Man muß der Kolonialverwaltung ungeachtet der früheren Versäumnisse Dank wissen, daß sie diesen Ausbau zu beschleunigen gewillt ist, wie es schon jetzt den Anschein hat sogar über das Kilimandscharogebiet hinaus.

Beim Nachtragsetat für Südwestafrika hat sich die Debatte hauptsächlich um die amtliche Diamantenpolitik gedreht. Dies ist weiter kein Wunder und an sich ein gutes Zeichen. Eine Frage, der ein so erhebliches, für die Zukunft der Kolonie so wichtiges Objekt zugrunde liegt, kann nicht gewissenhaft genug geprüft werden. Um so mehr, als die Angelegenheit schon genug böses Blut gemacht und reichlich Verwirrung daheim und draußen angerichtet hat. Mangels ausreichender und klarer Unterlagen war man bisher geneigt, sich auf die Seite des schwächeren Teils, der südwestafrikanischen Bevölkerung, zu schlagen und die jüngst beim Reichstag eingegangene Beschwerde der Lüderitzbuchter für bare Münze, als Beweis der einseitig-kapitalistischen Politik Dernburgs zu nehmen.

Unverständlich bleibt zwar nach wie vor, warum Dernburg gegenüber diesem bei seinen Beziehungen zur Hochfinanz naheliegenden Verdacht nicht den Schein zu wahren versucht und die Vertretung der südwestafrikanischen Bevölkerung zu Rate gezogen hat. Wenn dadurch wahrscheinlich auch die Südwestafrikaner nicht voll befriedigt worden wären und mancher Begehrliche weiter geschimpft hätte, so hätte sich dabei doch Gelegenheit geboten, die Rechtslage in voller Öffentlichkeit klarzustellen und den Angriffen gegen die Kolonialverwaltung in der Heimat die Spitze abzubrechen. Das Allerbeste wäre allerdings gewesen, wenn die Regierung die Diamantfunde ganz einfach für den Fiskus in Anspruch genommen und so den privaten Interessen von vornherein entzogen hätte. Die Rechtslage ist so kompliziert, daß ohne eingehendes Aktenstudium eine Beurteilung kaum möglich ist. Außer den Mitgliedern der Budgetkommission, denen die nötigen Unterlagen uneingeschränkt zur Verfügung stehen, vermag kaum jemand mit Sicherheit mitzureden. Und auch für diese ist es sehr schwer, sich ein zutreffendes Urteil zu bilden. In der Budgetkommission nun haben die klagenden Südwestafrikaner erheblich den kürzeren gezogen. Nun muß man allerdings sagen, daß kaum einer der Teilnehmer an den Verhandlungen die Materie annähernd so beherrschte wie Dernburg, und daß dabei diejenigen Abgeordneten, die etwa die Absicht gehabt hatten, unsern südwestafrikanischen Landsleuten beizuspringen, sich rasch in die Verteidigung gedrängt sahen. Anderseits ist bei dieser Gelegenheit wieder einmal die Mangelhaftigkeit der Berichterstattung über die Kommissionsverhandlungen zu beklagen. Die Berichte über die Erörterung der Diamantenfrage bieten nur ein ganz verworrenes und unzureichendes Bild. Ein Abgeordneter gab seiner Mißbilligung Ausdruck, daß die Presse nicht früher schon durch eine amtliche Darstellung genügend unterrichtet worden ist und so den wildesten Gerüchten Nahrung gegeben wurde. Nach dem Ergebnis der Verhandlungen der Budgetkommission dürfte es um so wünschenswerter sein, daß eine umfassende Darstellung amtlicherseits nachgeholt wird. Die uneingeschränkte Anerkennung, die der Dernburgschen Diamantenpolitik durch die Budgetkommission zuteil wurde, ist sicherlich sehr erfreulich, denn es gibt unsrer Ansicht nach kaum einen schlimmeren Vorwurf für die Regierung, als den der Parteilichkeit. Wenn sie in diesem Falle anscheinend glänzend gereinigt worden ist, so gibt dies zu denken, und man fragt sich, wer denn die Vertretung der Südwestafrikaner und die südwestafrikanische Presse, so übel beraten hat, daß ihre Vorwürfe gegen die Kolonialverwaltung vor dem Forum der Budgetkommission sich in einigen Stunden in ein glattes Vertrauensvotum verwandelten. Man erinnert sich wohl der blindwütigen Vorstöße der Südwestafrikaner, namentlich der Windhuker in der Frage der Selbstverwaltung. Man könnte beinahe vermuten, daß der unerwartete Segen der Diamantenfunde den Leuten vollends die Köpfe verwirrt hat. Der Unterschied ist nur der, daß es sich dort einigermaßen um ideelle, jedenfalls nicht persönliche, hier aber um rein materielle Interessen handelt. Und

das macht den Vorgang in der Budgetkommission, wenn er sich als völlig begründet herausstellt, peinlich. Es wäre allerdings sehr beschämend, wenn dieser Aufwand von sittlicher Entrüstung nur egoistischen Interessen, nicht den allgemeinen Interessen des Landes gedient hätte. Nach der vor einigen Wochen veröffentlichten Vorlage über den Ausbau des südwestafrikanischen Eisenbahnnetzes ist mancher in seiner vorgefaßten Meinung einigermaßen wankend geworden. Die Verwendung der Einnahmen aus der Diamantenproduktion zur Ausgestaltung des Verkehrsnetzes, die sehr zu billigen ist, beweist immerhin, daß die Kolonialverwaltung das Interesse der Kolonie im Auge hat, wenn sie auch nicht überall auf dem rechten Wege sein mag. Darüber wird noch mancherlei zu sagen sein.

Rudolf Wagner

Jasmin

Von Alberta von Puttkamer

Er stand eines Juniabends am Weg, der breit den Berg hinaufführt. Sein Gang, den ich immer sonst gleichmäßig stapfend, wie die Hämmer einer Maschine, und weithallend in der Bergstille vernahm, hielt jähe an. Das war wie ein Ereignis. Sein Blick ging sonst immer an den feinen Reizen der Landschaft vorüber, als lägen seine Ziele ganz anderswo, — weit draußen — weit drüben . . .

Sein Botengang führte vom Tal herauf. Allen Landhäusern an der Bergstraße, bis wo der Wald finster und eng stand und seine Stämme der Siedlerluft der Menschen entgegentrotzte, hatte er die Botschaften von den Städten und Ländern draußen zu bringen. Er war der Briefträger. Eine eigentümliche Erscheinung!

Wer den Dingen und Menschen gern tief in den Quellgrund ihres Wesens sieht und in den äußeren Zügen die Schrift der Seele erkennt, dem fiel in des Boten Erscheinung mancherlei Absonderliches, auch wohl sich gegenseitig Widersprechendes auf. Eine Gestalt, an der ein denkend Beobachtender nicht vorüberging, ohne innerlich Halt zu machen und mit seinen Gedanken ihr nachzugehen.

Das hatte ich oft getan, wenn er aus meinem rosenumflatterten Landhaus hinaustrat, wo er mir eben, als tue er unmeßbar Wichtiges, bedächtig und langsam, die mancherlei guten und bösen Botschaften, die die Welt in meine Einsamkeit schickte, in die Hand gelegt hatte.

Ein ganz absonderliches, wie abwesendes Lächeln lag dann um seinen Mund, als tue er seiner Hände Werk wie eine Erlösung von etwas, das ihm auf die Seele geworfen sei. Und jedes Brieflein, um das seine Tasche leichter wurde, war gleichsam wie der hinschwindende Bruchteil einer Bürde.

In seinen Bewegungen lag etwas träumerisch Verlorenes und doch wieder pedantisch Bewußtes und ängstlich Geschäftiges. So etwa wie bei Knaben, deren Schulweg durch duftenden Hochwald und an lockenden Gärten vorüber führt, die starke Liebe zu der Schönheit und Freiheit ringsher in die erzene Kette gezwängt wird, die Schule und Gesetz ihnen auflegt — nur war's bei ihm, als liebe er auch die Kette, — vielleicht weil sie ihm eine Festigkeit vor sich selbst und vor seinen fragenden Wünschen gab . . . Und doch lag in den Augen des Boten oft etwas von der reinen Wärme und dem wunschlosen Glanz eines spielenden Kindes . . .

Er stand also eines Juniabends am Weg. Reiche Jasminbüsche hingen dort von den Gärten herüber; im zitternden Spätlicht funkelten sie wie Perlmutter in zarter Silberfassung, und ein Duft, ein Duft stieg aus den tausend Sternlein, als ob der Sommer einen sonderlich geheimen Born von Würze erschlossen hätte.

An der feinen Grenze des Lenzes, zur heißen Reifezeit findet die Natur solche Reize, die wie ein leiser Rausch wirken und die Seele erregen, — also daß selbst kaum Bewußtes sich trunken erhebt, und verstummter Schmerz und schüchternste Lust Erlösung und Offenbarung finden.

Und so berauschend ist Jasminduft.

Der Bote griff mit seiner rauhen Hand in die Blüten, die wie ein bleicher Atlas waren, blendend zu schauen und weich anzutasten. Es war nur eine plumpe Bewegung, und doch lag es wie eine keusche Huldigung und scheue Grazie darin. Der Mann seufzte schwer auf.

Ich rief ihm ein besonders fröhliches „Guten Abend" zu; denn mir war, als müßte ich diesen Ganzeinsamen mit einem frohen Wort der Teilnahme aus seiner Gedankenverlorenheit erlösen.

Denn, daß er einsam war, wußte ich längst aus seinen Augen, die gleichsam an den Freuden des Lebens vorübersahen; — und er erschien mir als eine jener einfachen, starken Naturen, die mit ungebrochener Kraft, die sich nicht in kleine Strebungen zerstreut, auf ihre Ziele hingehen, und die innerlich stärker, aber stiller und einsamer werden, wenn das Schicksal ihnen das Erreichen verneint.

Ich habe solche ungebrochene Naturen viel öfter im Volk gefunden, als unter denen, die die Welt die „Gebildeten" nennt. Denn den mächtigen und vielerlei Anregungen, Ablenkungen und Forderungen gegenüber, mit denen die moderne Kultur „bildend" wirkt und die sogenannten Gebildeten schafft, bleiben nur ganz starke Eigenarten in ihrer gebundenen Geschlossenheit; die meisten zerstreuen ihr Denken, Fühlen und Streben und setzen so den Prüfungen und Fragen des Lebens immer nur Teile ihrer Kraft entgegen.

Für den Durchschnitt der Menschen kann es wohl als Wahrheit gelten: je komplizierter das Geistesleben wird, desto weniger geschlossen und gewappnet zum Streit mit den dunkeln Mächten des Lebens wird — der Charakter.

Die Überragenden, über das Mittelmaß Emporgewachsenen freilich, die haben auch die Spannkraft, dem Anprall der Eindrücke gegenüber nicht zu zersplittern, sondern sich geschlossen und in einem Kernpunkt gesammelt zu halten.

Der Mann sah erschrocken auf, wie einer, der einen Höhenweg im Herbst macht, in den Nebel an abgründige Stellen gerät und sie erst erkennt, wenn die Sonne den Dunst plötzlich mit goldenem Schwert zerschneidet.

Die Nebel waren ja indessen Gestalten geworden, die vielleicht längst fremd gewordene, einst liebste Züge angenommen hatten. Die zerflattern nun, und der Wanderer ist tief erschrocken. Und die Sonne behält das ewige Recht der Wahrheit: die klaren, strengen Linien des Lebens zu zeigen.

Mein grüßendes Wort war auch ein so grausames Sonnenlicht für den versonnenen Mann gewesen.

Niemals war der Bote noch im Wege stehen geblieben.

Im Staub flimmernder Sommermittage, in der scharfen Flucht der Wolken und Luftströme, die der Herbststurm hier auf der Höhe vorbeitrieb, an leuchtenden Lenzmorgen, wo tausend wachsende Wunder am Weg lockten und vielstimmige Chöre von feinen und starken Tönen durch die Natur jubelten, im rinnenden Regen, im Frost kristallener Winterabende, — immer ging der gleichmäßige Schritt des Boten unbeirrt vorüber, wie der Rhythmus der nach Gesetzen schreitenden Zeit, oder — die Pflicht!?

Niemals war er stehen geblieben am Weg, außer an den Häusern, wo er seine Botschaften abliefern mußte. Und heut stand er aufseufzend am Jasminbusch und ließ träumend seine Hand durch die knospenden Äste spielen.

Es war Abend. Auf den Höhen drüben flatterten bunte und metallflimmernde Wölkchen, wie ein lustiger Zug von Amorinen hinter der heiligen Himmelsfrau Sonne her. Und dann ward's auf einmal blaß und still, und ein erster Stern hing wehmütig am schweigenden Himmel. — Der Dienstgang des Boten, der den Berg mit all seinen Straßen umfaßte, begann und endete bei meinem Landhaus.

Ich wußte, daß für heut sein Kreislauf beschlossen war, und so mochte ich's wohl wagen, den stillen Mann zu einer Zwiesprache aufzufordern. Inmitten seiner Botengänge wäre jede Kunst meiner Rede, jede Wärme meines Tons verloren gewesen: seine Pflicht trieb ihn einfach und wortlos vorwärts.

„Förster!" rief ich zu ihm herüber, „wollt Ihr nicht einen Augenblick eintreten? Ich hab' wegen eines Briefes etwas zu fragen."

Es war nur ein vorgeschobener Grund, denn ich wußte, daß ich ihn mit jeder Frage, die seinen Pflichtkreis berührte, fesseln konnte, daß er aber einer Aufforderung zum Plaudern scheu ausgewichen wäre.

Meine kleine List gelang. Er trat ein, — und war es nun, daß sein verschlossenes Wesen heut durch irgendeine Erinnerung, durch eine Erschütterung der Seele oder auch nur durch die seltsam wehmütige Weichheit des Juniabends gelockert war, jedenfalls schien es mir, als habe ich nur an einer leicht geöffneten Pforte vorsichtig zu rühren, um sie mir weit offen zu machen. — „Der Juni ist heuer so absonderlich schön, und die Jasminen duften, als ob sie alle Höhen und Täler deckten, und hängen doch nur in ein paar Gärten verstreut, und hie und da in Büschen am Weg."

„Ja, der Jasmin!" sagte er nachdenklich, „da steckt so ein ganzer Sommer drin —"

„Liebt Ihr den Duft so sehr? Mir ist er zu gewürzig; er macht mich schwindlig wie starker Maiwein —"

„Nein," sagte der Mann hart, „ich liebe ihn nicht! Es ist immer eine schwere Zeit, wenn die Büsche blühen und ich an ihnen vorbei muß. Drüben hinterm Berg stehen noch mehr," setzte er wie schaudernd hinzu.

„Wie ist der Jasmin Euch denn zum Feind geworden? Ihr redet so finster von ihm —"

„Ein Feind!?" sprach der Bote leise, — „ja, da habt Ihr's getroffen. Er mahnt immer, und ich will doch nichts mehr wissen davon."

„Wovon?“ fragte ich warm, denn die kurze gedämpfte Art seiner Rede, die von einem beherrschten, tief versenkten Schmerz zitterte, bewegte mich sehr.

„Von? — ja, das ist nun lange, gar lange her, und — ich muß zum Vater heim; der kennt den Weg genau, denn er war zwanzig Jahre Bote auf derselben Strecke, — und der alte Mann ängstigt sich, wenn ich später heimkomme. Wie gesagt, er mißt die Wegstunden genau; und seine einzige Freude ist, wenn er mir abends so allerlei Gutes bereithält, am Herd und mit der Rede. Er ist einsam — wie ich,“ setzte er leise hinzu.

„So will ich Euch nicht halten, Förster,“ rief ich da, — „doch seht, morgen ist Sonntag, und Ihr findet immer eine offene Halle und ein offenes Herz bei mir . . . kommt, wenn Ihr einmal frei seid, und Ihr werdet bald finden, daß wir Einsamen einander verstehen, ob wir nun im Hohen oder in den Niederungen des Lebens wandern. Denn ich lebe auch einsam, wenigstens mit andern Genossen als Menschen. Mit viel besseren, Förster, mit Büchern und Musik; in den ersten liegt die Weisheit und Fülle der Welt, und in der andern redet alles, alles Gefühl, das wohl sonst unaussprechlich bliebe, denn für das Tiefgründigste finden wir keine Worte . . .“

Er sah mich mit einem kurz aufleuchtenden Blick an bei meinem letzten Satz, den ich mehr zu mir selbst geflüstert hatte.

„Guten Abend, Förster, also auf bald!“ rief ich dann noch laut, daß es wie eine fröhliche Bitte und ein frischer Gruß klang.

Er ging; und daß ich damals seine gute, starke Seele in ihrem Zittern zart — wartend behandelt und ihn nicht gedrängt hatte, sich mir gleich zu eröffnen, das machte ihn zutraulich. Und so ließ er selbst langsam die Hüllen von seinem Geheimnis nieder, das in seiner schlichten Größe erschütternd auf mich wirkte.

Wie einzelne, bald blasse, bald bunte Mosaikstücklein, so gab er mir langsam, in einer fast schamhaften Art von Zurückhaltung, die Züge seines Jugendbildes. Es war von weher und herber Schönheit . . .

Damals, vor siebzehn Jahren, als seine Laufbahn (im wahrsten Sinne des Wortes: Laufbahn) begann, hatte der Weg, den ihm das Amt vorzeichnete, die andere Seite der Höhen, bis zum Tal herab, geführt.

Da war die Landschaft wilder und einsamer, und nur von einzelnen Höfen und Dörfern belebt, während die Seite, auf der mein Landhaus stand, mehr dem Reichtum und Wohlleben eine Stätte gibt; ein bekanntes Weltbad hat sich hier seit Jahrhunderten um die heißen Quellen her angesiedelt, und die Häuser stehen in allen Bauarten, fast wie wunderliche Riesenblumen in den festgegründeten, unwandelbaren Edelwäldern. Drüben an der anderen Bergseite, wo es noch wilder und stiller war, lag am Wege ein blankes Häuschen, recht abseits von den andern, und halb verhangen von Hecken und Büschen.

Im Juni duftete es auf eine halbe Wegstunde hin von all den Jasminsträuchen, die da am Hang wie luftige, weiße Schleierlein flatterten und dem kleinen Haus einen absonderlich feinen und zierlichen Schmuck umlegten.

Da wohnte der Wegwart. Der war stark und streng von Art, und in seinem Gesicht standen Linien, die gleichsam wie feine, eiserne Bänder über einem zurückgedämmten Schmerz waren.

Später war eine tiefe Leidenschaft über ihn gekommen zu einer schönen fremden Dirne, die er einst als verlassenes Gut einer Zigeunerbande, müde, doch keck, an einem der einsamen Wege gefunden, die seiner Obhut untertan waren.

Das wilde Blut hatte er in sein schon festes strenges Leben gefügt. Er war damals über die vierzig hinaus; wohl ein hoher, stattlicher Mann, aber so

karg von Reden und ernst und kalt in all seinem Tun, daß er von je wie abseits der hellen Jugendreihen gestanden hatte. Damals machte ihn sein schweres Blut und sein grübelndes Wesen zu einem Einsamen, — später aber hat es das Schicksal getan.

„Wie heißest du?" „Und woher bist du?" hatte er das Dirnlein gefragt, das von seinem Mooslager auffuhr, als er mit schwerem Schritt über den hallenden Boden und die Wurzeln herdröhnte.

Ihr Blick war von einem leuchtenden Grau, durch das es manchmal wie das bunte Flimmern von Perlmutter lief, — etwa, als wenn die Regenbogenfarben auf eine graue Wolke strahlen . . . Ganz seltsame lichtspielende Augen!

Und auf ihrem bräunlichen Wildhaar saßen große Waldschmetterlinge, und eine Schlange raschelte durch die Dürrzweige am Waldboden, als sie erschrocken aufsprang und den fremden Mann anschaute.

„Sie haben mich alle nur Lo genannt; und wir sind durch bunte und viele Länder gezogen," antwortete sie hastig. „Woher und wohin, das kann ich nicht nennen . . . Was man den Gesetzmännern hat antworten müssen, hat immer der Häuptling gewußt. Der hat überhaupt eine gewaltige Hand über uns gehabt. Wie die Hunde haben sie sich vor ihm geduckt, alle, alle. Aber als er mich hat zu sich zwingen wollen, da bin ich ihm fortgelaufen —"

Sie schüttelte ihre braunen Fäuste in die Luft hin, als ob sie Ketten abgestreift hätte.

„Nun ist es schon vielmal Nacht geworden, seit ich von ihrem großen Feuer weggeschlichen bin, und ich habe gegen den Hunger nichts gehabt als ein paar Lebkuchenherzen, die mir die dummen verliebten Burschen am letzten Tag — es war Jahrmarkt im Dorf — geschenkt hatten."

„Aber du blutest ja am Fuß," unterbrach der Wegwart erschrocken die Worte des Mädchens, die leicht und mit eigentümlich tiefem Ton von ihren Lippen kamen und an das ferne Gurren von Wildtauben gemahnten. „Dich hat die Schlange gestochen," rief er, „das ist gewiß — die da eben durchs Moos entwich! Gib deinen Fuß, man muß die Wunde aussaugen!"

Das Dirnlein aber richtete sich wild auf. „Nein, nein, du nicht, du nicht," rief sie, „du hast auch so einen bunten Kragen und blanke Knöpfe wie die Gesetzesmänner, und du wirst mich fangen oder verjagen; ich hasse die alle — ich will nicht gefangen sein! Schlangen haben mir nichts an; meine Muhme ist ja die Schlange, — so hat die alte Katty gesagt."

Der Mann lächelte, hat aber dann mit sanftem Ton zu ihr geredet, so daß die Wilde ganz still wurde, aufs Moos sank und ihm den wehen, kleinen Fuß hinhielt, damit er das Gift aus der Wunde sauge. Vielleicht haben auch der Hunger und die Erschöpfung ihren starr aufbäumenden Willen für ein Stündlein zum Dulden gebeugt.

„Wie heißt denn Ihr, und was treibt Ihr?" fragte plötzlich die Kleine mit einem kühnen und klaren Ton.

„Ich bin der Wegwart von dieser Berghöhe, und ich lebe ganz einsam in einem Haus an der großen Heerstraße. Friedmann ist mein Name."

„Da habt Ihr einen sanften Namen, der paßt gut zu Euch, denn Ihr seid stark und doch so — zahm, so zahm wie die artigen Kinder in den Dorfschulen. Die sagten ihr Sprüchlein und saßen gehorsam an den Plätzen, wo sie still sein sollten. Da hab' ich mich manchmal geschämt, wenn wir lärmend und bestaubt und in bunten, fetzigen Lumpen vorbeizogen. Aber," fügte sie sinnend hinzu, „am Ende könnte ich's doch nicht in der artigen Stille aushalten; ich bin eben nicht

von den Feinen, Ordentlichen . . ." Nein, sie war nicht von den Feinen, Ordentlichen.

Damals, als der stille Mann das wehe, warme Füßchen in seiner großen Hand gefangen hielt und seinen Mund saugend an die Wunde drückte, — als das Dirnchen so besonders redete, Kluges und Närrisches, Freches und Frohes wirr durcheinander, und dann wieder zutraulich Warmes, und als sie ihm mit ihren grauflimmernden Blicken so brennend nahe war, — da ist etwas in dem starken Mann erschüttert worden, daß sein ganzes Wesen in ein fremdes Zittern geriet.

Und er verlor alle Herrschaft über seine sonst so gemessene Art — und wurde der Landfremden willenlos untertan . . .

Dann hatte er sie später in sein Haus geführt und sie zu seinem Weibe gemacht. Und die späte Leidenschaft hat all sein Tun und Denken durchdrungen. Scheu ist Lo zuerst in das weiße, blanke Haus gezogen. Die Ordnung und Sitte waren ihr etwas ganz befremdlich Neues. Aber er machte ihr alles so lieb und vertraut, mit warmem Wort und noch wärmerer Sorglichkeit, und schenkte ihr so viel bunte Freuden, daß sie das neue Leben wie einen Festtag mit vielen flimmernden Lichtern hinnahm.

Mit den zierlicheren Kleidern, der bürgerlichen Hausitte und im Verkehr mit dem sanften und starken Mann ist auch in ihre fesselose Art etwas Gehaltenes gekommen. Wenigstens zuerst, bis etwa nach einem Jahr das kleine Mädchen geboren wurde. Geliebt hat sie wohl den Friedmann nicht, aber sie hat sich seine tiefe, heiße Liebe gefallen lassen.

In ihrer landfremden Schönheit ist sie so besonders unter den blonden Frauen der Schwarzwaldberge dahin geschritten, und ihre wilde Art, die durch des Mannes sanfte Gemessenheit wie in einen stolzen Rhythmus gekommen war, trat wie ein neuer herber Reiz zu ihrer Schönheit.

So führte er sein junges Weib unter die Leute der Landschaft, und auch zu Tanz und Lustbarkeit. Aber eines Sonntags, als sie zur Jahrmarktszeit in das nahe Städtchen gingen, kam aus einer offenen, lustigen Wirtsstube ein Geigenklang, der eine heiße Tanzmelodie in die sommerliche Luft hinausjubelte.

Da riß sie sich los von seinem Arm und hub an, auf der Straße, unbeirrt von den Vorübergehenden, einen sonderbaren Tanz zu tanzen. Das war nun ein herrliches Auf und Nieder, ein Gleiten und Heben der schlanken Glieder, und war wie das glühende Tanzdrama der Tarantella.

Aber die Bauern und Stadtleute fanden es nur ärgerlich und frech für eine verheiratete Frau, und lachten laut.

Das erschien dem stolzen Friedmann, der allen als ein Muster guter und strenger Sitte galt, eine bittere Verletzung, und ein Zorn brach in das sanfte Gehege seiner Liebe, wie ein Wolf in ein blühend stilles Wiesenland mit Lämmern, und er rief ein hartes Wort: „Zigeunerdirne! Kannst dein freches Blut nicht zähmen?"

Da hat sich Lo wie unter einem gräßlichen Peitschenhieb geduckt; eine jähe Glut ist ihr auf die Stirn getreten, und wortlos ist sie nach Haus geschlichen.

Einige Monde darauf hat sie ein zierliches Mädchen zur Welt gebracht; das sah sie aus milden Blauaugen an — wie der Vater. Lo wies aber alles: die Zärtlichkeit Friedmanns, der noch die Reue über das harte Wort am Jahrmarktstag einen rührenden Ton gab, die eigene, aufquellende Weichheit beim Anblick des Kindes und die sorgende Teilnahme der Nachbarn, stumm von sich.

Und dann, an einem wunderschönen Sommermorgen (abends zuvor waren Zigeuner die Landstraße herab und hatten gegen den Wald hin gelagert, und ein

hoher Mann hatte auf seiner Geige klagende Volksweisen gespielt, wild und süß wie der Wein jenes Landes, das Ungarn heißt), also an dem Morgen danach hob sich im Taufrühen ein blasses Weib vom Lager in dem weißen Hause des Wegwarts.

Huschend leis wie eine junge Löwin, die man erst vor kurzem einfing, aber in zu zerbrechlichen Käfig gesetzt, glitt sie hinaus in die Freiheit, gen den bergenden Wald, durch die scharfen Gehege der Berge, die wie Gitterstäbe der Knechtschaft das Land einengten — hinaus ins Grenzenlose, Rastlose, ewig andre . . .

Nur ein Blatt Papier fand der tieferschrockene Mann, als er von seinem Dienstgang heimkam, an die Wiege des Kindes geheftet.

Und er las:

„Ich danke dir. Du bist sehr gut gewesen. Aber in mir ist etwas ungut, oder doch ganz fremd von dir; das liegt mir tief im Blut und reißt mich aus jeder Stille und ruhsamen Ordnung . . . Frag mir nicht nach. Küsse das Kind und sorge, daß mein Blut nicht wach wird in ihm! Ich bin den Geigen und der Freiheit nach. Ich komme nie, nie mehr zurück — —"

Das war mit großen, trotzigen Buchstaben hingeworfen auf ein Blatt, als sei es eine Bürde, die einer in besinnungsloser Hast hingeschleudert.

Da kam in seine Seele eine große, hilflose Einsamkeit, und er fühlte, daß er all seine Lebenskraft in die Leidenschaft zu dem verlorenen Weib gegeben und daß sie mit ihr hinaus gewichen sei in eine Ferne, die er nicht einmal kannte . . . Sinnlos ist er in der Landschaft umhergeirrt und hat immer nur der schönen Entflohenen nachgelebt, ins Ferne, Fremde hin, und das Nahe war nicht mehr bewußt und lebendig in seinem Leben. Und wie er eines Tages, gen die kalte Herbstwende hin, wieder am Weg saß und in die Leere seiner Tage und in die Leere der Natur sah, da stob von den blumenlosen Wiesen ein Zug Störche empor in die Luft; der zog mit viel lustigem Geflatter und Lärmen in eine warme Ferne; und ein elendes, mageres Tierlein, das mit seinen Flügeln sich mühte und hob zum Fernflug und doch noch zu matt und klein war dazu, das ließen sie hilflos an der Heide, und es war nun erbärmlich und allein auf sich angewiesen. Es würde in den kommenden Eistagen verderben, wenn nicht irgendein Mitleid sich seiner erbarmte.

Da erschrak der starke Mann in seiner Seele und dachte zum erstenmal an das kleine Wesen, das auch hilflos bei einem Fernflug zurückgeblieben. — Und es kam ein weiches Erbarmen in sein Herz, so daß von Stund an die Liebe zu der kleinen Brigitte breite Wurzeln in ihm faßte, wie ein Lebensbaum an Kraft, der jenen andern, der wilde Schößlinge getrieben, bald verdrängte und dorren ließ.

Die Kleine wuchs neben dem finster-stillen Mann empor, und er gönnte ihr alle Freuden, die er bewachen konnte. Denn eine lauernde Angst hielt ihn, daß das brennende Zigeunerblut der Mutter in Brigitte aufkommen könne, und daß er sie verlieren würde, wie er jene verlor.

So war er auch wechselnd hart und zu weich mit ihr. Aber was Lo's unberechenbar wilde Natur zurückgeschreckt hatte, das erkannte die weichere Natur der Tochter als die sorgende Angst einer allzu großen Liebe, und so ward sie jedem Willen des Vaters untertan, ohne Besinnen und Fragen.

Damals, des Wegwarts Tochter waltete sanft in Haus und Garten, war die Zeit, als der noch ganz junge Förster seine Botengänge drüben am Berg machte.

„Herr," sagte eines Abends die alte Magd Dorliese zum Wegwart, „Ihr habt Eure Tochter doch so besonders aufgezogen; der alte Lehrer hat sie wie ein Herrenkind in allem unterwiesen, und Ihr habt die Brigitte so fein abseits gestellt

von den andern, wie man ein zierliches Becherlein seitwärts von den Tonkrügen tut, die man auf jeder Gasse haben kann. Das paßt auch für die Brigitte. Und seht, da kommt nun seit vielen Wochen ein einfacher Briefträger vorbei, der Bote drunten von B., und ob der nun Postsachen für Euch hat oder nicht, an unserm Haus wird sein Schritt immer langsam, als warte er auf etwas. Dann huscht auch richtig die Brigitte heran und macht sich entweder im Vorgarten zu schaffen, bindet ein Knospenästlein an den Jasminhecken oder schneidet ein würzig Kraut für die Küche, oder sie geht auch nur so von ungefähr lustwandelnd hin und wieder — dann lachen und reden die beiden, und es kommt in das scheue, stolze Kind so etwas offen Fröhliches, als blühte es auf wie die Hecken an warmem Tage."

Friedmanns Gesicht ward sehr düster.

„Dorliese," sagte er hart, „wenn ich draußen bin, habt Ihr die Pflicht in der Hand. Ihr hättet das nicht dulden sollen. Es ist Zeit, daß das freie Wesen aufhört."

Ach, es hätte des Zügels für diese feine und demütige Natur nicht bedurft; nicht ein Tröpflein eigenwillig Blut von der Mutter her war wach in ihr, sondern ihr Blut ging in dem gemessenen, fast schwermütigen Takt, der des Vaters Art kennzeichnete; und dieser maßvolle Rhythmus war noch gedämpft durch Friedmanns erzieherische Wachsamkeit. Die hatte Brigitte früh gelehrt, jeden Wunsch, der in einem Eigentrieb aufstrebte, unter den Willen seines Worts, ja unter den Willen seines Blicks zu beugen.

Am nächsten Tage hat sie der Vater dem Adjunkt des alten Lehrers verlobt. Es war ein trockener Mensch. In dessen Nähe wäre das wildeste Blut (und sie hatte solches nicht einmal) verbrandet und versandet wie ein Sturzbach, wenn er in Stein- und Schutterde gerät.

„Brigitte," sagte der Wegwart zu seinem Kind, „du wirst dem Brunner ein sittsam und gehorchend Weib allzeit sein. Ich kenne den Mann. Ich hab' ihn als einen sichern Schutz für dich ausgesucht. Nie würd ich dich einem Fremden geben, hörst du, nie! Denn in allen Fremden schlummern unbekannte Gefahren —"

„Aber wenn der dir Fremde nun mir nicht fremd wäre, — und wenn er ein fester und ganzer Mann wäre?" fing die Brigitte sanft, aber in einem stolzen Ton an.

„Mein Kind," sagte der Alte, „du verstehst nichts von der Welt. Es ist besser, daß für die Ehe eine stille Vernunft die Wahl bestellt als ein rasches Gefühl; denn solches hat allezeit goldene Schleier vor den Blicken und sieht selten die Dinge klar bis in den Grund — —"

„So ist Euer Wort ein Gebot, mein Vater?" fragte sie, und es klirrte etwas wie gebrochenes Kristall in ihrer Stimme.

„Ja!" sprach Friedmann kurz.

Und dies „Ja" stand wie ein eiserner Grenzpfahl da, über den es keinen Weg gab . . . Sie wußten aber beide, trotzdem kein Wort von dem jungen Boten über ihre Lippen gekommen war, daß der nun für immerdar abseits ihres Lebens stehen sollte. Und Brigitte dachte an die tragische Legende der Bibel, wo eines blühenden Paradieses goldene Pforten klirrend zufielen durch das Machtwort eines Gebots. Und ihres Vaters Wort erschien ihr ebenso unwandelbar wie das des erzürnten Gottes im Erkenntnisgarten, und furchtbarer, denn sie war nicht in dunkle Schuld verstrickt, sondern stand licht in ihrer Demut und reinen Liebe.

All das hatte ich mir langsam aus einzelnen Worten und Schilderungen des Briefträgers zusammengefügt, so daß es anmutete wie die alten Holzschnittafeln, die wehmütige, verschollene Geschichten illustrieren.

Und wie er nun das Bilderbuch der Vergangenheit weiterblätterte, kamen durch die wärmeren Worte, die das eigen Erlebte ihm diktierte, noch Züge unmittelbaren Lebens hinein.

„Die Botengänge drüben am Berg, sonderlich der letzte Tagesgang, der in die siebente Abendstunde fiel, waren mir immer wie liebe Gottesgaben erschienen," hub nun Förster an, „denn da stand die helle Gestalt der Brigitte Friedmann im Jasmingärtlein am Weg und gab mir manch frischen Blick und manch ein köstlich Wort, die schienen mir herzstärkender als ein Trunk Edelwein.

Ihren Vater hab' ich nur selten gesehen; der blieb mir fremd und schien mir sehr düster, als stände unabläßig die Sorge und Angst neben ihm, die ihm jedes Lachen aus dem Leben stahl.

Und die Dorliese, die alte Magd, die der kleinen Wirtschaft waltete, die hatte gerade genug unter ihren Töpfen, Tiegeln und Linnenschränken und in Hof und Keller zu hantieren, als daß sie noch Zeit zu einem Lustgang im Garten gefunden.

Im Frühling hatte ich des Wegwarts Tochter zum erstenmal im Vorgarten des weißen Hauses gesehen. Sie kam mir anders vor als die Frauen unsrer Landschaft, — viel feiner und zierlicher.

Der Wegwart, der ein vermöglicher Mann war und zu Ererbtem noch das in einem mäßigen Leben Ersparte tat, hatte sein einziges Kind abgesondert von den andern beim Schulmeister unterrichten lassen und hielt sie in allem abseits und wie in einer Umhegung, so man wohl einer kostbaren Pflanze gibt, die durch Zufall in gröberen Boden kam, und nur ihre zarten Blätter zur Sonne strecken kann, wenn man ihr milde Wartung und Raum gewährt.

Als im Juni Brigittens Gärtlein so voll Jasminen hing, daß sie weithin die Bergstraße entlang dufteten und wie ein feiner Schnee über den frischen Ästen lagen, da brach sie mir manchmal ein paar von den weißen Sternen und nestelte sie mir mit feinem Finger selbst ins Knopfloch: „Weil Ihr im Weg so viel Staub atmet, geb' ich Euch ein wenig Duft von dem frischen Busch mit," sagte sie mit einem warmen Lächeln.

Wir haben nie ein Wort von Gernhaben gesprochen, aber es war seltsam: wenn wir beide nur ein paar Worte redeten, dann stand immer noch so viel Ungesagtes dazwischen, und das ist dann nur lebendig geworden im Auge oder in einem eigenen Ton der Stimme. Wir haben's aber beide wohl gewußt, daß es der liebe Gott war, der da in uns redete. wenn wir selbst verstummten . . .

So ist der Sommer hingegangen, und es ist ein heimlich behütetes, großes Glück gewesen, obgleich wir immer nur so gleichsam daran vorüber geredet haben und nie einer es mit einem kräftig-frischen Wort angegriffen hat, daß er's so recht eng umfaßt gehalten und es ihm kein Fremder hätte rauben können. Sie ist mir auch viel zu besonders und viel zu vornehm erschienen, als daß ich sie zum Beispiel zu Tanz oder Lustbarkeit hätte bitten können, wie andre meines Standes mit den Mädchen taten, die ihnen lieb waren.

Ich bin immer ein Zaghafter gewesen," sagte Förster mit einem leisen Klagen in der Stimme, „das hat mich vor vieler Fährlichkeit bewahrt — doch hier, das eine Mal hat's mir meines ganzen Lebens Frohsinn gekostet . . .

Sie blieb auf einmal aus," erzählte er weiter. „Ihr linnenes Sommerröckchen flatterte nicht mehr hell im Garten; und jeden Abend, wenn ich mit Angst und Sehnsucht im Herzen um die Wegecke bog, schaute ich ins Leere, und es regte sich nichts im Garten.

Es fügte sich, daß in jenen Wochen gerade keine Botschaft und kein Brief an den Wegwart kam (er erhielt ohnehin nur spärliche), und ich konnte doch nicht ohne Grund an das Haus klopfen, dem ich ein Fremder war. Freilich, der Brigitte war ich der Nächste, aber das lag ja in scheuer Heimlichkeit . . . Dann hab' ich eines Abends, es ging schon gegen den Herbst, und die Jasminbüsche hingen blumenlos und mit schwarzgrünem Laub, wie tot, über den Wegrand, einen fremden jungen Mann mit dem Wegwart Friedmann im Garten hin und her wandeln sehen.

Am Fenster des Erdgeschosses aber tauchte ein blasses Mädchengesicht auf, das schien mit erloschenen Augen zu grüßen. Da wußte ich auf einmal, daß man sie von mir hinweg und zu irgendetwas Unliebsamem hin gezwungen habe.

Und obzwar es mir zuwider ging, zu andern von Brigitte zu sprechen, so fragte ich doch in einer dumpfen Herzensangst bei den Leuten weiter oben auf der Bergstraße an, ob sie nicht wüßten, ob im Wegwarthaus Krankheit sei, da's im Garten so still wäre. „Krankheit?" sagten sie verwundert, „nein, Hochzeit soll sein; und da haben sie wohl im Haus eifrig zu schaffen und keine Zeit, müßig im Garten zu stehen."

„Will der Wegwart wieder ein Weib in sein Haus führen?" fragte ich, und wußte doch fast, daß ich die Frage nur tat, weil ich das andre nicht auszusprechen wagte.

„Behüt Gott," sagte die Bäuerin, „der Vater hatte genug mit der Zigeunerin. Die Brigitte heiratet den Schullehrer. Der Vater will hoch hinaus mit ihr, es mußte zum mindesten ein Studierter sein." Da hab' ich mich hart gewendet und kaum den guten Abend geboten; denn wie ein bitterer Quell sprang es in mir auf — der ging mir wie ein Gift in den Adern und stieg mir so heiß und voll empor zu den Lippen, daß für kein Wörtlein Raum blieb.

Und ich bin wie ein Lebloser in den sterbenden Wald weiter gegangen. Die Herbstnebel wurden mir lieb, denn sie bargen mich vor den Menschen, und ich war wie in einer großen, pfadlosen Einsamkeit . . .

Einmal, es mögen ein paar Tage danach gewesen sein — ich weiß es kaum, denn ich hab' die Zeit nicht mehr gemessen —, rief mich bei einem Sonntagsfrühgang eine zage Stimme an, die hinter den gestorbenen Jasminbüschen gar wehmütig hervorklang.

Die andern mögen wohl zum Kirchgang gewesen sein, denn es war eine wartende, breite Stille ringsum, und Brigitte trat mit ihrem lichten Kleid unbekümmert vor, als hätte sie große Worte zu reden und als gehöre ihr die Stunde und die Landschaft. Ich meine, sie hätte fast etwas Königliches gehabt, und ich hing mit stummem Erstaunen an ihrer Erscheinung.

„Erhard," sagte sie sehr langsam und weich (sie nannte mich zum erstenmal bei meinem Taufnamen), „es ist ein Wandel hier eingetreten. Ich muß Euch allein sprechen — es ist sonst nicht meine Art, aber es muß sein. Kommt heut abend um elf Uhr! Die andern sind dann zur Ruhe, und in der Jasminlaube sucht mich keiner in der kühlen Septembernacht —"

Es lag etwas in ihrem Ton von Bitterkeit und doch von Hoheit, und alles klang wie ein unabweisbarer Befehl und doch wie eine reine, ganz reine Hingebung. Es war still gesagt und überwältigte mich doch wie ein reißender Strom, also daß mir der Atem versagt blieb und ich kein armes Wort aus der Kehle brachte.

Ich nickte nur stumm, reichte ihr die Hände und ging meinen Weg hinab, der mir plötzlich nächtlich und schwarz erschien, obgleich die Herbstsonne in lohen

Flammen auf die Welt fiel und die betauten Anemonen wie lustige Rubinen aus den Wiesen funkelten. Und dann kam der Abend; da traten zum ersten und einzigen Male der Tod und das heiße Leben vereint in meine Seele. Und das ist zum Nimmermehrvergessen, glaubt's nur, wenn das geschah.

Mein Vater hatte sich immer den Sonntagabend gerade als etwas besonders Feiertägliches mit mir gerichtet; ich war ja sein einziges Kind. Ernst und streng gingen die Wochentage hin; er hatte jahrzehntelang dasselbe Amt gehabt wie ich. Und das erschien ihm wie etwas Festes, Heiliges, darin man den, der's übt, mit keinem Wort oder Wunsch unterbrechen dürfte. Aber die Sonntage, außer dem dienstlichen Frühgang, an denen gehörte ich ihm.

Ich hatte ihn auch nie fühlen lassen, daß das eigentlich ein Zwang war und etwas selbstsüchtig; es war ja doch so viel arme, schützende Liebe darin . . . Und weil ich von je ein einsames Wesen hatte und keine lauten Lustbarkeiten mit Kameraden liebte und auch nicht zu lustigen Dingen wie Tanz und Musik und leichten Liebeständeleien mit Weibern neigte, mochte ich's gern, daß der Vater an solchen Abenden gute und sinnreiche Bücher bereit hielt, aus denen ich ihm las, wie ich's schon als Knabe getan.

Das hat mich vor vielem bewahrt, daß mein Vater mich an den Sonntagen mit einer milden und selbstverständlichen Art gleichsam in die alte, unschuldige Kinderzeit zurückgeführt hat. Mir war's auch, als säße dann die tote Mutter zwischen uns — und die enge Stube, in der die alte Uhr, schläfrig wie ein Wiegenlied, summte, und mein Vater hin und wieder zwischen die guten Worte der Bücher seine stille Lebensweisheit einflocht, als wär's Sonnenlicht, das die Dinge erst klar und durchsichtig macht, seht Ihr, die enge Stube ist mir immer bis dahin des Glückes genug gewesen.

Aber das war nun ganz anders, und mein Herz war mit seinen Gedanken, wie ein Strom im Lenz, hinausgewachsen über seine Ufer.

Mein Vater hat mich mit einem seltsamen tiefen Blick angesehen selbigen Abend, denn er merkte wohl, daß nur meine Lippen redeten und daß mein Herz weit, weit ab war von ihm und dem Stüblein und dem, was ich tat. „Erhard," sagte er, „du hast fremde Gedanken. Was hegst du Heimliches?"

Ich bin, ganz gegen meine Art, rasch aufgestanden, weil ich ihm die Röte verbergen wollte, die mir lohend in die Stirn trat.

„Ich hab' in den letzten Wochen besonders harten Dienst gehabt und auch einiges Zuwidere; mir ist auch nicht gut, Vater," redete ich hastig, als ob eine Krankheit in mir lauerte. „Ich muß noch in die kühle Luft, denn mir brennt ein Fieber im Kopf. So denn, lebt wohl für heut abend." Und damit wandte ich mich und eilte hinaus, denn ich fürchtete, daß mein Vater mich mit sorglichen Worten zurückhalten könne.

Von den Türmen des Städtchens hatte es längst zehn geschlagen, und mein Weg in die Herbstnacht hin war noch lang, und der Sterne brannten wenige droben als Leuchte in die Dunkelheit hin.

Mir aber war's, als ob ich in das tiefere Dunkel eines großen Schicksals ginge . . .

Es war eine herbe und reine Luft, und von den Wäldern strich ein würziger Wind her, und der absonderliche Geruch atmete aus den Feldern auf, den der gelockerte Boden hat, aus dem man eben die reifen Erdfrüchte mit ihren Wurzeln gehoben hat.

Also erschien mir das Land reich und zugleich dunkel, wie die Stunde vor mir, als lägen da Schätze, zu denen aber die Türen verriegelt seien, so daß ich niemals von ihrer Fülle Teil gewinnen könnte . . .

Und nur Brigittens Haus hat aus der Nacht hervorgeleuchtet, groß und weiß; aber es ist mir nicht mehr heiter erschienen wie in der blühenden Zeit auf dem tannenfinstern Waldgrund, sondern wie ein bleiches Totentuch, das einen großen Schmerz einhüllt.

Dann bin ich in die Jasminlaube getreten, die nun ganz duftlos war und voll schwärzlichen Laubes hing, — und stumm ist mir die Liebste entgegengekommen. Ihre Blicke haben matt aus der Nacht geschienen, wie die paar müden Sterne am Herbsthimmel.

„Erhard," hob sie dann nach einer Weile an, „Ihr müßt mich nicht für zudringlich oder für eine Allzufreie halten, daß ich Euch so in der anbrechenden Nacht heimlich zu mir in den Garten gerufen hab'. Aber seht, diese Stunde ist gewaltig, denn sie heißt: Anfang und Ende. — Der Vater hat einen Mann für mich gewählt, und des Vaters Wort ist mir allzeit stark wie das große Evangelium gewesen: ein Gebot über dem eigenen Willen." —

Und wie sie das sagte, brach ihre sanfte Rede zusammen in ein Schluchzen.

Da wußte ich, daß ich ihres Herzens Liebe war, und daß über ihre warme Jugend, das Glück all unsrer künftigen Tage, doch jener harte Wille des Vaters Meister bleiben würde; — und ob wir auch nie geredet hatten davon, daß wir uns so über alle Dinge lieb waren: das stand plötzlich nun vor uns wie ein jahrealtes Bekenntnis, wie etwas, das auch ohne Wort ein festes Verlöbnis der Herzen bedeutete. Und weil die Zukunft vor uns lag wie ein dunkler Richtplatz für das Glück, so hat sich alles Leben in die eine gegenwärtige Stunde gedrängt.

Da ward die Jugend heiß in uns, und alle Zaghaftigkeit ist von mir gewichen.

Ich hab' mich selbst kaum gekannt, wie ich so im Herzglühen gerufen habe: „Brigitte, du Allerliebste, hat denn nur dein Vater recht? Ist's denn nicht der liebe Gott, der unsre Herzen so mit seiner Sonne hell und heiß macht und sie zusammenführt? Ist das nicht höheres Gebot?"

Und wie in einer wachsenden Todesangst, als wäre sie mir trotz ihrer Liebe verloren, riß ich sie in meinen Arm und hab' ihr feines Mündlein ein einzig brennendes Mal geküßt . . .

„Nein!" sprach sie da mit einem tiefen, ganz fremden Ton, „was du Gottes Gebot nennst, ist nur unser heißes Blut. Meines Vaters Wort ist immer heilig über meinem Leben gestanden. Die Freuden, die sein Wille nicht segnete, müßt' ich mir stehlen. Und die Reue würde dir ein blasses und verzagtes Weib ans Herz legen."

„So bin ich doch nur ein Geringer in deinem Herzen?" hab' ich da in einem fast zornigen Schmerz gerufen.

Aber augenblicks darauf reute mich das hastige Wort, denn Brigitte ist ganz still geworden; — die Arme sind ihr schlaff am zitternden Leib herabgeglitten, und sie hat mich aus weit offenen, verzweifelten Augen angeschaut, als ob da plötzlich etwas Abgründiges zwischen uns läge, über das sie keine Brücke fände.

„Geh, Erhard," sagte sie dann leise und fast ohne Ton. „Es steht ein Verbot zwischen uns. Ich finde nie hinüber. Aber je und je habe ich nur dich lieb gehabt — und will's in alle Ewigkeit —"

Da ist die heiße Jugend in mir tot geworden, und Brigitte ist vor mir gestanden, fremd und hoch, wie in einem feinen Heiligenschein.

Mir war's, als leuchtete ein wehes Licht aus ihrer Seele und um sie her.

Aber die Herbstnacht draußen war lichtlos geworden, und vor den blassen Sternen wanderten große Wolken.

Wie eine Heilige, die einen Martergang beginnt, schritt sie von mir; ich aber hab' kein armes Wort mehr zu reden gewußt, sondern hab' nur gewinkt und genickt und bin dann mit einem Schrei hinaus in die Nacht, von dem Totenhaus gewichen.

Denn solches war es mir geworden, weil doch kein grimmerer Tod ist, als wenn sich Liebende gestorben sind . . ."

Der Bote hielt an in seiner Rede, die mühevoll aus seiner Brust kam, als sei jedes Wort ein Schwertstreich, mit dem er sich selbst schlüge.

Und eine Träne hing in des einfachen Mannes Auge, mit einem rührenden Licht, wie wenn aus den Opalschalen der Muschel eine edle Perle sich löst . . . „Armer Mann," sagte ich unwillkürlich, — „und so seid Ihr ganz leer in Euer Leben zurückgegangen?"

„Gelebt habe ich in den ersten Jahren danach wohl kaum; aber ich mußte vorwärts! Und dann —" sagte er schaudernd, „ich bin den Morgen nach jener Sterbensnacht zu meinem Dienstoberen gegangen und hab' es durch Bitten erlangt, einen andern Botenweg zu bekommen. Weil ich pünktlich und treu im Amt war, hat man mir's auch bewilligt; kopfschüttelnd freilich, denn der Weg an dieser Bergseite ist viel länger und beschwerlicher und steht doch unter gleichem Lohn, — und seht, so blieb mir wenigstens der Anblick des Totenhauses entrückt . . .

Und dann, — mein Vater war ja da, und — das Gebot! Daran hab' ich mich gehalten wie an einen starken Stab und bin im Staub, so im tiefen Staub des Lebens, das nun keinen Feiertag mehr für mich hatte, stetig gewandert.

Mein Herz hat dann nach und nach so eine Art von zager Frohheit bekommen. Lachen hab' ich nie mehr können, — aber doch ein wehmütig Lächeln hab' ich gefunden und eine stille Freudigkeit an einsamen Dingen — an Dingen, wo mir die Menschen fern blieben. Bücher mit nachdenklichen Geschichten und vor allem die liebe Natur draußen, die ich nach und nach mit all ihren Stimmen verstand.

Einmal nur hat mich etwas aufgeschreckt. Da hab' ich erst gesehen, wie viel Abgründiges in mir ich mit Hüllen bedeckt hatte, um nicht in das Grauen zu sehen, — und wie so gar dünn die Hüllen waren.

Mein Freund, der Bote, der drüben die Bergseite seit Jahren begeht, wo — Brigittens Haus steht, der ward krank, und mein Amtsoberer stellte mich zum Vertreter. Das ist just eine Woche her. Ich hab's nach einem Tag aufgegeben," er seufzte laut auf vor Qual, „denn lieber hätte ich mein Brot verloren, als wieder an dem Totenhügel vorüber zu müssen.

Und dann — das tote Haus war gar nicht tot, — sondern es stand in lauter Glanz und Blüten, und es war voller Sonne und Lachen. — Blonde Kinderköpfchen lugten über die Jasminhecken, und die Büsche blühten — blühten wie damals, also daß mein Weg voll Duft wurde und es mir war, als müsse das tote Glück aufstehen und gegen mich herwandeln.

Es ist auch aus der Tür droben getreten, — aber es war nur ein Schatten — ein armer Schatten im hellen Tagesschein. Eine blasse ernste Frau hat mich angestarrt — mit Augen, hört: mit Augen, die wie aus einer andern Welt herblickten.

Da wußte ich zum zweitenmal, daß gestorbene Herzen weiterleben können, und daß es ein Heiligeres über dem Glück gibt — und das heißt: Pflicht!" . . .

Des Boten Worte verhallten, und es ward eine Stille um uns.

Das Abendlicht stand wie ein Rinnen von feinem Silber in der Luft.

Försters Gestalt richtete sich hoch auf, und seine Blicke gingen groß und suchend in die Ferne, als sähen sie über Dinge hinaus, auf ewig Ewiges, etwas,

das mehr galt, als was der fliehende Tag und die wandernden Nächte geben können, — etwas, nach dem hin er unverrückbar schritt . .

Ich fand kein Wort; denn er schien mir mit seinem Schicksal so gewachsen, daß er mir fast fremd ward.

Die schlichte Größe dieser Seele, in der etwas von der heiligen Gesetzmäßigkeit der Natur lag, hatte ich nicht geahnt in dem einfachen Mann des Volkes, der ein geringes Amt übte, in strenger Art, wortkarg und unscheinbar.

Und sie erschütterte mich, also daß Gedanken und Gefühle in ein starkes Bewegen kamen und ich sie nicht in feste Worte fassen konnte.

Ich drückte ihm still die Hand — er grüßte und ging den Höhenweg empor.

Der Mond stand flimmernd gegen die finstern Tannen, daß die wandernde, hohe Gestalt sich von ihnen abhob und wie mit feinen Linien umleuchtet war . . .

Ich stand und starrte ihm nach. Das war nicht mehr der Bote Förster — die Gestalt wuchs ins Unpersönliche — sie erschien mir wie die eherne, gewaltig schreitende Pflicht: eine heldische Gestalt, vom Schicksal gemeißelt, mit großen tragischen Zügen, die dem sonnigen Glück der flüchtigen Tage vorüberwandert und den kummervollen Nächten, und die am Weg hinter sich die Sorge, die Selbstsucht und alle neidischen, kleinen Geister läßt.

Durch Graus und Gnaden aller Wetter schreitet sie dahin; die einzige, die reuelos ist und die zu jenen Höhen bringt, wo der leuchtende Königsreif des Friedens ruht.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 23. Januar 1910.

Das Hauptereignis der Woche auf innerpolitischem Gebiete ist die entschiedene Stellungnahme des Reichskanzlers zur Polenfrage. Zwar wird niemand, der sich ein einigermaßen nüchternes Urteil über Personen und Verhältnisse bewahrt hat, auch nur einen Augenblick wirklich geglaubt haben, Herr v. Bethmann Hollweg werde als Reichskanzler und Ministerpräsident verleugnen, was er als preußischer Minister des Innern und als Vizepräsident des Staatsministeriums verfochten hat. Immerhin ist es nach den politischen Wirbelstürmen des Jahres 1909 nützlich und notwendig, wenn der neue Herr an der verantwortlichen Stelle für die Reichspolitik und die preußische Staatspolitik persönlich hervortritt und mit ausdrücklichen Worten die hier und da schon wild wuchernde Illusion zerstört, als sei auf verschiedenen wichtigen Gebieten der Staatskunst eine Kursänderung zu erwarten. Leute, die aus allen möglichen, zum Teil recht nebensächlichen und äußerlichen Erscheinungen der Parteipolitik den Stoff zu den verwegensten Kombinationen entnehmen, konnten vielleicht glauben, der Reichskanzler werde, um sich dem Zentrum gegenüber keine Schwierigkeiten zu schaffen, bestimmten Erklärungen über die Polenpolitik ausweichen. Ernsthafte Beurteiler durften solche Erwartungen nicht hegen. Also daß Herr v. Bethmann Hollweg keinen Zweifel

über sein Festhalten an der bisherigen Polenpolitik ließ, konnte nicht überraschen. Erfreulich aber war die Art, wie er diese Frage behandelte, eine Art, die ihm bei allen, die den Ernst und die Bedeutung dieser Frage erkannt haben, volles Vertrauen sichern wird. Auf die einzelnen Ausführungen brauchen wir hier nicht einzugehen; sie bestätigen, was wir vor acht Tagen hier über die Beratung der entsprechenden Interpellation im Reichstage gesagt haben. Denn auch im Landtage war es die Interpellation wegen der Kattowitzer Beamten, die den Anlaß zu dieser Debatte gab. Die Angelegenheit ist ja nun mit außergewöhnlicher Gründlichkeit behandelt worden; jede der Parteien nahm die Gelegenheit wahr, ihren Standpunkt zu der angeblich gefährdeten Wahlfreiheit der Beamten und Lehrer ausführlich darzulegen. Neues wurde dabei freilich von den Parteiredнern nicht zutage gefördert. Die Kritik, die an dem Verhalten des Reichskanzlers durchaus etwas zu tadeln haben wollte, machte ihm einen Vorwurf daraus, daß er bei der Besprechung im Reichstage nicht erschienen war und nur im Abgeordnetenhause sprach. Man darf aber wohl daran erinnern, daß die Grundfrage bei dieser Angelegenheit, nämlich inwieweit ein Interesse des Dienstes durch die Beamten verletzt worden war, von der grundsätzlichen Auffassung der Polenfrage gar nicht zu trennen war und daß Herr v. Bethmann Hollweg ein Interesse, sich persönlich zu dieser Sache zu äußern, nur so weit haben konnte, als die Polenfrage in Betracht kam. Diese Frage ist aber eine Frage der preußischen Politik; kein deutscher Reichskanzler hat seine grundsätzliche Stellung dazu und seine Auffassung der einzelnen Maßnahmen jemals an andrer Stelle begründet als im Landtage. Wenn dies in der Presse bedauert wird, weil die Polenfrage das Deutsche Reich auch als Ganzes interessiere, so ist das insoweit richtig, als kein Reichskanzler der Gelegenheit ausweichen wird, auch vor den Reichstag seine Ansicht dazu zu sagen; indessen wenn an ihn die Frage herantritt, an welcher Stelle er grundlegende und bindende Erklärungen zur Polenpolitik abgeben soll, — ob vor dem Reichstag oder dem preußischen Landtag, — so entscheidet nicht die mehr oder weniger große Anteilnahme des gesamten deutschen Volks, sondern vielmehr die Frage, was staatsrechtlich korrekt ist. Darum sprach diesmal der preußische Ministerpräsident im Landtage, nicht der Reichskanzler vor dem Reichstage.

Unterdessen ist der Reichstag in die zweite Etatsberatung eingetreten, und man muß ihm das Zeugnis ausstellen, daß er einen guten Anlauf genommen hat. In einem Tage wurde er mit dem Etat des Reichsjustizamts fertig. Die Herren Volksvertreter haben also ihr Redebedürfnis stark gezügelt und wirklich die vom Seniorenkonvent vereinbarte Frist innegehalten. Das erweckt gute Aussichten nicht nur für die rechtzeitige Erledigung des Etats, sondern auch für den Wert der Debatten, die durch den Wegfall des breiten und seichten Geschwätzes, wie es sonst die Etatsdebatten zu füllen pflegte, nur gewinnen können. Die Hauptbelastungsprobe wird die jetzt erwachende Tugend des Maßhaltens bei unsern Parlamentariern freilich erst in der Beratung des Etats des Innern durchzumachen haben. Hoffen wir aber das Beste!

Wahlrechtsfragen. Die Thronrede zur Eröffnung des Landtags hat die Neugier, in welcher Richtung die preußische Staatsregierung ihre Bemühungen um die Reform des Wahlrechts aufnehmen werde, noch nicht befriedigt. Der Meinungsaustausch über die Reform hat also noch ganz freien Spielraum; nur das Signal ist gegeben, daß die Frage nun wirklich in einigen Wochen vor das Parlament kommt. Bisher haben positive Vorschläge, auf die sich eine parlamentarische Mehrheit einigen könnte, sehr bescheiden im Hintergrunde

gestanden. Ehe die Staatsregierung nicht gesprochen hat, will niemand aus der Deckung herauskommen. Unterdessen verbeißt sich die Erörterung hauptsächlich auf eine Frage, die durchaus nicht das Wesentliche einer Wahlreform zu bedeuten braucht: auf die Frage der öffentlichen oder der geheimen Wahl. Herr von Zedlitz, der diese Frage noch kürzlich im „Tag" behandelt hat, meint, die Lösung der Aufgabe der Wahlreform würde sich voraussichtlich verhältnismäßig leicht gestalten, wenn man sich über die Einführung der geheimen Wahl verständigte. Es will scheinen, als ob Herr von Zedlitz bei der weiteren Ausführung dieser Gedanken sich selbst widerlegt oder doch wenigstens an die Ausführbarkeit dieses Vorschlags selbst nicht recht glauben kann. Denn zuletzt kommt er doch auch in der Frage, ob öffentliche oder geheime Wahl, auf ein Kompromiß hinaus, und zwar nachdem er mit vollem Recht hervorgehoben hat, daß die Wirkungen, die man hier der geheimen, dort der öffentlichen Wahl beimißt, zum mindesten sehr zweifelhaft sind. Wie es die Sozialdemokratie versteht, auch bei der geheimen Wahl die Wähler zu überwachen und zu knebeln, ist bekannt. Man hat nun wohl gesagt, dem stehe bei der öffentlichen Wahl der Terrorismus von oben gegenübenüber. Die letzten Landtagswahlen in Preußen haben uns auch darüber eines bessern belehrt. Etwas Aergeres als den damals geübten Wahlterrorismus der Sozialdemokraten konnte es kaum geben. Wie aber will man bei solcher Sachlage die Frage der öffentlichen oder geheimen Wahl zum Angelpunkt der Reform machen? Auch Laband betrachtet diese Frage als einen Nebenpunkt und weist zutreffend darauf hin, daß man sich bei dem stark entwickelten Ueberwachungsdienst der Parteien auch bei der geheimen Wahl keiner allzu großen Illusion von der Wahrung des Wahlgeheimnisses hingeben dürfe. Wer mit Laband ein Freund der Proportionalwahl ist, wird in der Tat in der Frage „öffentlich oder geheim?" gegenüber dem Hauptprinzip nur ein nebensächliches Moment sehen können. Auch ein Pluralwahlrecht schließt erheblich wichtigere Fragen ein, als die der öffentlichen oder geheimen Abstimmung. Und wenn man erwägt, ob ein öffentliches direktes einem geheimen indirekten Verfahren vorzuziehen wäre, so wird mancher der Ansicht sein, daß die überwiegenden Vorzüge bei der ersten Kombination liegen würden. Das gilt in noch höherem Grad bei Kombinationen mit dem Prinzip der Gleichheit. Überall kommt man bei genauerer Prüfung zu dem Ergebnis, daß es sehr viel wichtigere Entscheidungen gibt, als gerade die über Öffentlichkeit oder Geheimnis der Abstimmung. Auch innerhalb eines Dreiklassensystems sind manche Verbesserungen denkbar, die höher anzuschlagen sind, als die Einführung des geheimen Verfahrens. An dem plutokratischen Charakter der jetzigen Form der Dreiklassenwahl z. B. würde durch das Wahlgeheimnis nicht das mindeste geändert werden. Sehr viel wichtiger sind doch auch in diesem Rahmen die Erwägungen, die der Bildung, dem Alter, der sozialen Stellung einen Anteil an der Klasseneinteilung gewähren wollen, oder die Schmiedingschen Vorschläge, die auf die Wahl der Abgeordneten innerhalb jeder der drei Klassen hinauslaufen.

Alles das sind Dinge, mit denen man sich in der einen oder anderen Richtung auseinandersetzen kann, ohne sich ausschließlich auf eine einzige Seite der komplizierten Reformfrage festzulegen. Aussichtslos allein sind die Bestrebungen, die auf eine unveränderte Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen gehen und damit natürlich auch den Ersatz des öffentlichen durch das geheime Wahlverfahren als conditio sine qua non aufstellen.

Der Fortfall der Fähnrichsprüfung. — Am 27. November vorigen Jahres erschien in Nummer 24 des „Armee-Verordnungsblatts" folgende Verfügung:

1. daß die schriftlichen und mündlichen Fähnrichsprüfungen der Kadetten künftig bei der Haupt-Kadettenanstalt durch die Klassenlehrer abgehalten werden;
2. daß den Primanern der in Ziffer I, 8a der Offizier-Ergänzungs-Vorschrift bezeichneten höheren Lehranstalten, wenn sie nach einjährigem Besuch der Prima in die Armee als Fahnenjunker eintreten, nach Maßgabe ihrer Schulzeugnisse die Fähnrichsprüfung erlassen werden darf; und
3. daß alle Prüflinge — einschließlich der Kadetten —, die in der schriftlichen Fähnrichsprüfung Gutes geleistet haben, von der mündlichen Prüfung befreit werden können.

Die neuen Bestimmungen haben zum Teil in militärischen wie nichtmilitärischen Kreisen Zustimmung gefunden — die lebhafteste begreiflicherweise in den Reihen der davon in erster Linie betroffenen Jünglinge. Aber man kann doch darüber auch andrer Ansicht sein und den Wert des Erlasses für recht bedenklich erachten.

Nach dem Erlaß ist die Ablegung der bisherigen Fähnrichsprüfung für die Nichtabiturienten der höheren Lehranstalten fernerhin nur noch bei solchen Offiziersaspiranten obligatorisch, die sich das dazu nötige wissenschaftliche Rüstzeug auf einer privaten Vorbildungsanstalt (Presse) zu verschaffen gesucht haben. Dagegen kann fortan den Schülern der höheren Lehranstalten, die nach einjährigem erfolgreichen Besuch der Prima in die Armee als Fahnenjunker einzutreten wünschen, die Fähnrichsprüfung auf Grund günstiger Schulzeugnisse erlassen werden. Gegen diesen Punkt wäre schließlich nichts einzuwenden, denn es erschien immer als eine unbillige Härte, daß ein Primaner, sei es, daß er die Maturitätsprüfung nicht bestanden oder sich an sie nicht herangewagt hatte, oder weil er aus sonst einem Grunde ein bis zwei Jahre früher in die Armee treten wollte, — nun erst noch sich zur Fähnrichsprüfung vor der staatlichen Prüfungskommission vorbereiten mußte. Denn ohne eine solche privatim oder auf einer „Presse" betriebene Zurichtung und Feilung des Aspiranten mit bezug auf gewisse Spezialfächer war auf einen Erfolg nicht zu rechnen. Daß diese Unbilligkeit nun aufhört, ist also als ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit im ganzen zu billigen, obwohl die conditio sine qua non eines guten Schulzeugnisses wohl nur der Form wegen gestellt ist. Wenigstens möchten wir das Gymnasium usw. sehen, das einem Primaner, selbst wenn sein ferneres Verbleiben auf der Schule vom Direktor und dem gesamten Lehrerkollegium nicht grade als das erstrebenswerteste aller Güter erachtet wird, nicht schließlich ein ganz nett ausschauendes Abgangszeugnis in die Hand drücken würde, wenn man weiß, daß es der Betreffende zum Eintritt in die Armee benötigt.

Bedenklich aber erscheint uns der zweite Teil der neuen Verfügung, wonach auch für alle Kadetten die bisherige, sehr eingehend von einer besondren staatlichen Kommission mündlich wie schriftlich vorgenommene Fähnrichsprüfung am Schlusse der Obersekunde aufhören und nur durch eine Prüfung durch die eigenen Klassenlehrer ersetzt werden soll, bei der die nach den schriftlichen Arbeiten mit „gut" von ihren Lehrern beurteilten Kadetten eo ipso auch von jeder mündlichen Prüfung befreit sind. Wir hätten gewünscht, daß eine solche Bestimmung nicht getroffen wäre, die de facto der völligen Abschaffung der Fähnrichsprüfung gleichkommt*).

*) Nachträglich ist freilich offiziös bekannt gegeben worden, daß diese Schlußprüfungen im Beisein der staatlichen Prüfungskommission abgehalten werden würde. Dies ändert aber natürlich an der oben festgestellten Tatsache nichts: da der Klassenlehrer selbst prüft, so ist die Anwesenheit der Kommission nur noch eine leere Form!

Jeder aus dem Kadettenkorps hervorgegangene Offizier weiß, daß der Gedanke an jene Schlußprüfung, die Notwendigkeit, sie bestehen zu müssen, für sehr viele unsrer Kadetten immer den besten kategorischen Imperativ zum wirklichen, intensiven Arbeiten gebildet hat; er weiß auch, eine wie große Zahl gewandter und „heller", aber dabei unfleißiger Kadetten, und anderseits, auch wie viele aus gewissen andern Gründen besonders nachsichtig behandelte Kadetten regelmäßig bis zur Obersekunda „durchgeschoben" wurden, ohne eigentlich eine wirkliche Grundlage der wissenschaftlichen Bildung sich durch Arbeit und Streben erworben zu haben. Für diese bildete immer das eherne „Muß" der Fähnrichsprüfung ein vorzügliches Mittel zur Selbsterziehung und legte auch dem leichtsinnigsten und unfleißigsten Jüngling schließlich die Notwendigkeit ernster Arbeit auf.

„Das Büffeln zur Prüfung, somit der Keim zur Nervosität, wird fortfallen. Der Schulprüfung ist das Schreckliche genommen. Auch auf diesem Gebiet geht die Militärverwaltung bahnbrechend voran, eine Erleichterung bei der Abiturientenprüfung wird die Folge sein usw. . . ." ruft laut Generalmajor v. Löbell im „Tag" aus (5. Dezember).

Mit Verlaub — da kann man doch auch ganz andrer Ansicht sein. Gewiß hat die Prüfungsfrage und schließlich auch die Einrichtung unserer Abiturientenprüfung seine Schattenseite. Aber der Nachweis eines wirklich abgeschlossenen Bildungsganges kann doch immer nur durch ein strenges, sich über das ganze Gebiet des Lernstoffes erstreckendes Examen von unbeteiligter dritter Seite aus gewonnen werden. Mögen dabei auch schwache Naturen hier und dort dem Examengespenst zum Opfer fallen: wo Holz gehackt wird, fallen Späne, und das heutige Leben erfordert gebieterisch nervenstarke Naturen und kraftvolle Charaktere. Allzu schwer war aber schließlich die Fähnrichsprüfung doch auch nie, und für sehr brave, aber beschränkte Kadetten, die durchfielen, trat ja immer noch die königliche Gnade ergänzend und mildernd ein.

Solange das Examenprinzip bei uns für alle staatlichen Berufe aufrecht erhalten bleibt und zum Nachweis erlangter Befähigung oder abgeschlossener Vorbereitung bis zu einem gewissen Grade und Alter für notwendig erachtet wird, sollte man dies auch für den Offiziersersatz gelten lassen. Außer der eventuellen, ganz freiwilligen späteren Prüfung zur Kriegsakademie werden also unsre Offiziere fernerhin überhaupt kein Examen, die Offiziersaspiranten aber nur das Offiziersexamen, das rein fachmännischer Natur ist und bereits nach zehnmonatiger Kriegsschulzeit gefordert wird, abzulegen haben, während in den meisten andern, selbst in republikanischen Armeen, noch besondre Prüfungen für die Beförderung zum Hauptmann und zum Stabsoffizier vorgeschrieben sind.

Daß man eine Prüfung der Kadetten am Schluß der Obersekunda „vor den Klassenlehrern" aber einer wirklichen Prüfung von der Gattung, wie sie sonst für alle andern staatlichen Anstellungsberufe in mehr als einer Auflage vorgeschrieben sind, nicht gleich erachten kann, das bedarf hier wohl kaum noch einer besondren Ausführung. Und auch der Hinweis auf die zahlreiche eintretenden Befreiungen von der mündlichen Prüfung in dem betreffenden Erlaß zeugt davon, daß es sich hier wohl nur noch um eine „Form" handeln soll.

Wenn man möglicherweise durch die neuen Bestimmungen eine Vermehrung des Offiziersersatzes erreichen will, so erscheint ein solcher Erfolg doch allzu teuer erkauft. Wahr ist es ja: Zahlreiche Offizierkorps, namentlich bei den Grenzregimentern, leiden furchtbar unter einem fast unerträglichen Offiziermangel und viele Hauptleute müssen hier sogar als einzige diensttuende Offiziere ihrer Kompagnie, sich notgedrungen mit der Ausbildung ihrer Rekruten persönlich abquälen. Aber

hiergegen gibt es ein vortreffliches Aushilfsmittel, von dem leider bisher unsre Militärverwaltung noch niemals Gebrauch gemacht hat: man vermindre durch Beschränkung der Ernennungen und durch Versetzungen die übermäßige Zahl von Offizieren bei der Garde und bei gewissen bevorzugten Regimentern — sind doch fast bei allen Kompagnien im Gardekorps drei, zuweilen sogar vier diensttuende Leutnants vorhanden! — und bedenke damit die armen, sich mühsam mit einem ganz unzureichenden Offizierstande in den denkbar schwierigsten Verhältnissen abquälenden Grenzregimenter. Damit wäre ein größrer Gewinn für unser Heer erzielt, als jetzt durch die Aufhebung der Fähnrichsprüfung für einen sehr großen Teil unsres Offiziernachwuchses erreicht werden dürfte.

Daß es auch ohne bestandene Fähnrichsprüfung hervorragend tüchtige Offiziere geben kann und daß die spätere Laufbahn dem jungen Offizier oft die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer intensiven Ausfüllung seiner wissenschaftlichen Lücken erfolgreich aufdrängt, ja daß auch selbst ohne großes theoretisches Wissen hervorragende Frontoffiziere, sogar Heerführer, dank einer besondren praktischen Beanlagung und einer gewissen genialen Begabung, existieren können — ebenso wie es auch bei uns tüchtige Minister ohne die große Staatsprüfung gegeben hat, gibt und immer geben wird —, wer wollte daran zweifeln! Aber das wird doch immer eine seltene Ausnahme bleiben, und als Regel würden wir lieber gesehen haben, daß man wenigstens an dem bisherigen Prüfungsmodus festgehalten hätte, wenn sich einmal aus gewissen Gründen eine Erweiterung des herrschenden Prinzips bis zur Forderung des Abiturientenexamens für alle Offiziersaspiranten — wie es bekanntlich in Bayern seit langem der Fall ist — nicht durchführen läßt. Miles

Politik und Wissenschaft. Herr Geheimrat Philipp Zorn ist ein berühmter und mit Recht allgemein hochgeschätzter Universitätslehrer, dessen Bedeutung und Verdiensten die Grenzboten erst kürzlich ihre Huldigung dargebracht haben, aber es scheint, daß auch er den kleinen Schwächen des deutschen Gelehrtentums zeitweise seinen Tribut zahlen muß. Davon zeugt sein wackrer, aber aussichtsloser Kampf in der Mannesmannsache. Sehen wir näher zu! Unentwegt bleibt er dabei, Artikel 112 der Algecirasakte habe nicht die Bedeutung, den Sultan von Marokko in seiner Souveränität zu beschränken, sondern verpflichte ihn nur, ein Berggesetz zu erlassen, das inhaltlich gewissen Anforderungen des Bergrechts europäischer Länder entspreche. Die Forderung des Artikels 112 sei durch das im Oktober 1908 von Mulai Hafid erlassene Berggesetz erfüllt; folglich sei dies rechtsgültig. Dagegen sei der Beschluß des diplomatischen Korps in Tanger vom 20. August 1908 bedeutungslos und rechtswidrig. Nehmen wir einmal an, Herr Professor Zorn sei im Sommer 1908 deutscher Gesandter in Tanger gewesen. Im Juni hatte Sultan Abdul Asis beschlossen, den französischen Ingenieur Porché mit der Ausarbeitung eines Minengesetzes zu beauftragen. Wie dieses Gesetz des ganz in französischen Händen befindlichen Sultans ausgesehen hätte, darüber wird wohl niemand im Zweifel sein. Für deutsche Ansprüche war dann kein Raum mehr in Marokko. Aber der deutsche Gesandte in Tanger durfte sich nicht rühren! Beileibe nicht! Denn der souveräne Sultan von Marokko übte ja sein Recht aus nach Artikel 112 der Algecirasakte, und niemand durfte ihm hineinreden! Fiat justitia et pereat mundus! Glücklicherweise war aber der deutsche Gesandte keine rechtswissenschaftliche Autorität, sondern ein Politiker, der seine Pflicht erkannt hatte, die Algecirasakte nicht nach dem Buchstaben zugunsten marokkanischer Souveränität zu deuten, sondern ihren Zweck, die Sicherung der „offenen Tür" für europäische Ansprüche, im Auge

zu behalten. Darum erlangte er geschickt und energisch einen Beschluß der Vertreter sämtlicher Signatarmächte von Algeciras — auch der Vertreter Marokkos trat dem Beschluß des diplomatischen Korps in Tanger bei —, wodurch überhaupt erst wieder die Konkurrenz deutscher Ansprüche möglich wurde. Sämtliche Mächte waren der Meinung, die sonst überall in der Welt bisher gegolten hat, daß dieselben Parteien, die einen Vertrag schließen, ihn auch deklarieren und abändern können, wenn sie nur alle darin einig sind. Da kommt nun der berühmte Rechtslehrer und sagt uns: Nein! das ist nicht wahr; ein solcher Beschluß ist null und nichtig, und wenn er gefaßt ist, so darf sich Deutschland nicht danach richten, obwohl es in eignem Interesse diesen Beschluß herbeigeführt hat. Zu verstehen ist das freilich vom Standpunkt praktischer Politik nicht, aber was schadet das? Die echte Wissenschaft fordert es so. Also nur der souveräne Sultan von Marokko hat ein Berggesetz zu erlassen, ganz wie er will. Sultan war am 20. August 1908 Abdul Asis, der sich gerade anschickte, die deutschen Rechte aus Marokko hinauszuwerfen. Wenige Tage darauf war dieser Sultan allerdings ein geschlagener Herrscher, und der siegreiche Prätendent erließ nun am 7. Oktober das Berggesetz, das nach Herrn Professor Zorn unumstößliches Recht auf Grund der Algecirasakte ist. War aber Mulai Hafid rechtmäßiger Sultan? Gewiß war er es, sagt Herr Professor Zorn, denn nach marokkanischem Recht war er es, und das ist maßgebend. Wenn nun aber am 8. Oktober in den Hauptstädten des Landes ein andrer Sultan ausgerufen worden wäre, — was durchaus im Bereich der Möglichkeit lag —, dann wäre Mulai Hafid nach marokkanischem Recht nicht mehr rechtmäßiger Herrscher gewesen. Was sollte dann werden? Die bekanntlich immer schwerfällige und thörichte Diplomatie hat zur Vermeidung von Verwirrungen in der Gültigkeit internationaler Verträge den Akt der Anerkennung einer Regierung durch die fremden Mächte erfunden, aber die Wissenschaft geht das nichts an; das marokkanische Recht muß doch Recht bleiben und unter diesem Deckmantel kann das allgemeine Wettrennen der Europäer aller Nationen nach solchen einem exotischen Despotismus abzulistenden Rechten, — ein Wettrennen, das gerade die Algecirasakte beseitigen wollte, — ruhig fortgesetzt werden. Doch halt! Sultan Mulai Hafid hat als anerkannter Sultan das Gesetz vom 7. Oktober 1908 „unter unmittelbarer amtlicher Mitwirkung der deutschen Behörden" bestätigt. Das Weißbuch weist demgegenüber nach, daß eine Mitwirkung der Behörden in diesem Sinne *tatsächlich nicht* stattgefunden hat. Nun wird uns doch wohl Herr Professor Zorn beweisen, *warum* das Verhalten der Behörden trotzdem die von ihm behauptete rechtliche Wirkung hatte, auch wenn sie nicht beabsichtigt war? Weit gefehlt! Er macht es sich bequemer: er verweist auf das, was die Behörde bestreitet, als „Tatsache" und erklärt: „Ich muß mich enthalten, auf diese Redewendungen näher einzugehen." Diese Methode ist auch — Wissenschaft. So einfach erreicht man den Zweck, unter allen Umständen recht zu behalten.

Neue Bücher

Die Redaktion behält sich die Besprechung einzelner Werke vor.

Festenberg, Herm. v. Gr. Friedrichsburg. II. Aufl. Fr. Ebbecke (Eulitz & Winckler), Lissa i. P. M. 2.—.
Hamsun, Knuth. Sausen des Waldes. Xenia, Leipzig.
Gänger, A. Deutsche Dichtungen. Freytag, Leipzig und Tempsky, Wien. M. 3.—.
Fuldner, Fr. Ein Kampf um Gott. Carl Wirter, Heidelberg. M. 3.—.
Fischer, Fr. Unser alter Fritz. Hebel, Gr.-Lichterfelde. M. 1.—.
Hoffmann, Frau Ad. Nicht umsonst gelebt. Ev. Ges., Stuttgart 1910. M. 2.50.
Prinz Hamlets Briefe. Reichl & Co., Berlin. M. 3.—.
Hansjakob, Heinr. Aus dem Leben eines tr. Hausgenossen. Bonz & Co., Stuttgart. M. 1.60.
Hildebrand, Fr. Otto. Wenn das Leben winkt. Egold & Co., München. M. 3.—.
Godin, Marie A. Benedetta. S. O. Bachem, Cöln. M. 1.—.
Hodann, Valerie. Genie und Liebe. Hans Wendt, Thale a. H. M. 3.50.
Herbert, M. Die Wenderoths. Bachem, Cöln. M 4.50.
Hugo, Foral. Gedichte. Berl. Lit., Kunst u. Musik, Leipzig.
Hagemeister, Erich. Die Menschen, die nennen es Liebe. Curt Nietschmann, Halle a. S. M. 3.50.
Kaibel, Franz. Wenn Verliebte schwören. Lustspiel. Fr. Gutsch, Karlsruhe. M. 2.—.
Klie, Anna. Goldene Flügel. Heckner, Wolfenbüttel. M. 1.50.
Knaake, Emil. Königin Luise. Verlag des Waisenhauses, Halle a. S.
Kotzde, Wilh. Wode, Brausebart. Entzlin u. Laiblin, Reutlingen.
Jaefrich, N. Schatten. Pierson, Dresden. M. 2.50.
Kroening, Dr. med. P. Gedichte. Pierson, Dresden. M. 4.—.
Kaulbach, Isidore. Im freien Wasser. Ungleich, Leipzig.
Kaplan, Dr. Horaz. Goethes Faust. Pierson, Dresden.
Kurth, Dr. Jul. Jap. Lyrik. R. Piper & Co., München.
Lange, Dr. Alwin. Ernst und Scherz. Fr. Ch. Müller, Halle a. S.
Larßen, Otto. Auf Langfahrt. Tillge's Buchhandlg., Kopenhagen. M. 5.—.
Linck, Hans. Diamanten aus Süd-West. Lustige Blätter-Verl. M. 2.—.
Lörcher, Ulrich. Treu im Glauben. Christl. Verein 2c. M. 1.—.
Melchers, Gust. Ad. Aus dem Jenseits. Trawendt, Düsseldorf.
Droop, Dr. phil. A. Karl May. Herm. J. Frenken, Cöln. M. 2.50.
Rodd, Rennell. Jonischer Veilchenkranz. Karl Curtius, Berlin. M. 2.—.
Maartens, Maarten. Gottes Narr. Albert Ahn, Cöln. M. 3.—.
Niemann, Aug. Gefährliche Verbindungen. Verl. Berlin-Wien.
Peters, G. W. Leipziger Anthologie. G. Merseburger, Leipzig.
Porte, Wilh. Die Mäcenatin. Pieper, München. M. 3.50.
Paul, Ad. Mit dem falschen u. dem ehrlichen Auge. Oesterheld & Co., Berlin. M. 2.—.
Pauls, Eith. Erich. Vom Leid. Gustav Schlößmann, Hamburg M. 3.—.
Pienning, Dr. Th. Snack und Snurren. Max Hansen, Glückstadt.
Püschel, Ernst. Christen von heute. Otto Weber, Leipzig. M. 1.—.
Paschwitz, Th. v. Markgraf Kasimir. W. Wunderlich, Regensburg. M. 3.—.
Röhle, Reinh. Am Berg der Läuterung. Friedr. Reinhardt, Basel. M. 2.—.
Rice, Muriel. Von zwei Ufern. Gedichte, übersetzt von Th. Lessing. Hapke, Göttingen.
Ruck, Edm. Gedichte. Gust. Winter, Bremen. M. 2.—.
Seemann, Aug. Vierblatt. W. Röwer, Berlin.
Steindorff, Ulrich. Gedichte. Hormonie, Berlin. M. 2.—.
Seeberg, O. Es war einmal ein König. Lust. Trauerspiel. Koeppensche Buchhandlung. Dortmund 1909.

Verantwortlich für den politischen Teil: George Cleinow in Berlin-Schöneberg, für den nichtpolitischen Teil: Dr. Paul Mahn in Charlottenburg-Westend. Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Stellennachweis

für akademisch Gebildete und Offiziere a. D.

Bis zu 3 Zeilen 2 M., jede weitere Zeile 1 M.

Sachverständiger Rat in Bergwerks- und Berggerechtsame-Angelegenheiten, Gutachten, Rentabilitätsberechnungen, Revisionen usw. durch höheren Staatsbeamten a. D. Anfragen unter F. R. 1 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Russischen Sprachunterricht erteilt wissenschaftlich geprüfte Dame. Anfragen unter J. G. 4 an die „Grenzboten", Berlin SW. 11.

Literarische Beschäftigung (militaria) für nationale Blätter sucht Oberst a. D. Anfragen unter L. M. 441 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Literarische Beschäftigung (histor.) sucht Offizier a. D. Anfragen unter H. O. 299 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Lehrerin wissensch. gepr., evang., 26 Jahre, energisch, engl., franz. perfekt, **sucht Stellung** zum 1. April d. J. nach Provinz bei freier Station und 800 M. Gehalt. Gefl. Offerten an **Parschat**, Pankow-Berlin, Breitestraße 3 a.

Als Rechnungsführer sucht sprachgewandter (engl., franz.) Major z. D. Stellung Anfragen unter A. R. 335 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Bei städtischer Verwaltung eingearbeiteter Major a. D. sucht sich literarisch zu betätigen. Anfragen unter S. B. 319 an die „Grenzboten", Ber in SW 11.

Übersetzungen, französisch, englisch, italienisch, holländisch, besonders über Kunst. Anfragen unter U. R. 91 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

In Kommunal- und Polizeidienst ausgebildeter Hauptmann a. D. sucht sich literarisch zu betätigen in Verlag oder Zeitung. Anfragen unter O. B. 132 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Kleine Anzeigen

Die Überschriftzeile 2 M., jede weitere Zeile 1 M.

Tigerdogge,
Rüde, einjährig, zu kaufen gesucht Offerten mit Preisangabe unter Chiffre „F. G." Postamt 49.

Beamter
sucht sofort Vorort-Zinshaus, wenn Verkäufer Umschreibekosten trägt. Anzahlung M. 6000, II. Hypothek. Chiffre: **„Amortisiere"** Postamt 8.

Für obige Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.

Deutſche Politik in Öſterreich

Von Dr. Michael Haimiſch

Der Reichsdeutſche, der Öſterreich entweder nicht oder doch nur von Sommerausflügen ins Hochgebirge kennt, vermag ſich in der Regel in den politiſchen Verhältniſſen der Donaumonarchie nicht zurecht zu finden. Stammt er nicht gerade aus dem Nordoſten Deutſchlands, ſo bringt er dem nationalen Kampfe der Deutſchöſterreicher nur wenig Verſtändnis entgegen und iſt geneigt, die Kämpfe um die nationale Exiſtenz und um eine Organiſation des Staates, die den nationalen Beſtrebungen ihrer Bewohner leidlich gerecht wird, in Kategorien zu bringen, die aus dem politiſchen Leben der weſteuropäiſchen, national einheitlichen Staaten gewonnen wurden. So bemühte ich mich einmal vergebens, einem Frankfurter Kaufmann, mit dem ich in einem Amſterdamer Hotel ſpeiſte, die Verhältniſſe Öſterreichs zu erklären. Er blieb bei ſeiner Meinung, alle Übel kämen daher, daß wir in Öſterreich zu wenig Freiheit hätten.

Indes wird, und das ſei zur Entſchuldigung der Reichsdeutſchen angeführt, das Verſtändnis deutſch-öſterreichiſcher Politik ſehr weſentlich dadurch erſchwert, daß dieſe bis vor kurzem eines einheitlichen Zuges durchaus entbehrte. Die ältere Generation der deutſch-öſterreichiſchen Politiker entſtammte einer Zeit, die mit Verfaſſungskämpfen und den Kämpfen zwiſchen Staat und Kirche erfüllt war, und in der die nichtdeutſchen Volksſtämme erſt langſam zu nationalem Leben zu erwachen begannen. Dieſe ältere Generation der deutſch-öſterreichiſchen Politiker war demnach liberal und demokratiſch oder konſervativ und klerikal. Erſt die Not hat nach und nach aber ſicher immer weitere Kreiſe des deutſch-öſterreichiſchen Volkes mit nationalem Bewußtſein erfüllt. Die Zeit, in der

deutsche Bauern aus den Alpenländern Hand in Hand mit den Slawen gingen, ist wohl für immer vorbei. Nur ein Teil der deutschen Arbeiterschaft steht abseits. Aber auch deren Führer betonen gerne und gewiß aus ehrlicher Überzeugung, daß sie an nationalem Bewußtsein nicht hinter den Vertretern der bürgerlichen Parteien zurückständen. So ist denn die Politik der Deutschösterreicher in steigendem Maße in den Dienst ihres eigenen Volkstums gestellt worden.

Auch in der Stellung der Deutschen zum Staate hat sich ein Wandel vollzogen. Die ältere Generation identifizierte sich voll und ganz mit dem Staate und erblickte demgemäß in dem Wachsen des slawischen Einflusses eine schwere Schädigung des Staates. Im Gegensatze zu ihnen nehmen die Vertreter der Jungen dem Staate gegenüber eine indifferente oder ablehnende Haltung ein. Sie sahen, wie sich dieser systematisch gegen sie wandte und verzweifelten daran, in ihm eine erträgliche nationale Existenz zu finden. Erst die letzten Jahre haben hierin Wandel geschaffen. Der Hauptgrund für diesen Wandel liegt wohl in der Tatsache, daß die Regierung angesichts der immer mächtiger werdenden nationalen Bewegung unter den Deutschen nicht mehr offen slawische Politik betreibt, sondern sich bemüht, eine neutrale Haltung einzunehmen. Mitgewirkt hat aber gewiß auch die Erkenntnis, daß das wirtschaftliche Leben unbekümmert um die politische Aufregung seinen Weg geht, und daß die moderne Volkswirtschaft den Staat nicht entbehren kann. So ist denn auch der größte Teil der noch so entschieden national gesinnten Deutschösterreicher zur Einsicht gekommen, daß man nicht mit dem Gefühl allein Politik machen kann, sondern daß das warme Herz seinen Regulator an dem kühlen, nüchternen Verstande finden muß. Der national gesinnte Deutschösterreicher steht heute durchaus auf dem Boden des österreichischen Staatsgedankens und ist geneigt, für den Bestand des Staates alle Opfer zu bringen. Das hat sich in voller Deutlichkeit im letzten Frühjahre gezeigt, wo die deutschösterreichische Bevölkerung mit ruhiger Entschlossenheit und großem sittlichen Ernst dem Kriegsgespenst in die Augen sah.

Der Deutschösterreicher steht also auf dem Boden des Staates, aber er verlangt von ihm, daß er ihm Garantien für die ruhige, ungestörte nationale Entwicklung gibt. Er weiß, daß neben ihm andere Volksstämme leben, mit denen er zu konkurrieren hat, und die er nicht beherrschen kann. Er will aber nicht, daß sich die anderen mit staatlicher Hilfe Riemen aus seiner Haut schneiden. Er verlangt deshalb nationale Abgrenzung und nationale Autonomie.

Nun beginnen die Deutschen Österreichs auch sich mit der Frage einer Neugestaltung der Gesamtmonarchie zu beschäftigen. Indem sie sich nämlich auf den Boden des Staates stellen, sind sie gezwungen, zu den zwei großen Fragen Stellung zu nehmen, deren Lösung Staat und Dynastie beschäftigen: zur ungarischen und südslawischen Frage. Und dabei trifft es sich, daß die Interessen der Dynastie und des Staates einerseits und die des deutschen Volkes anderseits vollkommen zusammenfallen.

Die Verhältnisse in Ungarn erheischen eine Neuregelung von Grund aus. In den mehr als vierzig Jahren, die seit der dualistischen Gestaltung der Monarchie verflossen sind, hat es die herrschende Klasse Ungarns trefflich verstanden, sich den Löwenanteil des Einflusses zu sichern, die Kosten des Großstaates aber zum größten Teile der westlichen Reichshälfte aufzubürden. Gleichzeitig hat sie niemals ihr Ziel, die Loslösung Ungarns von Österreich und die Errichtung eines selbständigen Staates, aus den Augen verloren. Seit einigen Jahren steuert sie nun ganz offen auf dieses Ziel los, verlangt ungestüm ungarische Kommandosprache und damit Zweiteilung der Armee, Errichtung eines selbständigen Zollgebietes nach dem Jahre 1917 und Gründung einer selbständigen Notenbank. Die Einsichtigeren unter den ungarischen Politikern geben zwar gerne zu, daß weder ein selbständiges Zollgebiet noch eine eigene Notenbank wirtschaftlich geboten erscheint. Wenn auch sie für diese Forderungen eintreten, so geschieht es, weil sie den jetzigen Zeitpunkt als einen für ihre politischen Pläne günstigen betrachten. Sie rechnen mit dem Ruhebedürfnisse und der Friedfertigkeit des alten, von schweren Schicksalsschlägen gebeugten Kaisers und hoffen, ihm eine Konzession nach der anderen abtrotzen zu können. Die Taktik der ungarischen Separatisten ist dabei stets die alte. Insbesondere suchen sie jede Spannung, die zwischen der Monarchie und irgendwelchem Nachbar eintritt, für ihre Zwecke auszunutzen. Waren es im siebzehnten Jahrhundert die Türken, im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert die Preußen, auf deren Unterstützung der unzufriedene ungarische Adel rechnete, so suchen seine Nachkommen Anlehnung bei Italien, ja sogar bei Serbien. Und in der Tat haben sie dank dieser Taktik recht ansehnliche Erfolge zu erringen gewußt.

Zu Hilfe kam den ungarischen Machthabern bis in die jüngste Zeit der Umstand, daß sie nicht bloß das zivilisierte Europa im allgemeinen, sondern sogar das benachbarte Österreich über die sozialen und staatlichen Zustände Ungarns und damit über ihre Machtstellung vollkommen im unklaren zu lassen gewußt haben. Was man immer über die Ungarn beherrschende Clique denken möge, eines muß man ihr zugeben, die Mache versteht sie vorzüglich. Es gibt keinen internationalen Kongreß, auf dem nicht irgendein Schönredner aus Ungarn erschiene, um dem gutgläubigen Publikum Sand in die Augen zu streuen. Auch sparen die ungarischen Politiker nicht, wenn es gilt die öffentliche Meinung des Auslandes durch offiziöse Journalisten zu beeinflussen. Am meisten kommt ihnen aber zustatten, daß die große, einflußreiche liberale Wiener Presse ganz in ihrem Sinne wirkt. Familienbeziehungen der Journalisten und geschäftliche Rücksichten verursachen diesen beklagenswerten Zustand, vor allem die Besorgnis unter den vielen Juden Ungarns, die zwar zu den Stützen der herrschenden Partei gehören, aber doch gerne deutsche Zeitungen lesen, Abonnenten zu verlieren. Infolgedessen werden wir in Wien über die wichtigsten Vorgänge in Ungarn entweder gar nicht oder einseitig unterrichtet. So wird man in den großen Wiener Zeitungen vergebens Nachrichten über die Bewegung unter den Nationalitäten

Ungarns suchen; und doch bilden diese selbst nach der offiziellen ungarischen Statistik reichlich die Hälfte der Gesamtbevölkerung und geben von Jahr zu Jahr kräftigere Lebenszeichen. Selbst die vor zwei Jahren entstandene, sich kräftig entwickelnde deutsch-ungarische Volkspartei wird von derselben Wiener Presse totgeschwiegen, die sonst jeden gegen ein deutsches Fenster in Böhmen gerichteten Steinwurf zu registrieren pflegt. Und doch gehört es zu den erfreulichsten Erscheinungen der jüngsten Zeit, daß schon der Aufruf zur Gründung der deutsch-ungarischen Volkspartei von mehr als fünftausend selbständigen Bürgern und Bauern unterzeichnet wurde, obgleich die Führer nur auf eine Zahl von sechshundert gerechnet hatten. Vom Gipfel des Kahlenberges kann man deutsches Sprachgebiet in Ungarn sehen. Da soll es den Wienern gleichgültig sein, wenn den Bewohnern dieses Gebietes magyarische Schulen aufgenötigt werden?!

Indes nach und nach lüftet sich doch der Schleier, der uns den Blick nach Ungarn benahm. Björnson hat gegen die Niedermetzlung der Slowaken protestiert, ein junger Schotte, der unter dem Pseudonym Scotos Viator schreibt, hat Ungarn zum Gegenstande seines Studiums gemacht, und der Roman „Götzendämmerung" des trefflichen Schwaben Müller-Guttenbrunn hat eine ganze Reihe von Auflagen erlebt. Wir wissen nun, daß es eine kleine Clique ist, die das unglückliche Ungarn beherrscht, eine Clique, die nicht zu mucksen traute, als der eben verstorbene Honvedoberst Fabritzius das ungarische Parlament auseinanderjagte, und die sich vor nichts mehr fürchtet als vor der Einführung des allgemeinen Wahlrechts, die sie entgegen dem von ihr im sogenannten Pakte gegebenen Versprechen mit allen Mitteln hinauszuschieben trachtet.

Nicht um die Bekämpfung des in seinen unteren Schichten so außerordentlich sympathischen ungarischen Volkes handelt es sich, sondern um die Beseitigung eines Klassenregiments schlimmster Sorte und um die Anbahnung einer Ordnung, in der die für ein friedliches Zusammenleben mit Österreich und für einen Anschluß an Österreich eintretenden Volksstämme Ungarns die Möglichkeit einer ruhigen nationalen Entwicklung finden. Bei der Beseitigung der heute in Ungarn herrschenden Clique fallen die Gefahren hinweg, die den Bestand der Armee und des einheitlichen Wirtschaftsgebietes bedrohen; wir Deutsche erhalten zweieinhalb Millionen Menschen unserem Volkstum und genießen den Vorteil, daß sich das Gebiet der deutschen Verkehrssprache und des deutschen Kultureinflusses nicht unbeträchtlich erweitert. Denn die kleineren Volksstämme Ungarns werden sich in Zukunft im interlokalen Verkehr der deutschen Sprache bedienen.

Ein weiterer Vorteil ergibt sich aus der Umgestaltung der Verhältnisse in Ungarn, daß die Bahn zur Lösung der südslawischen Frage frei wird. Diese südslawische, oder richtiger gesagt serbokroatische Frage hat uns und damit Europa im letzten Winter recht ernstlich beschäftigt, und es besteht kein Zweifel,

daß ihre Lösung durch die Unterwerfung Serbiens unter den Willen der Großmächte nur vertagt, nicht aber herbeigeführt wurde. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Angehörigen des serbokroatischen Volkes, das außer dem Königreich Serbien und dem Fürstentume Montenegro noch Bosnien, Kroatien, Dalmatien und Teile von Ungarn und Istrien bewohnt, in immer energischerer Weise nach Vereinigung streben werden, wenn auch augenblicklich die konfessionelle Verschiedenheit und Unterschiede in der Schrift noch Serben und Kroaten trennen. Und mit der gleichen Sicherheit läßt sich voraussagen, daß diese Frage der Vereinigung des serbokroatischen Volkes immer wieder gegen Österreich aufgeworfen werden wird, wenn wir uns nicht entschließen, selbst die Initiative zu ergreifen. Österreich hat sich den Einigungsbestrebungen des deutschen und des italienischen Volkes in den Weg gestellt und dabei reichlich Schaden genommen. Sollte es aus der Geschichte nichts lernen wollen? Wir denken uns die Sache so, daß alle österreichischen und ungarischen Gebiete, die ausschließlich von Angehörigen des serbokroatischen Volkes bewohnt werden, zu einem einheitlichen Verwaltungsgebiete vereinigt werden, dem ein weites Maß von Autonomie zugesichert würde. Die Bewohner dieses Gebiets wären gegen großserbische Einflüsse immunisiert. Vielmehr dürfte dieses Gebiet eine starke Anziehungskraft auf alle übrigen serbischen Gebietsteile ausüben. Speziell in Serbien ist die Stellung der Dynastie eine viel zu wenig gesicherte, als daß man dieser zuliebe auf die großen Vorteile verzichten würde, die eine Vereinigung mit den Stammesgenossen in ideeller, und eine Aufnahme in das österreichische Zollgebiet in materieller Hinsicht gewähren würde. Mit der Beruhigung des serbischen Südens halten wir zugleich das Tor nach dem Balkan offen und erweitern abermals das Gebiet deutschen kulturellen Einflusses.

So fallen auf dem Gebiete der weiteren Politik die dynastisch-staatlichen Interessen mit denen des deutschen Volkes durchaus zusammen. Ist diese Erkenntnis einmal gewonnen, so bedarf es nur eines energischen Willens, um Österreich wieder zu einem Staate zu machen, der sich kraft seiner inneren Festigkeit den übrigen Großmächten ruhig an die Seite stellen kann. Auf dem Gebiete der österreichischen inneren Politik könnte ein energischer Wille einen großen Teil der nationalen Streitigkeiten schlichten, um sodann die ungarische und südslawische Frage gedeihlichen Lösungen zuzuführen. Hoffen wir, daß es in einer nicht zu fernen Zukunft an einem solchen kräftigen Willen nicht fehlen wird. In den österreichischen Alpenländern hört man oft, wenn man Neuerungen empfiehlt: Das ist unmöglich, das geht nicht. Die Engländer sagen im Gegensatze hierzu: Wo ein Wille vorhanden ist, findet sich auch ein Weg zur Erreichung des gewünschten Zieles. Und die Engländer sind, indem sie nach diesem Wahlspruche handelten, nicht eben schlecht gefahren.

Vom Könner und vom Dichter*)

Von Carry Brachvogel

Zu deinem Nutzen, lieber Laie, schreibe ich diese Zeilen nieder, zu deiner Aufklärung. Nicht zu deiner religiösen, politischen oder sexuellen, sondern zu deiner literarischen. Ich habe nämlich immer bemerkt, daß du in puncto Literatur noch in kindlichen Irrtümern befangen bist, soviel Mühe wir vom Bau, wir Literaten und Journalisten, uns auch seit Jahrzehnten mit dir gegeben haben. Immer noch greifst du gierig nach einem fesselnden Roman, immer noch läufst du erwartungsvoll in ein spannendes Drama, immer noch hältst du den Autor solch verirrter Machwerke für eine bewundernswerte Erscheinung. Darum eben, lieber Laie, mußt du aufgeklärt werden! So gründlich aufgeklärt, daß du künftighin den fesselnden Roman mit einer verächtlichen Geste beiseite schiebst und den langweiligsten verlangst, daß du dich eher in die Zwangsjacke stecken, als in ein fesselndes Drama führen läßt. Dagegen eilst du mit gierigen Nerven nach einem recht öden, das schon nach der dritten Aufführung abgesetzt wird, und in dem du bereits nach dem ersten Akt an den Folgen der Exposition entschläfst. Den Verfasser der verirrten Machwerke aber — im Parnaßjargon „Könner" genannt — wirst du dann mit der ihm gebührenden Verachtung betrachten.

Aus veilchenblauen Laienaugen blickst du mich mit stummer Frage an. Doch ehe dein Mund noch die ungesprochene zum Satze geformt hat, muß ich an dich die prüfende Gegenfrage stellen: „Was ist ein Könner?" Du erwiderst darauf: „Ein Könner ist ein Mann, der etwas kann, der sein Metier versteht." — „Und was verdient ein Könner?" — „Achtung, Bewunderung und unter Umständen viel Geld."

Ganz richtig, lieber Laie, oder vielmehr, es wäre ganz richtig, wenn du von einem Schuster, von einem Koch, von einem Juristen, Kaufmann, Diplomaten, Minister oder noch erhabeneren Persönlichkeiten sprächest. In jedem Beruf gilt

*) Angesichts der äußeren Erfolge, die eine feile Dutzend-Literatur heute wie ehedem davonträgt, während die Werke der Vornehmen und Edlen ungekannt beiseite stehen, ist der obige temperamentvolle Ausbruch einer empörten und sich doch satirisch bändigenden „Könner"-Seele wohl zu verstehen. Im übrigen vergl. unsern Leitartikel in Nr. 27 v. 1. Juli 1909. D. Schriftltg.

die genaue Kenntnis des Metiers, die genaue Kenntnis der Technik für unerläßlich. Wer sich zum Herrn über Metier und Technik aufgeschwungen hat, wird als Meister seines Faches gepriesen. Ganz anders in der Literatur, bei der tragikomischen Erscheinung, die „deutscher Dichter" heißt. Sein Ehrenkränzel ist dahin, sobald er sich mit dem verflixten Frauenzimmer Technik einläßt. Der Verkehr mit ihr adelt nicht, sondern entehrt. Sobald er sich, statt in weltfremder Versonnenheit einsam zu wandeln, zielbewußt mit ihr blicken läßt, sinkt er in den Augen seiner Berufsgenossen zum Idioten oder Verbrecher herab. Zum Idioten, wenn ihm der Sinn für die raffinierten Kniffe des verflixten Frauenzimmers angeboren ist, zum Verbrecher, wenn er ihr in jahrelangem Studium, in strenger Selbstzucht und Arbeit abgelernt hat, wie man ein Publikum fesselt und unterhält.

Deine veilchenblauen Augen fragen erstaunt, wie das möglich sei, warum gerade dem Dichter als Schande angerechnet werden soll, was jedem anderen zur Ehre gereicht. Die veilchenblaue Frage beweist aufs neue, daß du in literarischen Dingen, Vorstellungen und Idealen unbewandert bist wie ein Kind, um nicht einen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen. Du möchtest etwa gar noch geltend machen, daß der Könner, das heißt der Mann, der einen fesselnden Roman, ein spannendes Drama schreiben kann, doch bei allen gebildeten Nationen zu Ansehen und Ruhm gelangt sei und weisest siegessicher auf die Franzosen hin. Aber Mensch, Laie, begreifst du denn nicht, daß der Deutsche und sein Dichter, oder vielmehr die Vorstellung, welche er sich von einem Dichter macht, Anspruch auf eine Ausnahmestellung erhebt? Hast du denn ganz vergessen, wie der Deutsche sich von jeher einen Dichter dachte, wie er ihn wollte? Ein langmähniger, halbverhungerter Hans-guck-in-die-Luft, der in einer ungeheizten Dachstube wüst drauf los phantasierte und ganz zufrieden war mit seiner Rolle als tief veranlagter Hanswurst! So und nicht anders wollte der Deutsche seinen Dichter sehen, und wenn Goethe seinem Volk solange fremd blieb, wenn sie ihn immer wieder „kalt", „Minister", „Exzellenz" schalten, so taten sie es nicht nur, weil seine gesunde Lebenskenntnis sie verdroß, sondern mehr noch, weil sie ihm nicht verzeihen konnten, daß er ein wohlhabender Mann war. Im Lauf der Jahrzehnte haben sich die Beziehungen zu dem Großen von Weimar nun allerdings geändert, so sehr geändert, daß es schon ein Goethe-Pfaffentum gibt, das den Namen seines Herrn mißbraucht. Aber wenn Goethe auch verziehen wurde, daß er kein Hans-guck-in-die-Luft und kein armer Schlucker war, so bleibt er eben auch in diesem Fall die Ausnahmeerscheinung, deren Gesetze und Vorrechte nicht für andere gelten. Nach wie vor verlangt der Deutsche vom Dichter, daß er so wenig wie möglich mit der wirklichen Welt zusammenhängt, hungernd und frierend in schäbiger Dachstube von der blauen Blume der Romantik träumt.

Aber die Dichter sind nun mal Karnickel, und der moderne Dichter sträubt sich ganz entschieden dagegen, so zu leben und zu wirken wie sein Ahnherr, der tief veranlagte Hanswurst. Er wohnt nicht selten in einer prächtigen Wohnung,

wenn nicht gar in der eigenen Villa, weiß, was ein Friseur und Manikure ist, kennt Trüffelpoularden und Sekt nicht nur vom Hörensagen und findet braune Kassenscheine nicht minder erstrebenswert als blaue Blumen. An dieser veränderten Lebensauffassung kann Michel nichts ändern; denn sie hängt mit der ganzen Entwicklung des Deutschtums zusammen. Michel ist ja auch ein recht pfiffiger Streber. Er sieht es ganz gern, wenn die Seinen nach außen hin zeigen, daß er groß und mächtig geworden ist und das Geld bei ihm keine Rolle spielt. Also mag sich in Gottes Namen der Enkel des Hanswurſten gut kleiden, mag er gut essen und trinken, Autos halten und Weltreisen machen, wenn er nur noch in einem Winkelchen seines Herzens, in irgendeiner Kammer seiner Seele der würdige Hanswurstennachfahre geblieben ist! Äußerlich mag er sich mit allen Poren an der Wirklichkeit festsaugen, innerlich soll er sie nach wie vor hassen. Mit allen möglichen raffinierten Künsten und Weibern mag er sich sehen lassen, mit Mystizismus und Bretteldamen, mit Symbolismus und Schlangenbändigerinnen, aber nur nicht mit dem verfluchten Frauenzimmer Technik.

Die Technik ist in Michels Augen noch immer die Prostitution. Sie ist es, die Unfrieden sät zwischen ihm und seinem Dichter, und wie Friedrich Wilhelm IV. einst wünschte, daß sich zwischen ihn und sein Volk kein Blatt Papier drängen solle, das Blatt Papier nämlich, auf dem die Verfassung stand, so verlangt auch Michel: „Ich will nicht, daß sich zwischen mich und meinen Dichter ein Blatt Papier drängt", das Blatt Papier nämlich, auf dem ein wirksames Szenarium steht. Wirksam! — welch entwürdigendes Wort für einen, dem die Muse die Stirne geküßt hat! Wirksam — ein abscheulicher Begriff, der ein zweites deutsches Ideal — die Formlosigkeit — verneint. Du erinnerst dich doch, lieber Laie, daß bis vor kurzer Zeit Formlosigkeit eine unserer Leidenschaften war, und daß es als deutsch und tugendhaft galt, die Form unter allen Verhältnissen zu verachten. Nur als Zopf und als Lakaientum hatte sie Ansehen. Bureaukratismus und Kotau waren die einzigen Formen, die galten. Fern vom Bureau, der Kaserne und dem Königschlosse wollte Michel sein schönes Selbst rückhaltslos ausleben, daß heißt eben, an gar keine Form gebunden sein. Wo Form herrschte, war's ungemütlich. Gemütlich zu sein, war der erste Beruf des Deutschen. Er war ja auch so gemütlich, daß er nicht einmal ungemütlich wurde, wenn die Nachbarn ihm das Fell über die Ohren zogen. Diesen rührenden Sinn hatte er sich denn auch glücklich ins neue Reich hinübergerettet, und der Geist der Akademie Française schien ihm eben so verächtlich wie der Gehrock und der Lackschuh. Er schrieb und redete, wie er wollte, kleidete und benahm sich, wie er wollte und war überzeugt, daß nur dekadente und vermorschte Existenzen sich täglich des Tubs und des Smokings bedienten.

Formlosigkeit, holdseliges deutsches Ideal! Wie durftest du vom Dichter weichen! Hat sich im übrigen Leben auch Michel den allgemein-europäischen Formforderungen mehr oder weniger fügen müssen: am Dichter, am Werk des

Dichters oder wenigstens an der Struktur des Werkes will er die Malzeichen seiner köstlichen Vergangenheit sehen. Mag er sich sonst zur Entwicklungslehre verhalten, wie er will, vom Dichter zu ihm muß sich das ontogenetische Gesetz spannen. Und weil beim Dichter eben Form gleichbedeutend ist mit Technik, soll der Nachfahre des tief veranlagten Hanswursten sie verabscheuen, oder noch besser, gar nicht kennen.

Du lächelst, lieber Laie, und meinst, die erste Forderung aller Kultur sei die Form, ja, Kultur sei dasselbe wie Form, und du weisest auf Dichter, auf Erscheinungen hin, die im eigenen Vaterland hoch emporgekommen sind und den deutschen Namen auch außerhalb der Landesgrenze zu Ansehen gebracht haben. Solche Einwendungen, lieber Laie, sind recht kindlich, um nicht zu sagen kindisch. Wer sagt dir denn, daß der Deutsche von heute an seinen Dichter eine Kulturforderung stellt? Ob er ihn mit seinem „Los von der Technik" nicht viel eher in verzückter Barbarei sehen will . . . Und was die lebenden Dichter betrifft, die fremde Länder, fremde Verleger und fremde Bücher erobert haben, lieber Laie, täusche dich nicht über sie! Mag man sie im Ausland noch so sehr bewundern ob ihrer Technik, ob ihrer Fähigkeit, Gedachtes und Erlebtes in eine strenge und zugleich blendende Form zu gießen — wenn sie heimkehren von ihrem Triumphzug, bläst der Wind aus einer anderen Ecke. Michel steht da, die Hände in den Hosentaschen, sieht den Mann des Erfolges halb spöttisch, halb mitleidig an, spuckt aus und sagt ärgerlich ganz von oben herab: „Der Könner!"

Wieder lächelst du, lieber Laie, und meinst, daß Deutschland, in dem Technik auf allen möglichen anderen Lebensgebieten so hoch gewertet wird, doch unmöglich gerade die dichterische Technik verachten könne. Ja, weißt du denn nicht, daß die Schreckensmänner der großen Revolution, die tagsüber im Amt voll Vergnügen durch Blut wateten, am Abend, wenn sie heimkamen, die zärtlichsten, sentimentalsten Familienspimpel waren? Irgendeine Stelle muß der Mensch haben, an der er Mensch, d. h. rührselig und unter Umständen auch verlogen sein kann. Wenn Michel tagsüber im Getriebe seiner prachtvollen Maschinentechnik gestanden hat, wenn er die Hämmer seiner Eisenwerke, die Räder seiner Fabriken, die Dampfrosse seines Verkehrsnetzes hat klirren, schnurren und fauchen hören, wenn ihm der Kopf wirr und müde ist vom Kampf und Geschrei der Konkurrenz, dann geht er abends heim und verlangt nach einem Roman, der nicht etwa ein interessantes Stück Menschengeschichte gibt, mit Begebnissen, heiß und wundersam wie das Leben selbst, sondern der nur Nebensächlichkeiten und Banalitäten enthält. Und wenn er ins Theater geht, will er ein Stück sehen, in dem der vierte Akt an der Stelle des zweiten stehen und der letzte wegfallen oder auch durch drei weitere ergänzt werden könnte . . . Du lächelst überlegen und nimmst an, daß ich flunkere, findest, daß der Mann, der sich unterfängt, einen Roman, ein Drama zu schreiben, ohne die Technik seines Metiers zu beherrschen, im Gegensatz zum Könner ein Nichtkönner sei. Weit gefehlt! Der Antipode des Könners ist keineswegs der Nichtkönner, sondern

— der Dichter. Ersetzt er gar noch durch Mangel an Gedanken und Unklarheit des Ausdruckes, was ihm an Form fehlt, so braucht ihm um seine Zukunft nicht bange zu sein. Zunächst versichern wir vom Bau ihm zehn Jahre oder noch länger bei jedem neuen Werk, daß es „zwar als Ganzes mißlungen genannt werden müßte, aber voll hoher, dichterischer Schönheit sei". Und mit dieser Abschlagszahlung auf den Ruhm zieht er dann in den Vorhof der Unsterblichkeit, in die Literaturgeschichte ein.

Die Methode und die Technik der preußischen Verwaltung*)

Seine sehr weitgehende Einwirkung auf die Verhältnisse in unsrer heutigen Verwaltung mißt von Massow einer Veränderung der Verwaltungsmethode bei, die in den letzten Jahrzehnten eingetreten ist. Er erblickt darin sogar die Hauptursache der jetzigen unerfreulichen Zustände.

Wie er richtig bemerkt, beruht unsre Verwaltung noch heute durchaus auf den Grundlagen, die Friedrich Wilhelm der Erste und Friedrich der Zweite gelegt haben; alle noch geltenden Vorschriften über den Dienstbetrieb gehen inhaltlich auf sie oder ihre Zeit zurück. Eine der wichtigsten Forderungen, die diese beiden Könige aber an ihre Verwaltungsbeamten richteten, war die genaueste Kenntnis des Landes und seiner Verhältnisse. Die ganze Verwaltnng war auf dieser Grundlage aufgebaut. So schrieb z. B. schon die Instruktion für das Generaldirektorium vom 20. Dezember 1722 vor, daß die Präsidenten der Provinzialverwaltungsbehörden ihre Departements so genau kennen sollten, wie ein Kapitän seine Kompagnie. Ähnlich verlangte Friedrich der Große, daß seine Kriegsräte die Provinzen „aus- und inwendig kennten". Demgemäß sollten nach der Instruktion für die Kurmärkische Kriegs- und Domänenkammer vom 22. Juli 1748 die Kammermitglieder über alle Angelegenheiten ihrer Provinz so unterrichtet sein, daß sie ohne Rückfragen sofort berichten könnten.

Das Hauptmittel zur Erwerbung so genauer Kenntnisse waren regelmäßige und planmäßige Bereisungen der Amtsbezirke. Alle Beamten, von den Präsidenten bis zu den Ortsbeamten hinunter, waren angewiesen, ihre Amtsbezirke im ganzen Umfang regelmäßig zu bereisen, der Steuerrat z. B. jährlich zweimal. Dabei hatten sie nicht bloß die grade schwebenden Angelegenheiten zu unter-

*) Vgl. Die Not der preuß. Verw. Grenzboten 1910, Nr. 8 u. 4.

suchen und zu regeln, sondern sie mußten ihre Aufmerksamkeit auf alles richten, was zur Förderung der Interessen des Staats und der Allgemeinheit dienen konnte. Daneben hatten die Vorgesetzten auf ihren Reisen die Geschäftsführung der ihnen unterstellten Behörden und Beamten regelmäßig genau zu prüfen und zu überwachen. Diese so gewonnenen Orts- und Personalkenntnisse sollten vor allem auch weitgehenden Anregungen des Staats und seiner Organe zur Hebung der Volkswirtschaft dienen, und wehe dem Beamten, der auf diesem Gebiet keine Leistungen aufweisen konnte!

Getreu seiner gelegentlich ausgesprochenen Überzeugung, daß Kenntnis der Örtlichkeit die Seele des Dienstes sei, hat Stein dafür gesorgt, daß diese Verwaltungsgrundsätze des alten Staats in die von ihm beeinflußten Instruktionen von 1808 übergingen, aus denen sie dann in die spätern Geschäftsinstruktionen übernommen wurden. So heißt es in der Instruktion für die Oberpräsidenten von 1817: „Es ist überhaupt unser Wille, daß die Tätigkeit der Oberpräsidenten sich mehr auf eigne Anschauung und örtliche Untersuchung, als auf tote Berichterstattung gründen soll, und wir machen es ihnen zur besondern Pflicht, alle Jahre wenigstens einmal die ganze Provinz zu bereisen." Die jetzt geltende Instruktion vom 31. Dezember 1825 enthält eine solche Bestimmung allerdings nicht mehr, aber sie schreibt den Oberpräsidenten vor, „die Verwaltung im ganzen zu beobachten, deren Gang vorzüglich durch öftere Gegenwart und durch Beiwohnung der Sitzungen der ihnen unterstellten Behörden kennen zu lernen und auf diesem Wege besonders für die Übereinstimmung der Verwaltungsgrundsätze und die Konsequenz der Ausführungsmaßregeln zu wirken", also auch sie verlangt wenigstens stillschweigend planmäßiges Reisen und Studieren. Und wenn man sich vor Augen hält, welche Ortskenntnisse nach Treitschke die Oberpräsidenten Vincke, Schön und Bassewitz besaßen, dann sind diese Vorschriften nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Noch ausführlicher ist die immer noch geltende Regierungsinstruktion vom 23. Oktober 1817. Sie bestimmt, daß der Präsident und die Abteilungsdirigenten alljährlich nach näherer Anordnung des Präsidenten einen Teil des Regierungsbezirks zu bereisen hätten, „nicht nur, um sich Orts- und Personalkenntnis zu erwerben, sondern auch, um die Dienstführung der Unterbehörden und Departementsräte (d. h. der Mitglieder der Regierung) an Ort und Stelle zu prüfen". Auch die Departementsräte mußten jährlich einen Teil ihres Departements, die Domänenräte aber ihr ganzes Departement bereisen. Dabei waren sie u. a. befugt und schuldig, die Dienstführung der Kreis- und Ortsbehörden in den Angelegenheiten ihres Departements, sowie die von der Regierung abhängigen Kreis- und Ortskassen zu revidieren. Wie man sieht, handelt es sich dabei überall nicht bloß um die Erledigung einzelner Geschäfte, sondern um planmäßiges Studium von Land und Leuten. Diesem Zweck entspricht es, daß der Präsident und die Abteilungsdirigenten das Ergebnis ihrer Reisen schriftlich niederlegen, die Departementsräte aber vollständige Reisetagebücher führen mußten. Diese Nieder-

schriften wurden im Plenum vorgetragen und so zur Kenntnis aller andern Angehörigen der Regierung gebracht, sowie schließlich den vorgesetzten Behörden vorgelegt. Ähnlich planmäßig muß nach den Mitteilungen des Ministers von Delbrück in seinen Erinnerungen bis in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auch die Reiseübung in den Ministerien gewesen sein.

Für die Provinzialbehörden bestand daneben eine andre vortreffliche Einrichtung, nämlich die Verpflichtung, regelmäßige Berichte allgemeiner Art nach oben zu erstatten. Die Oberpräsidenten hatten nach der Instruktion von 1808 alljährlich einen allgemeinen Bericht vorzulegen über „den Zustand der ganzen Administration des Innern und der Finanzen und deren Hauptzweige, was darin in dem verflossenen Jahr Erhebliches geschehen, und das, was darin noch zu tun übrig bleibt, mit räsonierenden Vorschlägen zur Verbesserung der Administration". Auch die jetzt noch formell geltende Oberpräsidialinstruktion von 1825 trägt den Oberpräsidenten auf, alljährlich einen allgemeinen Bericht über den Zustand der ihnen anvertrauten Provinzen an das Staatsministerium zu erstatten. Bei den Regierungen hatte jedes Mitglied am Jahresschluß „über den Zustand und die Geschäftslage seines Departements, von dem, was während dem Laufe des Jahres in demselben von Erheblichkeit geschehen und noch zu tun übrig bleibt, einen allgemeinen übersichtlichen und beurteilenden Bericht" abzustatten, der im Kollegium vorgetragen wurde. Ebenso mußte die Regierung selbst alljährlich über den Zustand der Verwaltung ihres Bezirks im ganzen und die darin im verflossenen Jahr gemachten Fortschritte durch die Hand des Oberpräsidenten an die Ministerien berichten. Diesem Bericht, der vorher im Plenum vorzulegen war, wurden die Berichte der einzelnen Departementsräte beigefügt.

Eine dritte Gruppe von Vorschriften ging dahin, daß alle wichtigeren grundsätzlichen Entscheidungen und allgemeinen Verfügungen der Regierung durch Kollegialbeschluß, und zwar, wenn mehr als eine Abteilung beteiligt war, im Plenum, zu treffen waren, daß alle neuen Gesetze, Gesetzentwürfe, Ministerialverordnungen im Plenum, sowie endlich zahlreiche andre wichtige Sachen je nachdem im Plenum oder in den Abteilungssitzungen vorgetragen werden mußten.

Berücksichtigt man alles dieses, dann wird man nicht leugnen können, daß bei zweckentsprechender Beobachtung dieser Vorschriften nicht nur die obern Behörden über die Verhältnisse im Lande vorzüglich unterrichtet sein mußten, sondern daß auch die Provinzialbehörden, namentlich die Regierungen und ihre einzelnen Mitglieder eine gleichmäßige, umfassende Kenntnis der Verhältnisse ihres Amtsbezirks und seiner Bewohner haben mußten und befähigt waren, richtige Entscheidungen zu treffen.

Die spätere Entwicklung hat nur eins geändert, indem die Geschäfte der früheren Abteilung des Innern auf den Regierungspräsidenten übertragen wurden, womit die kollegialische Erledigung dieser Angelegenheiten grundsätzlich beseitigt war, so daß für diese neue sogenannte Präsidialabteilung Sitzungen gesetzlich

nicht mehr vorgeschrieben sind. Aber die Ressortminister haben, zuletzt durch neue Rundverfügung vom 9. Februar 1884, den Regierungspräsidenten empfohlen, solche Sitzungen noch weiter abzuhalten, damit sie bei wichtigeren Fragen das Urteil der ihnen beigegebenen Beamten hören könnten, besonders aber, damit diese die Kenntnis des Zusammenhangs der Geschäfte nicht verlören und nicht durch die Beschränkung auf ein engbegrenztes Dezernat in ihrer Arbeitsfreudigkeit gelähmt und infolgedessen in ihrer Leistungsfähigkeit gemindert würden. Abgesehen hiervon gelten aber alle jene Bestimmungen noch heute unverändert, sie werden jedoch nicht mehr beobachtet, sie sind einfach eingeschlafen.

Man reist also nicht mehr planmäßig wie früher, sondern nur noch gelegentlich zur Erledigung einzelner, ganz bestimmter Geschäfte und zur Wahrnehmung einzelner besondrer Termine. Es ist demnach ganz dem Zufall überlassen, ob ein Regierungsbeamter mit der nötigen Schnelligkeit oder gar überhaupt Land und Leute seines Bezirks kennen lernt. Ebensowenig kümmern sich die vorgesetzten Behörden um den Geschäftsbetrieb der untern. Höchstens findet einmal eine Prüfung statt, wenn ein ganz besondrer Grund vorliegt, etwa eine Behörde die Zuweisung neuer Beamten beantragt. Aber eine solche Prüfung erstreckt sich nur auf den äußern Geschäftsgang und geht nicht auf die Erledigung der Geschäfte selbst ein. Alles das gilt von den Zentralbehörden so gut wie von allen Provinzialbehörden. Gefördert wurde diese Entwicklung bei den Regierungen durch die wenig glückliche Ordnung des Reisekostenwesens.

Ganz außer Übung gekommen sind die Reisebemerkungen und Reisetagebücher und mit ihnen die allgemeinen Berichte der Oberpräsidenten, der Regierungen und der einzelnen Regierungsmitglieder.

Fast ganz verschwunden sind die Sitzungen bei den Präsidialabteilungen der Regierungen; in den andern Abteilungen finden sie nur noch selten statt. Ebenso kommen Plenarsitzungen nur noch selten vor. Wird einmal eine Sitzung abgehalten, dann dient sie einer ganz bestimmten Angelegenheit, eine Plenarsitzung etwa der Einführung neuer Mitglieder oder der Erhebung eines Konflikts, niemals der Besprechung allgemeiner Fragen, neuer Gesetze oder dergleichen, niemals „groß angelegter Kollegialarbeit", wie es Lotz gut bezeichnet.

Für die Landräte gibt es aus der Zeit nach 1806 ähnliche Bestimmungen über Reisen und allgemeine Berichte meines Wissens nicht. Man wird angenommen haben, daß sie als Kreiseingesessene eine genaue Kenntnis der Verhältnisse ihres Kreises in ihr Amt mitbrächten oder, sofern sie Berufsbeamte waren, von selbst bald erwerben würden. Ob eine solche Annahme jemals allgemein gerechtfertigt war, ist mir nicht bekannt. In der neuern Zeit hat es jedenfalls manchen Landrat gegeben, der seinen Kreis nicht genau kennen gelernt hat. Geheimer Rat von Massow erzählt von einem Landrat, daß er dem seinen Kreis bereisenden Oberpräsidenten den Namen eines Dorfs nicht habe nennen können. Ähnliches ist auch mir bekannt geworden. In einzelnen Fällen mag bei einem Landrat eine solche unzureichende Bekanntschaft mit den Verhältnissen des Kreises auf

Überlastung mit Bureaugeschäften zurückzuführen sein. Im allgemeinen aber hat sie andre Gründe: mangelndes Verständnis für die Notwendigkeit genauer Orts- und Personalkenntnisse oder dergleichen und bis vor kurzem die ungenügende Bemessung der Reiseentschädigung.

Kurz, die Methode der Verwaltung hat sich überall gegen früher vollständig geändert und nicht zum Besseren. Nach von Massow sollen an dieser Veränderung der Methode die Verhältnisse schuld sein. Das ist aber nicht zu beweisen. Die gegen den Anfang des vorigen Jahrhunderts allerdings wesentlich veränderten Verhältnisse hätten vielmehr doch wohl gerade umgekehrt dazu veranlassen müssen, die alte bewährte Methode beizubehalten und z. B. unter Benutzung der außerordentlich verbesserten Verkehrsmittel zeitgemäß weiter auszubilden. Je schwieriger und verwickelter die Verhältnisse im Lande sind, desto genauer müssen sie doch den Verwaltungsbehörden bekannt sein. Nein! Menschen haben jene Methode geschaffen und ausgebildet und Menschen sind dafür verantwortlich, daß sie verkümmerte und jetzt ganz verschwunden ist. Daran ist nicht zu rütteln.

Die nächste Folge dieser Entwicklung ist, daß heutzutage fast überall in der allgemeinen Verwaltung, in den Zentralbehörden wie in den Provinzialbehörden, die unentbehrliche eigene lebendige Anschauung von Land und Leuten fehlt. Ebenso fehlt wegen des Wegfalls der Revisionen den obern Behörden auch eine ausreichende Kenntnis von der Tätigkeit der untern. Ja, manchem Beamten kommt die Bedeutung solcher Kenntnisse gar nicht zum Bewußtsein, für ihn sind die Akten alles. Daraus erwächst dann ein großer Teil der unerfreulichen Erscheinungen, die in unsrer Verwaltung zu beklagen sind, unnötige Schreibereien, Verzögerung der Entscheidungen durch sonst entbehrliche Rückfragen, Mißgriffe schon bei der Einleitung mancher Verwaltungsmaßnahmen oder bei den Entscheidungen selbst, ein Aktenregiment, das es als Hauptsache ansieht, Papier mit Tinte zu füllen und dergleichen mehr. Man bedenke nur, welche Folgen das Einschlafen der regelmäßigen Jahresberichte bei den Regierungen für die Entwicklung der Geschäfte haben mußte. Früher konnte sich ein Regierungsdezernent, der ein Dezernat neu übernahm, aus den allgemeinen Jahresberichten des Vorgängers in kurzer Zeit von dem Stand des Dezernats unterrichten und dann ohne weiteres die Arbeit da wieder aufnehmen, wo sie der Vorgänger aufgegeben hatte. Jetzt muß er sich erst mühsam aus den einzelnen Spezialakten eine Übersicht über die Geschäftslage zu verschaffen suchen, die natürlich oft lange Zeit lückenhaft bleiben muß. Wechseln die Dezernenten häufiger, dann kann es vorkommen, daß ganze Reihen von Inhabern desselben Dezernats aus dem „Sicheinarbeiten" nicht herauskommen. —

Eine weitere unerwünschte Erscheinung im innern Geschäftsbetrieb ist das Spezialistentum, das die allgemeine Verwaltung immer mehr überwuchert. Schwarz sieht freilich in einer Spezialisierung der Verwaltungsgeschäfte einen Vorzug; ich glaube aber nicht, daß ihm viele darin zustimmen werden.

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Diese Entwicklung hängt am letzten Ende mit den mehrfach erwähnten Veränderungen in den allgemeinen Verhältnissen zusammen, die die Verwaltungsgeschäfte stark vermehrten, erschwerten und verfeinerten. Das zwang zur Vergrößerung der Behörden durch Vermehrung der Beamten und damit natürlich auch zur Zersplitterung der Referate und Dezernate und weiter zur Vermehrung der technischen Beamten. Während die Regierungsinstruktion von 1817 nur Forst-, Schul-, Medizinal- und Bauräte kennt, gibt es jetzt bei allen Regierungen noch Gewerberäte und Departementstierärzte und an mehreren außerdem noch Gewerbeschulräte für das gewerbliche Schulwesen und Kasseninspektoren für die Bearbeitung der technischen Kassensachen. Es ist nur eine Frage einer kurzen Zeit, daß diese neuen Beamten auch an allen andern Regierungen vertreten sein werden. Insofern liegen also bis zu einem gewissen Grade sachliche Gründe für die Entstehung und Weiterbildung des Spezialistentums vor. Aber ganz läßt es sich so nicht erklären; es haben auch persönliche Gründe mitgewirkt. Namentlich waren solche für die Einführung der Kasseninspektoren maßgebend, womit den höhern Beamten ein Tätigkeitsgebiet entzogen wurde, auf dem Hervorragendes zu leisten immerdar der Stolz und der Ruhm unsrer Amtsvorgänger gewesen waren.

Jedenfalls sind die Folgen dieses Spezialistentums unerfreulich. Es ist klar, daß die Beschäftigung mit einem engbegrenzten Gebiet einseitig machen muß und das Verständnis für andres einschränkt, die Arbeitsfreudigkeit beeinträchtigt und damit die Arbeitsleistungen verschlechtert, auch den innern Zusammenhang der Behörden lockert und so an die Stelle der frühern groß angelegten Gesamtarbeit zersplitterte Einzelarbeit setzt. Auch führt ein solches ausartendes Spezialistentum häufig für manche Beamte zu einer weitern Verminderung der lebendigen Anschauung von Land und Leuten, da kurzsichtige Vorgesetzte nur zu leicht geneigt sind, die Dienstreisen der Verwaltungsbeamten zugunsten ihrer technischen Mitarbeiter mehr einzuschränken, als nötig und gut ist. Diese Gefahren des Spezialistentums drohen selbst solchen Beamten, die durch eine allseitige Ausbildung und Schulung den ganzen Umkreis der Verwaltung einmal kennen gelernt haben. Man kann sich also denken, wie es den Beamten ergeht, die eine solche Ausbildung nicht hatten, sondern von vornherein in engbegrenzten Wirkungskreisen tätig sein müssen, z. B. den Juristen, die aus der Justizverwaltung unmittelbar in Zentral- oder sonstige höhere Behörden kommen. —

Einen andern Mißstand findet von Massow darin, daß der heutigen Verwaltung die Initiative und Offensive vollständig verloren gegangen sei. Sie leite und führe nicht mehr, sie sei vielmehr nur noch Geschäftsstelle. Wie die Post auf Briefe und Pakete, so warte sie, bis Wünsche und Anträge an sie heranträten. Und es ist in der Tat so, daß diese unentbehrliche Voraussetzung einer gedeihlichen Verwaltungstätigkeit fast vollständig zu vermissen ist.

Geheimrat von Massow findet den Grund dafür in der Unbekanntschaft mit den Verhältnissen, die durch die Veränderung in der Verwaltungsmethode

verschuldet ist. Zweifellos hat er damit bis zu einem gewissen Grade recht. Wenn man nicht weiß, wie die Dinge draußen liegen, dann empfindet man auch nicht das Bedürfnis, auf ihre Gestaltung einzuwirken. Und tatsächlich war das planmäßige Studium der Verhältnisse des Landes durch die Beamten des alten Staats die Grundlage für ihre gewaltigen Leistungen. Aber diese Verkümmerung der Verwaltungsmethode kann nicht die einzige Ursache gewesen sein. Wie man aus den Erinnerungen des Ministers von Delbrück und der Darstellung von Treitschke ersehen kann, trat der Mangel an schöpferischem Unternehmungsgeist in der preußischen Verwaltung schon früh, in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hervor, oder in einer Zeit, wo die alte Verwaltungsmethode noch geübt wurde. Andrerseits ist ein kräftiges schöpferisches Vorgehen zwar so selten geworden, daß man in dieser Erscheinung ein allgemeines Gebrechen erblicken darf und muß. Indessen gab und gibt es glücklicherweise immer noch Ausnahmen. Derartige Beobachtungen weisen auf die letzte Ursache dieser Erscheinung hin; es sind wiederum persönliche Unzulänglichkeiten, die den Mangel an schöpferischer Tatkraft erklären und herbeiführen.

Erst recht gilt dies von einer weitern Erscheinung, die unsrer Verwaltung wahrlich nicht zum Ruhme gereicht, aber für die Verhältnisse darin besonders bezeichnend ist. Es fehlt der Verwaltung nicht nur an selbständiger Unternehmungskraft, sondern überhaupt an Tatkraft auch gegenüber den Dingen, die an sie ohne ihr Zutun herantreten. Es ist gradezu unheimlich, welche Schwäche jetzt überall herrscht, nicht bloß im Wollen und Handeln, sondern auch in der Auffassung. Daran, daß die Verwaltung vor allem den Staatsgedanken zu verkörpern und zu vertreten hat und daß der Staat Macht ist, merkt man bei uns nicht viel. Man ist ängstlich bemüht, eigne Ansichten zu unterdrücken, — nach oben und nach unten und erst recht nach außen. Über die gröbsten Beschimpfungen der Verwaltung und ihrer Vertreter geht man hinweg. Die Fähigkeit, einmal an der rechten Stelle grob zu werden oder unerfüllbaren Ansprüchen gegenüber ein festes Nein zu sprechen, ist längst verschwunden. Anscheinend hat man in den weitesten Kreisen der Verwaltung kein Gefühl mehr dafür, daß, wie ein bekanntes Wort Wilhelms von Humboldt sagt, die Energie die erste aller Tugenden ist, und daß, um mit Ranke zu reden, nichts echtes Leben hat, das nicht von der Energie ausgeht. Unser Ideal ist jetzt „die mittlere Linie“.

Ich bin wirklich kein Berserker und weiß genau, daß wir heutzutage nicht mehr verfahren könnten wie Friedrich Wilhelm der Erste. Aber Rücksichten und Nachgiebigkeit müssen doch da, wo das Staatswohl auf dem Spiele steht, ihre Grenzen haben; hier sind sie schon weit überschritten. Wer es nicht selbst erlebt hat, glaubt z. B. gar nicht, was sich oft Beamte in untergeordneten Stellungen, etwa kleine Bürgermeister, und nun gar erst Landräte oder Oberbürgermeister, die irgendwelchen Rückhalt haben, vielleicht dem Landtag angehören, gegen ihre nächsten Vorgesetzten, oder sonstige Abgeordnete oder Vertreter

der großen Interessentenvereinigungen gegen die Staatsbehörden, mit denen sie zu tun haben, herausnehmen können. Begünstigt wird das durch den leichten Zutritt, den solche Herren über die unmittelbaren Vorgesetzten oder die Provinzialbehörden hinweg leider bei den Zentralbehörden finden. Mancher kleine Provinzialbeamte erfährt so von den Absichten und Grundsätzen der Zentralbehörden früher etwas und Genaueres als sein vorgesetzter Regierungspräsident und dessen Dezernenten. —

An der Verwaltungstechnik tadelt man vor allem den Geschäftsgang oder den Gang, den die einzelne Sache bei einer Behörde von der ersten Anregung bis zur vollständigen Erledigung zu gehn hat. Er soll langsam, schwerfällig, ungelenk, umständlich, weitschweifig sein. Geheimer Rat von Massow hat ausgerechnet, daß bei den Regierungen jedes Stück vom Eingang bis zur Beförderung der Entscheidung auf die Post mindestens dreißig Stellen durchlaufen müsse. Die Verwaltung stehe hier immer noch auf einem Standpunkt, der wohl in die Zeit der Postkutsche gepaßt habe, aber nicht in eine Welt, die unter dem Zeichen des Verkehrs lebe. Unendlich lange, oft wochen- oder monatelang, müsse das Publikum die Antwort auf seine Eingaben erwarten. Davon, daß Zeit Geld sei und daß dies namentlich auch für die Personen gelte, die mit den Verwaltungsbehörden zu tun hätten und von ihren Entscheidungen abhingen, scheine man in der Verwaltung keine Ahnung zu haben. Diese Langsamkeit steche auch, wie Lotz behauptet, wesentlich ab von der schnellen Abwicklung der Geschäfte in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten und stehe vollends im schärfsten Gegensatz zu der Schnelligkeit, mit der sich der Geschäftsbetrieb im gewerblichen und wirtschaftlichen Leben vollziehe.

Zunächst bedarf es aber doch noch sehr des Beweises, daß die Verwaltungsbehörden der Mittel- und Kleinstaaten wirklich schneller gearbeitet hätten oder arbeiteten als die preußischen. Nach dem, was ich davon kennen gelernt habe, muß ich es bestreiten. So wurden, wie Ernst von Meier erzählt, in dem Musterstaat Hannover Sachen, die „förderlamst" zu erledigen waren, frühestens in einem halben, auch erst in einem ganzen Jahr zurückerwartet; für solche, die „unverzüglich" abgemacht werden sollten, war die Erledigungsfrist mindestens sechs Wochen; „angesichts dieses" bedeutete eine Frist von einer Woche. Er behauptet in diesem Zusammenhang, daß der bekannte hannoversche Staatsmann Rehberg Preußen wegen der guten Ordnung im innern Dienst der preußischen Behörden gradezu gehaßt habe.

Daß ferner unsre Verwaltungsbehörden im großen ganzen langsamer arbeiten als kaufmännische Geschäfte von annähernd ähnlichem Betrieb und Umfang, ist freilich nicht zu bestreiten. Aber schon Lotz selbst hat in diesem Zusammenhang gegen Klonau mit Recht darauf hingewiesen, daß zwischen der Abwicklung eines Kaufgeschäfts, nach dem niemand mehr fragt, sobald es durch Lieferung der Ware und deren Bezahlung erledigt ist, bei dem ferner zwei rechtlich gleichstehende Parteien einander gegenübertreten, und zwischen obrig-

keitlichen Rechtsentscheidungen und Anordnungen der Verwaltungsbehörden, die tief in die öffentlichen und privaten Rechte der Staatsangehörigen eingreifen, von denen vielleicht das Lebensschicksal zahlreicher Personen abhängt, wirklich kein Vergleich möglich ist. Ähnlich hat sich vor kurzem der scheidende Oberpräsident der Provinz Schlesien, Graf Zedlitz, geäußert. Die Verwaltungsbehörden können in der Tat niemals von einer genauen Prüfung der tatsächlichen Verhältnisse und der Rechtslage absehen. Das sind sie nicht nur der Allgemeinheit, sondern nach alter preußischer Auffassung grade auch den Einzelnen schuldig, die jeweilig mit ihr in Verbindung treten. Dazu sind aber unter Umständen langwierige Ermittlungen und Rückfragen bei andern Behörden, genaue Durchsicht von Akten, Gesetzen, Gerichtsentscheidungen, literarischen Hilfsmitteln nötig, was alles Zeit fordert. Das liegt auf der flachen Hand und kann keinen Vorwurf begründen. Im Gegenteil, solche Gründlichkeit und Sorgfalt sind eine heilsame, dem Staat und seinen einzelnen Bürgern nur zum Vorteil gereichende Errungenschaft aus der harten Lehrzeit der preußischen Verwaltung unter den beiden großen Königen des achtzehnten Jahrhunderts. Wo im Geschäftsleben ähnliche Verhältnisse vorliegen, da werden die Geschäfte auch nicht so schnell abgewickelt, da dauert es auch oft geraume Zeit, bis die Entscheidung fällt.

Andres, wie die getadelte Umständlichkeit des Geschäftsgangs im engeren technischen Sinne, ist eine Folge der Logik der Tatsachen und wiederholt sich unter denselben Voraussetzungen auch sonst. Ich möchte den Tadlern dieses Geschäftsgangs dringend empfehlen, sich einmal den innern Betrieb in einem größern kaufmännischen Geschäft, etwa in einer großen Bank, anzusehen. Sie werden dann wahrscheinlich zu ihrem Erstaunen bemerken, daß dieser Betrieb mindestens ebenso umständlich, teilweise sogar noch umständlicher ist, als der Geschäftsbetrieb der Verwaltungsbehörden, obwohl die Männer, die an der Spitze solcher Unternehmungen stehen und gänzlich erhaben sind über den Verdacht bureaukratischer Neigungen, sicherlich unablässig bemüht sind, unnötige Umständlichkeiten zu vermeiden, weil sie wissen, daß diese Zeit und Arbeit und damit Geld kosten. Sie müssen also ihre Gründe für ihr Verfahren haben. Und diese liegen denn auch recht nahe. Nur mit solcher Umständlichkeit lassen sich Ordnung und Überblick und damit die nötige Aufsicht und Leitung aufrecht erhalten. Derselbe Grund besteht auch für die Verwaltungsbehörden. Wohin würde man dort kommen, wenn nicht jedes Rad genau in das andre griffe? In die größte Unordnung, und unendlicher Schaden, auch für die Staatsbürger, würde die Folge sein. Ich glaube daher, der Direktor von Krupp oder der Disponent von Hertzog, die von Massow zur Neuordnung des Geschäftsgangs bei den preußischen Verwaltungsbehörden berufen möchte, würden im allgemeinen keine wesentliche Vereinfachung vorschlagen können. Im einzelnen könnte allerdings manches gebessert werden. Aber dazu brauchen wir keine Hilfe von auswärts. Auch der Hinweis auf die Vereinfachungen des innern Geschäftsbetriebs und Geschäftsgangs der Eisenbahnbehörden, dem man gelegentlich

begegnet, ist nicht ganz zwingend. Diese Vereinfachung bezieht sich hauptsächlich auf die kleineren Geschäfte des täglichen laufenden Verkehrs, der viel Ähnlichkeit mit dem Geschäftsverkehr eines kaufmännischen Unternehmens hat. In der Behandlung der großen, wichtigen Angelegenheiten ist keine wesentliche Änderung eingetreten.

Wo Verzögerungen in der Erledigung einzelner Sachen vorkommen, die sich nicht durch die vorgetragenen Umstände erklären und rechtfertigen lassen, kann man ruhig annehmen, daß persönliche Gründe vorliegen.

Begründeter als der bisher behandelte Vorwurf ist der, daß die Verwaltungsbehörden von Stenographie, Telephon, Schreibmaschine und ähnlichen Errungenschaften der neuen Zeit keinen ausreichenden Gebrauch machten. Das hat aber wiederum persönliche Gründe. Bereits ein Runderlaß der Minister des Innern und der Finanzen vom 12. August 1897 hat allen Behörden der allgemeinen Verwaltung die weitestgehende Benutzung solcher Hilfsmittel dringend empfohlen. Geholfen hat es aber nur recht wenig, weil viele Vorgesetzte an solche Neuerungen nicht herantreten wollten. Ebensowenig wird andres, das dieser Erlaß empfiehlt, beachtet: so die Vermeidung aller unnötigen Weitschweifigkeiten im Geschäftsstil z. B. der gänzlich inhaltlosen, ja gradezu törichten Wörter: ergebenst, gefälligst, hochwohlgeboren usw., dann die Anordnung, von Verfügungen, die von der empfangenden Behörde an die ihr unterstellten Behörden weitergegeben werden müssen, gleich eine entsprechende Anzahl Abdrücke beizugeben, damit die erste Empfängerin diese Abschriften nicht selbst herstellen muß, um so Arbeit, Zeit und Geld zu ersparen. Grade diese so überaus zweckmäßige Anordnung wird nach meinen vielfältigen Beobachtungen kaum beachtet, und namentlich niemals von den Zentralbehörden, die doch vor allem dazu berufen wären. Auch für solche Mißgriffe sind lediglich die beteiligten Beamten verantwortlich zu machen, die entweder nicht aufpassen, oder vielleicht auch gar nicht wissen, was die untern Behörden mit derartigen Verfügungen anzufangen haben. Eine andre, manchmal komisch anmutende Erscheinung ähnlicher Art beruht allerdings zunächst auf einem Mangel der Organisation. Es kommt oft vor, daß das Staatsministerium einen Beschluß faßt, der in der ganzen Staatsverwaltung gleichmäßig zu beachten ist, etwa wegen der Berechnung des Besoldungs- oder Pensionsdienstalters der Beamten. Oder ein Minister schreibt etwas für seinen Geschäftskreis vor, das auch in den andern Ressorts gelten kann, wie die Vorschriften des Arbeitsministeriums über die Beschaffung von Lieferungen und Leistungen. Ein harmloses Gemüt würde nun annehmen, daß derartige Anordnungen von einer Stelle aus den untern Behörden zugingen. Das würde aber weit gefehlt sein. Vielmehr werden solche Anordnungen in der Regel von jedem einzelnen Minister für jedes einzelne Ressort erlassen, und an die unglückseligen Provinzialbehörden kommt so ein halbes Dutzend Erlasse oder mehr, die inhaltlich genau dasselbe besagen und bis auf einen, auf den verfügt wird, einfach zu den Akten genommen werden, die so mit ganzen Stößen Papier zwecklos angefüllt werden, der Ver-

geudung von Arbeit, Zeit und Geld durch die Herstellung dieser gänzlich unnötigen Ausfertigungen nicht zu gedenken.

Ein andrer technischer Mangel ist die oft sehr unpraktische Einrichtung der Geschäftsgebäude und der Geschäftsräume, wie von Massow richtig bemerkt.

Bei diesen technischen Fragen handelt es sich freilich überall nicht um Dinge, deren Vermeidung mit einem Schlag alle Übelstände beseitigen würde; darin hat Lotz recht. Aber man könnte durch solche technischen Verbesserungen doch den ganzen Geschäftsbetrieb außerordentlich fördern und beschleunigen und die höhern Beamten von großer und zeitraubender mechanischer Arbeit befreien. So könnte mancher Bericht, an dem der Dezernent jetzt stundenlang selbst schreibt, einem Stenographen bei einiger Übung in einer halben Stunde diktiert werden. Das würde doch ein großer Gewinn sein.

Anderseits haben alle Verbesserungen der Methode und der Technik der Verwaltung freilich auch eine finanzielle Seite. Das vergessen die häufig, die in einem Atemzug über Aktenregiment, also Unbekanntschaft der Behörden mit Land und Leuten, und über Verschwendung mit Dienstreisen schimpfen.

Amerikanische Grubenkatastrophen

Von Dr. Ernst Schultze-Großborstel

In keinem Lande der Welt werden mehr Menschenleben verschwendet als in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Jährlich sterben dort (nach dem amtlichen Bericht, den Mr. Paul Pierce über die Abteilung für Nahrungsmittel-Hygiene der Weltausstellung von Saint Louis erstattete) 350000 Kinder an Krankheiten, die mittelbar oder unmittelbar von Nahrungsmittelverfälschungen herrühren. Die Zahl der bei Eisenbahnunfällen getöteten oder verwundeten Personen beläuft sich für die Vereinigten Staaten jährlich auf 80- bis 90000 Menschen. Bei Bränden gehen etwa 7000 Menschen jährlich zugrunde: man braucht, um Beispiele für größere Katastrophen zu geben, nur an die Schulbrandkatastrophe in Cleveland vom März 1908 zu erinnern, bei der von 300 Schulkindern nur 80 ohne Verletzungen davonkamen; oder an den Brand des Iroquois-Theaters in Chicago am 26. November 1903, bei welchem fast 600 Menschen verbrannten. Auf dem Schlachtfelde der Arbeit ferner bleiben nach der Schätzung des Präsidenten Roosevelt in den Vereinigten Staaten jährlich 20000 Menschen als Leichen — eine Zahl, die, um seine eigenen Worte anzuführen, „die Zahl der in allen ausländischen Kriegen Umgekommenen vergleichsweise höchst unbedeutend erscheinen läßt".

Der größte Prozentsatz der Schlachtopfer der Arbeit in den Vereinigten Staaten wird vom Kohlenbergbau gefordert. Kürzlich hat die Nachricht, daß in dem Bergwerk der Saint Paul Coal Company in Cherry im Staate Illinois eine Explosion das Leben von fast 400 Bergleuten zerstört habe, allenthalben in der Welt Schrecken erregt. Man wird dadurch an die schweren amerikanischen Grubenkatastrophen des Jahres 1907 erinnert, in welchem im Laufe von 2 Dezemberwochen 3 große Grubenkatastrophen in den Bergwerken von Monongah, Yolande und Connelsville zusammen ungefähr 1000 Menschen das Leben kosteten.

Der schrecklichen Beispiele ließe sich gerade aus der Bergwerksgeschichte der letzten Jahre in Nordamerika eine Menge geben. Fast noch erschreckender aber stellt sich die Sache dar, wenn die allgemeinen Zahlen auf einen größeren Zeitraum berechnet werden. Dann ergibt sich, daß im Laufe des letzten Menschenalters ungefähr 30000 Bergleute in den Vereinigten Staaten bei Grubenkatastrophen ums Leben gekommen sind: d. h. fast so viel wie ein ganzes deutsches Armeekorps. Vom Jahre 1898 an ist nicht ein einziges Jahr zu nennen, in welchem nicht mehr als 1000 Bergleute dabei ums Leben gekommen wären. Auch in früheren Jahren schon war die Unglücksziffer zuweilen zur selben Höhe emporgestiegen. Ja in den Jahren von 1905 bis 1907 betrug die Zahl der in den amerikanischen Kohlenbergwerken Getöteten jedesmal mehr als 2000: 1905 zunächst 2175, 1906 2092 und 1907 endlich die furchtbare Ziffer von 3125.

Nun wird zuweilen, gewissermaßen zur Entschuldigung dieser entsetzlichen Ziffern, darauf hingewiesen, daß die Vereinigten Staaten ja doch bei weitem mehr Kohlen förderten als irgendein anderes Land der Welt. Das ist richtig: sie haben die deutsche Kohlenförderung schon im Jahre 1871 überholt (nur in den siebziger Jahren ist diese vorübergehend noch größer gewesen) und sie haben die englische Kohlenproduktion seit dem Jahre 1899 hinter sich gelassen, seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts sie sogar ganz erheblich überholt. Während der Anteil der Vereinigten Staaten an der Kohlenförderung der Welt im Jahre 1870 nur erst 14,07 Prozent ausmachte, stieg er im Jahre 1880 auf 20,62 Prozent, 1890 auf 27,99 Prozent, 1900 auf 31,88 Prozent und 1907 sogar auf 39,73 Prozent. Ihr Anteil an der Kohlenproduktion der Welt ist also in diesen letzten 27 Jahren fast auf den dreifachen Betrag gestiegen. Ein Vergleich der Zahlen der Kohlenförderung in den Vereinigten Staaten selbst zeigt natürlich eine prozentual noch viel stärkere Zunahme: denn während 1870 erst 33 Millionen Tons gefördert wurden, betrugen die Ziffern für das Jahr 1890 158 Millionen Tons, 1907 dagegen die kolossale Menge von 480 Millionen Tons, also etwa 1500 Prozent der Produktion des Jahres 1870.

Gewiß wird diese Zunahme der Produktion auch eine Zunahme der Unglücksfälle begründen können. Ebenso könnte man zur Entschuldigung heranziehen, daß (nach den Ziffern für das Jahr 1906) in den Vereinigten Staaten

626300 Arbeiter 369 Millionen Tons Kohlen gefördert haben, in England dagegen 837000 Arbeiter 251 Millionen Tons, so daß also auf den Kopf jedes Bergmanns in den Vereinigten Staaten 560 geförderte Tons kamen, in England dagegen nur 282. Indessen bieten die letzteren Ziffern eine Entschuldigung tatsächlich nicht, denn sie sind nicht so sehr auf größeren Fleiß der amerikanischen Bergarbeiter gegenüber den englischen zurückzuführen, als auf die weit ausgedehntere Verwendung arbeitsparender Maschinen. In England hat man sich zur Einführung solcher im Kohlenbergbau erst in den letzten Jahren entschlossen und hat sie nur zögernd übernommen. Noch jetzt arbeitet dort der größte Teil der Kohlenbergwerke ohne Bohrmaschinen, während diese in Amerika in viel größerem Umfange eingeführt sind.

Vor allem ist doch aber entscheidend die Verhältniszahl der geförderten Kohlenmengen zu den tödlichen Unglücksfällen. Und da ergibt sich für die Vereinigten Staaten ein sehr ungünstiges Verhältnis. Denn während auf jede Million Tons geförderter Kohlen in Belgien 4,96 Todesfälle (1906), in Großbritannien 4,31 (1906) und in Frankreich 4,17 (1905) kamen, stellte sich die Ziffer für die Vereinigten Staaten im Durchschnitt der Jahre 1901 bis 1906 auf 6,04. Diese Zahl zeigt noch dazu gegenüber früheren Jahren eine Steigerung: denn 1890 bis 1895 hatte in den Vereinigten Staaten die Zahl der tödlichen Unglücke auf je 1 Million Tons geförderter Kohlen nur 5,93 betragen. Diese Ziffern umfassen noch nicht einmal sämtliche Unglücksfälle in den Vereinigten Staaten, da es im Belieben der Einzelstaaten steht, die statistischen Fragebogen der Bundesregierung zu beantworten oder nicht. Tatsächlich werden Antworten zuweilen nicht gegeben.

Fragen wir nach den Gründen, welche die gehäuften Unglücksfälle in Nordamerika veranlassen, so wird an erster Stelle das Fehlen einer einheitlichen und durchgreifenden Bergwerksgesetzgebung zu nennen sein. Jeder einzelne Staat der Union erläßt dafür die Gesetze, die ihm zweckmäßig erscheinen — falls er überhaupt die Gesetzgebungsmaschine dafür in Bewegung setzt. Denn in zahlreichen Staaten ist die Kohlenförderung verhältnismäßig so gering, daß es sich gar nicht lohnt, dafür besondere Gesetze zu schaffen. Ferner haben die Bergwerksbesitzer z. B. im Staate Westvirginia bis vor kurzem den Erlaß vorbeugender Gesetze zu verhindern gewußt. Des weiteren fehlen fast überall Bestimmungen über Menge und Art der Benutzung von Explosivstoffen. Auch darüber, ob Gas und Kohlenstaub zu Explosionen führen können oder nicht, ist man unglaublicherweise häufig genug völlig verschiedener Ansicht. Ferner müssen die Kohlenbergwerke allmählich mehr in die Tiefe gehen, während man sich bis vor kurzem mit dem Abbau ziemlich nahe der Erdoberfläche begnügen konnte.

Dennoch geht das Urteil der Fachleute dahin, daß noch immer kein Land der Erde so günstige Bedingungen für den Kohlenabbau gewähre wie die Vereinigten Staaten. Diese Ansicht wird z. B. auch von Professor A. Holmes, dem technologischen Sachverständigen der geologischen

Abteilung des Reichsamts des Innern in Washington, vertreten. Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint der öffentlichen Meinung in Nordamerika die furchtbare Zahl der Unglücksfälle um so weniger gerechtfertigt; zumal unter Berücksichtigung der Tatsache, daß man in der Technik des Kohlenbergbaus und in den Erfindungen dafür an der Spitze der Kulturwelt zu marschieren glaubt.

Man weist auch darauf hin, daß in vielen europäischen Ländern durch die gemeinsamen Anstrengungen der Gesetzgebung, der Bergwerksbesitzer und der Arbeiter eine beständige Abnahme der Unfallziffern erzielt worden sei. Namentlich gilt dies von Belgien, wo für je 1000 Bergarbeiter in dem Jahrzehnt 1830 bis 1840 die Ziffer der tödlichen Unfälle 3,19 betrug, 1860 bis 1870 nur noch 2,60, 1900 nur noch 1,05, 1906 sogar nur noch 0,94. In Großbritannien hat sich die Zahl der tödlichen Unfälle für je 1000 Bergarbeiter 1895 auf 1,49 gestellt, 1906 auf 1,29. In Frankreich hat sie 1897 1,07 betragen, 1905 nur 0,84 — bisher wohl die niedrigste in irgendeinem Lande erreichte Ziffer. In Preußen dagegen, das nach Nordamerika noch immer bei weitem die höchste Todesziffer im Bergbau aufweist, betrug die gleiche Ziffer für 1895 für je 1000 versicherte Personen 2,12, sank dann bis 1906 auf 1,76, stieg aber 1908 leider wieder auf 2,57. Preußen hat auch im Jahre 1908 zum erstenmal die Ziffer 2000 für die Unfälle mit tödlichem Ausgang überschritten (genau beträgt die Ziffer 2051), ist also damit den amerikanischen Ziffern bedenklich nahe gerückt, während z. B. bis zum Jahre 1897 die Zahl der tödlichen Unglücksfälle in Preußen weniger als 1000 betrug. Indessen hatte sich die Verhältniszahl auf 1000 versicherte Personen auch im Anfang der neunziger Jahre in der Regel auf 2 bis 2,50 gestellt. Daß die Zahl der Massenunglücksfälle in Preußen erheblich geringer ist als in Amerika, ist nur ein schwacher Trost; nur in den Jahren 1907 und 1908 überstiegen die Ziffern der Toten bei einzelnen preußischen Grubenkatastrophen je 100: sie betrugen 1907 253, 1908 gar 379. Darin sind uns also die Amerikaner noch recht weit voraus. Für Preußen ebenso wie für Nordamerika erscheint es als dringende Kulturfrage, diese Ziffern herunterzuzwingen.

Denn in den Jahren 1886 bis 1908 haben in Preußen nicht weniger als 24730 Personen in den Bergwerksbetrieben den Tod bei der Arbeit gefunden; einschließlich der nachträglich an den Folgen der Verletzungen Gestorbenen sogar über 26000 — wirklich eine entsetzliche Ziffer, die auch dadurch nichts an Schrecklichkeit verliert, daß es in Preußen nicht, wie in Nordamerika, vorwiegend Massenunglücksfälle sind, welche die meisten Opfer fordern, sondern kleinere Einzelunfälle. Betrug doch die Gesamtziffer der in Preußen bei Massenkatastrophen Umgekommenen in den Jahren 1900 bis 1908 zusammen 835 Tote (wovon allein 379 auf das Jahr 1908 entfallen), während die Zahl der durch Einzelunfälle Getöteten 11256 betrug! Die Zahl der Unfälle überhaupt ist noch sehr viel größer: 1908 umfaßte sie 103977 Fälle oder 13,02 Prozent. Entschädigungspflichtig waren davon 12799 oder 1,60 Prozent.

Beide Ziffern zeigen gegenüber 1907 ein erhebliches Ansteigen, ebenso die Zahl der tödlichen Unfälle, die von 1743 auf 2051 heraufging oder für je 1000 versicherte Personen von 2,38 auf 2,57. Die preußischen Ziffern sind, was nach diesen Zahlen nicht verwunderlich erscheinen kann, verhältnismäßig die höchsten unter allen europäischen Kulturvölkern. Lehrreich ist dabei, daß bei weitem die Mehrzahl aller entschädigungspflichtigen Unfälle nicht nur von den Arbeitern selbst, vielmehr auch nach der Statistik der Knappschaftsberufsgenossenschaft auf die Gefährlichkeit der Betriebe zurückzuführen ist. Ich greife aus den Berichten der Knappschaftsberufsgenossenschaft die Ziffern für die Jahre 1893, 1898, 1903 und 1908 aufs Geratewohl heraus: sie zeigen für die genannte Unfallsursache einen Prozentanteil unter allen Unfällen überhaupt von 52,44, 73,45, 67,35 und 66,73. Dagegen beträgt für die gleichen Jahre der Prozentanteil für die Schuld der Verletzten selbst 41,89, 22,06, 28,76 und 28,36. Als weitere Ursachen werden noch die Mängel der Betriebe im besondern und die Schuld der Mitarbeiter aufgeführt — beide zusammen aber erreichen nicht einmal 5 Prozent. Sicherlich haben wir alle Ursache, diese Zahlen mit lebhaftem Mißvergnügen zu betrachten, obwohl sie verhältnismäßig niedriger als die amerikanischen sind und obwohl die größere Tiefe unserer Bergwerke eine höhere Unfallziffer wahrscheinlich erscheinen läßt. Zweifellos ist es aber die Pflicht eines Kulturvolkes, alles zu tun, um so gewaltige Unfallziffern zu vermeiden.

In Nordamerika wird eine Verminderung der Unfallziffer in nächster Zeit mit Sicherheit zu erwarten sein. Denn nachdem die öffentliche Meinung dort einmal aufgestört ist, wird sie sich nicht zufrieden geben, bis zureichende Maßnahmen zur Verhinderung so arger Unglücksfälle getroffen worden sind. Sehr bezeichnend dafür ist die völlig veränderte Haltung der Bergwerksbesitzer. In Westvirginia z. B. haben diese nach den Unglücksfällen des Jahres 1907 geradezu darum gebeten, daß die Regierung brauchbare Vorschläge für eine Verminderung der Grubenkatastrophen mache. Liegt es doch auch auf der Hand, daß das eigene Interesse der Bergwerksbesitzer eine Herabminderung der Unglücksfälle erfordert. Aus diesem Grunde wird man auch der Einführung von Arbeiterinspektoren nicht dauernd zuwider sein. Vermutlich wird sich eine ähnliche Entwicklung vollziehen, wie sie z. B. im Königreich Sachsen angebahnt ist. Dort hat die Regierung in den staatlichen Bergwerken die Arbeiter schon seit Jahren zur Grubenkontrolle herangezogen. Eine Anzahl von „Sicherheitsmännern" wurde berufen, mit deren Tätigkeit sowohl die Bergwerksbehörden wie die Belegschaften durchaus zufrieden waren. Die sächsische Regierung nahm dies vernünftigerweise zum Anlaß, dem Landtag eine Vorlage zu unterbreiten, wonach die Einrichtung von Arbeiterkontrolleuren auch für die Privatkohlengruben durchgeführt werden sollte. Die Mehrheit der zweiten sächsischen Kammer zeigte sich jedoch bei der Beratung der Vorlage unsozialer als die Bergbehörden, ja sie lehnte infolge des heftigen Widerstandes der Konservativen die Vorlage ab. Es wurde nur ein Antrag angenommen, der die Regierung ersuchte, im nächsten

Landtag darüber zu berichten, ob es möglich gewesen sei, die privaten Bergwerksbesitzer zu freiwilliger, aber planmäßiger Heranziehung der Arbeiter zur Grubenkontrolle zu bestimmen. Wie zu erwarten war, ist die Regierung mit diesem Versuch völlig erfolglos geblieben und hat daher dem im Herbst 1909 gewählten neuen Landtag abermals eine Novelle zum Berggesetz zugehen lassen, durch welche die Beteiligung der Arbeiter an der Grubenkontrolle zwangsweise auch für die Privatbergwerke eingeführt werden soll. Auf höchstens 300 Mann der unter Tag arbeitenden Belegschaften soll mindestens ein Sicherheitsmann und ein Stellvertreter kommen.

Ähnlich wird sich die Entwicklung der Dinge wohl auch in Nordamerika vollziehen. Freiwillig werden die Bergwerksbesitzer sich zur Einsetzung von Grubenkontrolleuren aus dem Arbeiterstande kaum verstehen — wenigstens nicht, wenn die Grubenkatastrophen sich eine zeitlang an Zahl und Umfang vermindern sollten. Die Gesetzgebung wird also auf alle Fälle eingreifen müssen und wird dies auch sicherlich tun, da die öffentliche Meinung in Nordamerika über die ungeheure Zahl von Menschenleben, die der Kohlenbergbau fordert, nachgerade sehr erregt ist. Und so unvorsichtig man in Amerika im einzelnen sein mag — handelt es sich um das Zugrundegehen von Menschenleben, so versteht man schließlich doch keinen Spaß, wie man auch zu Hilfeleistungen in geradezu heroischer Weise bereit ist. Das Eingreifen von Bergmännern und Privatleuten, sobald sich ein Grubenunglück ereignet hat, zeigt auch in Amerika, ganz wie wir dies nach der Katastrophe von Courrières und manchem kleineren Unglücksfall in Europa erlebt haben, daß die besten und hochherzigsten Seiten der menschlichen Natur dadurch mit einem Schlage geweckt werden. Alles das kann und wird aber natürlich nicht darüber hinwegtäuschen, daß vorbeugende Maßnahmen zur Verhinderung so schwerer Katastrophen unbedingt erforderlich sind.

Mit einigem Erstaunen haben die Nordamerikaner in den letzten Jahren, als sich ihre Grubenkatastrophen so furchtbar mehrten, entdeckt, daß in europäischen Ländern in allen diesen Dingen bestimmte gesetzliche Vorschriften zu bestehen pflegen: daß z. B. in Belgien ein besonders scharfes Bergwerksgesetz wirksam ist, daß in Frankreich der Minister der öffentlichen Arbeiten und die Präfekten eine genaue Aufsicht über die Bergwerke ausüben, daß in Großbritannien eine ausführliche „Metalliferous Mines Regulation Act“ und eine „Coal Mines Regulation Act“ besteht. England ist danach in zwölf Bezirke geteilt, deren jeder einem königlichen Bergwerksinspektor untersteht, der die einzelnen Bergwerke von Zeit zu Zeit besucht (vielfach natürlich unangemeldet) und Strafen gegen die Bergwerksbesitzer bis zu 400 Mark oder in schweren Fällen Gefängnisstrafen bis zu drei Monaten beantragen kann. Diese Inspektoren besuchen die Bergwerke selbst auf anonyme Briefe hin und haben das Recht, bestimmte Maßnahmen zur sofortigen Durchführung vorzuschreiben. Weigert sich der Bergwerksbesitzer, solcher Weisung Folge zu leisten, so ernennt der

Inspektor einen Schiedsrichter, der Bergwerksbesitzer ebenso, und die beiden Schiedsrichter fällen die Entscheidung. Können auch sie sich nicht einigen, so ernennen sie gemeinschaftlich einen Dritten. Das dreiköpfige Kollegium entscheidet dann endgültig, ohne daß Berufung dagegen zulässig wäre.

Uneingeschränktes Lob verdient für die Bekämpfung der Grubenkatastrophen die nordamerikanische Bundesregierung. Sie hat durch ihre Veröffentlichungen in den letzten Jahren auf die Bedeutung der Frage immer wieder hingewiesen. Sie hat Mühe und Kosten nicht gescheut, um auch wissenschaftlich und durch Experimente festzustellen, wodurch die meisten Grubenunglücke in Amerika entstehen und wie sie vermieden werden könnten. Sie hat in einer Vorstadt von Pittsburg ein Miniaturbergwerk gebaut, das zu Experimenten und zum Unterricht in bergbaulichen Sicherheits- und Hilfsmaßregeln dienen soll. Sie hat Hilfskolonnen ausgebildet, die bei Grubenunglücken Verwendung finden sollen, und hat alle möglichen Maßregeln ergriffen, um die gesetzgebenden Körperschaften der Einzelstaaten wie die privaten Bergwerksbesitzer zu veranlassen, ihr auf diesem Wege zu folgen. Sie hat die besten Sachverständigen aus Europa berufen, um bei der Beratung aller dieser Fragen ihre fachmännischen Erfahrungen nutzbar zu machen, kurzum, sie hat mit aller erdenklichen Tatkraft Mittel und Wege zu finden gesucht, die es ermöglichen müssen, daß an den schwarzen Diamanten Nordamerikas in Zukunft nicht mehr so viel Menschenblut klebt wie bisher.

Sprachliche Wendungen und Moden

Von W. Haape-Baden-Baden

Wie das Leben selbst, so wandelt sich naturgemäß auch die Sprache, der Ausdruck und Spiegel des Lebens. Neue Gedanken und Anschauungen, neue wissenschaftliche und technische Errungenschaften fordern sprachliche Bezeichnung, und wenn deshalb neue Wörter geschaffen oder bestehenden Ausdrücken neue Beziehungen gegeben werden, so haben wir es nur mit einer notwendigen Fortbildung der Sprache zu tun.

Neben dieser gebotenen Ergänzung des Sprachschatzes werden aber fortwährend neue Wörter oder alte Wörter in neuer Bedeutung in den Sprachgebrauch eingeführt, ohne daß ein Bedürfnis dafür bestände. Solchen Neuerungen kann das gerechtfertigte Bestreben zugrunde liegen, der Sprache mehr Mannigfaltigkeit und Farbe zu verleihen, sie mit neuen Bildern dauernd zu bereichern. Sie können aber auch einfache Spielereien sein, Modewörter, die man bildet

und verwendet, wie man neue Hemdkragen oder Stulpenknöpfe erfinnt und in Gebrauch nimmt. Wie es Modegigerln gibt, die ihren Ehrgeiz darein setzen, stets die neueste Kragenform zu tragen, so gibt es Sprachgigerln, die sich jedes neuen Wortes mit Begierde bemächtigen und sich sehr überlegen dünken, wenn sie uns mit einer sprachlichen Neuheit verblüffen können.

Die eigentlichen Modewörter verschwinden meist, sobald sie den Reiz der Neuheit verloren haben. Ich blicke auf eine lange Reihe von Jahren zurück und habe immer auf sprachliche Dinge geachtet. Wie viele Modewörter habe ich schon entstehen und vergehen sehen! In meiner Jugend kam z. B. das Wort ‚gottvoll' auf als Ausdruck des Entzückens und der Bewunderung; welche Freude für die Sprachgigerln! In ähnlichem Sinne waren Fremdwörter hochbeliebt: ‚Scharmant', ‚superb', magnifique'; auch ‚grandios', ‚pittoresk', ‚grotesk' hörte man oft; die Genüsse des Gaumens waren immer ‚delikat'. Ich erinnere mich, daß die „Fliegenden Blätter" in den fünfziger oder sechziger Jahren diese Modetorheit verspotteten in einem Gespräch zweier Damen, die sich bei dem Anblick einer schönen Landschaft in Fremdwörtern überbieten und zuletzt zu den Ausrufen versteigen: „wie arabesk!" „wie analog!" „wie pädagog!" Dann war alles Große und Schöne mit einem Male ‚fabelhaft'. Etwa um dieselbe Zeit kam auch ‚furchtbar' als Ausdruck der Steigerung auf. „Ich freue mich furchtbar". „Er ist so furchtbar nett" war das Zugwort eines beliebten Lustspiels.

Allen diesen Ausdrücken erstand ein überlegener Nebenbuhler in ‚kolossal'. Dieses Wort bürgerte sich so sehr in die deutsche Rede ein, daß ich es sogar in der beinahe unglaublichen Verbindung ‚kolossal klein' gehört habe. Nach einer verbürgten Anekdote sollen ja die Araber bei den Pyramiden die Deutschen an dem Ausruf „Kolossal!" erkannt haben, der sich unseren Landsleuten beim Anblick dieser Wunderwerke regelmäßig entrang. Heutzutage gibt man sein Entzücken vernünftigerweise in deutscher Sprache kund, die ja an Ausdrücken reich genug ist, und schwärmerische junge Fräulein, denen ‚wundervoll', ‚wonnig' u. dgl. zu wenig sagen, flöten: „einfach süß!"

In den letzten Jahrzehnten hat die Einführung neuer Wörter stark zugenommen. Die Ursache dieser Erscheinung liegt zum Teil offenbar darin, daß die Technik und die Naturwissenschaften unseren Gesichtskreis fortwährend erweitern. Aber sie liegt auch in dem Drang unserer Zeit nach Neuem, Eigenartigem, das vom Gewöhnlichen und Hergebrachten abweicht. Dieser Zug zeigt sich ja selbst in Kleinigkeiten und Äußerlichkeiten. Man ‚reformiert' öfters sogar die Bücher, indem man unzweckmäßigerweise die Seitenzahlen auf den unteren statt auf den oberen Rand setzt, die Zwischenräume zwischen den Zeilen mit Schnörkeln ausfüllt u. dgl.

Von den rein technischen Ausdrücken sehe ich hier ab. Viele der neuen Wörter sind offenbar reine Modewörter; sie blühen eine zeitlang, dann welken sie hin. Mehrere dieser Blumen sind in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen

Sprachvereins schon gebührend gekennzeichnet worden: ‚Milieu', ‚Rekord', ‚intim', ‚Note', ‚erstklassig', ‚großzügig' usw. Vor Jahren überraschte mich ein Sprachgigerl mit dem schönen englischen Worte ‚tiptop'; neulich las ich mit Entsetzen ‚up to date' („das Neueste und Vollkommenste"). Auch diese Blüte wird bald vergehen. Etwas länger wird vielleicht der ‚Snob' leben, weil er recht anschaulich eine Menschenklasse bezeichnet, die in modernen Großstädten stark vertreten ist, und feiner klingt als unser ‚Fatzke'.

Ernster zu nehmen sind einige neu oder in neuer Bedeutung gewonnene Zeitwörter.

Gegen das der Technik, insbesondere der Elektrizitätslehre, entlehnte ‚ausschalten' ist gewiß nichts zu erinnern. Das Wort wird wegen seiner Neuheit (Grimm kennt es noch nicht) bis zum Überdruß angewendet und die ebenso brauchbaren Wörter ‚ausschließen', ‚ausscheiden' usw. laufen Gefahr, vergessen zu werden. Die beliebten Ausdrücke ‚anschneiden' (eine Frage) und ‚abschneiden' (gut oder schlecht) sind sicherlich nicht zu beanstanden, wenn sie mit Maß angewendet werden; in der gewählteren Sprache sind sie nicht immer am Platz.

Die Einführung der aus ‚quer' gebildeten Zeitwörter ‚durchqueren', ‚überqueren', ‚queren' war ein glücklicher Griff; nur werden sie noch oft falsch angewendet. Die „Mitteilungen für Sprachecken" haben schon darauf hingewiesen, daß es verkehrt ist zu sagen: Wir durchquerten den Tunnel. Quer heißt: der Breite nach, eine Längsrichtung kreuzend. Aber auch da, wo in der Tat eine Querrichtung gegeben ist, kann das Wort durchqueren unpassend sein. Verbindungen wie einen freien Platz durchqueren (wenn man ihn überschreitet), einen Bach oder Fluß durchqueren (wenn man über den Steg oder die Brücke geht) widerstreben dem Sprachgefühl. In allen diesen Fällen würde das einfache ‚queren' passen und genügen. Mit dem Worte Queren, das in der Bergmannssprache schon vorkommt, gewinnen wir ein kurzes und bequemes Wort, ähnlich gebildet wie das französische traverser aus travers, quer.

Ein eigenartiges Wort ist ‚ausgerechnet'. Wer es erfunden (modern: ‚geprägt') hat, weiß ich nicht, man kann oft auch nur vermuten, was es bedeuten soll. Meist scheint es für ‚gerade' (im Sinn des früher gebräuchlichen ‚just') zu stehen, z. B. in dem Satz: „Der Verfasser sagt auf den folgenden Seiten ‚ausgerechnet' das Gegenteil von dem hier Behaupteten." Was das mit Rechnen zu tun hat, weiß ich nicht; aber das Wort ist „apart". Einige andere neue Ausdrücke möchte ich nur der Vollständigkeit halber anführen: ‚abflauen' (vom Winde hergenommen; die Bewegung flaut ab u. dgl.), ‚abebben' (in ähnlichem Sinn), ‚restlos' (erschöpfend). Alle diese Wörter sind sprachlich nicht zu tadeln, ihr Gebrauch ist Geschmacksache. Eine Zeitlang schwelgte man förmlich in ‚voll und ganz' und ‚unentwegt'. Diese Worte sind wohl hauptsächlich durch den Mißbrauch, der mit ihnen getrieben wurde, ziemlich aus der Mode gekommen.

Eine gewisse Neuerungssucht zeigt sich nicht selten in der willkürlichen Änderung bestehender Wortformen und Wortverbindungen. Man scheut sich in

Deutschland nicht, an dem Bestand der Sprache, dem ehrwürdigen Erbe unserer Väter, willkürlich zu rütteln und zu modeln und dadurch eine förmliche sprachliche Unsicherheit hervorzurufen. So besteht z. B. eine wahre Verwirrung hinsichtlich der Adjektiv-Endungen -ig und -lich. Ungeachtet aller vom Sprachverein gegebenen Belehrungen liest man immer wieder ‚vierteljährige Zahlung', dagegen ‚abschlägliche Antwort'. Statt ‚unleidlich' schreibt ein Besserwisser auf eigene Faust ‚unleidig', weil es ja auch heißt: leidig! Die Sprache ist in diesen Dingen nicht immer folgerichtig. Dem einzelnen aber steht es nicht zu, nach Gutdünken Änderungen vorzunehmen.

Der Bestand der Sprache ändert sich auch dadurch, daß vorhandene Wörter ausgeschieden werden. Manche Wörter veralten mit dem Wechsel des Geschmacks oder der Verhältnisse; das ist ein natürlicher Vorgang. Das Wort ‚Frauenzimmer', das vor vierzig oder fünfzig Jahren noch ganz gebräuchlich war, ist ziemlich abgekommen. Das ist nicht so sehr zu beklagen. Aber auch viel wertvolles Sprachgut ist im Lauf der Jahrhunderte verloren gegangen. In meiner Jugend — vor etwa fünfzig Jahren — gab es bei uns noch einen ‚Beseher' im Sinn von Inspektor. Manche gute alte Berufsbezeichnungen leben noch in Eigennamen bei uns fort, z. B. Küchler (Zuckerbäcker), Bader, Scherer (Barbier), Kräusler, Kreisler (Friseur), Waibel (in Feldwebel noch erhalten, früher auch für polizeiliche Vorgesetzte gebräuchlich; jetzt sagt man Sergeant od. dgl.), wie die Koseformen mancher Vornamen noch als Familiennamen fortbestehen, so Lutz (Ludwig), Dietz (Dietrich), Utz (Ullrich), Betz (Berthold), Götz (Gottfried).

Etwas anderes ist es natürlich, wenn gewisse Wörter als sprachwidrig mit Absicht aus der Sprache entfernt werden. Man sucht jetzt mit Recht manchen Staub, der sich in den Schreibstuben an unsere edle Sprache angesetzt hat, zu beseitigen. Aber bei diesem gewiß löblichen Bestreben ist, wie ich glaube, immer eine gewisse Zurückhaltung geboten.

Gegen das hinweisende Fürwort ‚derjenige', das rückbezügliche Fürwort ‚welcher', sowie das hinweisende ‚derselbe' ist ein hochnotpeinliches Verfahren eingeleitet. Sie sind angeklagt, die Majestät der deutschen Sprache durch Steifleinigkeit zu beleidigen und in strafbarer Verbindung zum gefürchteten „papiernen Stil" zu stehen. Vielleicht ist es mir gestattet, einiges zugunsten der Angeklagten vorzubringen.

Es ist bekannt, daß wir Deutsche, wie andere Kulturvölker, neben der Sprache des gewöhnlichen mündlichen Verkehrs eine gehobene Sprache, die des Redners, und die Schriftsprache haben. Die Sprache der Dichtung kommt nicht in Betracht; man kann weder ein Gesetzbuch, noch eine wissenschaftliche Abhandlung, noch einen Geschäftsbrief in der Sprache der Goetheschen Lyrik schreiben. Es ist auch bekannt, daß wir im gewöhnlichen Verkehr nur einen verhältnismäßig kleinen Teil unseres Sprachschatzes — die Zahl der Wörter wird auf einige Tausend berechnet — gebrauchen. Wir Deutsche sind in der mündlichen Rede ja besonders zurückhaltend und sparsam bis zur Nachlässigkeit im Gegensatz zu

den romanischen Völkern. Die gehobene Sprache aber soll sich durch Reichtum, Schönheit, Kraft des Ausdrucks, die Schriftsprache ganz besonders durch Genauigkeit und Deutlichkeit auszeichnen. In der mündlichen Rede wird der Deutlichkeit und dem Nachdruck durch Betonung und Geberde nachgeholfen, in der Schriftsprache aber muß der Ausdruck selbst treffend und klar sein.

Das Wort ‚derjenige' habe ich auch in der gewöhnlichen Rede nicht selten gehört. Ich habe dreißig Jahre lang fast täglich mit Leuten aus den verschiedensten Ständen verkehrt und erinnere mich an Äußerungen wie folgende: „Derjenige, der mir das angetan hat"; „Derjenige, der das sagt (mundartlich hieß es: wo das sagt), ist ein Lügner". Das Wort ‚derjenige' sollte hier der Hinweisung Nachdruck geben.

Luther, gewiß ein volkstümlicher Schriftsteller, hat das Wort öfters, auch Fischart u. a. Wir finden es auch bei unseren Klassikern, so bei Goethe z. B. in Wahrheit und Dichtung S. 2 der großen Ausgabe: „Dasjenige, was wir von andern gehört"; Schiller: „Anders ist der Studierplan, den sich der Brotgelehrte, anders derjenige, den der philosophische Kopf sich vorzeichnet".

Das rückbezügliche Fürwort ‚welcher' ist seit Jahrhunderten in der Sprache des Redners und in der Schriftsprache heimisch (wie im Französischen ‚lequel' neben ‚qui', im Italienischen ‚il quale' neben ‚che'.) Unsere besten Schriftsteller wenden es häufig an. In Wahrheit und Dichtung finde ich es auf den ersten sechs Seiten zweiundzwanzigmal.

An Stelle dessen soll nun auf einmal das „volkstümliche" ‚der, die, das' treten. Auch das schon berührte ‚derjenige, diejenige, dasjenige' soll durch das „volkstümliche" ‚der, die, das' ersetzt werden. Vielleicht darf man auch ‚dieser' und ‚jener' nicht mehr anwenden, denn unser Volk sagt fast nur: ‚der da' und ‚der dort'. Überdies ist ‚der' zugleich Nominativ masc., Dativ fem. der Einzahl sowie Genetiv der Mehrzahl des bestimmten Artikels; ‚die' ist Nominativ und Akkusativ fem. der Einzahl und der Mehrzahl; ‚das' Nominativ und Akkusativ neutr. der Einzahl des bestimmten Artikels usf. Es wimmelt also geradezu von ‚der', ‚die', ‚das', welche durch die Schrift in ihren verschiedenen Bedeutungen nicht zu unterscheiden sind. ‚das' klingt außerdem noch an die Konjunktion ‚daß' an.

In der gewöhnlichen Rede stört uns das nicht, wir unterscheiden durch Betonung; sind auch gewöhnt, nachlässig zu sprechen und auf Schönheit der Sprache keinen Wert zu legen. In der Schriftsprache wie in der Sprache des Redners kann jene Einförmigkeit aber aufs allerunangenehmste auffallen und selbst Unklarheit herbeiführen. Wenn ich lese: „Der Mann, der für die Sicherheit der Fürsten zu sorgen hatte und zu dem König Leopold einmal sagte usw.", nehme ich an, der Mann habe zu dem König Leopold etwas gesagt. Aber das Umgekehrte ist der Fall, wie sich aus dem weiter folgenden: „Sie sind mein Schutzengel" ergibt. Durch ‚welchem' wäre der Zweideutigkeit abgeholfen.

Klingt es schön und macht es dem Reichtum unserer Sprache Ehre, wenn ein Reichstagabgeordneter sagt: „Erfreulich sind die schweren Strafandrohungen für diejenigen, die die aus der Konkursmasse in den Besitz eines anderen übergegangenen Waren als noch zur Masse gehörig bezeichnen"? Schade, daß er nicht ‚die, die die' gesagt hat; dann würde der Satz noch mehr an die berühmte behördliche Verfügung erinnern: „Die, die die, die die amtlichen Plakate immer abreißen, zur Anzeige bringen, erhalten eine Belohnung".

Bei Goethe wird man derartige Wiederholungen nicht leicht finden. So sagt er z. B. „Die untergehende Sonne, gegen welche die Fenster gerichtet waren". „Die Krönung Karls des Siebenten, bei welcher der französische Gesandte herrliche Feste gegeben" usw. Erst in neuerer Zeit schreibt man unbedenklich ‚der der' und ‚die die'. Auch in der feierlichen Rede wird das vollere Wort ‚welcher' manchmal passender sein als ‚der', z. B. Schiller: „Gustav Adolf, die einzige Quelle, aus welcher alle Autorität floß, das einzige Ziel, auf welches der handelnde Krieger die Augen richtete".

Nun zum dritten Angeklagten: ‚derselbe'. Das Wort ist in der Doppelbedeutung von is und idem schon sehr alt. Bei Gebr. Grimm ist es in beiden Bedeutungen angeführt und im Sinn von is mit zahlreichen Beispielen vom fünfzehnten Jahrhundert an belegt. Für unser oberdeutsches Volk hat das Wort nichts Befremdendes. ‚Derselbe' (mundartlich ‚der sell'), ‚selber Mann' (‚seller Mann'), daraus auch ‚selbiger' im Sinn von is, ille vir ist noch häufig zu hören. Goethe, Schiller und andere gute Schriftsteller gebrauchen das Wort öfters. Z. B. Wahrheit und Dichtung: „Ihr (der Großmutter) Abscheiden war für die Familie von um so größerer Bedeutung, als es eine völlige Veränderung in dem Zustande derselben nach sich zog". Goethe wollte offenbar die Wiederholung des Fürwortes ‚ihr' vermeiden und die Beziehung auf die Familie deutlicher hervorheben. „Das Nachschaffen der neuen Bücher, das Binden und Einreihen derselben betrieb er mit großer Gelassenheit".

Bismarck, dessen Stil ja als Vorbild einer volkstümlichen Schreibweise aufgestellt wurde, vermeidet die beanstandeten Wörter durchaus nicht. In den drei ersten Kapiteln seiner Gedanken und Erinnerungen zählte ich vierzig ‚welcher', zehn ‚derselbe' (demonstr.) und vier ‚derjenige'.

Ich beantrage hiernach die Freisprechung der drei Angeklagten. Sie sind unschädlich und können an passender Stelle gute Dienste leisten. Wörter, die seit Jahrhunderten zum Bestand unserer Sprache gehören und nicht ohne Grund in diese aufgenommen wurden, sollten, wie ich meine, nicht ohne Not, förmlich zwangsweise, aus ihr entfernt werden.

Wie ich soeben aus einem Aufsatz einer gelesenen Zeitung ersah, gibt es in der Tat Leute, welche die Wörter ‚dieser', ‚jener', ‚solcher' aus der Schriftsprache hinauswerfen wollen, weil das Volk diese Ausdrücke nicht gebrauche. Auf diese Weise kann man unsere Schriftsprache allerdings sehr vereinfachen; ob verschönern, das ist eine andere Frage. Zu so einschneidenden Maßregeln

wäre wohl auch nur eine Akademie der deutschen Sprache oder ein Sprachamt zuständig. Daß eine solche Behörde geschaffen werde, ist gewiß der Wunsch eines jeden, dem daran liegt, daß unsere Sprache vor Regellosigkeit und Willkür bewahrt wird.

Auch auf den Satzbau hat sich der Wechsel des Geschmacks, und ein wenig auch der Sprachsport, ausgedehnt. Die Schachtelsätze, für die man früher eine große Vorliebe hatte, sind erfreulicherweise so ziemlich verschwunden und fristen nur noch in einzelnen gerichtlichen Entscheidungsgründen u. dgl. ein kümmerliches Dasein. Man ist nun aber manchmal in das entgegengesetzte Extrem verfallen: man löst die Verbindung zwischen den einzelnen Satzteilen auf und zerreißt die Sätze in Bruchstücke, in Atome, oder unterläßt es ganz, förmliche Sätze zu bilden. Dieser Mode huldigen selbst namhafte Schriftsteller. So las ich in einem Aufsatz von H. Grimm: „Dennoch wollte er wirken. Und glaubte zu wirken. — Die Korrespondenz ist nicht maßgebend für beide. Keine Briefe, nur lose Zettel. — Vor einem Jahre starb er. Ohne Krankheit. In vollem Bewußtsein seines Zustandes.“ Kleinere Geister machen dies natürlich nach und gefallen sich darin, ihre Gedanken dem Leser in einzelnen Brocken vorzuwerfen. Schön ist es nicht; man glaubt zuweilen einen asthmatischen Greis zu hören, dem das Sprechen schwer wird. Trösten wir uns mit der Hoffnung, daß dieser Sport, der ja auch der neueren französischen Literatur nicht fremd ist, bald aus der Mode kommen wird.

Tatavla-Mädchen

Eine Skizze aus dem Frauenleben des Orients

Von E. Lindberg-Dovlette

Die Levantinerin!

Sie ist eine trübe und schlechtgeschüttelte Mischung all der verschiedenartigen Volksstämme des Balkans, ein Wirrwarr, das zum Weibe geworden ist, erzeugt in Konstantinopels seltsamer, halbasiatischer Welt. Sie selbst nennt sich Griechin, aber viel mehr als die Sprache — und auch diese verdreht und verzerrt — hat sie nicht von der Griechin der würdevollen mit dem reinen Profil, den niedergeschlagenen Augen und dem glatten, glänzenden Haar. Ähnlicher ist die Levantinerin vielleicht der schlauen Armenierin mit den mandelförmigen Augen unter starken zusammengewachsenen Brauen. Die Unverläßlichkeit und Wandelbarkeit ihres Sinnes hat sie sicherlich von der Zigeunerin, wie man sie in Stambuls Gassen zu treffen pflegt, in weiten Beinkleidern, die Zigarette im Mundwinkel und Silbermünzen im Haare, mit wilden Gesten und vibrierenden Nasenflügeln wie die eines witternden Raubtieres.

Von der Türkin aber mit den großen heißen Blicken und dem üppigen, roten kleinen Munde hat sie die Erotik, die brennt, ohne zu wärmen, nebst einer ganzen Menge müßiger Gewohnheiten, die aus all den verschlossenen Harems heraussickern und Stambuls Luft durchsetzen. Die Serbin, die Montenegrinerin und die Rumänin, sie alle haben sich in ihren unruhigen, händelsüchtigen Geist geteilt. Und auch die Heftigkeit und Schwatzsucht der Bulgarin findet man bei ihr wieder.

Die Levantinerin selbst aber will am allerliebsten der Französin gleichen, so wie diese in Konstantinopel anzutreffen ist, mit gefärbtem Haar und übertriebener Eleganz. Paris! das ist das große Wort, das sie umschwebt und für sie den Inbegriff aller mystischen Vollkommenheit bildet.

Unter den Levantinerinnen sind die Tatavlamädchen eine ganz besondere Kaste für sich. Sie sind die, die arbeiten, die viele Stunden des Tages und der Nacht über ihrer Näherei hocken. Sie sind die zum Hunger gebornen Goldstickerinnen. Aus Haufen abgewognen Goldfadens verfertigen sie die kleinen türkischen Boleros und koketten Mützen und schmalen Schärpen, die im Auslande verkauft werden, seit sie unter den türkischen Damen, die sich am liebsten nach Pariser Mode kleiden, unmodern geworden sind. Sie sind die bleichen Schuhstepperinnen und Knopflochsäumerinnen und die emsigen Weißnäherinnen und Blumenmacherinnen.

In allen Läden Peras verkaufen Tatavlamädchen, wohlgekleidet, wohlfrisiert, die Augenbrauen geschwärzt, mit unglaublicher Überredungsgabe. Die vornehmsten Schneider- und Modistenateliers sind voll von ihnen. Überall, wo man zweier fleißiger und flinker Frauenhände bedarf, sind sie da, bleich, schwarzäugig und aufgeweckten Sinnes.

Abends aber, wenn die Verkaufsläden und Ateliers geschlossen werden, da gibt es ein Gedränge von ihnen auf Peras engen Trottoirs: Parademarsch der Tatavlamädchen! Hohe Absätze und wippende Röcke! Und wo sie in Scharen daherkommen, da umgibt sie eine brennende Atmosphäre von Jugend, Lebenslust und Genußsucht, ein bißchen eingesperrt zwar und zurückgedämmt, aber doch so magnetisierend heiß, daß man sich ein- ums andremal umwenden und ihnen nachblicken muß.

Die krummen Gassen in dem Stadtviertel Tatavla sind namenlos geblieben, die dunkeln Mädchen dieses Viertels aber sind alle bekannt in Pera. Ein wenig abseits steht oft, um sie zu bespähen, irgendein Jungtürke. Hochroter Fes und dünnes Promenadestöckchen unterm Arme, peinlich elegant und raffiniert, kritischer Feinschmecker und Skeptiker, als der er während der Studienjahre in Paris und Berlin das Leben und die Frauen betrachten gelernt hat. All dies Trippeln und Wiegen und Schwenken, es gibt seinen Gedanken Rhythmus. Und wer weiß, ob er — wenn auch nicht, solange die erste Jugend zum Traume von einer richtigen griechischen Ehe verlockt, dem Lebensziel aller Levantinerinnen, aber später vielleicht, wenn die Dreißig da sind und kein ernsthafter griechischer Freier sich mehr meldet, wenn der Puder dicker über die schmalgewordene Wange gebreitet wird und das Auge müder blickt — ob er dann nicht vielleicht eine von ihnen bei Madame Filomena oder Madame Constanza treffen wird, etwa just eine von diesen beiden, die Hochgewachsene, Schlanke mit dem Carmen-Gefunkel im Blicke oder noch lieber die Schmale, Kleine mit dem seltenen blonden Haare, sie, die so ruhig und kühl und unähnlich den andern ist. Dann wird sie in dem kleinen Zimmerchen sitzen unter den anderen Levantinerinnen, die sich zu Gouvernanten*) in türkischen Häusern anmelden, und

*) Gouvernante ist eine Art Mittelding zwischen Kammerjungfer und Gesellschaftsdame, welche sowohl reiche türkische Damen als türkische Herren zu ihrer speziellen Bedienung im Hause halten.

mit Hilfe einiger Überredung und mehrerer Medjedies Lohnerhöhung wird sie die Stelle bei ihm annehmen. So ist es schon manch einem noch schöneren Tatavla-mädchen ergangen.

In Tatavla drüben sind alle Häuschen ungemalt. Der Sturzregen hat sie grau gemacht, und die unaufhörlichen Erdbeben haben die Wände geborsten, so daß sie eingesunken aneinander lehnen, wie bereit, die Berglehne hinabzugleiten. Kleine Gärtchen klettern um sie herum, wie in der Absicht, sie zusammenzubinden zu etwas, was in der Entfernung idyllisch erscheint, in nächster Nähe sich aber als ein unentwirrbares Chaos von Behausungen entpuppt, mit einer Menge schreiender, halbbekleideter Kinder und keifender, magerer] Weiber und dunkeln, über eine Arbeit gebeugten Mädchenköpfen in fast allen Fenstern.

In der kosmopolitischen, weitgestreckten und unregelmäßigen Sammlung von Kleinstädten, die sich Konstantinopel nennt, ist Tatavla etwas für sich Getrenntes. Die türkischen Gesetze, die in Stambul nach dem Buchstaben befolgt, in Pera nach Hausbedarf angenommen werden, sie werden in Tatavla verlacht. Wenn das Dunkel einfällt, stellt die Polizei sich, als gebe es kein Tatavla, und für den Fremden ist es selbst am Tage nicht rätlich, durch Tatavlas einsame Gassen zu gehen.

Des Nachts aber brennt Licht in so manchem Fensterchen. Nadeln und Maschinen arbeiten. Bloß die kleinen Perserjungen ziehen singend durch die schweigenden, hügeligen Gassen, um ihre süße Haferſuppe feilzubieten. Und allnächtlich ertönt ihr eintöniger Gesang:

Nehmt von der Suppe, der warmen,
Sie tut euch gut,
Sie stärkt den Mut
Den Wachen, den Armen!
Lang und kalt sind die Stunden der Nacht
Für den, der wacht.

Aus dem kleinen Häuschen oben am Hügel pflegt dann Fotica zu treten mit Blechkrügen an den Armen, um für sich und Tante Luchica Suppe zu holen. Ein Tuch hat sie auf dem Kopfe und um die Achseln einen geflickten türkischen Halat (Schlafrock). Sie ist ganz Müdigkeit, Schlaftrunkenheit und Frösteln. In den schwarzen Augen ist kein Carmen-Gefunkel, nur sehnsüchtiges Schlafbedürfnis. Sie geht auf den Zehen über die Treppen, um die Kinder nicht zu wecken. Wie sie die Türe öffnet, ist die Gasse vor ihr nur ein schwarzes bodenloses Dunkel, aus dem die kleine Laterne des Perserknaben ihren einzigen schaukelnden Lichtpunkt entsendet.

Dann muß sie wieder zurückkehren in die kleine Stube mit dem wandfesten Sofa beim Fenster, um weiterzunähen — immer dieselbe Arbeit in immer derselben Stellung. Da ist sie nichts als ein viereckiges zusammengesunkenes Bündel in aufgelösten Kleidern: die Arbeit dicht unter den ein wenig kurzsichtigen Augen, den Rücken gekrümmt, die Beine nach türkischer Art gekreuzt.

Lang und kalt sind die Stunden der Nacht
Für den, der wacht

singen die Perserknaben in der Ferne. Man kann viel denken, während die Hände mechanisch Knopfloch um Knopfloch nähen. Jedes fertiggenähte Loch ist ein kleiner Schritt näher zum Ziele. Es ist ein Tropfen zur Mitgift. Sie näht und näht, ohne aufzublicken. Nur an der Anzahl der leeren Rollen vor sich kann sie ungefähr bemessen, welche Stunde der Nacht es sein mag. In wie vielen Stuben Tatavlas sitzen nicht in dieser Nacht junge Mädchen und arbeiten! Und fast alle für dasselbe Ziel: die Mitgift.

Es gibt ein ungeschriebenes griechisches Gesetz, daß der Bruder nicht heiraten darf, ehe nicht die Mitgift der Schwester gesichert ist. Foticas Bruder Giorgio hat es dennoch getan. Nun gab es fünf Kinder im Hause, die alles verwüsteten. Die Hälfte des Hauses fiel wohl Fotica zu, aber wieviel mußte sie nicht arbeiten, um es wieder in Stand zu setzen! Und dazu die Möbel für den neuen Hausstand! Giorgio hatte ihr wohl hundertfünfzig Pfund versprochen, aber woher sollte er, der selbst überall schuldig war, sie nehmen? Die Aussteuer hatte sie sich schon erarbeitet. Das Zeug zum Brautkleide hatte sie allerdings noch nicht beschaffen können, aber wenn sie jede Nacht eine Extrarolle Wolle verarbeitete, würde sie es sicherlich ebenso schön haben wie Penelope.

Penelopes Lampe war die, die in Tatavla am längsten brannte. Sie war Schwesterkind des Nachbars gegenüber. Wie seltsam blond sie war unter den andern Tatavlamädchen, und wie still und schweigsam! Bei dem Nachbar gegenüber ging es kärglich zu. Man behauptete, daß Penelope sich niemals satt esse. Und dennoch besaß sie einen Schatz, den ganz Tatavla bewunderte.

Es war ein wunderbares orientalisches Gewebe, so weiß, als sei es sonnenbeschienen, und so schmiegsam, daß sich der ganze Stoff durch ein Armband ziehen ließ. Ließ man es durch die Hände gleiten, so rann es wie geschmolzenes Silber, hob man es in langen Bahnen empor, so fühlte es sich so leicht, daß es von selbst in der Luft haftete wie Mondschein. Penelope hatte es auf Abzahlung von einem armenischen Kaufmann erstanden, der behauptete, es Pilgern aus Arabien abgekauft zu haben. Noch war nicht alles bezahlt, noch kam der armenische Kaufmann jede Woche, habgierig und zungenfertig, und holte sich die runden Silbermedjedien aus Penelopes kleiner magerer Hand.

Oft besuchten die Tatavlamädchen sie, bloß um das weiße Seidengewebe zu bewundern und anzurühren. Dann sprachen sie nach ihrer Gewohnheit von Hochzeit und Bräutigam. Ist er schön, dein Bräutigam, Penelope?

Da lächelt sie, aber nicht das frohe Mädchenlachen, sondern das lautlose stille Lächeln, das eine Sekunde über ein trauriges Antlitz gleitet, wie ein Lichtstreif über tiefes schlafendes Wasser. Durch einen Schleier von Weihrauch sieht sie ihren Bräutigam wie in einer Vision, unter dem feierlichen Gesang der Chöre, mit den leuchtenden Pünktchen der Wachskerzen um sich her. Aufs Knie muß man sinken, um ihn zu sehen, die Hände in Demut über der Brust falten. Er ist überirdisch schön — ein bleiches Antlitz mit viel Kummer und viel Vergebung.

„Glaubst du, daß deine Hochzeit bald sein wird, Penelope? Wir wollen alle kommen und das Brautkleid nähen!" Da macht sie das Kreuzzeichen über ihrer jungen Brust und flüstert: „Ja, ja, bald!" und ihre Augen leuchten.

„Aber deine Mitgift, Penelope, ist sie groß genug? Du gibst ja fast deinen ganzen Verdienst den Kindern deines Oheims."

Sie antwortet: „Je mehr ich fortgebe von dem, was ich verdiene, desto mehr wächst meine Mitgift. Sie ist wohl noch zu klein. Aber mein Bräutigam verzeiht mir, denn meine Mitgift sind alle guten Gedanken, alle Taten, in denen ich es anderen wohlgemeint und an mich selbst nicht gedacht habe."

Und die kleinen Tatavlamädchen sehen sie verwundert an. Aber Penelopes Augen schauten weit an ihnen vorbei in die Ferne. Über der weißen Stirn zittert das helle Haar wie eine Glorie.

Samstagabend ist in Tatavla schon der Beginn des Sonntags. Da stehen die kleinen Fenster leer und Tatavlas nachlässig gekleidete Arbeiterinnen sind alle verschwunden. Aber draußen vor allen Türen plaudern und lachen elegante junge Damen. Geschnürte Mitte, geschwungene Hüften, S-förmiger Rücken, als hätte

er sich nie unter der Arbeit gekrümmt. Und alles, was da weht und sich bläht und rauscht, ist geschickt nachgeahmte Pera-Eleganz. Welch eine Menge von schmuckfrisierten Köpfen und wohlbeschuhten Füßchen! Wie schöne Schmetterlinge sind sie aus ihren Puppen gekrochen, aus den Häuschen hinter ihnen, die wie graue Puppen am Bergabhang hängen. Die alten Weiber aber, die klatschend und schwatzend auf den Türschwellen hocken, sind verschrumpft und braun wie dürres Laub und passen gut hierher.

So wie die Levantinerin zu plaudern versteht, wird wohl kaum eine andere Frau ihr den Rang streitig machen können. Welch ein Überfluß an raschen unerschöpflichen Worten, die über ein Nichts gewechselt werden können! Das strömt und plätschert von Phrasen und Wendungen, auf die eine hellenische Griechin nie verfallen könnte. Und die reiche Einbildungskraft, die südländische Phantasie mischen stets ein wenig lockende Lüge in das Geplauder.

Sonntags ist Tatavla leer. Fort ist all seine Jugend, zerstreut über Pera und die kleinen Städte am Bosporus, wohin die breiten schweren Raddampfer führen. Wie platte Prahmen liegen diese in langen Reihen an einer Seite der Galatabrücke aneinandergedrängt und reiben sich an den groben Pfählen, die zum Schutze der Brücke in das Wasser gerammt sind. Sonntags sind alle diese Schiffe bis zur Wasserfläche hinab belastet. Denn obgleich Freitag der mohammedanische Ruhetag ist, feiern alle Türken auch den Sonntag.

Im Achter sitzen die türkischen Frauen mit aufgeschlagenen Schleiern hinter den Segeltuchgardinen des Frauenabteils, des Harems. An den heruntergelassenen Haremsgardinen vorbei, die Wendeltreppe hinan, die zum Oberdeck führt, steigen schnatternd auf hochhackigen Schuhen all die muntergelaunten Mädchen Tatavlas. Und halb neidisch, halb verächtlich spähen die Türkinnen durch ihre kleinen Guckläcker hinauf in das von europäischen Herrenhüten und türkischen roten Fes fröhlich umgebene lichte Bereich der christlichen Frauen.

Fotica und Penelope sind auch da unter den anderen Tatavlamädchen. Die schwärzesten Augen, die schmalste Taille, der prächtigste Hut, die höchsten Absätze — das ist Fotica. Das hellste Haar, der scheueste Blick, die einfachste Kleidung — das ist Penelope.

Foticas Bruder begleitet sie. Solange noch die Möglichkeit einer Heirat vorhanden ist, halten die Tatavlamädchen streng auf die äußeren Gesetze der Wohlanständigkeit und unternehmen ihre Ausflüge nur unter dem Schutze eines älteren Bruders oder einer älteren Schwester. Dicht neben Fotica sitzt ein Herr von so ausgesuchter Eleganz, wie nur ein Kommis aus Pera sie aufbringen kann, von der unechten Silberkrücke des Spazierstöckchens angefangen bis zur modern stumpfen Form des Lackschuhs. Alle wissen, daß er ein Freier der schwarzäugigen Knopflochsäumerin ist. Aber die bindende Erklärung will nicht kommen. Die Mitgift ist nicht groß genug, und was das ärgste ist, das Dach ihres Hauses droht einzustürzen. Das weiß ganz Tatavla.

Abseits auf dem Deck sitzt eine Gruppe Jungtürken. Einer von ihnen blickt oft verstohlen zu den Tatavlamädchen hinüber.

Die blonde Kleine, die so still für sich sitzt und über das blaue Wasser hinausschaut, die wird es wohl nicht lange machen. Sehen es denn nicht alle, wie müde sie ist? Die hätte er in die Arme nehmen und forttragen mögen wie ein krankes kleines Kind. Er hätte ihr nichts zuleide getan. Ihr fernschauender ruhiger Blick löschte alle unreine Glut und machte es kühl und still um sie her. Bei ihm würde sie es gut haben, würde sie wieder fröhlich und gesund werden. Die Christen hetzten ja ihre schönsten Mädchen in den Tod. Ihre ganze Jugend

und Schönheit mußten sie der erbarmungslosen Arbeit opfern — bloß um heiraten zu können.

In seinem Volke nahm der höchste Pascha, der ärmste Soldat, der kleinste Geschäftsmann ein armes einfaches Mädchen zum Weibe, ohne nach Mitgift zu fragen, bloß weil sie ihm gefiel. Und sie konnte bis zu seinem Tode als seine einzige Gattin mit ihm leben, wenn sie es verstand, ihm alle anderen Frauen zu ersetzen.

Dies dunkle Tatavlamädchen mit dem Carmen-Gefunkel in den heißen Augen, die war von anderem Korn. Mit welch lächelndem Spott sie seinen magnetisierenden Blicken begegnete! Aber schon war die Wange schmäler vom Nachtwachen. In einem Jahre oder zweien wird er sie bei Madame Filomena treffen. Da wird sie seine gehorsame Dienerin werden und er wird ihren trotzigen Nacken beugen. So jagen die heutigen Griechen den Türken Stambuls ihre schönsten Mädchen in die Arme. —

Nein, so ging es nicht weiter. Foticas Freier hatte sich zurückgezogen. Und zwar nur des Daches wegen. Es mußte repariert werden. Giorgio hatte Ausgaben genug für die Kinder und den Haushalt. Fotica müsse einen Teil ihres Sparpfennigs hergeben.

So spricht Tante Luchica. Maschinen und Hände ruhen. Sie hocken alle nach türkischer Art um den Kochofen, den Mangal, auf dem Fußboden und trinken türkischen Kaffee. Im Augenblick ist es zu Ende mit dem Frieden.

Fotica fährt zornig empor. — Worte in Masse, die nie in einem griechischen Lexikon gestanden haben, die man aber in Tatavla von scheltenden, schreienden Weibern häufig zu hören bekommen kann! Ein paar Ohrfeigen und wiederum tausend Worte, Weinanfälle und Geschrei. Ein südländisches Ungewitter. — Die Junge arbeitet an diesem Tage nicht mehr. Die Alte leert sich zum Troste eine große Flasche Raki (Branntwein). Als aber Fotica an diesem Tage mit den andern Mädchen die Gassen Peras auf und ab wandelt, sind ihre Wangen unter dem Puder hektisch rot und in ihren Augen wird das Carmen-Gefunkel unheilverkündend.

Unter den Tatavlamädchen hat sich dieser Tage etwas ereignet, das das Interesse unglaublich gespannt hat. Helena, die hochgewachsene Goldstickerin, die ihr schwarzes Haar wie eine Krone auf dem Kopfe trägt, ist des Hungerns und des Harrens auf einen Freier, der nie kommen will, müde geworden. Sie hat einen Platz als „Gouvernante" bei einem der Adjutanten des Sultans angenommen. In ihrem Heim hat es deswegen stürmische Auftritte gegeben. Ihr Bruder hat ihr für alle Zeiten die Türe versperrt. Ihre Mutter hat sie verflucht und ist zum griechischen Priester gegangen, um sie mit seiner Hilfe in der Irrenableilung des griechischen Hospitals einsperren zu lassen. Wie manche levantinische Mutter hat nicht selbst ihre Tochter unter die ihrer Vernunft Beraubten eingeschlossen, weil diese das bequeme, sorglose Leben unter den Gläubigen dem Hunger und der Sklavenarbeit der Christen vorgezogen hat. —

Hatten Giorgios Kinder kaum Kleider, um sich zu bedecken, und selten genug auf dem Tische, um satt zu werden, so hatten sie doch alle große, stolze griechische Namen, Namen von Königen, Königinnen und Helden: Lysander, Themistokles, Calliope, Christallenia und Perikles! Aber vor Kinderkrankheiten bewahren auch die schönsten Namen von großhellenischem Klange nicht. Der Keuchhusten befiel sie alle fünf. Der Doktor wurde gerufen, Arznei mußte gekauft werden. Da rückte selbstredend Fotica mit ihren Ersparnissen heraus. Kaum ein Gedanke galt mehr dem künftigen Freier, der in immer hoffnungslosere Ferne versank.

Nachdem aber die Krankheit erst in dem grauen Häuschen Fuß gefaßt, wollte sie es nimmer verlassen. Giorgio erkältete sich im Sturzregen. Wieder mußte der

Doktor gerufen werden. Er kam jedesmal im Wagen, denn der Weg von Pera nach Tatavla ist weit und geht hügelauf und -ab. Der Wagen muß bezahlt werden, der Doktor muß bezahlt werden, und obendrein muß man ihm noch schön danken und die Hand küssen, daß er gekommen ist. Solange die Krankheit währte, verdiente Giorgio nichts. Da ging Foticas letzter Sparpfennig dahin. Lysander, Themistokles, Calliope, Christallenia, Perikles, sie alle waren bei gutem Appetit. —

Es ist Samstagnacht, und um das Brautkleid zu nähen sind alle Tatavlamädchen bei Penelope versammelt. Viele dunkle Köpfe beugen sich über das weiße Seidengewebe. Sie sitzen alle dicht beisammen, wie wenn man sich fürchtet und die Nähe des anderen spüren will. Und wenn Tatavlas beste Näherin die große Schere hebt und das Zeug schneidet, dann geht es wie ein Seufzer der Angst durch sie alle. Sie hören, wie das seidenfeine Gewebe unter den blanken, scharfen Bissen der Schere wimmert, und wiewohl es blendendweiß ist wie Schnee, meinen sie blaue Todesschatten darüber gleiten zu sehen.

Dann erhalten sie jede ihren Teil zu nähen. Aber kein Plaudern und Scherzen ist zwischen ihnen, während sie gebeugten Hauptes arbeiten und die Nadeln in eiligen Stichen auf- und niederstechen. Schwere wunderliche Gedanken machen sie still und stumm. Die die weiten Ärmel näht, sie denkt: Nie werden sie sich um den Hals des Bräutigams schmiegen. Die die kleinen Volants faltet: Nie werden sie im Hochzeitstanze flattern und wehen. Die die Spitzen über der Brust garniert: Unter ihnen wird niemals ein Herz im Glück schlagen.

Und während sie alle arbeiten, schläft die Braut. Die kleine Lampe, die in den langen Arbeitsnächten stets am längsten brannte, ist erloschen.

Aber wie die Nacht vorschreitet, können die kleinen Levantinerinnen nicht mehr schweigen. Sie heben an miteinander zu flüstern, aber so leise, als wollten sie die Schlafende nicht wecken.

Ach denkt, der armenische Kaufmann ist dagewesen und hat sein letztes Geld für das weiße Seidenzeug geholt. Es war, als hätte sie bloß darauf gewartet, daß es ganz und gar ihr eigen werde. Denn nachts darauf, während sie gesessen und genäht, hatte sie Blut gehustet, ganz wenig, so wenig, daß es die Arbeit nicht einmal störte. Aber nächsten Tages war sie tot, die kleine blonde Penelope.

Aus dem Nebenzimmer kommt mit lautlosen Schritten ein griechischer Priester. In seinem langen schwarzen Weiberrock gleitet er wie ein Phantom an den Mädchen vorbei. Und sie sehen ihm scheu nach, wie etwas Mystischem, Beklemmendem.

Als die Nacht verronnen ist, ist das Brautkleid fertig, so schön und fein mit seinem weißen Schaum von Volants und seinem weichen glänzenden Gewebe. Nie zuvor war in Tatavla solch ein Brautkleid genäht worden. Da kleiden sie die kleine bleiche Braut an. Sie kämmen ihr langes helles Haar in zwei schwere Flechten, und da sie keinen anderen Schmuck besitzt, legen sie sie ihr wie goldene Ketten um den schmalen Hals. Und weil sie so blaß ist, malen sie ihre Wangen so rot, wie sie niemals im Leben gewesen. Auf ihre Brust legen sie das griechische Gebetbuch, in dem sie nie hatte lesen können. In ihre Hand aber stecken sie ein Bukett. Es sind Blumen, aus Glasperlen verfertigt, auf Draht gezogen, kalte leblose kleine Blumen für die kalte leblose kleine Hand.

Sonntags, da alle griechischen Glocken klingen und die Luft mit Schallwogen erfüllen, die großen so kummerschwer, die kleinen so voll sonnenheller Freudigkeit, da trugen sie sie nach griechischer Sitte in offenem weißen Sarge durch die Gassen. Vorne gingen die kleinen Chorknaben, und ihr eintöniger Gesang klang seltsam irre, ermattete während des langen Weges, nahm sich wieder zusammen, sank und stieg, je nachdem der Weg ging. Dann kam der griechische Priester im langen

Weiberrocke. Aber rings um den Sarg gingen all die dunkeln bleichen Arbeiterinnen Tatavlas. Und überall, wohin der Zug kam, blieben die Menschen stehen und entblößten das Haupt. Einige küßten die flatternden Kleider des Priesters. Und nach griechischer Sitte wurde allen des Weges Kommenden Konfekt angeboten wie bei einer Hochzeit.

In einer Quergasse begegnete ein junger Türke der Prozession. Er konnte weder vor- noch zurückgehen und mußte stehenbleiben, bis alles an ihm vorbei war. Da sah er das junge, bräutlich geschmückte Mädchen, weißgekleidet in ihrem weißen Sarge, die goldene Glorie des Haares um die Stirne.

Kaum hatte er ihren Namen gewußt und niemals hatte er ihre fernschauenden Augen unter seinem magnitisierenden Blicke einfangen können. Nun aber, da sie weit von ihm fortgetragen wurde, war es ihm, als habe sie seinem Herzen nahe gestanden.

Als letzte der Tatavlamädchen geht eine dunkle hochgewachsene Gestalt. Die Tränen haben all das Carmen-Gefunkel in ihren schwarzen Augen verlöscht. Während der Zug in einer anderen Gasse verschwindet, wendet sie sich um, hinter den anderen zögernd. Und als er sie ansieht, beugt sie ihr Haupt in müder Unterwürfigkeit.

Aber weit, weit fort von ihm trägt man die kleine weiße Braut.

Wir Schwerfälligen

Wir alle, die mit Gott und Teufel stritten,
Sind still von Wesen und von schwerem Schritt.
Von allen Leidenschaften, die wir litten,
Gehn viel zu fremde Dinge mit uns mit.

Das hindert uns die kosende Gebärde
Und läßt uns stumm mit leeren Händen stehn,
Indessen andre in die Frühlingserde
Die leichten Körner ihrer Hoffnung sä'n.

Wir sind die Menschen, die zu vieles lernten,
Der Hemmung voll im Angesicht der Tat;
Wenn andre längst geborgen ihre Ernten,
Dann schreitet unser Schweigen erst zur Saat.

Demütig knien wir am Wege nieder,
Streift unsern Scheitel je des Lebens Wehn.
Und hat doch jeder auf dem Haupt der Brüder
Die nie erschaute Krone blitzen sehn!

Lothar Brieger-Wasservogel

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsſpiegel Berlin, 30. Januar 1910.

(Neue Erörterungen über die Stellung des Reichskanzlers. Agrarier und Nationalliberale. Koloniales. Die engliſchen Wahlen. Hetzereien zwiſchen Wien und Berlin.)

In den allgemeinen Betrachtungen, die in der Preſſe über die politiſche Lage angeſtellt werden, iſt man in der letzten Woche glücklich bei mehr oder weniger tiefſinnigen Erörterungen über eine vielleicht bevorſtehende Kanzlerkriſis angelangt. Bei dieſer Art, Politik zu treiben, fühlt man ſich unwillkürlich an gewiſſe Formen von Kurpfuſcherei erinnert, wobei der Heilkünſtler, ohne auch nur die Naſenſpitze ſeines Patienten geſehen zu haben, aus einer überſandten Haarlocke oder einem Wäſcheſtück eine Diagnoſe ſtellt. Die Kunſt, aus einem Nichts oder aus einer Sache, die mit der Frage, die man erörtert, in gar keinem innern Zuſammenhange ſteht, den tiefſten Urgrund der Zeitereigniſſe zu erkennen, ſcheint ſich bei uns zur höchſten Blüte zu entwickeln. Jetzt hat man ſich alſo allen Ernſtes den Kopf zerbrochen, ob nicht die Amtsführung des Reichskanzlers ſchon in kurzer Zeit ihrem Abſchluß nahe ſein werde. Es iſt im Grunde gleichgültig, wie man eigentlich auf dieſen Gedanken gekommen iſt; man hätte es ebenſogut aus dem Kaffeeſatz prophezeien können — das hätte wenigſtens den Vorzug einer altbewährten Methode für ſich gehabt, und die Kundſchaft der Damen, die ſich mit ſolchen Künſten befaſſen, ſteht im Punkte der Leichtgläubigkeit auf ziemlich gleicher Stufe mit denen, die es im Preußen-Deutſchland unſrer Tage für möglich halten, daß der Monarch einen ſoeben ernannten Staatsmann fallen läßt, ehe ihm auch nur Gelegenheit gegeben worden iſt, bei irgendeiner politiſchen Aufgabe von Bedeutung Hand ans Werk zu legen. Und das alles nicht einmal wegen ernſter Schwierigkeiten und Hinderniſſe, ſondern auf bloße Nörgeleien hin, die weder einen feſten Boden unter ſich, noch ein beſtimmtes Ziel vor ſich haben. Es fanden ſich Leute, die wiſſen wollten, daß der Kaiſer kein rechtes Vertrauen zu Herrn v. Bethmann Hollweg gewonnen oder auch das gewonnene wieder verloren habe — eine Wiſſenſchaft, die von vornherein unkontrollierbar iſt, weil der Deutſche Kaiſer ſich ſelbſtverſtändlich niemals dazu herbeilaſſen kann, der Öffentlichkeit über ſeine Herzensmeinungen Rechenſchaft abzulegen, um einem erbärmlichen Klatſch den Mund zu ſtopfen. Nach unſerer Meinung entſpricht es ebenſowohl der monarchiſchen Geſinnung wie der Selbſtachtung des unabhängigen Staatsbürgers, wenn man Schnüffeleien und Klatſchereien dieſer Art grundſätzlich verachtet und ſie höfiſchen Strebern überläßt, und ebenſo grundſätzlich ſollte man ſich an die öffentlichen Kundgebungen des Monarchen halten. Es genügt daher, darauf hinzuweiſen, daß der Kaiſer Herrn

v. Bethmann Hollweg in der letzten Zeit zahlreiche Vertrauensbeweise hat zuteil werden lassen und daß er ihn am Morgen des kaiserlichen Geburtstages durch die Verleihung des Schwarzen Adlerordens ausgezeichnet hat.

Man hat die angebliche Unsicherheit der Stellung des Reichskanzlers auch daraus gefolgert, daß man Anzeichen für die Unzufriedenheit der Konservativen mit seiner Politik wahrzunehmen glaubte. Auf der linken Seite steht man dem Reichskanzler abwartend und in kritischer Stimmung gegenüber; man ärgert sich mit Recht, daß er in seiner grundsätzlichen Stellungnahme, in seiner Haltung zu allgemeinen politischen Fragen nicht mehr aus sich herauszugehen, nicht Fühlung mit einzelnen Parteien zu suchen, beharrt. Das Zentrum ist verschnupft wegen der Polenpolitik und scheint auch sonst größere Rücksichtnahme erwartet zu haben. Nun richten sich die Blicke um so mehr auf die rechte Seite, wie sie sich zu dem neuen Kanzler stellt. Aus dieser Stimmung heraus ist es wohl zu erklären, daß man den Ausführungen des Abgeordneten v. Pappenheim im Abgeordnetenhause eine Bedeutung beigelegt hat, die sie vielleicht gar nicht haben sollte. Herr v. Pappenheim hatte es als wünschenswert bezeichnet, daß der Reichskanzler auch im preußischen Staatsministerium für eine Vertretung sorge, um einen Teil der Arbeitslast, die seine Ämter mit sich bringen, nötigenfalls auf andre Schultern legen zu können — mit andern Worten, daß der Posten eines Vizepräsidenten des preußischen Staatsministeriums wieder besetzt werde. Das ist ein sehr nahe liegender Gedanke, den ein parlamentarischer Redner im Zusammenhang seiner Ausführungen wohl einmal hinwerfen kann; ebenso besteht natürlich auch die Möglichkeit, daß mit einer solchen Bemerkung bestimmte politische Absichten verbunden werden, sei es daß irgendeiner bestimmten Persönlichkeit ein größerer Einfluß auf die Staatsgeschäfte gesichert werden soll, oder daß man mit dem Vorschlag einer Teilung der Geschäfte nur ein Mißtrauen gegen den leitenden Staatsmann ausdrücken will. Welche von allen diesen Möglichkeiten vorliegt, ist eine Frage, über die man verschiedne Ansichten haben kann, — Ansichten, die auch meistens durch die Interessen der Parteitaktik beeinflußt werden. Bei näherer Prüfung wird man aber erkennen, daß bei diesen Erörterungen, die der Tagespolitik den erwünschten Stoff zu einigen Leitartikeln geben, in Wahrheit gar nichts herauskommt. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß Herr v. Pappenheim in der Tat keinerlei schwarze Nebengedanken gehabt hat. Zunächst ist er gar nicht die Persönlichkeit dafür. Aber wir kommen zu diesem Schluß weniger aus dem harmlosen Glauben an die Ehrlichkeit guter Menschen, sondern weil wir die konservative Fraktion des Abgeordnetenhauses für klug genug halten, daß sie eine beabsichtigte Aktion der Art, wie sie ihr von liberaler Seite unterstellt wird, geschickter inszeniert hätte. Es scheint übrigens auch ganz in Vergessenheit geraten zu sein, daß die konservative Partei von vornherein niemals die Absicht gehabt hat, Herrn v. Bethmann Hollweg als den Mann ihres besondern und unbedingten Vertrauens hinzustellen, dem sie unter allen Umständen Gefolgschaft leisten will. Im Gegenteil haben die Ursachen und die Begleiterscheinungen des letzten Kanzlerwechsels der konservativen Partei außerordentlich den Rücken gesteift, und in der Presse wie in Parteiversammlungen hat man oft genug einen ziemlich schroffen, höchstens zu ernster Vermahnung gedämpften Ton gegen den Reichskanzler angeschlagen, wie das die Stellung einer Partei mit sich bringt, die sich als herrschende fühlt. Wenn also das Auftreten des Herrn v. Pappenheim im Abgeordnetenhause wirklich die Bedeutung eines gewissen Winkes an den Reichskanzler gehabt haben sollte, dann kann es nur in einem Sinne gemeint gewesen sein, der dem politischen Beobachter nichts Neues sagt, nämlich daß die konservative Partei das starke Bedürfnis hat, ihre Selb-

ständigkeit gegenüber der neuen Regierung zu betonen. Von da bis zu einem wirklichen Abrücken vom Reichskanzler in der praktischen Politik ist jedoch ein so weiter Weg, daß es wahrhaftig nicht der Mühe lohnt, sich über jenen Vorgang im Abgeordnetenhause den Kopf zu zerbrechen.

Mit der kritischen Kleinarbeit, die Tag für Tag das Verhalten des Reichskanzlers zergliedert und sich darüber aufregt, daß er nicht bei jeder Gelegenheit redet und sich von dem politischen Marktgewühl fernhält, ist nicht viel anzufangen. Der leitende Staatsmann hat ein Recht darauf, die Methoden zu wählen, mit denen er nach seiner persönlichen Art am besten vorwärts zu kommen glaubt. Herr v. Bethmann Hollweg verfährt anders als sein Vorgänger; ob er deswegen zu loben oder zu tadeln ist, wird sich erst ausweisen. Einstweilen kann man natürlich seine besondere Ansicht darüber haben. Wir machen zum Beispiel gar kein Hehl daraus, daß wir an den dauernden Erfolg einer zugeknöpften Korrektheit in der Behandlung aller Staatsgeschäfte nicht glauben, dafür aber überzeugt sind, daß man mit der zeitgemäßen, diplomatischen Art des Fürsten Bülow alles in allem weiter kommt. Wir heben das hervor, damit man uns nicht mit denen zusammenwirft, die es an der Zeit halten, von der Staatskunst des Fürsten Bülow — sehr entgegen ihrer früheren Ansicht — mit Geringschätzung zu sprechen, den neuen Herrn aber gewaltig zu preisen, daß er einigen liberalen Journalisten, die Fürst Bülow auf gleichem Fuße mit andern Politikern behandelt wissen wollte, seine Tür verschlossen hält. Aber wie man auch darüber denken mag, das alles ist doch zu sehr Nebensache, als daß man darauf ein Urteil über die Politik des Reichskanzlers gründen könnte. Wir wissen ja auch gar nicht einmal bestimmt, in welcher Absicht der Reichskanzler die so vielfach bekrittelte Zurückhaltung übt und ob er daran festhalten will. Im allgemeinen halten wir dafür, daß die Staatskunst darin der Kriegskunst gleicht, daß es allein auf den Erfolg, die Erreichung des Ziels ankommt. Die Frage aber, ob Herr v. Bethmann Hollweg alle Hilfstruppen, die zum Siege beitragen können, richtig verwendet, ist noch lange nicht spruchreif. Wir stehen noch viel zu sehr in den Anfängen eines neuen politischen Abschnitts.

Wenn es eine Zeitlang den Anschein hatte, als ob eine Milderung in den scharfen Gegensätzen der Parteien eintreten würde, so hat sich neuerdings auch wieder gezeigt, daß man in dieser Beziehung nicht zu viel erwarten darf. Das wurde auch durch den scharfen Zusammenstoß zwischen dem Abgeordneten Dr. Hahn, dem Direktor des Bundes der Landwirte, und den Nationalliberalen im Abgeordnetenhause bei der Beratung des Etats des Landwirtschaftsministeriums bewiesen. Der Form nach war ja die erste Rede des Dr. Hahn eine Erwiderung auf Äußerungen des Abgeordneten Crüger. Es konnte also scheinen, als ob Dr. Hahn nicht der Angreifer sei. In Wirklichkeit war er es, der durch die Schroffheit des Tons, in dem er eine Meinungsverschiedenheit aufgriff und zum Austrag zu bringen suchte, und weiterhin durch die Verallgemeinerung des Themas die scharfe Auseinandersetzung mit den Nationalliberalen herbeiführte. Dr. Hahn gehört zwar nicht eigentlich zu den maßgebenden Führern der Agrarier, aber er steht ihnen durch seine Stellung im Bunde der Landwirte nahe genug, um in der plump zufahrenden Art seiner Reden einen gewissen Einblick in ihre Gedanken zu öffnen. Diese agrarische Brüskierung der Nationalliberalen in dem Augenblick, wo die zwischen diesen und den Konservativen herrschende Erbitterung anfing etwas ruhigeren Stimmungen Platz zu machen, darf nicht übersehen werden.

Nach diesem Vorgange wird auch das Auftreten des Herrn von Oldenburg beurteilt werden. Die Herren Groß-Agrarier fühlen sich wieder einmal so

stark, daß sie glauben, die Führung der konservativen Partei übernehmen zu können. Sollte sich ihre Absicht verwirklichen, so müßten wir das als ein nationales Unglück bezeichnen.

Im Reichstag sind die Etatsberatungen zum Kolonialetat und deren zum Militäretat vorgeschritten, und Staatssekretär Dernburg hat bei der Begründung seiner Diamantenpolitik einen wohlverdienten Erfolg in der seltenen Einmütigkeit aller bürgerlichen Parteien davongetragen. Leider hat es den Anschein, als ob als Opfer des darüber zwischen dem Kolonialamt und der Bevölkerung von Lüderitzbucht geführten Streits der verdiente Gouverneur v. Schuckmann auf der Strecke bleiben würde. Das wäre um so tiefer zu bedauern, als Männer dieser Art nicht eben häufig zu finden sind. Solche Männer müßten gehalten werden, auch wenn sie einmal etwas getan haben, was ihnen nach heimischer Beamtentradition als Verstoß gegen die allein seligmachende Korrektheit angerechnet werden könnte.

In der auswärtigen Politik stehen die englischen Wahlen, die jetzt fast beendigt sind, noch im Mittelpunkt des Interesses. Die Unionisten haben eine Reihe von Siegen erfochten, doch kann man jetzt als feststehend ansehen, daß die Liberalen ihre Mehrheit gerettet haben, wenn sie auch künftig nur eine verhältnismäßig knappe Mehrheit ohne die irischen Nationalisten sein wird. Man darf nun wohl hoffen, daß in die öffentliche Meinung Englands eine beruhigtere Stimmung gegenüber Deutschland einziehen wird. Neuerdings sind wieder Einflüsse tätig gewesen, um zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn Verstimmungen hervorzurufen. Glücklicherweise hat man dazu sehr ungeschickte Mittel gewählt, nämlich allerlei persönlichen Klatsch, der sein Ziel verfehlen mußte, weil ihm der ganzen Lage der Sache nach die sofortige Aufklärung und Aussprache auf dem Fuße folgte. Der alte Schadenstifter Wesselitzki, Korrespondent der Nowoje Wremja in London, hat sich in seiner Art bemerkbar gemacht, indem er auf die Witterung einer österreich-russischen Annäherung hin ein Interview beim Grafen Aehrenthal erbat und den vollkommen korrekten Äußerungen des österreichischen Staatsmannes, die noch dazu auf den in Berlin längst bekannten Tatsachen fußten, eine deutschfeindliche Spitze zu geben suchte, — eine Sache, die, wenn sie nicht auf eine ganz gewöhnliche Dummheit hinauslaufen sollte, zum wenigsten einer geschicktern Hand erforderte als die des Herrn Wesselitzki.

Viel mehr als die Sorgen der europäischen Politik werden uns jetzt unsre handelspolitischen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten von Amerika beschäftigen. Doch sehen wir jetzt noch keine Klärung in dieser Angelegenheit und werden uns das für künftige Betrachtungen vorbehalten müssen.

In der Kolonialpolitik konzentriert sich im Augenblick das allgemeine Interesse auf die Diamanten — die leidigen Diamanten möchte man am liebsten sagen, denn von den Irrungen und Wirrungen, die sie mit sich gebracht haben, ist manches nicht wieder gut zu machen. Während sonst um diese Zeit alles sich um den Etat und um die Jahresberichte über die Entwicklung der Kolonien drehte und Eisenbahnvorlagen wie die neuesten das helle Entzücken jedes Kolonialfreundes erregt hätten, ist dies alles gegenüber dem Streit um die Diamanten in den Hintergrund getreten. Nach den schon im letzten Heft erwähnten Vorgängen in der Budgetkommission des Reichstags schien sich alles in Wohlgefallen auflösen zu wollen und Staatssekretär Dernburg schien dank der taktischen Fehler seiner Gegner und seiner eigenen zweifellosen Sachkenntnis und Kaltblütigkeit glänzend gerechtfertigt aus den Verhandlungen hervorzugehen. Dann aber muß ihn sein guter Geist verlassen haben. Der Vertrag mit der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, den

er wenige Tage später derselben Kommission vortrug, hätte von Rechts wegen auch ihm undiskutierbar erscheinen müssen. Es war ihm offenbar auch nicht recht wohl bei der Sache. Sonst hätte er, der sonst eine gute Dosis Selbstsicherheit sein eigen nennt, nicht zu der doppelt befremdlichen Maßregel der geheimen Sitzung gegriffen und auch nicht sofort den Rückzug angetreten, als er bei den Kommissionsmitgliedern Widerspruch fand. In der Tat ist die Entscheidung in dem Streit um die Diamantfelder von zu weittragender Bedeutung, als daß sie übers Knie gebrochen werden dürfte. Sie bedarf noch recht eingehender Erwägung sowohl der Rechtslage wie der wirtschaftlichen und politischen Konsequenzen. Die Rechte der Kolonialgesellschaft sind keineswegs so klar, daß man ihr so weitgehende Zugeständnisse zu machen braucht. Wenn schon die Regierung sich nicht auf den staatssozialistischen Standpunkt stellen und allem Streit durch Konfiszierung der Diamantfelder zugunsten des Fiskus ein Ende machen will, so muß man Dernburg zugeben, daß die Diamantenproduktion und -verwertung durch eine Monopolgesellschaft die einfachste Lösung darstellt. Aber das darf nicht allein maßgebend sein. Ist in diesem Streit das objektive Recht nicht zu finden, so müssen die Ansprüche der Bevölkerung billigerweise ebensogut Berücksichtigung finden wie die der Kolonialgesellschaft.

Sollte es einem so erfahrenen und gewiegten Finanzmann wie Dernburg nicht möglich sein, eine solche Form zu finden? Der springende Punkt ist der, daß moralisch die Kolonie das alleinige oder doch das erste Anrecht an den unverhofften Reichtum hat. Dem trägt aber ein Vertrag nicht Rechnung, der den Hauptgewinn einer ausschließlich aus heimischen Finanzkreisen gebildeten Gesellschaft überläßt und dem Fiskus der Kolonie nur den kleineren Anteil sichert. Das Verhältnis müßte umgekehrt sein. Ein fiskalischer Anteil von 25 v. H. bis zum Höchstbetrag von 8 Millionen Mark ist von diesem Gesichtspunkt aus zu wenig. Die Hauptgefahr aber liegt in der Begrenzung. Wie nun, wenn die Gesellschaft nicht höchstens 32 Millionen Mark Reingewinn erzielt, sondern 50 oder 100 oder noch mehr Millionen Mark? Dann bekommen die Aktionäre der Gesellschaft 42 oder 92 Millionen Mark und die Kolonie 8 Millionen Mark — ein Trinkgeld. Dies ist gar nicht ausgeschlossen, denn man hat noch gar keinen sichern Anhalt für die Ergiebigkeit der Diamantfelder. Außerdem hätte es die Gesellschaft ganz in der Hand, mit Hochdruck zu fördern, um die dem Gewinnanteil des Fiskus zugrunde gelegte Summe von höchstens 32 Millionen Mark womöglich zu überschreiten und so diesen Anteil faktisch herunterzudrücken. Kurz und gut, die Angelegenheit ist noch ganz und gar nicht genügend durchdacht und sowohl Kolonialverwaltung wie Reichstag täten sehr gut daran, die verschiedenen Möglichkeiten noch reiflich „in Erwägung zu ziehen", ehe sie über einen wichtigen Vermögensteil der Kolonie ein für allemal verfügen.

Um so bedauerlicher wäre es, wenn, wie es heißt, der verdiente und sympathische Gouverneur von Schuckmann über den leidigen Diamantenstreit stolpern sollte. Angeblich wegen Mißhelligkeiten, die nichts weiter als Zufallsprodukte und Mißverständnisse sind. Aber auch wenn wirklich sachliche Meinungsverschiedenheiten zwischen Gouverneur und Staatssekretär wegen der Diamanten bestehen sollten, so ist das doch kein Grund zum Rücktritt des Gouverneurs, dessen Stärke auf einem andern, für die Zukunft der Kolonie viel wichtigeren Gebiet liegt, dem der Farmwirtschaft. Schließlich ist es Pflicht des Gouverneurs, die Interessen der Kolonie auch gegenüber der heimischen Verwaltung zu vertreten, solange es möglich ist. Der Staatssekretär hat ja jetzt selbst zugegeben, daß der Widerstand der Kolonie gegen seine Diamantenpolitik nicht ganz unberechtigt war.

Gouverneur von Schuckmann hat erhebliche Verdienste um die Kolonie. Er ist mit dem Herzen bei der Sache und denkt und fühlt mit seinen Südwestafrikanern. Einen gleichwertigen Ersatz für ihn zu finden, wird schwer halten, wir wissen im Augenblick keinen. Also auch diesen Fall sollte man sich an maßgebender Stelle zweimal überlegen.

Es besteht dringende Gefahr, daß die Kolonie durch unüberlegte Maßnahmen in Sachen der Diamanten und durch einen sachlich nicht gerechtfertigten Gouverneurwechsel in eine Krisis hineingetrieben wird, die schlimme Folgen haben kann.

Graf Poccis Kasperlkomödien und die Marionettenbühne

Der erste Anblick der Münchener Marionettenbühne, die, wie bekannt, ein eignes Gebäude hat, war für mich fast eine kleine Enttäuschung. Ich hatte vor einigen Jahren in einem salzburgischen Ort der Vorstellung eines herumziehenden Puppenspielers beigewohnt, der mit etwa 80 Zentimeter hohen, grotesk geschnitzten Puppen den „Don Juan" spielte. Das Groteske in der Gebärde, im Ausdruck, im gesprochenen Wort hob die Darstellung weit über das Wirkliche hinaus und gab diesen Puppen zugleich wieder ein berückendes Leben, das stärker war, als der Realismus auf der Bühne je sein kann. Die besondre Kraft jenes Puppentheaters bestand darin, daß es auf den Wetteifer mit der Wirklichkeitserscheinung verzichtete; es gewann eine so große Lebenswahrheit und illusionäre Gewalt, weil es sich nur der in der Sache liegenden stilistischen Mittel bediente und in dem Kleinen jede Form so groß wie möglich wählte. Das brachte mit sich, daß die Kleinheit überlebensgroß wirkte. Das habe ich auch in Papa Schmids Marionettentheater in München erwartet.

Leider sind in München die Maßstäbe viel zu niedrig gegriffen. Der Bühnenausschnitt ist allzu klein geraten, was man für die hintern Zuschauerreihen bedauern darf; und die Figuren sind ganz aufs Niedliche, Zierliche gestellt und sehen in einiger Entfernung schon winzig aus. Es ist Spielerei. Zwar sind ihre Größen nach menschlichen Proportionen im Einklang mit der Bühnenhöhe, aber gerade die Übertragung menschlicher Proportionen auf so kleine Verhältnisse erscheint mir ein Grundfehler. Je kleiner die Bühne, desto größer müßten die Figuren sein, um die Kleinheit vergessen zu lassen. Die Größen müssen hier, der künstlerischen Wirkung zuliebe, geradezu im umgekehrten Verhältnis zur Natur stehen, erst dann wirken sie natürlich. Ein Puppentheater ist erst dann wahr, wenn es drastisch ist, es charakterisiert nur, indem es übertreibt, es steigert sich zur Größe nur durch die Kühnheit der Groteske, die sich auch in Proportionen ausdrückt. Bedenklich ist es schon, daß im Münchener Marionettentheater Operngläser verabreicht werden. Das allein deutet einen Mißstand an, der wahrscheinlich noch gar nicht erkannt worden ist. Er liegt in diesem künstlerischen Gebrechen, ganz abgesehen davon, daß das

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Marionettentheater zunächst, wenn auch nicht ausschließlich, für Kinder da ist, und daß man Kindern Operngläser nicht in die Hand gibt, auch dann nicht, wenn die Szenen schlecht wahrzunehmen sind. Als weiterer Verstoß gegen die künstlerischen Gesetze, die in der Eigenart dieser Sache liegen, erscheint es mir, daß die Kostüme und die Ausstattungen allzu ängstlich mit der Wirklichkeit wetteifern. Das Empire beherrscht wie in der Mode und in der großen Bühne auch diese kleine Szene. Dadurch empfängt dieses Marionettentheater ein wenig den Stempel eines kleinen Modells für eine große Bühne, was entschieden eine Beeinträchtigung ist und zur völligen Verkennung der selbständigen Geltung des Puppentheaters führt. Auf diese Weise wächst alles Kleine ins Kleinliche, anstatt ins Größenhafte. Gerade das Gegenteil müßte getan werden. Die Wirklichkeit kommt nur insofern in Betracht, als die kleine Bühne ihre Überlegenheit an ihr zeigen kann, indem sie sie verhöhnt, verzerrt, ins Burleske wendet und so dem Gelächter preisgibt. Dasselbe gilt für das Münchener Künstler-Puppentheater, das sich vor drei Jahren auf der Nürnberger Ausstellung produzierte und seither in allen deutschen Städten auf Gastrollen erscheint. Ob es dasselbe wie Papa Schmids Theater ist, weiß ich nicht, es ist für die Frage auch belanglos. Im Wesen ist es dasselbe.

Und trotzdem! Auch dieses kleine Spiel übte bei all seinen mir ganz offenbaren Gebrechen seine zauberhafte Wirkung, vor der man hilflos wird. Ich kann nur jedem sagen: Wenn Sie nach München kommen, versäumen Sie alles, aber versäumen Sie das Kasperltheater nicht. Einmal passierte etwas ganz Großartiges. Eine Tanzeinlage wurde gemacht, zwei kleine Balletteusen in Tarlatanröckchen traten auf. Der Tanz war das schönste, was ich auf der kleinen Bühne überhaupt gesehen habe. Er war so schön, weil er in Wirklichkeit überhaupt nicht getanzt werden kann. Er kommt nirgends vor als auf der Marionettenbühne. Das ist das Entscheidende. Wenn man das auch von dem andern Spiel sagen kann, dann ist das Ziel erreicht. Beim alten volkstümlichen Marionettenspiel war es der Fall. Trotzdem ist auch in dem Münchener Puppenspiel der alte, unverwüstliche Geist lebendig. Aber er steckt mehr in den Stücken des Grafen Pocci, die den Spielplan beherrschen, als in den Puppen. Diese „Kasperlkomödien", die nun in einer dreibändigen schönen Gesamtausgabe im Verlag Etzold u. Co. in München erschienen sind, haben den Stil, den ich für die große Marionettenbühne verlange. Wenn man diese Dichtungen für sich liest, losgelöst von dem lebendigen Zusammenhang mit der kleinen Bühne, durch die sie erst ihre Daseinsberechtigung empfangen, und durch die sie allein lebensfähig werden, könnte man sagen, Franz Pocci habe sich die Sache sehr leicht gemacht. Er hat nichts erfunden und nichts erschaffen, sondern hat die Märchenstoffe, die ihm in die Hände kamen, einfach und unglaublich roh für die Bedürfnisse der kleinen Bühne zurecht geschnitten und verballhornt. Seine eigentliche persönliche Schöpfung, wenn man sie als solche überhaupt bezeichnen kann, ist der Kasperl Larifari, die Personifikation des Münchener Volkswitzes, die lustige Person, die für die mitunter recht derben Späße sorgt. Er ist die stehende Figur, die eigentliche Angel, in der sich die Stücke drehen. Er tritt immer als dienende Person auf, kennt nichts Höheres auf der Welt als Essen, Trinken und Faulenzen, bildet aber mit seinem Mutterwitz das natürliche Gegengewicht zu den romantischen Verstiegenheiten. Auf diesem Kontrast beruht die eigentliche groteske Marionettenwirkung der Stücke Poccis. Bei aller anscheinenden Plumpheit und

Verballhornung der alten Märchenstoffe schafft hier im Grunde ein sehr sicherer künstlerischer Takt, der seine Aufgabe, seine Mittel und seine stilistischen Gesetze kennt. Die Märchenstoffe sind nicht von ungefähr oder bloß der Kinder wegen gewählt und bearbeitet, sondern weil die kleine Bühne das Unwirkliche, Übermenschliche nicht nur zuläßt, sondern geradezu herausfordert. Und nicht zuletzt deshalb, weil die Romantik die natürliche geistige Heimat des Volkes wie der Dichtung überhaupt ist, die ihre Wurzeln an den mystischen Quellen nähren muß, wenn sie kräftig gedeihen soll. Der Kasperl Larifari ist nicht nur Münchener Lokalfigur, sondern zugleich ein Angehöriger jenes uralten Geschlechtes, das von Anfang an auf der Marionettenbühne zu Hause war, und dessen Ahnherr im Altertum im Rang der Götter stand, ein Schreckgespenst, das, wie die Sage berichtet, gestürzt worden war und seitdem ein verlachtes und verachtetes Dasein führt. In allen Ländern und Zeiten hat er den Charakter und den Namen angenommen, die ihm als Spaßmacher das Volk oder die Zeit gab. Er war sozusagen der Hofnarr des Volkes, der kein Blatt vor den Mund zu nehmen brauchte und der, wenn er auch öfter Prügel dafür bekam, doch das Vorrecht hatte, die Wahrheit zu sagen, Mißstände geißeln, hohe Herren verspotten und Unsitten tadeln durfte in Zeiten, wo die Zensur streng war und kein andrer Ausweg blieb, als den Schimpf mit Scherz zu maskieren und etwas Ernstgemeintes im Spaß zu sagen. Dieser Kasperl Larifari erscheint nun fast als die einzige naturalistische Erscheinung, aber im Zusammenspiel ist sie nur auf die parodistische Wirkung berechnet. Pocci tut das, was in diesem Fall einzig richtig ist, er vermeidet den Realismus der großen Bühne, und wo er die Wirklichkeit braucht, um seine Überlegenheit an ihr zu messen, da ahmt er sie nicht nach, sondern er entlarvt sie, offenbart ihre Schwächen und ihre Unzulänglichkeiten, verhöhnt sie und gibt sie dem Gelächter preis. Er bedient sich der Harmonie des Kontrastes wie Shakespeare, der dasselbe mit seinen Clown- und Rüpelszenen inmitten der tragischsten Augenblicke meint. Aber auch in den romantischen Bestandteilen seiner Stücke verfährt Pocci nicht anders als in den realistischen. Er steigert die romantische Empfindsamkeit bis zum unerträglichen sentimentalen Schwulst genau so, wie er den banalen Realismus des Kasperl über die Wirklichkeit hinaus übertreibt, und durch die Übertreibung überwindet. Genau so überwindet er durch das Übermaß die krankhafte Romantik. Keinen Augenblick kann man daran zweifeln, das dieser sentimentale Schwulst nicht ernsthaft gemeint ist. Er tut dasselbe, was vor ihm, mit ungewöhnlich größerer dichterischer Kraft und Selbstbeständigkeit, der österreichische Dichter Ferdinand Raimund getan hat. Pocci als Marionettendichter mußte drastisch sein, um aus dem Kleinen ins Große zu wirken; er mußte komisch sein, um ernsthaft zu erscheinen; er mußte grotesk werden, um natürlich zu bleiben, und mußte das Banale sowie das krankhaft Romantische übertreiben, um zu seinen befreienden Wirkungen zu gelangen. Er hat den großen Stil, der der kleinen Bühne zukommt, und den sie in ihren besten Zeiten gehabt hat.

Joseph Aug. Lux

Neue Bücher

Die Redaktion behält sich die Besprechung einzelner Werke vor.

Schlözer, L. v.: Villa Linotte. Ed. Trewendt's Nachflg., Düsseldorf. M. 2.50.
Schaarschmidt, Karl Emil: Demetrius. Hermann Zieger, Leipzig.
Schaer, Wilh.: Kerstorf. Roman. Gustav Winter, Bremen. M. 4.—.
Schuler, G. M.: Lyrisches und Episches. Lust und Leid. F. X. Burcherſche Verlags-Buchhandlung, Würzburg. M. 2.—.
Melsted, H. von: Die Frau des Pharisäers. A. d. Schwed. v. Ed. Schäffer. Fröleen & Co., Leipzig.
Trampe, Ernst: Ein König von Juda. Roman. Maaß & Blank, Berlin. M. 1.—.
Trandt, Valentin: Gedichte. Fr. Scheel, Kassel.
Thurn, F. von: Übertünchte Gräber. Roman. W. Wimberling, Regensburg. M. 4.—.
Tyrrell, George: Zwischen Scylla und Charybdis. A. d. Engl. von E. Wolff. Eugen Diederichs Verlag, Jena. M. 7.50.
Tipp, Mathilde: Junge Leute untereinander. Ed. Maerter, Leipzig. M. 1.—.
Ulbrich, Martin: Thomas Schweicker, der Krüppel. V. Schwäb.-Hall, Christl. Verein. M. 1.—.
Madelung, Aage und **Bölckers**, Otto: Das fahle Pferd. Tilge's Buchhdlg., Kopenhagen. M. 3.—.
Vogel, Heinr.: Das Schiff in der Flasche. Alfr. Janſen, Hamburg.
Windholz, J. L.: Ahasver. 2 Erzählungen. Lumen, Wien—Leipzig.
Wittmaack, Adolf: Hans Hinz Butenbrink. Roman. R. Piper & Co., München. M. 3.—.
Windholz, J. L.: Im Garten der Bianca Capello. Novellen. Lumen, Wien.
Wildenſinn, Hans: Lieder und Balladen. A. Schmittner, Fürth i. B. M. 2.—.
Wiener, Oskar: Klaſſiſch. Novellen-Kranz. R. Wöpke, Gotha und Leipzig. M. 2.—.
Zagory, E. von: Meine Forſtfreunde und ich. E. Ungleich, Leipzig.
Zürcher, Karl: Eine Kreuzfahrt. Hiſt. Schauſpiel. Herm. Barsdorf, Berlin.
Weddigen, Dr. O.: Feſtſpiel Hermannsſchlacht. A. Heinricht, Bielefeld.
Styſe, Eugen: Frührotlicht. Tragödie. Verl. f. Lit., Kunſt u. Muſik, Leipzig. M. 2.—.
Löſer, Ludw.: Die Krone. Schauſpiel. Zwißler, Wolfenbüttel.
Klinggräff, Konrad v.: Joh. v. Wittenberg. Dram. Bild. Fr. Bahn, Schwerin. M. 3.—.
Brackebuſch, Herbt.: Armin. Trauerſpiel. II. Aufl. Jul. Zwißler, Wolfenbüttel.
Erdmann, Guſt. Ad.: Unt. deutſch. Kriegsflagge. Deutſche Bürger-Biblioth. f. Jugend u. Volk. Steph. Geibel, Altenburg. M. 1.50.
Wiegand, A.: Wilhelm. Deutſche Bürger-Biblioth. f. Jugend u. Volk. St. Geibel, Altenburg. M. 1.50.
Dähnhardt, Oskar: Deutſches Märchenbuch. B. G. Teubner, Leipzig. M. 2.50.
Gutheil-Hardt, Arthur: Liebertl. Junge. Pierſon. Dresden. M. 3.—.
Claſſen, Walter F.: Vom Lehrjungen z. Staatsbürger. Gutenberg-Verl., Hamburg. M. 1.60.
Gansberg, Fritz: Streifzüge d. d. Welt der Großſtadtkinder. Teubner, Leipzig. M. 3.20.
Hoffmann-Genf, Frau Adolf: Wie Helden werden. Deutſcher Kinderfreund, G. m. b. H., Leipzig. M. 3.—.
Kraepelin, Karl: Naturſtudien. Teubner, Leipzig.
Krauſe, Otto: Das hohe Lied des Weibes. Rud. Kraut, Dresden. M. 2.—.
Lauff, Joſ.: Der Tucher von Cöln. Joſ. Scholz, Cöln. M. 3.—.
Mommſen, A. M.: Erzählung für junge Mädchen. Pierſon, Dresden. M. 2.50.
Villamarie: Elfenreigen. Spamer, Leipzig. M. 5.50.
Nielſen, Waldemar: Unſere alten Weihnachtslieder. Tilge's Buchhandlg., Kopenhagen und Leipzig. M. 2.—.
Schmidt, Otto Ed.: Lieder der Deutſchen a. d. Freih.-Krieg. Teubner, Leipzig. M. 0.75.
Curti, Theodor: Das Feſt des Empedokles. Dram. Gedicht. Raſcher & Co., Zürich.
Suix de Boutemard: Die Auslands-Diaſpora. Stiftungs-Verlag, Potsdam. M. 4.—.
Zioniſt. Aktionskomitee: Max Nordaus Zioniſt. Schriften. Jüd. Verlag, Cöln u. Leipzig.

Verantwortlich für den politiſchen Teil: George Cleinow in Berlin-Schöneberg, für den nichtpolitiſchen Teil: Dr. Paul Mahn in Charlottenburg-Weſtend. Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Deſſauer Straße 37.

Stellennachweis

für akademiſch Gebildete und Offiziere a. D.

Bis zu 3 Zeilen 2 M., jede weitere Zeile 1 M.

Sachverſtändiger Rat in Bergwerks- und Berggerechtſams-Angelegenheiten, Gutachten, Rentabilitätsberechnungen, Reviſionen uſw. durch höheren Staatsbeamten a. D. Anfragen unter F. R. 1 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Ruſſiſchen Sprachunterricht erteilt wiſſenſchaftlich geprüfte Dame. Anfragen unter J. G. 4 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Literariſche Beſchäftigung (militaria) für nationale Blätter ſucht Oberſt a. D. Anfragen unter L. M. 441 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Literariſche Beſchäftigung (hiſtor.) ſucht Offizier a. D. Anfragen unter H. O. 299 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Lehrerin wiſſenſch. gepr., evang., 26 Jahre, energiſch, engl., franz. perfekt, **ſucht Stellung** zum 1. April d. J. nach Provinz bei freier Station und 800 M. Gehalt. Gefl. Offerten an **Parſchat**, Pankow-Berlin, Breitestraße 3 a.

Als Rechnungsführer ſucht ſprachgewandter (engl., franz.) Major z. D. Stellung. Anfragen unter A. R. 335 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Bei ſtädtiſcher Verwaltung eingearbeiteter Major a. D. ſucht ſich literariſch zu betätigen. Anfragen unter S. B. 319 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Überſetzungen, franzöſiſch, engliſch, italieniſch, holländiſch, beſonders über Kunſt. Anfragen unter U. R. 91 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

In Kommunal- und Polizeidienſt ausgebildeter Hauptmann a. D. ſucht ſich literariſch zu betätigen in Verlag oder Zeitung. Anfragen unter O. B. 132 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Kleine Anzeigen

Die Überſchriftzeile 2 M., jede weitere Zeile 1 M.

Tigerdogge,
Rüde, einjährig, zu kaufen geſucht. Offerten mit Preisangabe unter Chiffre „F. G." Poſtamt 49.

Beamter
ſucht ſofort Vorort-Zinshaus, wenn Verkäufer Umſchreibekoſten trägt. Anzahlung M. 6000, II. Hypothek. Chiffre: „**Amortiſiere**" Poſtamt 8.

Für obige Inſerate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.

Parität

Von einem Katholiken

Von der Zentrumspartei wird bei den Beratungen des Kulturetats fortwährend Klage über ungenügende Berücksichtigung der Katholiken im Staatsdienste geführt. Trotzdem genügend Katholiken in den untersten Staatsstellen vorhanden seien, rückten sie nur äußerst langsam in höhere Stellen auf. Kein Minister, kein Staatssekretär gehörten der katholischen Religion an; geflissentlich scheide man die Katholiken von den leitenden Stellen der Provinzial- und Bezirksverwaltung aus. Vom Ministertisch ertönt fast immer die Antwort, eine Auslese der Beamten nach konfessionellen Gesichtspunkten fände nicht statt, nur die Tüchtigkeit entscheide, mitunter fehle es auch an katholischen Anwärtern. Dem stimmen die Redner der anderen Parteien bei. Auch die Presse von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken ist einig in Verwerfung der Zentrumsklagen, die wenig ersprießlich zur Förderung des konfessionellen Friedens seien.

Wie liegt die Sache? Wo liegt die Wahrheit?

Von den europäischen Großstaaten hat das Deutsche Reich allein eine protestantische Mehrheit mit einer starken katholischen Minderheit (1905: 37 648 852 : 22 109 644).

Als Kurbrandenburg das Luthertum annahm, war seine Bedeutung gering. Erst mit dem persönlichen Übertritt von Johann Sigismund zum Calvinismus (1613) und besonders seit dem Großen Kurfürsten fing Brandenburg an, in der europäischen Politik etwas zu bedeuten. Die Bewohner des neuerworbenen Herzogtums Cleve (1609) waren meist Katholiken, an solchen fehlte es auch nicht in Ostpreußen, in den ehemaligen Hochstiften Minden, Halberstadt und

der westfälischen Mark. Ihnen allen wurde ihr Religionsbesitz garantiert. Bald aber wurden Klagen laut über eine gar zu harte Ausübung des Jus circa sacra in Ehesachen, Kulturangelegenheiten, Beschränkung der bischöflichen Gewalt (deren Träger jenseits der Landesgrenzen wohnten), Säkularisierung der geistlichen Güter, Bevorzugung der einheimischen (Reformierten) und der zugezogenen Protestanten usw. Die Beamtenstellen wurden fast alle von altländischen Personen besetzt, und auch das mittlere und höhere Schulwesen war protestantischer Art. Dies ist alles richtig, muß aber im Geiste der Zeit beurteilt werden. Parität ist ein moderner Begriff, der alten wie der reformatorischen Kirche gleich fremd, weder die „innerliche Konsequenz noch das angestrebte Ziel" der Reformation (Kall). Bei den reformiert gewordenen brandenburgischen Herrschern verloren die Hofprediger und Konsistorien den politischen Einfluß. Dieser Umstand und der Zuwachs an katholischen Untertanen machte den Großen Kurfürsten zum Träger der paritätischen Staatsgewalt. Er gewährte allen Landesangehörigen Gewissensfreiheit und Duldung mit Rücksicht auf die Staatsräson. Die trotzdem vorhandenen Bedrückungen der Katholiken erschienen dem Kurfürsten nicht als solche. Die unverbrüchlichen katholischen Lehren von der Heilsvermittelung durch den Priester, die Treue und der Gehorsam gegen den Papst konnten keinen Eindruck auf die machen, die im Vertrauen auf Gott und die eigene Kraft einer Welt von Feinden Trutz boten. Die Katholiken galten als unzuverlässig, und ihr Aufgehen in die brandenburgisch-preußische Staatsidee schien fast unmöglich.

Warum also solchen Leuten Rechte geben, sie fördern? Hieße das nicht den mühsam zusammengeschweißten Staat äußerster Gefahr preisgeben? Standen denn in Österreich, Bayern, den geistlichen Staaten, Frankreich usw. die Protestanten nicht schlechter als die Katholiken im Kurstaat? Mit dem Erwerb Schlesiens kam zuerst ein katholischer Bischof als Untertan an die Krone Preußens. Friedrich dem Großen schien die Nebenordnung der katholischen Kirche gefährlich, es fehlte nicht an Eingriffen ins kirchliche Leben und an zahlreichen Abgaben an die damals mit großem Grundbesitz ausgestatteten schlesischen Klöster. In Mittel- und Oberschlesien sollten Katholiken nur wenig, in dem mehr protestantischen Niederschlesien aber gar nicht zu Staats- und Gemeindeämtern gelangen. Es galt die unter österreichischer Herrschaft bedrückten Protestanten an das neue Staatswesen zu ketten. Allmählich war der Geist der Aufklärung in die protestantischen und katholischen höheren und mittleren Kreise gedrungen. Was dem sechzehnten Jahrhundert unmöglich war, fing damals an Gestalt zu nehmen: Vereinigung der getrennten Brüder auf der Grundlage der Toleranz, Humanität und — dogmatischer Gleichgültigkeit. Darum regte auch die Säkularisierung der geistlichen Kurfürstentümer und Hochstifte die Gemüter wenig auf. Dort gab es einen Überfluß an Insassen der Feldklöster, Kollegialstifte und Klöster für Bettelmönche, dazu viele weibliche Religiosen. Die adeligen Domherren nebst dem übrigen adeligen Klüngel (jetzt meist aus-

gestorbene Geschlechter) herrschten — ohne zu dienen. Handel und Gewerbe kamen nicht auf, die Wissenschaft, insbesondere der Volksunterricht, lagen danieder. Erfolglos blieben die Bemühungen einzelner edler Kurfürsten und Fürstbischöfe, hier Wandel zu schaffen. Vor allem war (etwa das Münsterland ausgenommen) die Religion vielmehr in einem dichten Gestrüpp von Aberglauben verwachsen. Mit Wehmut mußte es den gläubigen Katholiken erfüllen, daß die Idee von Augustins Gottesstaat in den geistlichen Staaten so wenig verwirklicht war. Schell schreibt den wirtschaftlichen Niedergang des katholischen Volksteils der Säkularisation zu. Dies ist nur in beschränktem Sinne richtig. Unter dem wilden Krummstabsregiment fehlten wirtschaftlicher Aufschwung, die Reibungsflächen und der Staatsgedanke. Im deutschen Geistesleben waren Österreich (etwa Medizin und Musik ausgenommen) und das übrige katholische Deutschland rückständig geblieben. Die katholischen Hochschulen leisteten trotz mancher tüchtigen Kräfte wenig. Der neue Aufschwung in der Altertumsforschung, in den Staats- und Naturwissenschaften ging von Leipzig, Halle und Göttingen aus.

Darum fand die preußische Regierung vornehmlich in den neuerworbenen westlichen katholischen Gebietsteilen trotz aller Nachsicht nur wenig geeignete Personen für die Gymnasien und die neugegründete Hochschule in Bonn. Dies sah auch Josef Görres ein, dem bis 1817 die Leitung des rheinischen katholischen Schulwesens ablag. Selbst für die katholisch-theologischen Fakultäten in Bonn, Münster und Breslau mangelte es oft an geeigneten Kräften. Erschwert wurde noch die Lage dadurch, daß sich die neuerstarkte Kirchlichkeit im Kampfe mit den Aufklärungstendenzen und dem Hermesianismus durchzuringen hatte.

Friedrich Wilhelm III., der nüchternste aller preußischen Könige, war der katholischen Kirche abhold und in der Idee der polizeilichen Bevormundung der Kirche befangen. Eine ausgiebige Verwendung von Katholiken für den höheren Staatsdienst schien ihm und seinen Ministern mindestens unklug. An tüchtigen katholischen Beamten, geschult unter dem Regiment Napoleons und der Rheinbundstaaten, fehlte es nicht. Aber sie kamen nicht auf. Dies und das herrische, Religion und Landessitte oft verletzende Auftreten der meist aus dem Osten entnommenen höheren Beamten trug wenig dazu bei, die neuerworbenen Landesteile dem Staat innerlich zu gewinnen. Männer wie L. v. Vincke, E. v. Rochow und D. Hansemann, des Katholizismus und Ultramontanismus unverdächtig, beklagten die Regierungspraxis. Auch unter Friedrich Wilhelm IV. und in der ersten Zeit Wilhelms I. verstummten die Klagen der Katholiken über mangelnde Parität nicht. An Anlaß fehlte es nicht. Selbst in überwiegend katholischen Gegenden, besonders in den Bischofsstädten, waren die Landräte und Gerichtsdirektoren protestantisch. Unter dem Regierungsschutze bildeten sich künstliche kleine protestantische Gemeinden, oft meist aus Beamten bestehend. In der katholischen Presse und in der Unterhaltung wurde beklagt, wie schwer die Regierung die katholischen Diasporagemeinden aufkommen lasse. Daß der weltberühmte katholische Mathematiker Weyerstraß von dem kleinen Lyzeum Hosianum

in Braunsberg nach Berlin kam, hatte er der Parlamentsdialektik von A. Reichensperger zu verdanken.

Wie soll nun die Parität gewahrt werden — mechanisch oder organisch? Um eine Lösung zu finden, muß man etwas tiefer graben.

Ihrem Wesen nach ist die katholische Religion trotz der rechtlich-weltlichen Außenseite mehr als jede andere Religion aufs Jenseits gerichtet. Das Ideal des Heiligen paßt wenig zu dem des modernen Beamten, Gelehrten, Technikers, Industriellen. Im Luthertum tritt der Diesseitsgedanke etwas mehr hervor, noch mehr im Calvinismus und erst recht im Judentum. So ungefähr ist auch bei uns die Skala im Wohlstande. In den größeren Städten fand die protestantische Bewegung schnell und nachhaltig Eingang, in keiner, etwa Münster und Aachen ausgenommen, vermag sich katholischer Einfluß geltend zu machen. Durch Mischehen hat sich in den Städten die Zahl der katholischen Kaufleute und Industriellen stark verringert. Wie schon angedeutet, ging der wissenschaftliche Fortschritt seit dem achtzehnten Jahrhundert von Protestanten aus. Aber in ihren Händen lag auch der wissenschaftliche Kleinbetrieb. Ihr Schulwesen, nicht so stark in den Banden der Tradition, entwickelte sich mehr zeitgemäß und wurde von den Unbilden der Zeit weniger berührt. Anstalten wie Schulpforta und die sächsischen Fürstenschulen finden sich nicht in den katholischen Landesteilen. Daher erklärt sich auch das Überwiegen protestantischer Privatdozenten und Bibliothekare. Die Beamtentätigkeit ist bei vielen protestantischen Familien durch Generationen üblich. Allein in der katholischen ländlichen und kleinbürgerlichen Bevölkerung gilt nur der priesterliche Beruf in seiner Verzweigung in Weltseelsorge, Mönchstum und Heidenmission als Ideal; für andere Studierende fehlt es meist an Unterstützung.

Zu den angegebenen Gründen der Minderheit katholischer gelehrter Personen kommt noch das Zölibat der Priester. Wie viele ausgezeichnete Männer sind aus den Häusern protestantischer Pastoren hervorgegangen. Die Wahrnehmung dieser Tatsache auch bei seinen Landsleuten machte den Tschechenführer L. Rieger, einen eifrigen Katholiken, zum Anwalt der Zölibatsaufhebung. Viel würde damit aber nicht erreicht werden, wie ein Blick auf den griechisch-orientalischen Klerus Rußlands, Ungarns und der Balkanstaaten zeigt.

Schon zahlenmäßig werden die deutschen Protestanten — nicht als religiöse Macht gedacht — den Katholiken in den gelehrten Berufen immer überlegen sein. Dazu kommt, daß es nicht an sich, aber tatsächlich schwer ist, den Beruf des Gelehrten, des Beamten mit dem des gläubigen Katholiken zu vereinen. Man blicke doch auf Frankreich, Italien, Österreich, wo protestantische Konkurrenz oder offizielle Begünstigung der Protestanten gewiß nicht in Betracht kamen. Als Leo Thun im Jahre 1849 — nachdem das alte Österreich trotz aller Zensur und sonstigen Absperrungsmaßregeln, trotz Jesuiten, zahlreichen Ordens- und Weltgeistlichen jämmerlich Bankerott machte — an die Reform des mittleren und höheren Unterrichts ging, mußte er die Kräfte aus dem Auslande berufen,

darunter verhältnismäßig viele Protestanten. In Österreich kann man nicht gut reden von einer Zurücksetzung der Katholiken. Doch wird schon seit 1860 der Wunsch laut nach Gründung einer spezifisch katholischen Hochschule in Salzburg.

Daß sich gläubiger Katholizismus und strenger Wissenschaftsbetrieb wohl vereinigen lassen, wird durch die Tat vollauf bestätigt. Männer wie Pasteur, Fincke, Pastor, Perner u. a. haben einen guten Klang. Aber bei anderen Gelehrten, welche wegen ihres Katholizismus berufen wurden, gingen die Erwartungen wenig in Erfüllung. Wie sehr hat z. B. Gg. von Hertling sich durch seine politische Tätigkeit zersplittert, kein ausgereiftes wahrhaft wissenschaftliches Werk ist aus seiner Feder hervorgegangen. Völlig unproduktiv war die akademische Tätigkeit anderer, z. B. des Breslauer Historikers Junkmann. Manche katholische Gelehrten mit ihren bändereichen Kompilationen paßten besser in die Zeit der Thesauren, ins siebzehnte Jahrhundert. So der Grazer Historiker J. Weiß mit seiner Weltgeschichte. Auch der Betrieb an den katholisch-theologischen Fakultäten läßt viel zu wünschen übrig. Hier wirkten und wirken Personen, welche geradezu Mitleid verdienen. Hierüber vielleicht später. Aber heute nehmen unter den Gelehrten die Vertreter des Individualismus, der Skepsis, der Hypothese einen großen Raum ein. Viele derselben, wenn auch in frommem protestantischen Hause erzogen, stehen Religion und Kirche gänzlich fern. Ähnlich ist es bei nicht wenigen Katholiken.

Wen soll nun die Regierung als Katholiken betrachten? Die meist protestantischen Würdenträger können doch kein Kolloquium abhalten, um festzustellen, ob und inwieweit N. N. Katholik ist. Nun mehren sich auch die Mischehen in katholischen Gelehrten- und Beamtenkreisen mit protestantischer Kindererziehung. Wo gehört nun ein solcher Mensch hin? Wie mancher wurde in Preußen und Bayern als „katholischer" Professor der Philosophie berufen, welcher nachher mit der katholischen Kirche gänzlich zerfallen ist.

Wer kann im mindesten garantieren, ob der neuernannte Beamte, Oberlehrer, Universitätsprofessor X., welcher als eifriger Katholik *gilt*, es wirklich *ist*, es noch nach Jahren sein wird. Andrerseits soll man die Bedeutung der Mittelschul- und Universitätslehrer nicht übertreiben. Wie mancher ist ein tüchtiger Vertreter der katholischen Weltanschauung geworden, trotz protestantischer und gar ausgesprochen religionsfeindlichen Professoren, und umgekehrt.

Den jungen katholischen Juristen, besonders aus der Rheinprovinz und dem Münsterlande, ist etwas mehr preußisches Staatsbewußtsein vonnöten, sie dürfen nicht zu sehr an der Heimatsscholle kleben, sollen auch zum Wohle des Staates und zur eigenen Vervollkommnung freudig in den Osten sich versetzen lassen, dort Wurzel fassen und nicht nach der Heimat lechzen.

Zum Schlusse empfiehlt sich an die Regierung die Gewissensfrage, ob denn *wirklich immer* bei der Auslese für das Beamtentum *lediglich* nach sachlichen Gründen verfahren worden ist.

Den Zentrumsleuten ist aber zu raten, die Paritätsfrage einmal ruhen zu lassen, mehr die gemeinsamen als die trennenden Punkte hervorzukehren. Kürzlich schrieb Bischof Paul Keppler von Rottenburg, ein schönes Buch „Mehr Freude". Daran fehlt es den Zentrumsmännern. Wo Freude ist, da kommt auch Friede hin.

Engländer und Esperanto*)

Von Dr. Ernst Kliemke-Berlin

I.

Ein Franzose und ein Engländer trafen sich auf einem Schiff und unterhielten sich sehr angenehm. Zum Schlusse sagte der Franzose: „Wenn ich nicht Franzose wäre, möchte ich Engländer sein." Der Engländer erwiderte: „Mir geht es genau ebenso; wenn ich nicht Engländer wäre, möchte ich Engländer sein."

Ich freue mich, daß ich ein Deutscher bin, obwohl man sich oft schämen möchte, es zu sein, und möchte nicht Engländer sein, schon um nicht seine Sprache als Muttersprache zu haben. Aber die Engländer haben sehr schätzenswerte Vorzüge. Wenn sie vielfach die modernen Römer genannt werden, so ist das in mehr als einer Hinsicht richtig. Nicht auf dem Gebiete der Logik und des Rechts, dafür haben sie wenig Sinn, es gibt im allgemeinen kaum unlogischer veranlagte Wesen als Engländer und — Frauen. Deshalb haben beide auch sonst manches gemein, Vorzüge und Nachteile: sie sind mitleidig und grausam, die größten Menschenfreunde und die größten Egoisten, Feinde der Sklaverei und sich und andere in Fesseln legend, Diener Gottes und Herrscher der Welt, fromm bis zur Bigotterie und voll weltlicher Lust, voll kindlicher Natürlichkeit und naiver Heuchelei, von lebendiger Sinnlichkeit und tantenhafter Prüderie, klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben, unwissend und geschickt, nüchtern und langweilig und begeisterungsfähig bis zum Taumel, entzückbar sogar durch

*) Wir sind objektiv genug, auch eine Sache, der wir nicht mit unbedingten Sympathien gegenüberstehen, wie dem Esperanto, verfechten zu lassen, wenn es mit so guter Laune und so umsichtig geschieht wie hier. In einem Punkte glauben wir allerdings dem Herrn Verfasser von vornherein widersprechen zu müssen. Die Abneigung gegen das Esperanto ist keineswegs die Äußerung eines nur auf das Reale gerichteten Sinnes gegenüber dem „Ideal" einer Menschheitssprache. Sie ist vielmehr die Bevorzugung des natürlich Gewordenen, nämlich der heute vorhandenen Sprachen, gegenüber einem künstlich Gemachten, gegenüber einer Homunkulus-Sprache. Denn die meisten Menschen — ob mit Recht oder Unrecht, sei dahingestellt — schließen so: Geht wirklich einmal die Entwicklung auf Herausbildung einer allen gemeinsamen Weltsprache hin, so wird es am letzten Ende kein Nebeneinander der alten Sprachen und der neu gemachten mehr geben, sondern nur ein Entweder-oder. D. Schriftltg.

Richtigkeiten, großherzig und kleinlich, faul und bequem und von bewundernswerter Zähigkeit und fleißiger Ausdauer, oberflächlich und von tiefer Innigkeit, kühl und unnahbar und von gewinnender Freundlichkeit, von feinstem Taktgefühl und von verletzender Taktlosigkeit, selbständig bis zum Eigensinn und blindlings der Mode folgend und anderen Äußerungen des Herden- und Nachahmungstriebes, Anhänger der äußeren Form und sich rücksichtslos darüber hinwegsetzend, konservativ und schnell entschlossen zu kühnen Neuerungen, „My house is my castle“ und „Home sweet home“ und doch in der ganzen Welt zuhause und überall wie zuhause, und überall dieselben, mit sich und dem Leben zufrieden, gutmütig und ohne Sinn für Humor. Noch eins, wovon ich aber nicht behaupten will, daß es mit dem Mangel an Logik zusammenhängt: Engländer und Frauen gehören zum schöneren Teil der Menschen.

Was die Engländer so groß gemacht hat, liegt in der Einheit und Einheitlichkeit des Volkes; in dieser Einheit haben sich die Vorzüge der Einzelnen verstärkt und ihre Fehler abgeschwächt. Von den Engländern gilt genau das Gegenteil von dem, was ein Vers Schillers sagt:

„Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus.“

Die Deutschen überragen an Zahl der Intelligenzen wahrscheinlich bei weitem die Engländer, aber ihnen fehlt die Organisation, das Unterordnen der Besonderheiten unter das Hauptziel, das nur durch die Vereinheitlichung der Kräfte erreicht werden kann. Die Engländer haben es verstanden, Ordnung und Freiheit in glücklicher Weise zu vereinen und über dem Bürger nicht den Menschen zu vernachlässigen, die Selbständigkeit des Einzelnen mit der Gemeinschaft zu stärken und Naturtrieb und Kulturzwang so weit herrschen zu lassen, daß Körper und Geist ebenso zu ihrem Rechte kommen wie Arbeit und Spiel. Hier sind sie würdige Artgenossen der alten Römer. Wer das stolze Wort „civis Romanus sum“ sprach, der wußte, er war nur dadurch freier Herr seiner Persönlichkeit, daß er Mitglied einer starken Gemeinschaft war, und er wußte, daß die Gemeinschaft nicht stark sein konnte, wenn der Einzelne sich ihr nicht unterordnete.

Was bei den Römern mehr Folge ihrer logischen Veranlagung war, das verdanken die Engländer demselben instinktartigen Gefühl, das die typische Frau sich, wo es not tut, unterordnen läßt, damit sie besser herrschen kann, wo es ihr mehr paßt. Es ist wie alles Instinktartige der Vorzug einer Schwäche. Gerade weil die Engländer wie die Frauen fühlen, daß sie als Einzelwesen sehr wenig bedeuten, suchen sie das zu pflegen, was sie schützt und ihnen Macht gibt. Die Frau hält fest am Schamgefühl, der geschlechtlichen Moral und allgemein der Sitte, auch wo sie persönlich nicht in Mitleidenschaft gezogen wird; niemand urteilt härter über ein gefallenes Mädchen als ihre Geschlechtsgenossinnen, und wo die Sitte der Frau verbietet, abends allein auf die Straße zu gehen, da unterläßt es auch die starke und mutige Frau, die persönlich nichts zu fürchten

hat. Sie schützt mit der Pflege der Sitte die Schwachen, die in Gefahr kommen könnten.

Genau so hält es der Engländer mit allem, was seiner Persönlichkeit die Freiheit sichert, auf die er Wert legt. Mag er auch im besonderen Falle den Zusammenhang nicht erkennen, und mögen es anscheinend unbedeutende Kleinigkeiten sein, — hat einmal die Gemeinschaft ein Interesse an der strengen Heilighaltung des Sonntags, so richtet sich der Einzelne danach, ohne zu überlegen, ob es für ihn Sinn oder Zweck hat. Dieselbe Veranlagung kommt dem Fortschritt zugute, sobald die Gemeinschaft für ihn reif ist. Was kluge Männer — und es gibt sehr kluge Engländer — als nützlich erkennen, das darf freilich nicht so erscheinen, als brächte es auf einmal eine Umwandlung gewohnter und bewährter Gemeinschaftsverhältnisse mit sich, im übrigen stößt es aber nicht auf die Widerstände, die individualistischer zusammengesetzte Völker einer Neuerung bereiten. Viel Wissen und Denken belastet die Durchschnitts-Engländer nicht. Haben sie das Gefühl, daß mit ihren Interessen vereinbar ist, was ihre Führer wollen, so folgen sie ihnen gern, ohne viel zu grübeln, und Probieren geht ihnen über Studieren, wobei sie sich nicht abschrecken lassen, wenn nicht der Erfolg in vollem Glanze vor ihnen steht.

Bei dem Volke der Dichter und Denker möchte jeder selber ein Führer sein, und man glaubt seine Persönlichkeit am besten dadurch zu bewähren, daß man zunächst alles ablehnt, was diese Persönlichkeit nicht gleich in jeder Hinsicht erfaßt. Hier geht Studieren über Probieren, und die eigene Betrachtung der Dinge, die persönliche Theorie verschließt sogar die Augen vor dem widersprechenden Erfolge der Praxis.

Interessante Beispiele liefern für früher die Geschichte der Eisenbahn, für jetzt die internationale Hilfssprache Esperanto.

Wo Wagen in schmalen Straßen immer in denselben Spuren zu fahren hatten, da hat man seit altersher diese Spurwege zu befestigen gesucht. Besonders gut erhaltene Steingleise kann man in Pompeji und Syrakus sehen. In England fing man zuerst an (1650), die Holzbohlen, die man in die Spurwege legte, mit Eisen zu benageln, und es dauerte über hundertfünfzig Jahre, ehe man etwa zu unserer jetzigen Art der Eisenbahnschienen kam. Die erste bewegliche Dampfmaschine zum Fortschaffen von Wagen auf Schienen ließ sich Watt 1784 patentieren, ohne daß sie irgendwo ausgeführt wurde; gerade die Schienen sollten zum Hindernis für die Entwicklung der Dampfbahn werden. Die Techniker glaubten, die Lokomotive würde mit glatten Rädern auf glatten Schienen einen Zug nicht fortbewegen können. Trotzdem machten die Engländer Versuche auf Versuche, bis Stephenson 1819 alle Vorurteile durch seine praktischen Erfolge widerlegte — für England. Denn auf dem Festlande ließ man sich dadurch nicht abhalten, die Unmöglichkeit der Eisenbahn theoretisch weiter zu beweisen. Etwa zwanzig Jahre dauerte es in Deutschland noch bis zu dem Beginn der praktischen Entwicklung.

Wir lachen heute über alle die Bedenken, mit denen man sich, ganz abgesehen von den wissenschaftlichen, gegen den Bau von Eisenbahnen sträubte, handeln aber auf anderen Gebieten genau so wie unsere Großväter, und ohne wie diese entschuldigt werden zu können, denn wir haben aus solchen Vorgängen und Erfahrungen ganz anders lernen können als sie, die so ungeheure Fortschritte, und nicht bloß technische, wie wir sie erlebt haben, kaum träumen konnten.

II.

Während in allen Kulturstaaten der Erde, vom sonnigen Japan bis zum finsteren Spanien, Zeitung auf Zeitung, Buch auf Buch in Esperanto erscheint, so daß es jetzt schon eine Literatur hat, die an Umfang die mancher lebenden Sprache übertrifft und an Inhalt kaum ein Gebiet des menschlichen Wissens unberührt läßt, — ein staunenswerter Erfolg seit 1887, wo das erste Esperantobuch erschien, — während Tausende und Tausende aus den verschiedensten Nationen durch die Tat bewiesen haben, daß für die mündliche Unterhaltung wie für den schriftlichen Gedankenaustausch Esperanto ein ebenso sicheres wie leichtes Verständigungsmittel ist, wird in Deutschland ruhig weiter behauptet, daß glatte Räder sich auf glatten Schienen nicht weiter bewegen können!

Ist schon die Teilnahmslosigkeit gegenüber einer so wichtigen Kulturfrage geradezu beschämend, so ist die Tatsache noch betrübender, daß kluge Männer, die der Sache nützen könnten, ihren Sieg erschweren. Ein Mann, der zu den geistigen Größen Deutschlands gerechnet wird und als reicher und unabhängiger Mann viel tun kann, erklärte mir einmal folgendes: „Ich bin überzeugt, daß die Entwicklung mit ihrer fortschreitenden Verbesserung der Verkehrsmittel auch einmal eine allgemeine Verkehrssprache mit sich bringt, und es kann sein, daß Esperanto diese Sprache ist, dennoch bin ich mit allen meinen Kräften ihr Gegner. Denn sie wird die Menschen noch näher aneinander bringen, als das leider schon durch Dampf und Elektrizität geschehen ist und jetzt noch weiter durch das Luftschiff geschehen wird — dadurch aber werden die Menschen ärmer.“ Wir waren in Afrika auf dem Wege zum Viktoria-Nyanza, und so fügte er hinzu: „Ich freue mich auch, daß ich hier durch die Wildnis noch mit meinem Zelte wandern muß, wo in ein paar Jahren, wenn die Eisenbahn auch hierher die Kultur gebracht hat, keiner mehr so reisen wird.“

Gewiß, auch ich hatte diese Freude, aber doch nur deshalb, weil uns die Kultur so reich gemacht hat; ohne sie ständen wir ja noch auf der Stufe des Negers, dem die schönste Wildnis, die größten Wunder der Natur, aber auch des Menschengeistes gar nichts sagen, wenn sie nichts für seinen Magen bieten. Wie bedauernswert wären die Menschen, wenn jeder Fortschritt der Kultur sie ärmer machen müßte! Daß wir vieles verlieren, ist leider wahr, aber wir gewinnen anderes dafür und würden weniger verlieren, wenn wir uns nur die Fortschritte recht zunutze machten, wenn wir nur immer rechtzeitig erkennten, was wir aus uns noch hinzubringen müssen, um aus dem Gewinn keinen Verlust

werden zu lassen. Wenn wir sehen, die Entwicklung bringt uns etwas, was wir doch nicht hindern können, so sind wir weder klug noch weise, wenn wir uns bemühen, es wenigstens solange als möglich aufzuhalten. Wie man stoßen soll, was fallen will, so soll man ziehen, was kommen will, damit man Herr darüber werde, ehe es Herr werde über uns. Der brave Cato hätte sich nicht als Greis mit der griechischen Sprache zu plagen brauchen, wenn er in jüngeren Jahren nicht nur eingesehen hätte, daß sein Wettern gegen den Einfluß des Griechentums Rom doch nicht davor bewahren würde, sondern gleich angefangen hätte, sich so damit vertraut zu machen, daß er den Feind auf seinem eigenen Gebiete bekämpfen konnte, vielleicht hätte er dann von vornherein erkannt, daß es überhaupt kein Feind war, und ganz etwas anderes bekämpft werden mußte.

Als man in Deutschland die Möglichkeit und Nützlichkeit der Eisenbahn endlich eingesehen hatte, da legten die Regierungen ihrer Entwicklung Hindernisse in den Weg, weil sie sie als Verbreiter liberaler und demokratischer Ansichten fürchteten.

Wenn der Einzelne sich solange wie möglich vor der Erbschaftssteuer zu bewahren sucht, so kann man das aus seinem persönlichen, sich nach Geldeswert zu berechnenden Interesse verstehen, wenn aber in weit reichenden Blättern geschrieben wird, daß die Erbschaftssteuer unzweifelhaft über kurz oder lang kommen werde, daß aber das deutsche Volk gut tue, sich noch lange dagegen zu wehren, so ist das eine Verkennung der wahren Aufgaben des Kulturfreundes, Einzelinteressen und Gemeinschaftsinteressen rechtzeitig zu vereinen. Je eher und besser man das Kommende erkennt, um so leichter kann man die Ordnung schaffen, bei der beide Interessen am wenigsten leiden.

Daß die Engländer mehr als bisher die Deutschen für die Verbreitung von Esperanto wirken, muß manchem merkwürdig erscheinen. Hätten es doch gerade die Engländer am wenigsten nötig, sich um ein internationales Verständigungsmittel zu kümmern, da ihre eigene Sprache schon eine Art Weltsprache ist. Die gedankenlose Bemerkung: „Was brauchen wir eine künstliche Weltsprache, wir haben ja die englische“ hört man aber fast nur in Deutschland. Ferner sollte man annehmen, daß in Deutschland, wo große Ideen leicht einen fruchtbaren Boden gefunden haben, auch Esperanto um der Idee willen mehr begeisterte Anhänger fände. Aber unsere schnelle wirtschaftliche Entwicklung, der das ganze Leben beherrschende Geldgeist haben die Freude an Ideen mit nicht sofort münzbarem Inhalt erheblich zurückgedrängt, und so muß man gerade bei uns oft hören: „Wie kann sich nur ein vernünftiger und praktischer Mensch (Vernunft = Erwerbssinn) für Esperanto interessieren!“ Die Engländer gelten doch aber gewiß für praktische Menschen, ja, sie scheinen doch noch viel praktischer zu sein als wir, denn den ungeheuren praktischen Wert von Esperanto auch für das Geschäftsleben erkennen sie besser als die mehr ideologischen Deutschen. Sie räsonieren nicht, sondern probieren, und über wissenschaftliche oder gar ästhetische Bedenken setzen sie sich hinweg, wenn die Tatsachen des Lebens sprechen. In

ästhetischer Hinsicht sind sie übrigens bei der Sprache nicht verwöhnt, denn im Vergleich zu Englisch ist Esperanto nicht nur eine schöne, sondern auch stilreine Sprache.

Ein anderer Grund, der ebenso in einer Eigentümlichkeit der Engländer wie Esperantos liegt, ist der, daß selbst sie, die so schwer und ungern fremde Sprachen lernen, sich Esperanto mit spielender Leichtigkeit zu eigen machen können und damit all die Freude und all die Vorteile erwerben, die mit der Kenntnis einer zweiten Sprache neben der Muttersprache verbunden sind.

Der Deutsche, der mit dem deutschen Kellner in Paris französisch, in London englisch spricht, prunkt gern mit seinen reicheren Kenntnissen, auch wenn sie noch so stümperhaft sind. Er liebt es, etwas zeigen zu können, was nicht jeder hat; gewiß ein lobenswerter Zug, wenn er sich nur nicht auf Überflüssiges, zum Nachteil des Notwendigeren, erstreckt. Esperanto, das jeder lernen kann, und das schließlich die Kenntnis jeder anderen fremden Sprache für den internationalen Verkehr entbehrlich macht, ist deshalb nichts für ihn. Er übersieht dabei, daß es ihm unbenommen bleibt, neben Esperanto so viele fremde Sprachen zu lernen, als er Lust hat, denn wenn Esperanto auch eine vorzügliche Hilfssprache ist, so behalten doch die natürlichen Sprachen ihre intimen Reize. Esperanto ist in erster Reihe ein Verkehrsmittel, und vielleicht denkt man daran, daß der Besitz des schnellsten und schönsten Automobils niemand verhindert, die Schönheiten der Natur in ruhigem Spaziergange zu genießen. Und doppelt gepriesen sei das schnelle Gefährt, wenn es uns rascher als die Fußwanderung aus weiter Öde herausbringt, daß wir mehr Zeit und Ruhe haben, uns der erfrischenden und belebenden Natur hinzugeben.

Der Streit um die Schiffahrtsabgaben

In dem nun seit fünf Jahren tobenden Kampfe um die Abgaben auf natürlichen Wasserstraßen sind die Parteien im vergangenen Jahre zum ersten Male an die breite Öffentlichkeit getreten. Seitdem Preußen in dieser wichtigen wirtschaftlichen Angelegenheit seinen Standpunkt dahin präzisiert hatte, daß Schiffahrtsabgaben zu erheben seien, also seit dem 1. Dezember 1904, hat es auch versucht, die übrigen Bundesstaaten durch vertraulich-heimliche Verhandlungen für die gleiche Stellungnahme zu gewinnen. Der Umschwung in der preußischen Wasserstraßenpolitik kam um so überraschender, als Graf Bülow noch am 10. Dezember 1903 im Reichstag erklärt hatte, daß Artikel 54 der Reichsverfassung vom 16. April 1871 seiner ganzen Entstehungsgeschichte nach das Recht der Einzelstaaten, auf den

deutschen Strömen lediglich für die Befahrung derselben irgendwelche Abgaben zu erheben, beseitigen sollte. Jede Ausnahme von diesem reichsgesetzlichen Grundsatze würde hiernach der Genehmigung durch ein besonderes Gesetz bedürfen, und zwar eines Reichsgesetzes, das im Bundesrat unter Wahrung der Vorschriften des Artikels 78 der Reichsverfassung zu beschließen ist. Nach diesem Artikel 78 gelten Verfassungsänderungen als abgelehnt, wenn sie im Bundesrate vierzehn Stimmen gegen sich haben. Unter Wiederholung der Bülowschen Erklärung betonte der Eisenbahnminister v. Budde am 9. Februar des folgenden Jahres im Abgeordnetenhause, daß ein „Aufgeben dieses Grundgedankens bei den gesetzgebenden Faktoren des Reichs anzuregen, im Schoße der Königlichen Staatsregierung niemals erwogen worden" sei. Aber schon am 1. Dezember 1904 erkärte derselbe Minister im Namen des gesamten Staatsministeriums, daß die Regierung bereit sei, die geeigneten Schritte zu tun, um die hinsichtlich der Abgabenerhebung bestehenden Ungleichheiten zwischen den Kanälen und kanalisierten Flüssen einerseits und den natürlichen Wasserstraßen anderseits zu beseitigen und die dieser Maßregel etwa entgegenstehenden Schwierigkeiten des öffentlichen Rechts aus dem Wege zu räumen. Die Aufklärung dieses plötzlichen Umschwungs Preußens in der Frage der Schiffahrtsabgaben brachte dann das Wasserstraßengesetz vom 1. April 1905, das die Eröffnung der bewilligten Kanalstrecken von der Einführung von Schiffahrtsabgaben abhängig macht (§ 19). Damals galt es unter allen Umständen die bereits einige Jahre vorher verfahrene Kanalvorlage durchzubringen, und die preußische Regierung fand sich zu Zugeständnissen bereit, deren Tragweite von den hohen Kampfeswogen um jenes Gesetz vorerst überdeckt wurden.

Diese veränderte politische Lage zwang die preußische Regierung, die in Frage kommenden Bestimmungen der Reichsverfassung, also den Artikel 54 Absatz 4, entweder dahin zu interpretieren, daß sie entgegen der früheren Bülowschen Erklärung doch Abgaben auf natürlichen Wasserstraßen zulasse, oder sie abzuändern und durch andere zu ersetzen. Zuerst wählte man den ersteren Weg als den gangbarsten. Denn eine Verfassungsänderung würde die erste seit Bestehen des Reichs gewesen sein. Vor allem mußte Preußen den Schein der Offensive streng wahren, und es war doch äußerst unsicher, ob die Verfassung dem Ansturm eifrigster Propaganda nicht widerstand. So entstand denn das Buch von M. Peters, Schiffahrtsabgaben. Erster Teil: Die Rechtslage 1900, eines vortragenden Rates im preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten. An der Arbeit ist vor allem der Stoffreichtum bemerkenswert. Der Verfasser arbeitet mit großem Material, zum Teil auch solchem, das nicht jedermann zugänglich ist. Beim eifrigen Aufbau seiner Lehren versäumt er auch das kleinste Steinchen nicht aufzuheben und einzufügen, wenn es nur irgendwie so aussehen kann, als wäre es tragfähig. Auf diese Weise zwingt er den Leser, das ganze Rechtsgebiet in allen Einzelheiten mit ihm durchzudenken. Das größte Gewicht für seine Beweisführung legt Peters auf ein Netz von „Identitäten", welches er über die

ganze Materie ausbreitet. Er stellt zunächst auf, daß zwischen gewissen Verhältnissen eine rechtliche Identität bestehe, beweist dann, daß bei dem einen von ihnen die von ihm gewünschten Schiffahrtsabgaben zulässig sind; dann ist vermöge der angenommenen Identität der Beweis zugleich für die anderen Verhältnisse erbracht. In diesem Sinne sucht er vor allem zwei solche notwendige Identitäten rechtlicher Ordnung zur Geltung zu bringen: die der Wasserstraßen einerseits, der Häfen anderseits, und die der Binnenschiffahrt einerseits und der Seeschiffahrt anderseits. Sie laufen füglich in eins zusammen. (Näheres siehe O. Mayer, Schiffahrtsabgaben, Tübingen 1907.) Diese rechtliche Auslegung der Reichsverfassung durch Peters kam für die meisten um so überraschender, als man bis dahin in der staatsrechtlichen Literatur an die Möglichkeit einer Anzweiflung überhaupt nicht gedacht hatte. Noch die 1910 erschienene Auflage von Labands Staatsrecht berichtet einfach die Tatsachen, ohne ein Wort der Begründung oder Abwehr, woran es ein so streitbarer Gelehrter gewiß nicht hätte fehlen lassen, wenn im Ernste etwas zu sagen war. Die Petersche Abhandlung fand deshalb bei allen Staatsrechtslehrern, namentlich bei O. Mayer in Leipzig und P. Laband in Straßburg, auch die feindlichste Aufnahme.

Für Preußen bedeutet diese gegnerische Haltung aber die Notwendigkeit, den einmal betretenen Weg zur Wiedereinführung von Abgaben auf natürlichen Wasserstraßen zu verlassen. Die preußische Regierung unterbreitete deshalb dem Bundesrat den im Reichsanzeiger vom 13. März 1909 veröffentlichten Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Erhebung von Schiffahrtsabgaben, der alle Zweifel, ob Abgaben auf natürliche Wasserstraßen zulässig sind, durch Verfassungsänderung beseitigen und eine verfassungsmäßig unanfechtbare Grundlage für ein weiteres Vorgehen schaffen will. Der die neue Fassung des Artikels 54 der Reichsverfassung enthaltende Artikel I der Vorlage bezweckt die Ausräumung sämtlicher Streitfragen, welche an den bisherigen Wortlaut sich geknüpft haben, und die Ausfüllung aller Lücken, die in der alten Fassung sich „darzubieten scheinen". Die Häfen sind in der neuen Fassung als See- und als Binnenhäfen an natürlichen Wasserstraßen behandelt und gehören zu den dort genannten „besonderen Anstalten". Die Artikel II bis V des Entwurfs enthalten nicht Verfassungs-, sondern gewöhnliches Reichsrecht. Jeder Strom und jedes Stromnetz soll als Einheit aufgefaßt werden und die einzelnen Bundesstaaten sich über die Höhe der Tarife verständigen. Dieses Ziel soll durch genossenschaftliche Zusammenfassung der Verkehrs- und Strombauinteressen zu sogenannten Zweckverbänden erreicht werden. Die Bedeutung dieser Zweckverbände soll nicht nur in der finanziellen Verselbständigung der Schiffahrtsinteressen für die einzelnen Wasserstraßen liegen, sondern vor allem auch in der territorialen Ausgleichung und Verallgemeinerung aller gemeinsamen Interessen. Die Begründung über Wesen und Ziele der Zweckverbände in der preußischen Gesetzesvorlage schien anderen Bundesstaaten jedoch nicht als durchschlagend genug, so daß man von Preußen eine weitere Erklärung verlangte, die es dann am 29. November

vorigen Jahres gegeben hat. Diese neue Veröffentlichung rief die Regierungen Badens und Sachsens auf den Plan, welche in einer gemeinsamen Denkschrift unterm 8. Dezember 1909 ihre alte Gegnerschaft gegen die Schiffahrtsabgaben betonten, und zwar in einer so überzeugenden Weise, daß große Reihen der Abgabenfreunde stark ins Wanken geraten sind, so daß sich die Aussichten Preußens auf Annahme seines Gesetzentwurfs wesentlich verschlechtert haben. Denn neben Sachsen und Baden hat auch Hessen amtlich erklärt, daß es der Abänderung der Reichsverfassung in obigen Sinne nicht zustimmen könne, wodurch die Zahl der abgabenfeindlichen Stimmen im Bundesrat bereits auf zehn angewachsen ist. Dazu kommen noch vier Stimmen der engeren thüringischen Staaten, vielleicht auch noch Hamburg, so daß die nach Artikel 78 erforderliche Mehrheit zu einer Änderung der Reichsverfassung nicht vorhanden ist. Aller Voraussicht nach wird Preußen also auch auf diesem Wege nicht zum Ziele kommen, auf das es sich festgelegt hat.

Für die Stellungnahme der abgabenfeindlichen Staaten sind jedoch nicht in erster Linie staatsrechtliche Gesichtspunkte ausschlaggebend gewesen, sondern rein wirtschaftliche. Es ist, wie wir noch weiter unten dartun wollen, nicht ein blinder Zufall, daß gerade die an den Oberläufen der einzelnen Flußsysteme liegenden Staaten sich der preußischen Wasserstraßenpolitik entgegensetzen. Die Erhebung der Abgaben nach der Länge des zurückgelegten Weges hat für die Umschlagsplätze an den Oberläufen ganz besondere Nachteile. Denn es ist nicht gleichgültig, ob der der Abgabenpflicht unterworfene Transport von Rotterdam in Duisburg oder Mannheim endet oder ob der in Hamburg begonnene Magdeburg oder Dresden als Ziel hat. Rechnet man doch schon auf Grund der heutigen Verkehrsmengen, daß der Straßburger Hafen bei einem Umschlag von 800000 Tonnen 200000 Mark Schiffahrtsabgaben zu zahlen haben würde, während auf Düsseldorf bei 1200000 Tonnen nur 40000 Mark entfielen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, werden die Abgaben für die Industrien der Unterläufe, deren Bezug und Versand man auf den kurzen Flußstrecken noch nicht empfindet, vielleicht als Vorteil erscheinen, den sie sich aber auf Kosten der Oberläufe zueignen. So erklärt es sich beispielsweise, daß die Handelskammern am Niederrhein und die von Hamburg sich offen als Abgabenfreunde bekannt haben, nachdem die ersteren noch kurz vorher eine grundsätzliche Abneigung gegen Schiffahrtsabgaben beteuert hatten. Um Bayern zu gewinnen, das nach einer Rede des Prinzen Ludwig grundsätzlich ein Abgabengegner ist, hat Preußen die Schiffbarmachung der bayerischen Mainstrecke mit Hilfe der Abgaben versprochen. Aber uns will es scheinen, als ob die Finanzierung dieses auf 13,4 Mill. Mark veranschlagten Projektes auch auf eine andere Weise möglich gewesen wäre. Die Oberrheinregulierung bis Straßburg, deren Kosten nur wenig höher sind als die der Mainkanalisierung, ist nicht nur bereits finanziert, sondern zum Teil schon durchgeführt. Württemberg hat trotz aller Gegenströmungen der Handels- und Verkehrskreise ebenfalls seine Zustimmung zur Einführung der Abgaben

gegeben, um dadurch den Bau des Neckarkanals von der badischen Landesgrenze bis Heilbronn zu erlangen, der auf 22 Millionen Mark veranschlagt ist. Es behauptet, ohne Zuhilfenahme von Schiffahrtsabgaben die Verzinsung und Tilgung dieser Summe, welche einen Jahresaufwand von rund 2 Mill. Mark erfordern, nicht gewährleisten zu können. Auch rechnet es damit, daß die Schiffbarmachung des Neckar für sechshundert Tonnenschiffe Heilbronn zu einem großen Umschlagsplatz für das Hinterland mache, was allerdings auf Kosten Mannheims geschehen dürfte.

Eine vollständige Unentgeltlichkeit einer Leistung des Staates, in unserem Falle also die Stromregulierungen, läßt sich selbstverständlich nur dann rechtfertigen, wenn die Gemeinnützigkeit des Dienstes sicher und klar bewiesen wird. Denn eine vollständige unentgeltliche Benutzung bedeutet in jeglichem Falle, daß die Kosten aus dem allgemeinen Steuerfonds aufgebracht werden müssen. Vollständig unentgeltlich sind bekanntermaßen die Landstraßen. Hier ist der Volkswirtschaft ein völlig freies Genußgut übergeben worden. Die Aufhebung der Weggebühren ist aber nicht schon vor dem Ausbau des Eisenbahnnetzes erfolgt, als der gesamte Handel und Verkehr sich auf ihnen bewegte und sie den denkbar höchsten Grad der Gemeinnützigkeit erlangt hatten, sondern vielmehr erst in jüngster Zeit, als sie also nicht mehr die frühere Bedeutung hatten. Damals hat aber Preußen sich wohl gehütet, diese Abgaben aufzuheben, solange sie noch etwas einbringen konnten, trotzdem Belgien und Frankreich zur Belebung des Transithandels längst diesen Schritt vollzogen hatten. Die Abgabenfreunde können demnach nicht gut ihre Stellungnahme damit begründen, daß die Wasserstraßen nicht den Charakter der Gemeinnützigkeit hätten, die erforderlichen Aufwendungen also nicht dem allgemeinen Steuerfonds aufgelegt werden dürften. Allerdings führen die Wasserstraßen nicht zu allen Städten hin, zu welchen man auf Landstraßen und Eisenbahnen gelangen kann; aber es steht demgegenüber doch fest, daß an den Vorteilen der Flüsse das ganze Hinterland teilgenommen hat, und zwar in Form billigerer Frachtsätze. Denn die direkte Eisenbahnverbindung ist ja doch überall viel zu teuer, um allein auf weite Strecken der Industrie ihre geringwertigen Rohmaterialien zu liefern. Damit die Eisenbahnen ihren höchsten Nutzeffekt wirklich ausüben, ist also der Umschlag vom Fluß notwendig. Und diejenigen Eisenbahnen, die mit Bekämpfung des Umschlags vorgehen, wie es in Frankreich geschieht, schneiden sich nur selbst ins eigene Fleisch. Nach der Argumentation des früheren Eisenbahnpräsidenten Ullrich („Eisenbahntarife und Wasserstraßen") dürfen natürliche Wasserstraßen so lange nicht als freies Genußgut der Volkswirtschaft zu Gebote stehen, als die Eisenbahnen nach erwerbswirtschaftlichen Gründen betrieben werden. Aber dieser Vergleich hinkt doch deshalb ganz gewaltig, als beim Flusse doch nur die Fahrbahn als solche dem Staate gehört, während der Eisenbahnbetrieb die Zusammengehörigkeit von Fahrbahn und Betriebsmittel notwendigerweise mit sich bringt. Auf den Kanälen wird die Sache ebenso sein, sobald der Staat das Schlepp-

monopol völlig in der Hand hat. Aber die Verstaatlichung des Betriebes auf Rhein, Elbe und Oder ist sicherlich nicht sehr einfach.

Die Schiffahrtsabgaben sollen nach dem Gebührenprinzip erhoben werden, d. h. es darf nicht mehr gefordert werden, als zur Deckung des im Interesse der Schiffahrt gemachten Aufwandes erforderlich ist. Jegliche Gebühr soll aber eine Gegenleistung für eine klar erkennbare Leistung sein. Zu solchen klar erkennbaren Leistungen gehört z. B. die Benutzung von Kranen und anderen besonderen Veranstaltungen. Hier weiß jeder, der zahlt, auch, was er für diese Zahlung erhält; hier stehen Dienst und Gegendienst einander klar gegenüber. Aber bei den in Aussicht gestellten Schiffahrtsabgaben ist dies durchaus nicht der Fall. Denn jeder soll zahlen, der die Wasserstraße benutzt. Dem kleinen Schiffer ist es aber nicht nur gleichgültig, ob das Fahrwasser verbessert wird oder nicht, sondern er hat sogar lebhaftes Interesse an niedrigem Wasser. Dann wird er bekanntermaßen am meisten gebraucht, wenn er zum Leichtern nötig ist, während die großen Gesellschaften ihren Kahnraum nicht ausnützen können. Trotzdem sollen die kleineren, die Partikulierschiffer, an ihrem Teil mitbezahlen. Und wie steht es bei den großen Gesellschaften? Einstweilen ist ihr vorhandener Schiffsraum zur Besorgung ihrer Bedürfnisse noch vollauf groß genug; sie haben deshalb auch kein Verlangen nach Vertiefung der Wasserrinne. Und wenn aus den Gebühren die Seitenströme und Oberläufe reguliert werden sollen, dann hat das zur Folge, daß alle diejenigen, welche die Abgaben zahlen, sich selber damit unmittelbar schädigen. Denn Mannheim hätte, wenn man seinen bisherigen Verkehr der Berechnung zugrunde legt, allein 58 Prozent der gesamten Rheinschiffahrtsabgaben zu tragen, und es ist selbstverständlich und auch nirgendwo bestritten worden, daß Mannheim nur Nachteile von jenen Verbesserungen haben wird, die anderen zugute kommen. Die Erhebung der Abgaben nach dem Gebührenprinzip muß deshalb von vornherein für die Volkswirtschaft abgelehnt werden.

Die Abgaben sind auch wegen der Bemessung ihrer Höhe und der Verteilung abzulehnen. Die Bemessung der Gebühr soll sich nach dem Werte der Ladung richten, für die fünf verschiedene Stufen vorgesehen sind, und zwar von 0,1 Pfennig bis hinab zu 0,02 Pfennig für den Tonnenkilometer. Das ist zwar ein Maßstab, der allen Wertzöllen und Wertfrachttarifen zugrunde gelegt wird, ein Maßstab, der auch des öftern das Richtige treffen mag, der aber im Prinzipe deshalb ganz und gar falsch ist, weil in Wirklichkeit der Gewinn gar nicht von dem Werte der Waren abhängt, die man verkauft oder verfrachtet, sondern nur von der Wertsteigung, die sie durch den Umsatz oder den Transport bekommen könnten, die an sich aber auch ausbleiben kann. Die schematische Wertklassifikation hat bisher noch in allen Eisenbahntarifen versagt, weil oft die wertvollen Güter die starke Belastung gar nicht vertragen können. Aus diesem Grunde ist die Notwendigkeit der Ausnahme und Exporttarife immer dringender geworden, wodurch das Tarifschema aber zu einem bloßen Scheinbilde herabgesunken ist. Eine

derartige Gebührenberechnung wird die Kleinschiffer am härtesten treffen. Die Kosten, mit denen sie arbeiten, sind naturgemäß für ihren kleinen Laderaum immer größer als die der Großschiffahrt. Ihre Fahrten sind auch viel unregelmäßiger, die Verwendung ihres Kahnraumes ist nicht so sicher und gleichmäßig und schon deshalb gestaltet sich eine Rohertragsabgabe für sie vor allem verhängnisvoll. Unter solchen Umständen geht für sie von ihrem Reinertrage viel mehr ab, als es beim Reinertrag der Großschiffahrt der Fall ist. Aber auch diese ist in wenig besserer Lage, wie ein einziger Blick auf die Dividendenergebnisse der einzelnen Gesellschaften zeigt. Wenn bei alten Gesellschaften die Ergebnisse etwas besser sind als bei den jungen, so findet dies darin eine Erklärung, daß jene zum größten Teil mit amortisiertem Kapital arbeiten. Das wirklich vorhandene werbende Kapital ist bei ihnen ja ein ganz anderes als das Aktienkapital, nach welchem die Dividenden berechnet werden. Es wäre aber ein Trugschluß, sie für leistungsfähiger zu halten, weil sie ihre Schiffe größtenteils abgeschrieben haben. Wenn wir aber selbst aus dem Reinertrage noch einen scheinbar günstigen Schluß auf den Stand der großen Gesellschaften ziehen wollten, so hat die Handelskammer Mannheim eine sorgfältige Berechnung aufgestellt, welche ergibt, daß selbst bei einer der günstiger arbeitenden Gesellschaften 66 Prozent ihres Reingewinns durch die Schiffahrtsabgaben in der vorgesehenen Höhe absorbiert werden würden. Bei den anderen ist es noch mehr; denn die Großschiffahrt arbeitet mit geringem Nutzen, was für die Volkswirtschaft fraglos von Nutzen ist. Aber es geht nicht an, diesen kleinen Reingewinn noch durch Schiffahrtsabgaben zu verringern. Es müßte dann entweder die Schiffahrt und damit auch ihre volkswirtschaftliche Wirksamkeit eingeschränkt werden, oder es muß eine Verteuerung eintreten — wohlgemerkt, wo sie eintreten kann. Unter keinen Umständen darf eine Verteuerung der Lebensmittelpreise durch die Abgaben kommen. Wenn der Getreidehandel die Abgaben auf die Mühlen abwälzen wird, so muß man damit rechnen, daß diese nicht Träger der Abgaben sein können, da etwa 30 Prozent des Reingewinns von ihnen aufgezehrt werden würden. Der Konsum müßte alle die Abgaben auf sich nehmen, die dann aber nicht nur keinen Gebührencharakter mehr hätten, sondern sogar als indirekte Steuern wirkten. Denn es ist nicht gleichgültig, ob sich die Fracht für die Tonne Getreide von Rotterdam nach Basel, als Umschlagsplatz für das südliche Baden, um 0,83 Mark, nach Mannheim um 0,57 Mark und nach Konstanz sogar um 1 Mark teurer stellt als ohne Abgaben. Durch die Bestimmung, daß der Durchgangsverkehr frei bleiben soll, wird sogar erreicht, daß der ausländische Schiffer für die Vorteile, die ihm wie seinen deutschen Kollegen unsere Ströme gewähren, erheblich weniger zahlt als dieser.

Wir haben in unseren Ausführungen nur die allgemeinen Gesichtspunkte streifen können, die durch die Frage der Schiffahrtsabgaben aufgerollt worden sind. Aber diese werden ausgereicht haben, um die Bedeutung der ganzen Angelegenheit zu erfassen. Wenn der Bundesrat die Änderung der Reichs-

verfassung, also die preußische Gesetzesvorlage annehmen sollte, ist ihr im Reichstage bei der heutigen Stellung der Parteien unter allen Umständen die Mehrheit gesichert. Die Einführung von Abgaben auf unseren natürlichen Wasserstraßen würde dann ein weiteres Stück einer Politik sein, die allein nach fiskalischen Gesichtspunkten gestaltet wird. Erst die Schiffahrtsabgaben, dann Verteuerungen und Erschwernisse im Fernsprechwesen, dann vielleicht eine Erhöhung, sicherlich aber keine Ermäßigung der Eisenbahntarife. Und das alles im alleinigen Interesse der gesamten Volkswirtschaft und zum „Schutze der nationalen Arbeit"!

Tod des Raimondo Orsini, Silla Savelli und Ottavio Rusticucci im Kampf mit den Sbirren unter Gregor XIII. (1583).

Aus einer altitalienischen Handschrift übersetzt von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski.

Henri Beyle, der sich nach Winckelmanns deutscher Vaterstadt Stendhal nannte und jetzt, siebzig Jahre nach seinem Tode, einen späten Ruhm erlebt, den die Zeitgenossen ihm verweigerten, den er selbst jedoch vorausah, hatte in den langen Jahren seines italienischen Aufenthalts dreizehn Foliobände anonymer Chroniken der Renaissancezeit gesammelt und diese als Unterlage für seine „Chroniques Italiennes" (deutsch als „Renaissancenovellen", Band IV der deutschen Gesamtausgabe von Stendhals Werken, Eugen Diederichs Verlag in Jena) benutzt. Auch in seinen berühmten Roman „Die Kartause von Parma" (Band VI u. VII der deutschen Ausgabe) hat er eine dieser Chroniken verwoben, ja aus einer anderen die ganze Fabel dieses Romans herausgesponnen. Sein plötzlicher Tod im Jahre 1842 vereitelte die Fortführung dieses Unternehmens, gerade an dem Tage, als ihm die Revue des Deux Mondes eine größere Summe für neue Renaissancenovellen vorgeschossen hatte. Die dreizehn Foliobände gingen 1851 in den Besitz der Pariser Nationalbibliothek über, sind aber von der französischen Stendhalforschung bis heute noch nicht zum Quellenstudium der „Chroniques Italiennes" herangezogen worden. Friedrich von Oppeln-Bronikowski, der Herausgeber der deutschen Stendhalausgabe, hat diese Arbeit übernommen und wird anläßlich der in Vorbereitung befindlichen 2. Auflage der „Renaissancenovellen" nicht nur diese Quellenanalyse vornehmen, sondern auch eine Reihe anziehender Varianten aus den alten Chroniken schöpfen. Die nachfolgende Chronik gehört in den Dunstkreis der Novelle „Vittoria Accoramboni". Sie schildert ungemein anschaulich die heillosen Rechtszustände im Rom des ausgehenden Cinquecento und erscheint hier zum ersten Male im Druck. D. Schriftltg.

Folgende seltsame und verhängnisvolle Tragödie ist des Mitleids und der Tränen wert. Es ging das Gerücht, daß ein großer Bandit (Verbannter) nachts durch die Straßen Roms streifte und kecke Rachetaten verübte. Zahl-

reiche Schändlichkeiten von ihm wurden ruchbar, und dies kam schließlich dem Papst Gregor XIII. zu Ohren.

Seine Heiligkeit ließ den Gouverneur von Rom rufen und befragte ihn, wie das zuginge, worauf ihm das Obige kundgetan ward. Der Papst gab strengen Befehl, den Missetäter einzukerkern, und drückte sein Befremden aus, daß die Justiz so saumselig sei, während er von seinen Untertanen nichts als Klagen vernähme.

Als der Gouverneur den Segen des Papstes empfangen, verließ er ihn und beschied den Bargello zu sich. Diesem gebot er durch Späher festzustellen, wo der Rebell sich versteckt hielte, und ihn auf ausdrücklichen Befehl Seiner Heiligkeit zu verhaften. In den folgenden Nächten ward man seiner nicht habhaft; vielleicht hatte er gewittert, daß man ihm auf der Spur war; vielleicht auch sagte es ihm eine Ahnung. Doch schließlich ermittelte der Bargello, daß er sich im Palast Orsini versteckt hielt und diese Freistätte nicht verließ. Nachdem er festgestellt hatte, daß niemand im Palast anwesend war, nahm er eine Anzahl seiner Leute, sprach ihnen Mut zu und drang in den Palast, um den Befehl seiner Oberen zu vollstrecken. Und in der Tat glückte diese Überrumpelung aufs beste, da die Sbirren vom Hof aus durch ein geheimes Pförtchen eindrangen und den Banditen schlafend und waffenlos fanden. So geschehen am 26. April 1583.

Er wurde in Ketten gelegt und nach dem Kerker abgeführt. Der Zufall fügte es, daß gerade Herr Raimund Orsini in Begleitung von Silla Savelli und Ottavio Rusticucci mit zwei oder drei anderen Gefährten und dem üblichen Gefolge vom Land in die Stadt geritten kam. Er hatte bereits von dem Vorfall Meldung erhalten, und als er den Bargello erblickte, schrie er ihn an, wie er dazu käme, ohne seine Genehmigung in seinen Palast zu dringen und sein Hausrecht zu verletzen. Er solle den Gefangenen auf der Stelle freigeben Der Bargello erwiderte, er handle auf höheren Befehl und das genüge ihm. Umsonst wiederholte Orsini mehrmals seine Aufforderung; und auch seine Begleiter stellten dem Bargello vergebens vor, es sei ihre Sache, den Banditen gegen solche Befehle in Schutz zu nehmen. Schließlich riß dem Rusticucci die Geduld und er versetzte dem Bargello mit der Reitpeitsche einen wütenden Schlag ins Gesicht. Ergrimmt rief dieser seinen Leuten zu: „Was wartet ihr denn, Feiglinge, bis ihr alle ermordet seid!“

Kaum hatte er dies gesagt, so schlugen die Sbirren ihre Karabiner an, riefen „Zurück da!“ und gaben Feuer. Mehrere wurden verwundet und retteten sich, da sie ohne Waffen waren, zwischen die Beine ihrer Pferde.

Nun entspann sich ein Straßenkampf mit heftigem Schießen; Orsini und Savelli wurden verwundet und der arme Rusticucci fiel. Vom Pferde herabhängend, wurde er noch ein Stück geschleift. Die beiden anderen Verwundeten wurden in Sänften nach ihren Häusern geschafft und verbunden; doch umsonst, denn trotz sorgsamster Pflege starben sie am folgenden Tage zum großen Leidwesen ihrer Familien.

Während dieses Straßenkrawalls war der Kardinal Montalto*), nur von einem Diener begleitet, des Weges gekommen. Er stellte sich älter und gebrechlicher, als er war; im übrigen verließ er sich darauf, daß man seiner hohen Würde Respekt erweisen werde. Da er nicht mehr zurück konnte, so geriet er in das Handgemenge hinein und die Schüsse umkrachten ihn von allen Seiten. Er flüchtete sich in den Laden eines Handwerkers, desgleichen sein Diener, der eine schlimme Wunde davontrug. Er wähnte, es sei auch um ihn geschehen; und jedenfalls starb sein Diener am nächsten Tage.

Dies Ereignis mißfiel nicht nur dem Papste aufs höchste, so daß es ihn schon gereute, den Befehl zur Gefangennahme gegeben zu haben, sondern auch ganz Rom, insbesondere der ganzen Sippe der drei Familien, die nach Rache für diesen rohen Exzeß dürsteten. Von den Gütern der Orsini strömten zahllose Lehnsleute nach Rom und erstachen alle Sbirren, die ihnen ans Messer kamen. Sie verfolgten sie bis in den Vatikan hinein, so daß die unglücklichen Sbirren nicht mehr wußten, wohin sie sich retten sollten. Ebenso stellten die Vasallen der Savelli und der anderen Barone Tag und Nacht den Sbirren und besonders dem Bargello nach; und man wußte nicht, wie solchem Aufruhr zu steuern sei. Ganz Rom war so in Empörung, daß es einen dauern konnte, insbesondere der Adel; denn niemand entsann sich einer gleich verwegenen und grausamen Missetat.

Der Kardinal Montalto hatte sich zu einem Chorherrn geflüchtet, wohin man ihm fünfzig Soldaten schickte, um ihn heimzugeleiten. Am Tage darauf begab er sich zum Papste und meldete ihm nicht nur den Tod des armen Rusticucci, den er mit eigenen Augen gesehen, sondern auch den seines eigenen Dieners, und erbot sich zur Vermittlung bei den Familien der Ermordeten, insbesondere den Orsini, damit die Ordnung in der Stadt wieder hergestellt würde. Denn es wagte sich schon keiner mehr des Nachts auf die Straßen, aus Furcht, in ein Scharmützel zwischen den Leuten des Fürsten und den Sbirren zu geraten oder gar für einen von ihnen gehalten zu werden. Überdies war die Stadt voll von Übeltätern, die bei dieser Gelegenheit im trüben fischten.

Der Papst nahm dieses Anerbieten nicht nur an, sondern bat den Kardinal auch inständigst, alles aufzubieten, um die Gemüter zu besänftigen, sowie den Hinterbliebenen sein tiefes Bedauern auszudrücken. Nicht er trage die Schuld an diesem Vorkommnis, sondern der Bargello und seine Leute; und er werde die Schuldigen gebührend bestrafen.

Der Kardinal verhandelte, wie verabredet, mit den Baronen und schob alle Schuld auf den Bargello und dessen plebejische Frechheit. Worauf man

*) Der spätere Papst Sixtus V. (1590 bis 1595). Die Legende, die auch sein späterer Biograph Gregorio Leti aufnahm, behauptete, er habe den hinfälligen Greis gespielt, um seine Papstwahl zu erleichtern, und sei mit Krücken in das Konklave nach Gregors XIII. Tode gekommen, habe diese aber sogleich von sich geworfen, als er seine Erwählung erfuhr.

ihm erwiderte, daß der eigentliche Schuldige der Gouverneur von Rom sei, der töricht genug keine bestimmten Befehle gegeben, sondern einem elenden Sbirren die Freiheit gelassen habe, in einen fürstlichen Palast einzudringen. Man verlangte seine (des Gouverneurs) Absetzung nebst anderen Genugtuungen und drohte, sich am ganzen Kirchenstaat schadlos zu halten. Doch der Kardinal wußte durch geschickte Vorstellungen den Gouverneur zu retten und alle Schuld auf den Bargello zu bürden, dessen Hinrichtung er in Aussicht stellte.

Inzwischen waren die Läden und Backöfen in Rom und anderen Orten, an denen Geld verwahrt war, tagelang geschlossen; der Kardinal Buoncompagni, des Papstes Neffe, hatte Soldaten davor postiert, um sie zu bewachen.

Als der Bargello den ganzen Adel in Aufruhr sah und hörte, daß man den Gouverneur zur Verantwortung ziehen wolle, begann er für sein Leben zu fürchten. Und da er sich in Rom nirgends mehr sicher fühlte, so verkleidete er sich als Lastträger, lud ein leeres Faß auf seine Schulter, beschmierte sich das Gesicht mit Schmutz und ließ alles, was er hatte, im Stich, um allein aus der Stadt und dem Kirchenstaat zu entweichen; denn er wagte sich niemandem anzuvertrauen. So gelangte er fast unbemerkt in die Campagna hinaus. Doch der Kriegskommissar hatte auf des Papstes Befehl mehrere Kompagnien Soldaten auf die Landstraßen geschickt und überdies Späher ausgesandt, denen er hohe Belohnung verheißen; und so ward er in einer Osteria, ein paar Meilen vor der Porta San Giovanni, wo er eingekehrt war, aufgegriffen und etliche Tage danach auf dem Platz vor der Engelsburg im Beisein einer großen Volksmenge gehenkt.

Von den anderen Sbirren wurde keiner von der Justiz belangt, da die, welche an der Gefangennahme des Banditen und dem Straßenkampf teilgenommen, soweit sie sich nicht durch die Flucht gerettet hatten, elendiglich in Stücke gerissen worden waren; auch mehrere andere, die nicht dabei gewesen waren, waren erschlagen worden.

Der Papst war so zufrieden mit dem geschickten Vorgehen des Kardinals Montalto, das der Stadt den Frieden wiedergegeben hatte, daß er sich entschloß, das Volk durch Ernennung einiger Kardinäle zu erfreuen, was am 16. Dezember geschah. Drei darunter haben es zur Papstwürde gebracht.

Wandlungen des Naturerkennens

Von Wilhelm Wachter

Was uns die griechischen Philosophen schon aus den fünf letzten Jahrhunderten vorchristlicher Zeitrechnung über das Weltganze, über unsern Sonderplaneten „Erde", über deren natürliche Entstehung und Beschaffenheit berichten, verdient mehr ein Naturahnen als ein eigentliches Naturwissen genannt zu werden.

Die frühesten Spuren wissenschaftlich geläuterten Naturerkennens weisen auf Kopernikus zurück. Seine im Jahre 1530 erstmals das Licht der Welt erblickenden „Libri de orbium coelestium revolutionibus" stürzten das dreizehn Jahrhunderte lang sich lebensfähig erhaltende geozentrische Weltensystem des Ptolemäus. Das Dogma von der feststehenden Erde und der um sie kreisenden Sonne hatte durch des Kopernikus wissenschaftliche Beweisführungen ein für allemal den Todesstoß empfangen. Diesem Lebenswerk des genialen Mannes kommt die Bedeutung einer wahren naturwissenschaftlichen Großtat zu, wennschon sie sich nur langsam und mühevoll hindurchrang durch die Geistesnacht des späten Mittelalters. Sie zeigt auf rein naturwissenschaftlichem Gebiet das erste feindliche Zusammentreffen exakter Forschung mit traditionell überkommener, gedankenlos und unkritisch nachgesprochener Hypothese.

Um des Kopernikus geistiger Großtat willen litt Giordano Bruno, einer ihrer begeistertsten Verfechter, im Jahre 1600 den Feuertod der Inquisition in demselben Rom, in dem genau hundert Jahre zuvor Kopernikus die akademische Jugend in die Geheimnisse des Naturerkennens einzuführen sich bemüht hatte. Und ebenda wurde weitere dreißig Jahre danach der greise Galilei der Folter überantwortet, weil auch er schon geistig reif genug war, um Tatsachen von Hypothese unterscheiden zu können, weil auch er von des Kopernikus bewiesener Idee nicht lassen konnte.

Kants im Jahre 1755 erschienene „Theorie des Himmels" gibt den ersten, wissenschaftlich wohlbegründeten Aufschluß speziell über das natürliche Entstehen unseres Sonnensystems. Aus ihm erst leitete ein halbes Jahrhundert später der französische Physiker und Astronom Laplace seine so berühmt gewordene kosmische Nebeltheorie her, die heute noch als das Kant-Laplacesche Weltensystem allen

Anforderungen eines Naturerkennens genügt, das sich das Prädikat der Wissenschaftlichkeit mit Fug und Recht beilegen darf.

Einige Jahre zuvor schon hatte Laplaces Landsmann und Zeitgenosse, der berühmte Chemiker Lavoisier, durch Einführung der Wage in das Laboratorium des Chemikers der exakten, wissenschaftlichen Methode die Bahn und damit zugleich der Phlogistontheorie den Hals gebrochen, die so viele schöne Geisteskraft seither absorbierte. Nun erst fing man an, in den wissenschaftlichen Werkstätten mit Methode zu arbeiten. Ein neues Element der anorganischen Natur um das andere wurde entdeckt, nach immer komplizierteren chemischen Verbindungen im organischen Reich wurde gefahndet. Und der Aufschwung, den so die aus dem mittelalterlichen Gewand der Alchemie herausgeschlüpfte exakte chemische Forschung erfuhr, teilte sich alsbald auch den übrigen Zweigen des Naturwissens mit. Die Heilkunde, die Physiologie, Physik, Zoologie und Botanik wurden der zur exakten Wissenschaft aufgerückten Chemie später mehr oder minder tributpflichtig.

Zu dem Physiker und Mathematiker Laplace und zu dem Chemiker Lavoisier gesellte sich auf der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts als dritter Landsmann und Zeitgenosse noch der Zoologe und Botaniker Lamarck, der eigentliche Begründer der Entwickelungslehre, der von dem damaligen Gelehrtencliquentum der französischen Akademie totgeschwiegene Vorläufer Darwins. Es ist gewiß bemerkenswert, daß fast zur selben Zeit, da in Deutschland Kant der im vielhundertjährigen Frondienst der Tradition stehenden, zur öden, unfruchtbaren Scholastik ausgearteten Philosophie durch die glänzendste Großtat auf dem Gebiet rein spekulativen Denkens zu neuem Ansehen verhalf, in Frankreich die naturalistische Schule eines Descartes eine Anzahl Männer hervorbrachte, die in erster Linie dazu berufen waren, die seither beinahe nur in dilettantischer Empirie dunkel umhertastende Naturkunde zu einer exakten, methodisch forschenden Wissenschaft emporzuheben. Allen voran leuchtet unter den Zeitgenossen das Dreigestirn Laplace-Lavoisier-Lamarck. Aber das helle Rot, das von diesem Dreigestirn aus über das nun folgende naturwissenschaftliche Zeitalter hinwegstrahlt, rührt nicht bloß vom Schein der Morgenröte her, die sich endlich am geistigen Himmel einer neuanbrechenden Aufklärung zeigt, sondern deutet auch mahnend und dräuend auf Lavoisiers freventlich vergossenes Lebensblut hin. Die Menschenbestien der französischen Revolution scheuten selbst nicht davor zurück, ein im Dienste der höchsten Wissenschaft stehendes Menschenleben ihren atavistischen Trieben zu opfern.

In Frankreichs Hauptstadt erblühte damals zwischen rauchenden Barrikadentrümmern und auf einem Boden, der sich an Menschenblut satt getrunken, die schon ein volles Säkulum bestehende Académie des sciences zu neuem Leben. Auf Jahrzehnte hinaus wurde sie zur wichtigsten Pflanzstätte der jung und mächtig aufkeimenden Naturwissenschaften. Wo immer in der gebildeten Welt zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts auf naturwissenschaftlichem Gebiet eine wichtige Entdeckung gemacht, eine umsichtige Hypothese aufgestellt wurde,

auf der Akademie zu Paris prüfte man sie nach, hieß sie gut oder verwarf sie. Hier erst erhielt jede naturwissenschaftliche Errungenschaft ihre höhere Weihe, hier erst wurde ihr der Stempel der Echtheit aufgedrückt, daß sie sich ohne Scheu vor aller Welt sehen lassen durfte. Und die Académie des sciences zu Paris genoß zu keiner Zeit ein größeres Ansehen als in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts, da Cuvier — damals der bedeutendste vergleichende Anatom — zu ihren Mitgliedern gehörte.

Hier an der Akademie zu Paris war es auch, wo dermalen der wissenschaftliche Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint Hilaire entbrannte und ausgefochten wurde, ein Streit, der fast ein halbes Menschenalter lang die ganze Kulturwelt in Bewegung hielt, ein Streit, an dem auch Goethe bis an sein Lebensende den regsten Anteil nahm. Cuvier vertrat noch immer die damals allgemein herrschende Katastrophentheorie. Die Paläontologie lag noch im argen. Man betrachtete alle noch lebendenden Tierstämme, die Klassen, Ordnungen, Gattungen und Arten als genetisch scharf getrennte Produkte einer jeweils besonderen Schöpfungsphase. Man zweifelte an einem inneren Zusammenhang. Von verbindenden Gliedern, von sogenannten Zwischenstufen wußte man nichts, oder verschloß sich absichtlich deren Kenntnisnahme. Die gesamte Pflanzen- und Tierwelt vorausgegangener Epochen glaubte man allemal durch eine besondere Erdkatastrophe restlos vernichtet. Die in den Gesteinsschichten, in den Ablagerungen ehemaliger Meeresböden eingebettet liegenden Fossilien ließ man entweder ganz unbeachtet, oder man mißdeutete sie in ihrem Werten für die Bestimmung eines inneren genetischen Zusammenhangs mit noch lebenden Organismen.

So hielt man die in den Erdstraten des Tertiärs oder Diluviums vielfach aufgefundenen Riesenknochen großer Säugetiere für Überbleibsel von solchen Wesen, an denen der Schöpfer sein Schaffenskönnen noch erst probiert habe, die ihm also bei der Erschaffung mißlungen oder mißraten wären. Geoffroy de Saint Hilaire dagegen bekannte sich zu der Ansicht des namentlich von Cuvier und seiner Schule totgeschwiegenen Lamarck, der im ganzen Tier- oder Pflanzenreich nur eine einzige im inneren Aufbau zusammenhängende Stufenleiter nach immer größerer Vervollkommnung strebender, immer höher differenzierter Organismen sah. Die scharf zu unterscheidenden Arten betrachtete er nicht als unverrückt feststehende Typen einer jeweils von Grund aus geschehenen Neuschöpfung, vielmehr galten sie ihm als schwankende Formen, deren Organe sich den auf der Erdoberfläche gerade herrschenden Lebensbedingungen anzupassen verstanden. Die so allmählich als zweckmäßig erworbenen Einrichtungen und Funktionen des Körpers gingen dann durch Vererbung auf ungezählt viele nachfolgende Generationen über, bis sie ihre typische Vollendung erreicht hatten. Lamarck nahm also schon ein halbes Jahrhundert vor Darwin den Standpunkt der Deszendenzlehre ein. Neu hinzu brachte der englische Naturforscher nur die Wandlungsfähigkeit der Einzelindividuen einer feststehend gewordenen Art und die züchtende Naturauslese im Kampf ums Dasein. Saint Hilaire zählte auch

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

zu den wenigen, die den im Pariser Becken — einem ausgetrockneten Tertiärmeere — aufgefundenen Tierknochen mehr Bedeutung beilegten als bloßem Studienmaterial zur vergleichenden Anatomie. Und trotzdem galt seine Ansicht Jahrzehnte über für falsch, weil — Cuvier der Académie des sciences in Paris und damit zugleich der ganzen wissenschaftlichen Welt seine Katastrophentheorie als die einzig richtige aufzwang.

Inzwischen war die Paläontologie selbst zu einer Wissenschaft erstarkt. Überall auf der Erde bot sich ihr willig Material dar. Wo immer man Kohlenschächte grub, Bergwerke anlegte oder Steinbrüche abbaute, fand man auch fossile Reste ausgestorbener Tiergeschlechter. Und überall auf der Erde lagen diese in einander entsprechenden gleichaltrigen Schichtenablagerungen und bekundeten in ihrem anatomischen Bau ein stetes Aufwärtsstreben, je mehr sie sich den geologisch jüngeren Erostraten näherten. Man lernte die aufeinander folgenden Schichtenkomplexe der Erdkruste immer schärfer begrenzen, stieß auf immer mehr entwicklungsgeschichtlich verbindende Momente zwischen Tiergruppen längst vergangener Erdepochen, zwischen solchen, die in verhältnismäßig jüngerer Zeit der Erdgeschichte gelebt haben und solchen, die noch heute die Erdoberfläche bevölkern. Man blätterte immer weiter und weiter im Geschichtsbuch der Erdkruste und las darin mit um so größerem Erfolg, mit um so größerer Sicherheit, als man von vornherein die Gewißheit hatte, in diesem mächtigen Buche keine Druckfehler zu finden. Als die Paläontologie, durch ihre nunmehr mit Methode erzielten Funde immer kühner geworden, vorausblickend sogar das Vorkommen des Diluvialmenschen verkündete, erklärte Cuvier im überzeugten Brustton einer keinen Widerspruch kennenden Autorität: „Der Mensch hat zur Diluvialzeit noch nicht gelebt." Und das ganze wissenschaftliche Europa glaubte es und sprach es der alles Besserwissen ausschließenden Autorität Cuviers gläubig nach.

Es war sein letzter autoritativer Sieg über die Anhängerschaft des totgeschwiegenen Lamarck. Denn bald darauf hob der unermüdliche Gelehrte Boucher de Crèvecoeur de Perthes im Flußgebiet der Somme bei Abbeville seinen ewig denkwürdigen prähistorischen Schatz, wohl die wichtigste Entdeckung, die je auf paläontologischem Gebiet gemacht wurde. de Perthes ließ, der Wissenschaft die größten persönlichen Opfer bringend, an vielen Stellen des Sommetals den Diluvialschutt bis hinab zu den obersten, ungestört daliegenden Tertiärschichten abtragen und nach fossilen Fundstücken durchsuchen. Sein Mühen wurde reichlich belohnt. Zu Tausenden von Exemplaren fand er Steinartefakte in jeder Größe und von selten vollkommener Ausführung inmitten der Skelette großer Diluvialsäugetiere. Da lag es auf einmal klar zutage: Es hat doch einen Diluvialmenschen gegeben, vielleicht sogar einen Tertiärmenschen. Solche Werkzeuge, Beile, Hämmer, Pfriemen, Pfeil- und Lanzenspitzen, aus dem härtesten Feuerstein (Flint) gefertigt, poliert, gebohrt und zugeschliffen, konnten nur aus des Menschen Hand hervorgegangen sein, und zwar aus einer Hand, die an Geschicklichkeit derjenigen eines Amaxosakaffern oder eines Botokuden von heute in nichts nachstand.

Cuviers Autorität war damit von Grund aus erschüttert. Geoffroy de Saint Hilaire ging aus dem langjährigen Streit mit dem berühmteren Kollegen nun doch als Sieger hervor. Die Académie des sciences ehrte ihn dadurch, daß sie sich nachträglich unumwunden zu seiner wissenschaftlichen Anschauung bekannte. Der alte Goethe, der Entdecker des Zwischenkiefers beim Menschen, erlebte noch kurz vor seinem Tode die Freude, den für die moderne Entwicklungsgeschichte grundlegenden Streit zugunsten Saint Hilaires entschieden zu sehen. Als der bescheidene und nur allzu schüchtern auftretende Charles Darwin endlich, im Jahre 1859, auf dringendes Zureden von Wallace hin mit seinem epochemachenden Erstlingswerk über „Die Entstehung der Arten" sich an die Öffentlichkeit wagte, hatte die alte Lamarcksche Entwicklungstheorie eigentlich schon auf allen Gebieten des Naturwissens festen Fuß gefaßt. Dieser Umstand trug zweifellos nicht wenig dazu bei, daß das Darwinsche Zuchtwahlsprinzip sofort in der wissenschaftlichen Welt einschlug, daß es sich die Herzen der zeitgenössigen Naturforscher im Sturm eroberte.

Der Würfel war gefallen. Mit der Wandelbarkeit der seither als unerschütterlich feststehend angesehenen Gattungen und Arten hatte das starre, traditionelle Schöpfungsdogma so ganz unversehens einen gewaltigen Riß bekommen. Mit wie ganz anderen Augen betrachtete der Forscher von nun an die Vorgänge ringsum in der lebendigen Natur! Da gab es nirgendwo mehr einen Stillstand. Nichts in der ganzen Lebewelt entzog sich fortan dem einmal erkannten, unaufhaltsam wirkenden Gesetz ewig fortschreitender Neubildung und Höherdifferenzierung. Und wo, wegen der Kürze der wirksamen Zeit, der zielbewußt verbreitende Tier- und Pflanzenzüchter nur lückenhafte Erfolge erzielte, da griff der Paläontologe mit seinen in den verschieden alten Erostraten gemachten Funden ergänzend ein und lieferte den greifbaren Nachweis, daß es in weit zurückgelegenen Epochen der Erdkrustenbildung auch an solchen Übergangsformen nicht fehlt, die selbst Stammestypen der Tierwelt miteinander verbinden, so daß das ganze, gewaltige Organismenreich unserer Erde heute als ein aus den denkbar niedrigsten Anfängen gewordenes vor unserm erstaunten Auge sich auftut. Jede Altersstufe der Erdkruste beherbergt in ihrem Schoße eingebettet die ihr eigene Flora und Fauna. Und je höher wir aufsteigen in der Schichtenfolge, je mehr wir uns den jüngeren und jüngsten Ablagerungen nähern, desto vollkommener erweist sich der Bau und die Organausrüstung der darin auf die Gegenwart überkommenen Tier- und Pflanzenformen.

Und der Mensch? So frug man damals schon, bald nach dem Erscheinen von Darwins Erstlingswerk, nicht ohne Herzklopfen im Lager der exakten Wissenschaftler, nicht ohne Spott und Hohn, nicht ohne gelindes Schaudern oder zweifelnde Resignation innerhalb der wißbegierigen Laienwelt. Und der Mensch — das Ebenbild Gottes? Er sollte auf dieselbe Weise entstanden sein, den gleichen entwicklungsgeschichtlichen Weg zurückgelegt haben wie jeder Wurm, jeder Fisch, jede Schlange, jeder Affe? Auch er, der Mensch, sollte aus diesem

heilloſen Durcheinander nach Form und Geſtaltung ringender Maſſe, aus dem allgemeinen Entwicklungsbrei hervorgegangen ſein? Den Menſchen, das verhätſchelte Schoßkind der Mutter Erde, ſollte der Schöpfer nicht eines beſonderen Schöpfungsaktes gewürdigt haben? Der engliſche Forſcher ſelbſt hatte in ſeinem Erſtlingswerk des Menſchen mit keinem Wort Erwähnung getan. Darwin wußte wohl, daß die Frage nach der Abſtammung des Menſchen ſchon auf ſeine „Entſtehung der Arten" ſo ſicher folgen würde, wie der Donner auf den Blitz. Aber er ſchreckte bei ſeinem erſten, nur zögernd in die Welt hinausgeſchickten Werk noch davor zurück, die letzten Konſequenzen zu ziehen. Auch ſtak er ſelbſt noch zu ſehr in der Zwangsjacke der Tradition, um ſich damals ſchon öffentlich von ihr befreien zu können. Vielleicht — wer weiß? — Wenn er nicht in dem bigotten England gelebt hätte, wären keine weitere zwölf Jahre darüber hingegangen, bis er, den Menſchen in ſeine Deſzendenzlehre einſchließend, dem Faß vollends den Boden ausſchlug, indem er auch dem bisher vermuteten Sondergeſchöpf den ihm zukommenden Platz auf der Stufenleiter natürlicher Organismenausbildung anwies.

„Der Menſch, das göttliche Vernunftgeſchöpf, tieriſchem Stamme entſproſſen?" „Der Menſch, der Herr und Gebieter über alles, was da kreucht und fleucht auf Erden, von dem häßlichen Affen abſtammend?" — Dieſer einzige Entrüſtungsſchrei durchzitterte in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die ganze gebildete Welt. Und doch hat weder Darwin ſelbſt, noch irgend ſonſt ein Naturforſcher, der ſich zu Darwins Anſchauung bekannte, von einer Affenabſtammung des Menſchen je auch nur ein Wort verlauten laſſen! Darwin hatte ja nur behauptet, daß Menſchen und nahe Verwandte der noch jetzt lebenden vier Spezies Menſchenaffen zu einer weiter zurückgelegenen Epoche der Erdkruſtenbildung aus einer gemeinſamen Stammform hervorgegangen, ein und derſelben Wurzel entſproſſen ſein mußten. Was, von dieſer gemeinſamen Stammform aufſteigend, ſich auf dem Weg zur Affenwerdung befand, konnte zu keiner Zeit mehr Menſch werden, ſo wenig als eine Stammform der Huftiere, die einmal die Entwicklungsbahn des Rhinozeros betreten hatte, zu einem Pferd oder Eſel werden konnte.

Wenn Darwins Deſzendenzlehre ſeinerzeit ſogar die Vorſichtigeren, Bedächtigeren in den allgemeinen Rauſch mit hineinriß und für einige Jahrzehnte darin feſthielt, ſo geſchah dies nicht zum wenigſten deshalb, weil man durch ſie mit einem Male den Weg gefunden glaubte, um dem uns zunächſt liegenden Schöpfungsrätſel des „Zweckmäßigen" auf ganz natürliche Weiſe beizukommen. Der nimmer raſtende Kampf ums Daſein beſorgt draußen in der Natur im großen, ſcheinbar beabſichtigt, die Zuchtwahl, die wir in den uns zugänglichen Fällen zielbewußt im kleinen anwenden, um ganz beſtimmte Zwecke zu erreichen. Der ſo von der Natur getroffenen Ausleſe zufolge bleibt nur immer das am beſten ausgerüſtete, den auf der Erdoberfläche jeweils herrſchenden Lebensbedingungen am beſten angepaßte Individuum erhalten. Was nicht mitkommt, verkümmert, muß mit naturgeſetzlicher

Notwendigkeit untergehen. Die Teleologie, das Zweckmäßigkeitsdogma, dieses unheimliche Rätselwesen, das bisher bei den kleinsten wie bei den größten Vorgängen innerhalb der lebendigen Natur überall die geheimnisvoll munkelnde Hand mit im Spiel hatte, mit einem Male nahm sie ihr mittelalterliches Visir von dem aschgrauen Gespensterhaupt herunter und zeigte ein ganz offenes, menschlich irdisches Gesicht. War man erst einmal zur Erkenntnis gekommen, daß der rastlose Kampf ums Dasein nur immer die den augenblicklich auf der Erdoberfläche herrschenden Lebensbedingungen am besten angepaßten Individuen, Arten und Gattungen züchtet und zur Fortpflanzung gelangen läßt, dann fiel es auch nicht mehr schwer, einzusehen, daß und warum gerade sie die zweckmäßigsten Körperformen, die am zweckmäßigsten funktionierenden Organe besitzen müssen, daß und warum gerade ihre Lebensweise naturnotwendig die zweckmäßigste ist.

Die ganze Zweckmäßigkeitsfrage verlor den Schleier des Mystischen von dem Augenblick an, da man sie anstatt als „erschaffen" als „erworben" betrachten konnte. — Die Wale, als Produkte einer zweckmäßigen Schöpfertätigkeit gedacht, sind so unzweckmäßig organisiert, daß sie für ein wahres Schöpfungspfuschwerk angesehen werden müssen. Als Säugetiere, die ihre Lebensluft durch Lungen einatmen, sind sie heute zum dauernden Aufenthalt im Wasser verdammt, in demjenigen Lebensmedium, das sie jeden Augenblick zu ersticken droht. Was diese bedauernswerten Stiefkinder einer vermeintlich zweckmäßigen Schöpfung, diese Wale, an Körperausrüstung wirklich Zweckmäßiges besitzen, die Fischgestalt und die zu Luftmagazinen erweiterten Blutgefäße, haben sie im harten Daseinsringen mühsam sich erwerben müssen, und zwar zu einer Zeit, da gewaltige Störungen auf der Erdoberfläche oder sonst irgendwelche besonderen Umstände sie zwangen, das Leben im Wasser dem auf dem Lande vorzuziehen. Wäre der Maulwurf (Talpa) für sein Leben unter der Erdoberfläche zweckmäßig geschaffen, dann dürfte er keine Augen besitzen, die ihm nicht nur nichts nützen, sondern im Gegenteil durch häufiges Erkranken sehr schaden. Was wirklich zweckmäßig an ihm ist, daß nämlich seine Augen mehr und mehr verkümmern, daß seine Vorderfüße zu immer vollkommeneren Grabschaufeln werden, daß die vordere Hälfte des Kopfes heute ein formvollendeter Wühlrüssel ist, alles dies hat auch seine Sippe dermalen im harten Kampf ums Dasein erst mühsam erwerben müssen. Nicht deshalb hat die Giraffe einen langen Hals und die Antilope flinke Beine erschaffen erhalten, damit die erstere von hohen Bäumen Blätter abweiden und die letztere ihren vielen Feinden entfliehen kann. Die Giraffe hat sich ihren langen Hals als zweckmäßig erworben, weil das Futter im Greifbereich der übrigen Tiere für sie unzulänglich wurde. Die Antilope hat die flinken Beine als zweckmäßig erworben, weil ihr von so vielen Feinden nachgestellt wurde.

Als nach einiger Zeit die frohe Botschaft von Darwins Deszendenzlehre nicht alles hielt, was sie auf den ersten Blick hin versprach, da fingen, das Kind mit dem Bad ausschüttend, sogar im Lager der Naturforscher manche an, ihre kräftigsten Stützen einzureißen. So leugnete man unter anderem auch das

Zustandekommen der Schutzfärbung nach dem Gesetz der natürlichen Auslese bei Tieren, die in den Polarländern lebten. Man deutete die für die Polarfauna zweckmäßige weiße Pelzfarbe als eine krankhafte Entartung, die einem exzessiven Kälteklima und der wenig intensiven Sonnbestrahlung zuzuschreiben sei. Man sprach von physiologischen Störungen, die das Äußere der Polartiere, ähnlich wie bei den rätselhaften Albinos, in anormaler Weise beeinflußten. Gegen diese Behauptung gibt es keine bessere Abwehr, als daß man auf die mit dem Grundton der Landschaft nicht minder gut übereinstimmende, gleichfalls hell gefärbte Wüstenfauna hinweist. In der lichtgrau oder fahlgelb gefärbten subtropischen Wüste oder Steppe ist das Phänomen der Schutzfärbung bei den Tieren noch viel mannigfaltiger und ausgeprägter als in der arktischen Zone. Nun wird aber doch niemand behaupten wollen, daß etwa in der Sahara die Intensität der Sonnbestrahlung und der Wärme nicht ausreiche, um im Tierkörper genügend Stoffe zum Dunkelfärben des Pelzes auszuscheiden und aufzuspeichern. Lebt doch hier gerade diejenige Menschenrasse, die wegen der reichlichen Pigmentablagerung in den Hautzellen die „schwarze" genannt wird. Die niedrige Lufttemperatur und wenig energische Sonnbestrahlung kann also an der weißen Farbe der arktischen Fauna so wenig beteiligt sein, wie die hohe Lufttemperatur und außerordentlich intensive Sonnbestrahlung an der hellgrauen oder fahlgelben Pelzfarbe der Wüsten- und Steppenfauna. Hier wird also die im Kampf ums Dasein liegende Naturauslese Darwins doch füglich zu Recht bestehen bleiben müssen, trotz alles Gegeneiferns.

Wie mit der Schutzfärbung der Tiere verhält es sich auch mit noch so manchen anderen Erscheinungen in der lebenden Natur. Vor allem wird man auch heute noch mit der Darwinschen Deszendenzlehre dann am weitesten kommen, wenn man den Boden des Natürlichen möglichst lange behaupten will. Was in den letztvergangenen Jahren den Niedergang des Darwinismus, wenigstens im Sinne strenger Wissenschaftlichkeit, so sehr beschleunigte, war die einseitige, grob materialistische Richtung, die viele seiner begeistertsten Anhänger einschlugen. Die Kraft- und Stoffpropheten Büchner, Vogt und Moleschott trugen zwar dazu bei, dem Naturerkennen die Wege zu ebnen, doch trifft sie der Vorwurf, in vielem vorschnell über das Ziel hinausgeschossen zu haben. Dies hat vor allem dann Geltung, wenn rein biologische Probleme gelöst werden sollen. Wo es sich um Lebendiges handelt, wo es gilt, das Zustandekommen nicht bloß von Organischem aus Unorganischem, sondern von Belebtorganischem, also Organisiertem, begreiflich zu machen, wo es darauf ankommt, vitalistische Gesetzmäßigkeiten aufzustöbern, Lebenserscheinungen zu erklären und vollends den Wechselwirkungen zwischen Geist, oder Seele, und Materie auf den Grund zu kommen, da reichen streng mechanische Theorien nicht aus. Ebensowenig wird man auf dem Wege rein chemisch-physikalischen Geschehens der schwierigen Lebensfrage näherrücken.

Als es im ersten Drittel des letztvergangenen Jahrhunderts Wöhler gelungen war, den Harnstoff in der Retorte künstlich darzustellen, glaubte man schon, der

Natur ihre tiefsten Geheimnisse abgelauscht zu haben. Zum ersten Male war es der Wissenschaft gelungen, etwas, was bisher nur der lebendige Organismus als ein typisches Produkt bildete und ausschied, außerhalb des lebendigen Körpers aus lebloser Materie zu schaffen, und zwar durch das Zusammenwirken von nur chemischen und physischen Kräften. Die synthetische Chemie hatte in der Tat allen Grund, auf diese Errungenschaft stolz zu sein. Allein die Hoffnungen, die man daran knüpfte, zeigten sich doch alsbald als verfrüht. Organisches aus unorganischen Grundstoffen aufzubauen, ist auch späterhin dem Chemiker noch manchmal geglückt. Aber Organisches ist noch himmelweit entfernt von Belebtorganischem, von Organisiertem. Und bis zur künstlichen Herstellung eines mikroskopisch kleinen Protozoenkeimes oder eines nur die zur Nahrungsaufnahme erforderlichen Bewegungen machenden, einzelligen Plasmaklümpchens dürfte schon noch mancher Tropfen Wasser in das Meer fließen.

Je mehr die Biologie, die Wissenschaft, die sich mit den eigentlichen Lebensvorgängen beschäftigt, in das typisch Eigenartige dieser eindringt, desto mehr vergrößert sich die Kluft zwischen ihr und einem auf rein materialistische Grundlage sich stützendem Darwinismus. Es gab eine Zeit, unmittelbar nach dem Erscheinen von Darwins zweiter epochemachender Schrift von der „Abstammung des Menschen", da wagte es kein Naturforscher mehr, das Wort „Vitalismus" nur in den Mund zu nehmen, so sehr verpönt war es geworden. Vitalismus und Hexen- oder Gespensterglauben galten damals so ziemlich für gleichbedeutend. Heute, vier Jahrzehnte darnach, ist dies anders geworden. Auch die dermalen sogar rabiate Darwinisten waren, haben doch inzwischen einsehen gelernt, daß die Annahme einer besonderen Lebenskraft schlechterdings nicht zu umgehen ist, will man allem gerecht werden, was man unter Lebenserscheinungen zusammenzufassen pflegt. Die Scheu vor dem Wort „Vitalismus" wirkt aber heute noch befremdend nach. Der berühmte Physiologe Johannes Müller war der Letzte, der sich offen und ehrlich zum Vitalismus bekannte. Die Naturforscher, die auf ihn folgten, nennen sich zwar Neuvitalisten, aber keiner will auf die typischen Lebensvorgänge das alte, zusammenfassende Wort „Vitalismus" mehr anwenden. Und wenn sie sich auch noch so oft sagen müssen, daß unter all den mehr oder minder gesuchten, umständlich genug zusammengetragenen Bezeichnungen von Richtungs- und Bewegungskräften, von Keim-, Form- und Bildungskräften, unter den Energien, Entelechien und Dominanten, im rechten Licht betrachtet, doch nicht mehr und nicht weniger verborgen schlummert, als was eben die mittelalterliche vis vitalis auch aussagt: Ein rätselhaftes, nicht erkanntes, spezifisch wirkendes Etwas, das man füglich auch kurzweg „Lebensträger" nennen könnte!

Die Funktionen selbst der einfachsten lebenden Zelle sind derartig verwickelt, daß sie eben rein mechanisch und nur als chemiko-physikalische Vorgänge schlechterdings nicht erklärt werden können. In dieser winzigen Lebenswerkstätte, wo die von dem zerfallenden Eiweißmolekül freigegebenen Kräfte und Potenzen

lautlos und unsichtbar durcheinander wirbeln wie in einem Tollhaus, liegen noch genug Rätsel verborgen, die nach dem Gelöstwerden sich sehnen. Eine nach wahrer Erkenntnis ringende Wissenschaft muß fort und fort mit dieser unumstößlichen Tatsache rechnen. Alle Versuche, die Lebenserscheinungen am tierischen Organismus mechanisch zu erklären, werden immer an Einseitigkeit und Unzulänglichkeit kranken. Man denke nur an den beliebten Brauch, den lebendigen Körper mit einer Arbeitsmaschine zu vergleichen. Der Vergleich stimmt nur, soweit die Funktionen der Speisung, respektive Heizung, und die des Energie-, respektive Wärmeverbrauchs dabei in Betracht kommen. Jede weitere Parallele entspricht schon nicht mehr den Tatsachen. Eine Maschine, die, wie etwa der menschliche Organismus, selbsttätig ihre eigenen Tiegel und Retorten (Zellen) zertrümmert und solche, außer der sonst geleisteten Arbeit, so ganz nebenher auch immer wieder von neuem aufbaut, müßte noch erst ihren Erbauer finden.

Trotz alledem aber wird kein Naturforscher, dem es ernst ist mit dem Forschen, von dem für ihn allein maßgebenden obersten Grundsatz abweichen, alle Vorkommnisse in der Natur so lange natürlich erklären zu wollen, als dies irgend möglich ist. Diesen Grundsatz geben alle diejenigen von vornherein preis, die mit dem Anerkennen einer besonderen Lebenskraft auch der von dem alten Vitalismus bedingten Teleologie wieder zuneigen, jener zielbewußt geschaffenen Zweckmäßigkeit, die man so gerne in alles Naturgeschehen, in alle Organanlagen und deren Funktionen hineingeheimnist. Darin liegt aber gerade die Stärke der Deszendenzlehre, daß sie uns eine auf natürlichem Wege erworbene Zweckmäßigkeit nahelegt, und zwar auf Grund von Tatsachen, die uns in der Natur auf Schritt und Tritt begegnen. Wird ein Individuum, oder eine ganze Spezies durch allmählich sich ändernde äußere Lebensbedingungen dem scharfen Kampf ums Dasein ausgesetzt, so wirken, die erforderliche, ungezählte Generationen umfassende Zeitdauer vorausgesetzt, die umbildenden, verschiebenden Kräfte einschneidend genug, um schließlich auch die winzigsten Lebensvorgänge in der Zelle zu treffen und so für das Individuum und die Spezies zweckmäßig neu zu gestalten. Wenn der von Zoologen und Biologen angestellte Versuch über Anpassung und Vererbung, über Regulationen, Regenerationen und Restitutionen am angeschnittenen lebenden Tierkörper auch noch so häufig die Antwort auf die direkt gestellte Frage schuldig bleibt, so ist damit immer noch lange nicht gesagt, daß der Versuch den Vorgang, wie er sich in der großen Natur abspielt, treu wiedergebe. Es verhält sich mit diesen an Vertretern eines seit unvordenklicher Zeit gefestigten Organismenstammes vorgenommenen Versuchen nicht anders als mit den Laboratoriumsversuchen des Chemikers, der innerhalb weniger Stunden Prozesse der Erdkruste nachahmen oder gar nachweisen will, die dermalen in der Natur unter ungeheuren Druck- und Temperaturverhältnissen vor sich gingen, innerhalb sogenannter geologischer Epochen sich abspielten, das heißt innerhalb Zeiträumen, von denen wir uns niemals eine nur annähernde Vorstellung werden machen können.

Wie der Naturforscher von heute, dem es wirklich ernst ist mit dem Forschen, die überall in der Natur anzutreffende Zweckmäßigkeit natürlich zu deuten bestrebt sein muß, ganz ebenso muß er sich auch der noch zurzeit rätselhaften Urzeugung, der Generatio aequivoca oder spontanea gegenüber verhalten. Daß Urzeugung, also elternloses Entstehen von Organisiertem aus Organischem oder Unorganischem, zu irgendeiner weit zurückgelegenen Zeitperiode der Erdkrustenbildung stattfand, kann der materialistisch überzeugte Darwinianer heute ebensowenig beweisen, wie der teleologisch denkende Neovitalist beweisen kann, daß dermalen auf ein außernatürliches Machtgebot hin Tier- und Pflanzenkeime entstanden seien. Ein auf dem Boden der Kant-Laplaceschen Kosmogonie stehender Naturforscher muß Urzeugung annehmen. Zu welcher Zeit im Verlauf der Erdgeschichte diese stattgefunden hat und ob sie auch heute noch möglich ist, vermag er freilich nicht zu sagen. Aber daß sie wirklich auf unserm Planeten einmal vor sich ging, steht für ihn nicht minder fest wie dessen Kugelgestalt, sobald er von vornherein davon überzeugt ist, daß die Möglichkeit einer Übertragung von Lebenskeimen aus anderen Welten für ausgeschlossen gelten muß.

Wenn der durch seine im Jahre 1880 aufgestellten „sieben Welträtsel" auch außerhalb der rein wissenschaftlichen Welt bekannt gewordene Physiologe Emil du Bois-Reymond, der keineswegs ein extremer Darwinianer war, gerade die Probleme der Zweckmäßigkeit in der Natur und der Urzeugung für nicht transzendent erklärte, also für Rätsel, deren Lösung aller Voraussicht nach einem mehr vorangeschrittenen Naturerkennen noch einst gelingen dürfte, so erhellt hieraus allein schon die überzeugende Macht, die Darwins Deszendenzlehre selbst auf solche wissenschaftlichen Köpfe ausübte, die sich ihr gegenüber vorerst noch sehr vorsichtig, wenn nicht gar abweisend verhielten. Ob die noch übrigen fünf Welträtsel du Bois-Reymonds, die er transzendent nennt, menschlichem Naturerkennen wirklich für alle Zeit Trotz bieten werden, also für immer transzendent bleiben müssen, ist eine Frage, die wir ruhig heute schon mit „ja" beantworten dürfen. Das Rätsel der Willensfreiheit, der beliebte Tummelplatz für philosophische Spekulationsgelüste, worüber schon so manch stattlicher Band in vermehrter und angeblich verbesserter Auflage geschrieben wurde, ist es heute etwa gelöst? Und wenn der Naturforscher sich dazu entschließt, die zwei ersten du Bois-Reymondschen Welträtsel, den Ursprung der Materie und ihrer Bewegung, mit dem einzigen Rätsel „Gott" zu vertauschen, bleiben da nicht noch immer die zwei letzten, gleich schwierigen Rätsel ungelöst? Wer wird uns je sagen können, wie das Bewußtsein im menschlichen Gehirn zustande kommt? Und wer wird uns je sagen können, welche Vorgänge, welche Bewegungen, Verschiebungen, Zersetzungen in dem Wunderbau des typisch menschlichen Organs Gehirn vor sich gehen, welche Molekularkräfte sich darin tummeln, um das zustande zu bringen, was wir unter Vernunftbetätigung, unter typisch menschlichem Denken verstehen?

Dichten

Dichten, wiſſet, heißt mit nichten
Blumen binden, Kränze winden
In der Sprache Wundergärtchen,
Und mit feinen, immer reinen
Händen vor den Spiegelwänden
Streichen ſich das Dichterbärtchen.

Dichten heißt Banauſen richten,
Heißt in Herzen weiße Kerzen
Stellen, daß ſie tröſtend leuchten,
Wenn in ſchweren, ſternenleeren
Stunden uns das Leid gefunden,
Und die Augen ſtill ſich feuchten.

Karl Berner

Im Kampf gegen die Übermacht

Roman von Bernt Lie

Berechtigte Überſetzung von Mathilde Mann

I.

Der Wind flaute ab und die Leute mußten zu den Rudern greifen. Es waren ganze ſechs Mann in Herrn Dankert Steenbuks großem Fiſcherboot aus Sandövär. Der königliche Poſtdampfer hatte einen Paſſagier an Land geſetzt, der ſo ſchnell wie nur möglich nach dem Kirchhof Storslet wollte. Man wartete auf ihn; ſchon vor zwei Tagen hatte Herr Dankert eine Expreßbeförderung für ihn beſtellt, — ehe er ſelbſt mit der ganzen Familie auf Beſuch zu dem Bruder nach Storslet fuhr.

Der waſſergraue Tag verglomm früh im Weſten. Aber am Spätnachmittag klärte ſich die Luft auf und hinter den treibenden Wolken ſegelte ein Vollmond. Das große Boot ſchoß in ſchneller Fahrt durch die Sunde dahin. Es war am dreizehnten Tage nach Weihnachten und auf Storslet bei Herrn Willatz Steenbuk

fand ein Gastmahl statt. Es war zwar keine Gefahr vorhanden, daß das Bier auf Storslet ausgetrunken war, und das Gastmahl währte ja, solange das Fest währte; aber es war doch ärgerlich, wenn sie zu spät am Abend anlangten, und so ruderten denn die Leute, was das Zeug halten wollte. Seit der Morgen dämmerte, hatten sie Ausguck nach dem Dampfer gehalten und immer eifriger gewettert und geflucht, je weiter der Tag vorschritt und je mehr der Westwind abflaute. Erst um elf Uhr waren sie mit einem schwachen Wind, der auch nur ein paar Stunden anhielt, ausgefahren. Jetzt trugen die Ruder sie indessen schnell vorwärts und bei dieser Fahrt würden sie zu Abend sicher am Ziel sein.

Allmählich kam auch die Unterhaltung auf den Ruderbänken in Gang. Aber die Worte fielen gedämpft und waren wohlgewählt, denn der Mann, den sie fuhren, war der neue Pfarrer des Kirchspiels.

Dem Ansehen nach war er noch ein ganz junger Mann. Er hatte sie freundlich und ruhig begrüßt und war gleich in das Boot gestiegen. Jetzt lag er hinten im Achtersteven auf einem Kissen, gut zugedeckt mit Pelzdecke und Reisedecke, was er wohl nötig haben mochte, denn er war reichlich dünn gekleidet für einen Wintertag im Boot. Er verhielt sich still und stumm. Doch schlief er nicht; sie hörten ihn zuweilen einen tiefen Seufzer tun oder leise etwas vor sich hinmurmeln.

— —

Der Kandidat der Theologie Sören Römer hatte das Glück gehabt, eine ansehnliche Pfarre auf Helgoland zu bekommen, sobald er sein Examen gemacht hatte. Es herrschte Mangel an Pfarrern dort oben und der Bischof war eifrig bemüht, die freien Pfarrämter zu besetzen. Durch Freunde und Bekannte im Ministerium und auf der Universität ließ er sich über die Studenten der Theologie Bericht erstatten, und schon vor einem Jahr war Sören Römer diese Pfarre in Aussicht gestellt, wenn er sich weiter so gut führte und sein Examen so glänzend bestand, wie man es bei seinem hervorragenden Fleiß und seiner Zuverlässigkeit annehmen durfte. Sein väterlicher Freund und Gönner, der Professor in der Dogmatik, hätte den viel versprechenden jungen Mann ja freilich am liebsten in seiner Nähe behalten, da er ihm eine schöne Zukunft prophezeihte. Aber Sören Römer war unbemittelt und das Anerbieten war in jeder Hinsicht so günstig, daß er ihm den Rat erteilen mußte, es anzunehmen. Eine mehrjährige Tätigkeit als Pfarrer und namentlich in den fernen und eigenartigen Verhältnissen dort im Norden würde ihm ja viel nützliche Lebensweisheit zuführen, wie ihm ja auch sicher hinreichend Muße gewährt werden würde, um dort einigermaßen seine Studien fortsetzen zu können.

So war denn Sören Römer sozusagen geradeswegs vom Examentisch in den Postschlitten gestiegen und über Dorrefjeld nach Drontheim gefahren, hier an Bord des Postdampfers gegangen und nordwärts bis zur Anlegestelle Sandövär gereist. Jetzt war er bei dem letzten Abschnitt seiner langen Reise angelangt, landeinwärts nach Storslet, wohin ihn der Bischof bestellt hatte. Seine Einführung hatte er auf den zweiten Sonntag nach Neujahr in seiner eigenen Pfarrkirche angesetzt.

... Sören Römer war müde, ja er meinte, seine Seele und sein Leib hätten ein Anrecht darauf, sich nach der Ruhe des Todes zu sehnen. Die jähen Übergänge vom flachen Lande zu Wald und Hochgebirge und jetzt schließlich zum Meer wirkten ermattend; er litt auch sehr darunter, daß er nicht warm genug gekleidet war, so daß er eigentlich auf dem ganzen Wege gefroren hatte. Aber das Schlimmste war, daß er unterwegs so schlecht hatte schlafen können. Und daran war die tiefe Unruhe in seinem Gemüt schuld.

Das Ganze war zu plötzlich gekommen: Nach dem letzten Semester mit dem Examen am Ende in schwindelnder Anspannung aller Kräfte des Leibes und des Geistes — jetzt auf einmal diese Reise in das Unbekannte, von Angesicht zu Angesicht mit den ernsten Forderungen, die der Beruf des Pfarrers an ihn stellen würde. So stark und sicher, wie er mit seinen Kenntnissen bei der entscheidenden Probe vor Professoren und Lektoren getreten war, so ängstlich und unvorbereitet fühlte er sich dem gegenüber, zu dem er jetzt einging. Während der Reise hatte er jede Stunde des Tages alle Pflichten eines Pfarrers vor sich gesehen — in der Kirche, in der Schule, in der Gemeinde — und Anforderungen an Seiten seines Wesens gefühlt, die ihm selbst unbekannt waren. Er hatte des Tags kaum gesehen, woran er vorüberfuhr; die Nächte hindurch hatte er wach gelegen auf den Poststationen, in der Schiffskajüte und gerungen, um bald in diesem, bald in jenem Punkt Klarheit zu erlangen über die Anwendung dessen, was er gelernt hatte, was er gedacht hatte und was er wollte.

Es quälte ihn, daß er dies hätte früher tun müssen, daß er zu hastig in dies alles hineinkam und daß die Wochen der Reise zu knapp und zu gehetzt waren ...

Wie er nun hier im Achtersteven lag und die See gegen den Boden des Bootes unter sich klatschen und plätschern hörte, sammelte sich alle Unruhe zu dem einen Brennpunkt: der Begegnung mit dem Bischof und der Einführung am Sonntag — übermorgen.

Wenn ihn auch der Gedanke an die Einführungspredigt mit einigem Grauen erfüllte, so fürchtete er sich doch sonst nicht vor der Handlung selbst. Zur Amtseinweihung konnte er sich als wahrhaft vorbereitet betrachten. Seit seiner frühesten Jugend hatte er darauf hingesehen, als auf den Abschluß seiner Lebensvorbereitung und den Eingang zu dem wirklichen und eigentlichen Leben. Er hatte sich alle Jahre hindurch als Geistlicher betrachtet und unter diesem Gesichtspunkt seine Kämpfe und Anfechtungen gehabt — und Gericht über sich selbst gehalten.

Aber mit tiefer Unruhe sah er seinem Bischof-Examen entgegen — dem Augenblick, wo er dem Bischof gegenüber Zeugnis von seinem Glauben und seiner Auffassung der heiligen Lehre ablegen sollte.

Der Bischof aus dem Nordlande war weit und breit bekannt als ein Herr von Kraft und hervorragender Tüchtigkeit, ein vortrefflicher Mann für seinen entlegenen Bezirk. Aber als Prediger und Theologe war er ebenso bekannt als Rationalist, dem Gottes offenbartes Wort mehr eine Sittenlehre war als eine Gnadenlehre, mehr ein Mittel zur Aufklärung und Erziehung des gewöhnlichen Mannes in Tugenden und Tüchtigkeit, als die frohe Botschaft der Erlösung der Seele von Sündenschuld und Gericht durch den Opfertod des eingeborenen Sohnes Gottes am Kreuze auf Golgatha.

Aber in Sören Römers Seele brannte das heilige Feuer des Glaubens.

Von Kindesbeinen an war er von seiner Mutter zu Christus und dem Evangelium hingeführt worden. Sie war zwischen Hans Nielsen Hauges Freunden aufgewachsen. Der Vater, Kapitän Peter Römer, hatte ein umherschweifendes Leben geführt in ausländischen Kriegsdiensten und später in heimischen Gewässern als verwegener Freibeuter. Zur Friedenszeit, als Werftdirektor in der kleinen Küstenstadt, heiratete er das fromme, junge Haugianer-Mädchen — zu aller Verwunderung und zu geringem Glück für sich selbst und für sie. Mit einem Zwischenraum von mehreren Jahren gebar sie ihm zwei Söhne. Der älteste folgte früh den Fußspuren des Vaters und ging zur See. Der jüngere war Sören. Kapitän Peter Römer konnte das friedliche Leben an Land nicht vertragen und führte ein Sündenleben mit Zecherei und Saufgelagen. Daheim waren die häßlichsten Auftritte an

der Tagesordnung; er verhöhnte und verspottete alles, was seiner Frau heilig war, und füllte das Haus mit Gleichgesinnten, die mit ihm tranken, fluchten und sich prügelten. Währenddes kämpfte die Mutter, um ihren jüngsten Sohn für sich zu behalten. Und so klammerten sich diese beiden fest aneinander, und in Lesen, Beten und Singen geistlicher Lieder an den Heiland.

Als der Vater starb, war Sören Römer fünfzehn Jahre alt. In der Schule zeichnete er sich vor allen durch Fleiß und Fähigkeiten aus. Aber von Menschen kannte er niemand außer seiner Mutter und vom Leben hatte er nichts weiter gesehen als ihre Stube; denn er war aufgewachsen unter der Mutter betender Furcht vor der Welt und den Menschen: In einem um so innigerem Verhältnis stand er zu ihr und durch sie zu Jesu Christo.

Die Mutter starb, nachdem sie ihn trotz ihrer beschränkten Verhältnisse bis zur Universität gebracht hatte. Sören Römer stand nun allein da in der Welt und befand sich in großer geistiger und zeitlicher Not. Mit Mühe fristete er sein Leben durch Erteilen von Unterricht. Aber seine Trauer um die Mutter war so heftig, daß er fast der Verzweiflung erlegen war. Sein Verhältnis zu Gott war während aller dieser Jahre durch sie gemildert worden; und jetzt, wo sie von ihm gegangen war, erschrak er, weil er nicht Kraft und Freimütigkeit genug besaß, um sich auf eigene Hand an den Himmlischen zu wenden. Ein Jahr lang lebte er in Angst und Anfechtung und war kurz davor, den Plan seines Lebens, ein Diener Gottes hier auf Erden zu werden, aufzugeben, weil er sich zu unwürdig und untüchtig fühlte. Da, in der tiefsten Not, erbarmte sich der Erlöser seiner und trat ihm in einer unvergeßlichen Stunde nahe, verklärte seinen von der Verzweiflung verfinsterten Sinn und erschloß ihm den Weg zu Licht und Wahrheit wie nie zuvor.

Seither schritt er getrost seinen Weg weiter.

Und er fürchtete sich nicht, seinen Glauben zu bekennen. Schon in den Knabenjahren, trotz der Verhöhnungen seiner Schulkameraden, ja seines eigenen Vaters, und während seines ganzen späteren Lebens war es sein höchstes Glück gewesen, wenn er fühlte, wie ihn die Freimütigkeit des Herrn überkam und seine Menschenfurcht und die natürliche Angst vor Gelächter und Spott besiegte.

Aber nun stand ihm eine Begegnung wie noch nie im Leben bevor. Der Bischof war ein strenger Beamter; mit hörbarer Stimme und scharfer Zunge hatte er seine Geringschätzung für „die Mystiker" verkündet, deren Predigt wie Erweckungen und Wundertaten Aberglauben schaffe, und deren Versinken in Beschaunng der Sakramente und in den Opfertod Christi die gesunde Arbeitslust des kleinen Mannes untergrabe. Sören Römer sollte seiner Kindheit und Jugend, seiner Mutter und seinen eigenen Jesum Christum vor diesem mächtigen Herrn bekennen, der als sein Vorgesetzter auf so vielerlei Weise über seine neue Tätigkeit zu gebieten und zu befehlen hatte. Das Mißfallen und den Widerstand des Bischofs erwecken hieß schwere Steine zu der Last hinzufügen; denn er empfand tief sein Bedürfnis nach Hilfe und Stütze bei dieser seiner Tätigkeit.

Aber er durfte und wollte nicht der Wahrheit aus dem Wege gehen! Und wie er dort unter den warmen Decken lag, faltete er die Hände und beugte seine ganze Seele in brennendem Gebet, — Stunde auf Stunde, während das Boot seinem Ziel entgegenglitt.

Zeitweise kam Friede über ihn. Mit unsagbarer Dankbarkeit fühlte er, wie Jesus wieder Wohnung in ihm nahm durch sein Blut und seinen Leib, so wie er ihn am letzten Tage vor der Abreise beim heiligen Abendmahl umfangen hatte. Aber eine Bewegung des Bootes oder ein Wort der Ruderer riß ihn wieder in die Unruhe hinaus. Er sah über den Bootrand hinweg zu den schneebedeckten

steinernen Gipfeln zu beiden Seiten des dunklen Sundes; sie versperrte seinen Weg, wie die Gedanken seinen Sinn zusammenklemmten, und wieder rang er die gefalteten Hände . . .

Die Stunden gingen dahin. Endlich fühlte er, wie die Müdigkeit die Überhand gewann und der Schlaf sich in das Bewußtsein hineinschlich. Da fiel auf einmal ein grelles Licht auf seine geschlossenen Augenlider. Er schlug sie auf und erblickte über sich an dem wolkenlosen Himmel den Vollmond; er erhob den Kopf und setzte sich nun aufrecht hin.

Sie befanden sich in einer breiten Fjordmündung, die sich mächtig im Mondschein erschloß, mit langen Silberstreifen, die angezündet wurden und wieder erloschen. Schwarze, kleine Klippen und Werder stiegen und sanken in der Meeresdünung da draußen an dem phosphorgrünen Horizont im Westen. Aber landeinwärts, nach Osten zu, ragten hohe Felsen auf, ein Horn neben dem andern in gedämpftem Schneelicht.

Er sah sich mit großen Augen um und atmete tief und lange. Es war, als weite sich die Seele bei diesem Anblick.

„Ja, da haben Sie Storslet und die Kirche gerade vor sich, Pastor," sagte der Führer des Bootes.

Sie steuerten quer über den Fjord und gerade vor dem Boot, an dem gegenüberliegenden Ufer flimmerten viele Lichter in einem Bündel, wie das Siebengestirn in einer sternklaren Nacht.

Eine Stunde später legten sie an der Brücke von Storslet an. Niemand hielt Ausguck nach ihnen, aber die Bootsleute waren hier ja bekannt. In der Dunkelheit zwischen den hohen Speichern halfen sie dem Pfarrer die eisbedeckte Brückentreppe hinauf.

„Nu könn' Sie ganz ruhig reingeh'n; wir kommen mit's Gepäck!"

Er ging allein weiter.

Zwischen den Speichern lag der große Hofplatz offen im Mondschein mit dem Wohnhaus in der Mitte. Kein Mensch war zu erblicken, aber aus den erleuchteten Fensterscheiben strömte ein gedämpftes Brausen von dem Leben da drinnen. Er blieb oben auf der steinernen Treppe vor der geschnörkelten Doppeltür mit dem blankgeputzten Hammer und Schloß stehen. Dann öffnete er langsam und ging hinein.

Es war eine geräumige Diele mit Balkenwänden und einer Treppe nach dem oberen Stockwerk. Über der Tür links flackerten die Lichter in dem blechernen Leuchter und an allen Wänden entlang hingen Reisehüllen in reichem Überfluß, Pelze und Mäntel, Mützen, Hüte, Schals und Tücher, da waren Männerkleider und Frauenkleider, und in einer Reihe am Fußboden standen gefütterte Stiefel, Schneeschuhe und Socken in allen Größen und Fassons. Bunte Flickendecken lagen an der Erde und liefen weiter, die Treppe hinauf.

Lachen und lautes Reden hörte man zu beiden Seiten, in der Ferne ertönte Musik und das taktfeste Dröhnen des Tanzes, der über die Dielen hinging; in der Küche, die in der Mitte lag, klirrten Schüssel und Teller. Ein lieblicher Bratenduft vermischte sich mit der kalten Luft hier draußen, mit den Ausdünstungen von Stiefelleder und Pelzwerk.

Der junge Pfarrer blieb unschlüssig stehen. Er knöpfte seinen Mantel auf, zögerte aber, ihn auszuziehen. Er fühlte sich befangen in dem fremden Haus, wo ihm niemand entgegenkam, und wo alles, was er sah und hörte, darauf hindeutete, daß da viele fremde Menschen waren. Er schloß die Augen, atmete tief auf und versuchte, seine Gedanken zu sammeln und Mut zu fassen . . .

Da wurde oben eine Tür aufgerissen; man hörte ein Zischeln und Tuscheln — ein Kichern — und in voller Fahrt kamen zwei junge Mädchen die Treppe herab, die Röcke hoch über den in weißen Strümpfen steckenden Waden in die Höhe gehoben. Als sie den fremden Mann auf der Diele gewahrten, kreischten sie laut auf, ließen die Röcke fallen und sausten an ihm vorüber, in die Küche hinein — wie eine Wolke von brausendem Ballstoff und flatternden Bändern.

Gleich darauf wurde die Küchentür ein klein wenig geöffnet und ein Mädchengesicht sah zu ihm heraus, blitzschnell. Die Tür ward wieder geschlossen und alles war still. Da faßte er einen Entschluß und ging auf die Küche zu. Aber ehe er soweit gelangte, wurde die Tür zur Linken hinter ihm aufgerissen. Mitten in der Öffnung stand eine mächtige Gestalt, ein drei Ellen großer Mann in blauem Leibrock mit blanken Knöpfen, geblümter seidener Weste, mit einer goldenen Kette darüber, Jabot und steifer Halsbinde unter dem Kinn. In einem Rahmen von struppig gewachsenem weißen Bart und Haar glühte ein joviales Gesicht.

„Guten Abend! Guten Abend! Das ist der Pfarrer, denke ich mir!"

„Ja, der bin ich . . ."

„Willkommen hier auf Storslet!"

Er reichte ihm eine geöffnete Hand, in der die des Pfarrers verschwand.

„Legen Sie ab und kommen Sie in die Wärme herein! Ich bin Kaufmann Willatz Steenbuk und zu Ihren Diensten!"

Hinter ihm erschien seine Frau in schwarzem seidenen Kleide und einer weißen Spitzenhaube über dem zierlich gescheitelten Haar.

„Herzlich willkommen hier bei uns, Herr Pfarrer!" sagte sie und reichte ihm die Hand nach ihrem Gatten. „Und unsere Unaufmerksamkeit müssen Sie wirklich entschuldigen! Aber wir haben heute einige Freunde hier . . ."

„Ich hoffe, daß ich nicht störe . . ."

„Ach nein," sagte Herr Willatz und nahm ihm den Mantel ab, „der Weihnachtsschmaus auf Storslet pflegt keine so üble Veranstaltung zu sein. Kommen Sie jetzt herein und sehen Sie zu, daß Sie etwas Warmes in den Leib kriegen! Das wird Ihnen gut tun nach der langen Reise!"

Es entstand eine kleine Uneinigkeit zwischen dem Ehepaar, ob der Pfarrer es vorziehen würde, gleich hineinzugehen, oder ob man ihn lieber in sein Zimmer hinaufführen sollte. Herr Willatz schlug ihr auf die Schulter und prahlte mit seinem Punsch, aber Madame Steenbuk entschied die Angelegenheit mit mütterlicher Bestimmtheit und winkte durch die Tür ins Zimmer hinein.

„Ich muß den Herrn Pastor bitten, hier bei uns fürlieb zu nehmen. Sie wissen ja schon, daß das Pfarrhaus leider noch nicht in Ordnung ist . . ."

„Ja, ich danke Ihnen. Se. Hochwürden hat mich schon davon in Kenntnis gesetzt, ebenso, daß Sie bis auf weiteres die Güte haben wollen, mich hier bei sich aufzunehmen."

Ein großes, stattliches Mädchen kam mit einem Kandelaber aus dem Zimmer heraus.

„Das ist recht!" sagte die Madame. „Nun wird Ihnen Thorborg Ihre Stube zeigen. Das Gepäck ist schon gekommen. Das ist unsere Pflegetochter Thorborg, meines Mannes Schwestertochter."

Sie reichte ihm die Hand und machte einen Knix.

„Willkommen auf Storslet!" sagte sie. Die Lichter, die sie trug, warfen einen flackernden Schein auf die starke, dunkle Schönheit ihres Antlitzes.

„Lassen Sie es nun auch nicht zu lange währen", sagte Herr Willatz. „Wir warten auf Sie, der Bischof und der Punsch und wir anderen!"

Jungfer Thorborg ging vor ihm her, die Treppe hinauf. Oben befand sich ein großer Bodenraum, zu beiden Seiten breite Gänge mit vielen Türen. Sie ging nach rechts, den ganzen Gang zu Ende bis an die erste Tür in der Mitte, öffnete sie und trat vor ihm ein.

„Bitte schön, Herr Pastor! Hier ist Ihre Stube."

Sie stellte den Kandelaber auf den runden Tisch. Es war warm, mit knisterndem Feuer im Ofen. Die Tür zu einem Alkoven nebenan stand offen, und da drinnen sah man das Bett mit schimmernden Laken.

Er mußte sie ansehen. Die Stimme war so tief, fest wie die eines Mannes, und doch milde und sanft in dem singenden, weichen Dialekt.

„Vielen Dank!" sagte er und rieb sich die Hände. „Hier ist es ja außerordentlich gemütlich! Und welch eine schöne Wärme!"

„Und ein Zimmer hier draußen, dachten wir, sollte der Herr Pastor als Arbeitszimmer benutzen," sagte sie und legte ein paar frische Scheite auf das Feuer, zupfte die Tischdecke zurecht und zog die Gardinen vor dem Fenster zusammen.

„Das ist ja ganz vorzüglich!" sagte er. „Liegt das Zimmer hier nebenan?"

Er zeigte auf eine Tür in der einen Wand.

„Nein. Das ist mein Stübchen," lächelte sie. „Es ist das Zimmer draußen auf dem Gang. Aber es wird leider erst nach dem Fest leer. Wir haben bis dahin noch so viele Gäste im Hause!!!"

„Ja, das ist sehr begreiflich! Aber nun sollen sie sich meinetwegen nicht mehr aufhalten, Jungfer. Ich werde mich schon zurechtfinden! Ich habe Sie der Fröhlichkeit da entzogen . . . "

„Ach," sagte sie munter, „wir haben noch die ganze Nacht vor uns zum Tanzen."

Nach einer Weile wandte sie sich ganz zu ihm herum:

„Tanzen Sie auch gern, Herr Pastor?"

„Ich — ich habe die Kunst nie erlernt!"

„Das ist aber schade!" entfuhr es ihr, indem sie mit unverhohlener Bewunderung seine schlanke, gut gebaute Figur betrachtete. „Aber das können wir Ihnen schnell beibringen!"

„Nun, so bald wird das wohl kaum geschehen," meinte er. „Und Seine Hochwürden sind also schon hier?"

„Er ist schon seit zwei Tagen hier. Er kam mit Onkel Dankerts. Die haben ihn und die Frau Bischöfin in Gaasvär abgeholt."

„Hat er mich denn schon früher erwartet?"

Sie lachte über seine bekümmerte Miene:

„Ach nein, das hat der Bischof sicher nicht getan. Er hat jedenfalls nichts ausgestanden während der Wartezeit!

„Das hat er wohl kaum!"

Der Pfarrer mußte mitlachen. Sie glich einer Wolke aus Gesundheit und Frische, wie sie da vor ihm stand in ihrem hellen Kleide, stark und jung, mit lustigen Augen und offenem Lachen, — so daß er sich ganz ermuntert dadurch fühlte. Als sie ging, sah er ihr mit einem Lächeln nach.

Dann öffnete er seinen Seehundfellkoffer und holte seinen neuen, schwarzen Examenanzug heraus . . .

— —

Eine halbe Stunde später trat er mit einem vorsichtigen Klopfen in die erste Stube unten.

(Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 6. Februar 1910.

(Die preußische Wahlrechtsvorlage. Der Fall Oldenburg im Reichstage. Reichtagswahl in Eisenach-Dermbach. Schiffahrtsabgaben. Der portugiesische Handelsvertrag. Handelsbeziehungen zu Amerika. Vom nahen Orient.)

Im Vordergrunde des öffentlichen Interesses steht gegenwärtig die preußische Wahlrechtsvorlage, die soeben aus dem mystischen Dunkel des Geheimnisses in das helle Sonnenlicht gestellt worden ist. Eine gründliche Besprechung des neuen Gesetzentwurfs und seiner Begründung kann an dieser Stelle nicht unternommen werden. Es muß einstweilen genügen, auf einige Hauptpunkte hinzuweisen. Daß die Wünsche der Demokratie nicht erfüllt werden konnten — bekanntlich begegnen sich hier die Wünsche der bürgerlichen und der sozialen Demokratie —, ist jedem denkenden Politiker von vornherein klar gewesen. Es ist niemals davon die Rede gewesen, die verfassungsmäßigen Grundlagen bei der Wahlreform zu verlassen; immer handelte es sich nur um den zeitgemäßen Ausbau der in der Verfassungsurkunde festgelegten Bestimmungen. Daraus geht hervor, daß an eine Befriedigung der demokratischen Wünsche, die in der Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen gipfelten, gar nicht gedacht werden konnte. Die Meinung, daß das im Reich bestehende Wahlsystem auch für die Einzelstaaten maßgebend sein müsse, ist innerlich durch nichts begründet. Es ist eine willkürliche Behauptung ohne Beweiskraft. Man kann umgekehrt sagen: Gerade weil wir alle gemeinsamen Gesetzgebungsfragen des deutschen Volks einer Volksvertretung unterbreiten, die nach einem demokratischeren Prinzip gewählt ist als die meisten europäischen Parlamente, müssen die deutschen Einzelstaaten und vor allen Preußen als der führende Staat um so mehr darauf bedacht sein, die besondern Aufgaben ihrer Gesetzgebung so zu lösen, wie es ihrer Eigenart, ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihrer Stellung im Reich entspricht. Nun ist die große Streitfrage, wie man das preußische Wahlrecht zeitgemäß umgestalten kann, wenn seine verfassungsmäßige Grundform erhalten bleiben soll. An dem Dreiklassensystem konnte schon deshalb nicht gerüttelt werden, weil solches Vorgehen die soeben erwähnte Grundbedingung der Reform nicht erfüllt hätte. Das wäre ein Neubau gewesen, den man nur nach völligem Niederreißen des einschlägigen Teils der Verfassung hätte errichten können. Man mußte also darauf bedacht sein, die Dreiklasseneinteilung selbst so zu reformieren, daß ihre Hauptmängel beseitigt wurden. Diese Hauptmängel waren in dem rein plutokratischen Charakter des Systems und der im einzelnen ganz von Zufällen abhängigen Zusammensetzung der Wählerklassen zu suchen. Die Vorlage macht nun den Versuch, die Einteilung der drei Wählerklassen — oder vielmehr Wählerabteilungen, wie man jetzt sagen muß — so zu ordnen, daß diese einigermaßen den ursprünglichen Sinn

dieser Einteilung zum Ausdruck bringen, so wie er früher gerade von liberalen Autoritäten verstanden und verfochten wurde und wie er auch noch heute in liberalen Kreisen vertreten und gebilligt wird. Freilich muß man hierbei scharf unterscheiden zwischen Liberalismus und Demokratie, — Begriffe, die heute viele gleichzusetzen sich gewöhnt haben. Ob die in der Vorlage vorgeschlagenen Grundsätze, nach denen künftig die Abteilungen abgegrenzt werden sollen, die Billigung der Mehrheit finden werden, kann man dahingestellt sein lassen: jedenfalls läßt sich annehmen, daß — abgesehen von den Linksliberalen und den Sozialdemokraten — eine Verständigung über die Fragen der Klasseneinteilung möglich sein wird. Ganz fallen gelassen ist in der Vorlage die indirekte Wahl, die ja in der Tat eine völlig unhaltbare und geradezu sinnlose Einrichtung geworden war. Daraus hat sich freilich eine gewisse Schwierigkeit ergeben, weil die Abstimmung der Wählerabteilungen gesondert erfolgen soll und dennoch andrerseits die Abgeordneten für alle Klassen des Wahlkreises gemeinsam aufgestellt werden. Die Vorlage hilft sich deshalb mit Prozentberechnungen, die auf den ersten Blick geignet sind, wenig mathematisch veranlagte Köpfe mit blassem Entsetzen zu erfüllen. In Wirklichkeit sind diese Berechnungen nicht so schlimm, wie sie aussehen, wie sich jedermann überzeugen kann, wenn er den tapfern Entschluß faßt, sich selbst ein Beispiel einer Abstimmung aufzustellen und sich an die Ausrechnung heranzumachen. Aber man wird wahrscheinlich im Landtag auch darum harte Kämpfe führen. Einem besondern Gedanken gibt die Vorlage in der sogenannten „Maximierung" Ausdruck, d. h. der Bestimmung, daß bei der Berechnung der Steuerleistungen als Grundlage der Klasseneinteilung alle Steuerbeträge über 5000 Mark nicht berücksichtigt werden. Das bedeutet also eine Einschränkung des plutokratischen Moments.

Der Punkt, um den sich jedenfalls der heftigste Kampf erheben wird, ist die Aufrechterhaltung der öffentlichen Wahl. Wir stehen dieser Frage ziemlich neutral gegenüber, da wir den Beweisgründen weder für die öffentliche noch für die geheime Wahl eine völlig überzeugende Kraft beimessen können. Aber soweit es sich nicht um eine Meinung, sondern um die Verzeichnung von Tatsachen handelt, können wir uns natürlich nicht der Beobachtung verschließen, daß sich die allgemeine Stimmung immer mehr der geheimen Wahl zuneigt. Entschiedene Gegner sind wohl nur noch die Konservativen, und sie allein müssen einem geschlossenen Vorgehen der andern Parteien gegenüber einen schweren Stand haben. Man darf auch nicht ganz übersehen, daß der Terrorismus, den die Sozialdemokratie bei den letzten preußischen Landtagswahlen gegen die kleinen Geschäftsleute — die Wähler aus dem Mittelstande, denen es sonst nie eingefallen wäre, sozialdemokratisch zu wählen — ausgeübt hat, auch viele Konservative stutzig gemacht hat. Das Zentrum und die Liberalen aller Schattierungen machen Miene, sehr energisch für die Erkämpfung des geheimen Wahlrechts in die Schranken zu treten. Man wird ja sehr bald sehen können, wie sich die Beratung der Vorlage gestaltet.

Für die Stimmung der Parteien kommt es natürlich auch in Betracht, daß der Streich, den Herr v. Oldenburg im Reichstage seiner Partei gespielt hat, weitere Kreise zieht. Es ist selbstverständlich, daß die Gegner der Konservativen den Vorfall, den wir neulich nur kurz gestreift haben, nach Kräften ausbeuten, und die besonnenen Konservativen werden sich daher wohl selbst die Frage vorlegen, ob das Auftreten des Herrn von Oldenburg nötig und nützlich war. Wie die Antwort auf diese Frage ausfällt, wenn die Herren unter sich sind, darüber sind wir nicht im Zweifel. Der Einwand, daß der Vorfall gewaltig aufgebauscht worden ist, ändert nichts daran, daß er bedauerlich ist. Die Versuchung,

das staatsrechtliche Verhältnis des Offizierkorps zum Landesherrn und obersten Kriegsherrn gegenüber einer tatsächlich unrichtigen Behauptung des Abgeordneten Müller-Meiningen in möglichst drastischer Form richtig zu stellen, mag ja für den temperamentvollen Herrn von Oldenburg in dem Augenblick recht stark gewesen sein; trotzdem war das gewählte Beispiel würdelos und geschmacklos, und es bleibt erstaunlich, daß der Erbprinz von Hohenlohe, auch wenn er die Absicht des Redners richtig verstand, die Äußerung durchließ, die in jedem Falle eine Geringschätzung des Reichstags ausdrückte. Denn das ist doch klar: Ein Abgeordneter mag über seine einzelnen Kollegen denken, was er will, — solange er auf der Tribüne steht oder sonst in einer Funktion hervortritt, hat er die Würde und das Ansehen der Körperschaft, der er angehört, zu achten. Dabei übersehen wir durchaus nicht die lächerlichen Übertreibungen der Gegenseite: die Behauptung, Herr von Oldenburg habe zum Staatsstreich aufgefordert — das ist ihm tatsächlich nicht eingefallen, und wenn er es so gemeint hätte, so hätte er nichts andres verdient als ausgelacht zu werden —; ferner, er habe seine Äußerung nachher „abgeschwächt" und gegenüber den „mutigen" Draufgängern Singer und Ledebour „gekniffen" — eine Vorstellung, die für jeden, der sich die Persönlichkeiten und die Lage vergegenwärtigt, von beinahe überwältigender Komik ist. Auch darüber sollte sich niemand täuschen, daß die Sache Herrn von Oldenburg bei seinen Wählern nicht schaden wird. Wo man ihn persönlich kennt, sieht dergleichen anders aus; im Volk sieht man es seiner frischen und geraden Persönlichkeit ganz gern nach, wenn er einmal über die Schnur haut. Aber er selbst ist ein zu angesehener Mann innerhalb seiner Partei, als daß er es auf die Dauer mit seiner Verantwortlichkeit vereinigen könnte, die Gegensätze zu schüren und einer Agitation willkommenen Stoff zu geben, die nur der Sozialdemokratie das Wasser auf die Mühlen treibt.

Die Erfahrung, daß die Sozialdemokratie überall das Nest bereitet findet und aus den Fehlern der bürgerlichen Parteien Nutzen zieht, ist jetzt wieder bei der Nachwahl im Reichstagswahlkreise Eisenach-Dermbach gemacht worden. Das Mandat war frei geworden, nachdem sich der Abgeordnete Schack durch eine Skandalgeschichte unmöglich gemacht hatte. Wenn eine Partei in einem Wahlkreise nicht sehr sicher steht, ist es nach einem solchen Falle für sie immer sehr mißlich, den Sitz im Reichstage zu behaupten. Die Deutsch-Sozialen hätten daher jedenfalls klüger gehandelt, angesichts der ständigen Zunahme der sozialdemokratischen Stimmen im Eisenacher Wahlkreise nach einem solchen Skandal auf eine Sonderkandidatur zu verzichten und sich von vornherein auf einen gemeinsamen Kandidaten mit den andern bürgerlichen Parteien zu einigen. Die liberale Kandidatur des Justizrats Appelius wurde auch erst zu spät aufgestellt. Dieser Kandidat, an sich eine sehr geeignete Persönlichkeit, ist ein sehr tätiges Mitglied des weimarischen Landtags und trug wohl anfangs Bedenken, einen neuen Pflichtenkreis im Reichstage zu übernehmen. So konnten die bürgerlichen Parteien nicht mit der geschlossenen Wucht auftreten, die hier von vornherein nötig gewesen wäre, und die Folge war der Sieg des sozialdemokratischen Bewerbers. Zum ersten Male ist den roten Genossen dieser Wahlkreis ausgeliefert.

Allmählich wird auch der Streit um die Schiffahrtsabgaben akut. Es Es ist kürzlich bekannt gegeben worden, daß sich im Bundesrat die erforderliche Mehrheit gefunden hat, um die notwendig damit verbundene Verfassungsänderung durchzusetzen. Die widerstrebenden Bundesstaaten sind bekanntlich Baden, Hessen und Sachsen. Es ist zu hoffen, daß aus der Verständigung im Bundesrat eine Form der Vorlage hervorgehen wird, die nicht einfach durch Überstimmen der dissentierenden Staaten gewonnen wird, sondern die den Bedürfnissen

und Wünschen dieser Staaten, soweit es sich irgend mit dem zu erreichenden Zweck erträgt, gerecht wird. Es wäre zu bedauern, wenn in einzelnen deutschen Staaten die Empfindung weiter Platz griffe, als würde der kalte Buchstabe der Reichsverfassung und die Macht des preußischen Staats an die Stelle des bundesfreundlichen Verhältnisses gesetzt, das dem Charakter des Reichs und den Wünschen des deutschen Volks entspricht. Beabsichtigt kann das unmöglich sein, aber es ist leider die Vorstellung erweckt worden, und dieser Eindruck wird hoffentlich recht bald beseitigt werden.

Auch auf handelspolitischem Gebiet sind wichtige Ereignisse zu verzeichnen. Der deutsch-portugiesische Handelsvertrag, gegen den aus einzelnen interessierten Kreisen gewichtige Bedenken erhoben wurden und der deshalb auch vor der Gefahr der Ablehnung stand, ist noch glücklich gerettet worden. Wie weit die Bedenken dagegen wirklich berechtigt sind, ist nicht ganz klar geworden; in den Handelskreisen selbst stand Behauptung gegen Behauptung. Zuletzt aber hat der Reichstag die mannigfachen unliebsamen Folgen einer Ablehnung doch nicht auf sich nehmen wollen. Mit Amerika ist die Verständigung so weit erreicht worden, daß der Zollkrieg vorläufig vermieden ist. Der Reichstag hat die ihm unterbreitete Vorlage ohne Debatte angenommen.

Auf der Balkanhalbinsel drohte einmal wieder Kriegsgefahr. Die Absicht der Einberufung einer griechischen Nationalversammlung rückte die Möglichkeit nahe, daß von griechischer Seite eine gewaltsame Lösung der Kretafrage versucht werden könnte. Die Türkei hat die Mächte nicht im Zweifel gelassen, daß sie dies als Kriegsfall ansehen und mit dem Einrücken in Thessalien beantworten werde. Die Haltung der vier Schutzmächte, die sich entschlossen zeigten, den Gelüsten der Kreter keinen Vorschub zu leisten, hat vorläufig die Griechen ernüchtert und eine Entspannung der Lage herbeigeführt. Dazu hat auch wohl beigetragen, daß Rußland jetzt das deutliche Bestreben zeigt, mit Österreich-Ungarn wieder zu einer Verständigung zu gelangen, wodurch die Garantien für die Vermeidung von Balkanwirren erheblich verstärkt werden. Wenn nun die Beendigung der englischen Wahlen auch eine ruhigere Stimmung in England gegen Deutschland herbeiführt, — die Aufnahme, die eine Rede des deutschen Botschafters Grafen Wolff-Metternich in der englischen Presse gefunden hat, läßt darauf schließen, — so darf man wohl wenigstens für die nächste Zeit einen leidlich klaren Horizont in der Weltpolitik erwarten.

Ein hundertjähriges Jubiläum. Am 13. Februar sind es hundert Jahre her, daß die preußische Staatsregierung eine Instruktion erließ, „wie die Pegel auf den Strömen und Gewässern gesetzt, der Wasserstand beobachtet und die Nachrichten eingezogen und überreicht werden sollen". Diese Instruktion, die für die Wasserwirtschaft Preußens grundlegend geworden ist, gehört zu den Schritten, die der in den unglücklichen Jahren 1806/07 niedergeworfene Staat unternahm, um durch ernstes Zusammenfassen seiner inneren Kräfte zur Wiedererhebung zu gelangen. Immer wieder aufs neue zu bewundern ist der Mut, mit dem die leitenden Männer in der damaligen schweren Zeit Maßnahmen anbahnten, deren Erfolge doch erst späteren Geschlechtern blühen konnten. Aus der Geschichte der Gründung der Universität Berlin ist allbekannt, daß auch der König Friedrich Wilhelm III. selbst von diesem Vertrauen auf das stille Wirken der moralischen Kräfte erfüllt war. Er brachte auch der planmäßigen Einführung von Wasserstandsbeobachtungen an den Flüssen der Monarchie lebhafte Teilnahme entgegen. So gab er für das Odergebiet persönlich die Anweisung, außer den Nebenflüssen

Bober, Warthe und Netze auch die Glatzer Neiße und Bartsch in Betracht zu ziehen, und ohne diese frühzeitige Ausdehnung der Messungen gerade auch auf die Neiße würde man heute die Gesetze, nach denen die Oberhochwasser sich entwickeln und verlaufen, weit weniger gut kennen.

In den ungeahnten Fortschritten der Wasserwirtschaft, die das gegenwärtige Geschlecht erlebt, wird geerntet, was damals gesät wurde. Denn der Mensch kann die Gewässer nicht in seine Dienste stellen, ohne die Naturgesetze zu kennen, denen sie unterworfen sind. Auch auf diesem Gebiete können sich die Staatsgesetze, nach denen verfahren werden soll, nur auf Grund der Naturgesetze ergeben.

Berlin Dr. Karl Fischer

Der junge Goethe. Seit dem Jahre 1875, wo der Leipziger Verlagsbuchhändler und Goethefreund Salomon Hirzel unter obigem Titel die Früchte seiner eifrigen Sammelarbeit in einem dreibändigen Werke herausgab, dessen kritische Sichtung und Einleitung Michael Bernays übernommen hatte, ist die Welt mit manchem bis dahin unbekannten oder verloren geglaubten Schatz aus Goethes Frühzeit überrascht worden. Wir brauchen nur an das Leipziger Liederbuch „Annette", an das Tagebuch der Schweizer Reise, an den „Urfaust" zu erinnern. Auch die Sammlungen der Jugendbriefe haben manche Bereicherung erfahren, und das Verhältnis des angehenden Dichters zu seiner Schwester Cornelie und seinem Freunde Behrisch erscheint auf Grund des neuentdeckten Briefmaterials in wesentlich klarerem Lichte. Man darf deshalb bei aller Verehrung für Hirzel und Bernays getrost eingestehen, daß ihr an sich so verdienstvolles Werk auch in seiner 1887 erschienenen Neuauflage dem heutigen Stande der Goetheforschung ebensowenig mehr entsprach wie den heutigen Bedürfnissen der Goethefreunde, und man muß es mit aufrichtiger Freude begrüßen, daß sich Max Morris der mühevollen aber dankbaren Aufgabe unterzogen hat, das gesamte, nach jeder Richtung hin vervollständigte Material neugeordnet und mit einer mustergültigen Einleitung versehen in sechs stattlichen Bänden zu veröffentlichen. (Leipzig, Insel-Verlag. Jeder Band geheftet 4,50 Mark, in Leinen 6 Mark, in Leder 7,50 Mark.) Der Herausgeber hat den Rahmen der Sammlung bedeutend erweitert und außer Briefen und eigentlichen „Schriften" auch Labores juveniles, Tagebücher, öffentliche Erklärungen und Anzeigen, Buchwidmungen, Einträge in Stammbücher und Matrikeln, ferner Radierungen und Zeichnungen, endlich Gespräche aufgenommen, so daß wir nach Abschluß des Werkes das denkbar vollständigste Bild von Goethes Leistungen und Betätigungen bis zu seiner Abreise nach Weimar in Händen haben werden.

Man wird ja verschiedener Meinung darüber sein können, ob sich die lückenlose Wiedergabe der Labores juveniles, d. h. der Stilübungen, Übersetzungen, kalligraphischen und lexikographischen Versuche des acht- bis zehnjährigen Knaben, die in dem ersten Bande dreiundsiebzig Seiten füllen, rechtfertigen läßt; immerhin haben diese „schriftstellerischen" Erstlinge ein gewisses pädagogisches Interesse und zeigen außerdem den nachmaligen Meister der deutschen Sprache im Ringen mit Stil und Orthographie. Aber abgesehen von diesen häuslichen Arbeiten des frühreifen und, gegen heutige Verhältnisse, weit vorgeschrittenen Knaben bietet der erste bis jetzt vorliegende Band schon eine Fülle von unschätzbaren Dokumenten, besonders in den Briefen an Cornelie und Behrisch. Zeigt sich der junge Leipziger Student im Verkehr mit der Schwester als ein verjüngtes Ebenbild des lehrhaft-pedantischen Vaters, so erscheint er in der Korrespondenz mit Behrisch zum erstenmal als er selbst, wenn auch noch stark beeinflußt von den Anschauungen und Sitten der Zeit. Aber durch die modische Anakreontik, auf die jene Briefe wie seine Gedichte

und das graziöse Schäferspiel „Die Laune des Verliebten" gestimmt sind, klingt doch schon ein persönlicher Ton. Ist es nicht schon ganz Goethisch, wenn er in den langen Brief vom 10. und 11. Oktober 1767, worin er dem Freunde nicht ohne einen Hauch von Selbstironie seinen etwas forcierten Liebeskummer klagt, Bemerkungen einflicht, wie: „Alles Vergnügen liegt in uns. Wir sind unsre eignen Teufel, wir vertreiben uns aus unserm Paradiese" oder „Ein vergangnes Übel ist ein Gut"?

Um die Bedeutung von Goethes Frühzeit voll würdigen zu können, muß man sich vorhalten, daß die Jahre bis zu seinem Eintritt in Weimar die eigentliche Blütezeit seines Genies waren. Sie hat uns die drei Werke beschert, über die er sich später nie wieder erhoben hat: „Götz", „Werter" und den „Urfaust". Das Leben in Weimar mit seinen höfischen, gesellschaftlichen und amtlichen Verpflichtungen konnte bei einem Manne von Goethes Anlagen nur zu einer Steigerung der Reflexion führen. Mögen wir den Weisen von Weimar auch in Ehrfurcht bewundern — lieben müssen wir vor allem den jungen Himmelsstürmer, der in seinen drei Erstlingswerken für das, was die Menschheit zu allen Zeiten bewegte und immer bewegen wird, den ewig gültigen Ausdruck fand.

Daß die Ausstattung des köstlichen Sammelwerkes vorzüglich ist, versteht sich beim Insel-Verlag von selbst. Es sei nur hervorgehoben, daß auch auf die Wiedergabe der Handzeichnungen und Radierungen besondre Sorgfalt verwandt worden ist. Hoffentlich lassen die weiteren Bände des Unternehmens nicht allzulange auf sich warten!

J. R. Haarhaus

Hygiene des Kunstgenusses. Man sollte das Besuchen der Kunstausstellungen nicht zur Gewohnheit werden lassen. Wie leicht verliert das Gewohnte seinen Reiz, man nimmt es bald hin als etwas Lästiges. Kunst aber ist etwas Seltenes. Sie will entdeckt sein. Heimliche Freuden schenkt sie — während der Großbetrieb die stete Wiederkehr und die Regelmäßigkeit von Monat zu Monat will . . .

Dafür bringt der Großbetrieb die Sensatiönchen. Sie sollen das Mahl, dessen man schon beim Anblick überdrüssig ist, würzen. So wird der Widerstrebende immer wieder in die Kreise hineingezogen, vor denen er sich scheut. So aber auch zersplittern, zerfasern sich die großen Eindrücke. Der Einzelne sucht jedoch die große Wirkung, die ihn ganz erfüllt. Wir werden erst dann zu einer großen Kunst kommen, wenn wir Herr der Großstadt geworden sind und dieses Getriebe uns nicht verwirrt, vielmehr wir fähig sind, uns über das Verwirrende zu erheben, mit anderen Worten, wenn unsere Kraft des Gestaltens die Vielfältigkeit der Eindrücke überwindet.

Aus diesem Grunde gehe man nur selten noch und immer seltener — nur wenn ein besonderer Anlaß vorliegt — in die Kunstsalons. Man muß, um sich den Geschmack am Besten zu erhalten, sich das Gute oft versagen. Auch der Kunstgenuß will Disziplin haben. Und außerdem: man hat nur ein Gehirn zur Verfügung . . .

Man hat nur einen Sehapparat. Das Vielsehen macht es nicht. Auch das Auge verlangt seine Diät in der Behandlung.

Ernst Schur

E. von Seydlitz: Handbuch der Geographie. Jubiläums-Ausgabe (25.), unter Mitwirkung vieler Fachmänner von Professor Dr. E. Oehlmann. Mit 400 Figuren, Karten, Profilen und Landschaftsbildern in Schwarz- und Photographiedruck, 4 farbigen Karten und 30 farbigen Tafeln. Ferdinand Hirt,

Breslau. (Leinenband 6,50, Halbfranz 7,50.) Aus dem „Großen Seydlitz", dem allbekannten geographischen Lehrbuch, hat sich mit der vorliegenden Ausgabe ein Handbuch ersten Ranges entwickelt, das uns auf 844 Seiten mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und in knapper und gediegner Form den riesigen Stoff der Geographie vorführt. Es gibt kein zweites Werk in der ganzen geographischen Literatur, das für diesen Preis ein so vorzüglich ausgewähltes Anschauungsmaterial, eine solche Fülle charakteristischer Landschafts- und Städtebilder, Photographien und Farbendrucke, Karten und Skizzen böte wie das vorliegende Handbuch. In fünf Kapiteln wird das ganze Material übersichtlich gegliedert und dargestellt. Das erste Kapitel bietet auf 538 Seiten die Länderkunde und behandelt nacheinander Australien, Amerika, Afrika, Asien, Europa; systematisch werden bei allen Erdteilen die Flächengliederung, die Höhengliederung, die Bewässerung, das Klima, die Pflanzenwelt, die Tierwelt, die Bewohner, die Wellstellung des Erdteils in kurzer und treffender Darstellung allgemein vorgeführt und dann die einzelnen Gebiete genauer und eingehender behandelt, so zum Beispiel bei Afrika das Nilgebiet, das Gebiet des Indischen Ozeans und das Kapland, das Gebiet des Atlantischen Ozeans, die Sahara, der Nordrand und endlich die Inseln um Afrika.

Sehr lehrreich ist das zweite Kapitel, die Handelsgeographie, verfaßt von Professor Dr. E. Friedrich. „Die Handelsgeographie," sagt der Verfasser sehr richtig, „ist einer der schwierigsten Wissenszweige eben wegen der wachsenden Anforderungen an die Länder- und Verkehrskunde, wegen der wechselnden Bedürfnisse der verschiednen Wirtschaftsgebiete, die durch die Mode wie durch ihre Zahlungsfähigkeit bedingt wird. Sie ist endlich wandelbar durch die wechselnden Bedingungen der Gütererzeugung, die zum Beispiel heute die Herstellung einer gewissen Ware in irgendeinem Lande nicht mehr ratsam erscheinen lassen können, weil es sich herausgestellt hat, daß sie in einem andern besser und billiger geliefert werden kann." Behandelt werden in diesem Kapitel die Handelsgüter: Kultur- und Handelspflanzen, das Tierreich (der polaren, gemäßigten, subtropischen und tropischen Wirtschaftszone), die Mineralien, die Industrie, die geistigen Erzeugnisse; ferner die Umlaufsmittel des Handels; drittens der Welthandel; viertens die Verkehrskunde. Das dritte Kapitel gibt eine vortreffliche Darstellung der allgemeinen Erdkunde und das vierte eine der astronomischen Geographie, beide von Professor Dr. O. Clauß. Das fünfte enthält eine übersichtliche Darstellung der Geschichte der Geographie. Literaturverzeichnis und Register schließen den Band.

Bei dem beständigen Ausbau der Verkehrsmittel ist es natürlich unmöglich, alle Erscheinungen sofort zu buchen. Ein Beispiel wollen wir anführen. Von Quito wird S. 63 gesagt, daß es durch eine der wenigen leidlichen Straßen des Landes mit Guayaquil verbunden sei. Aber schon in Hans Meyers Werk: „In den Hoch-Anden von Ekuador" lesen wir auf S. 357: „Seit 1905 ist die Eisenbahn über Guamote hinaus bis Riombamba im Betrieb und bis Mocha im Bau. Man hofft, 1907 Quito zu erreichen." Tatsächlich ist diese für den Handelsverkehr so wichtige Eisenbahnlinie von Quito nach Guayaquil schon im Betrieb. Eine andre Ungenauigkeit finden wir auf S. 21, wo bei dem Vulkan Cotopaxi auf eine Abbildung verwiesen wird, die den Chimborazo darstellt. Aber das sind Kleinigkeiten gegenüber den großen Vorzügen, die die vorliegende Bearbeitung aufweist. Besonders wertvoll sind die kurzen und treffenden Erläuterungen zu den Bildern. Als Beispiel diene die zu dem Bilde Englische Parklandschaft am Yealm, östlich von Plymouth, im Frühling: „Zusammenhängende Waldungen sind in England fast geschwunden, die Wiese herrscht im Landschaftsbilde vor, das zahlreiche alte, stattliche Bäume, einzeln und in Gruppen vereint, schmücken. Anmutige Dörfer

und altertümliche, efeuumsponnene Schlösser grüßen freundlich daraus hervor. Zahlreich sind auf den Flüssen Hausboote, in denen Familien ihren Sommeraufenthalt nehmen, mit Vorliebe da, wo die Jugend den Wettkampf der Ruder übt."

Man sieht, Friedrich Ratzels Schule, die in der Landschaft noch mehr erkennt als geologische Formen, kommt auch hier zur Geltung. Wir können diese Bearbeitung des Großen Seydlitz unsern Lesern, auch den Beamten, Offizieren und Kaufleuten nur angelegentlich empfehlen. Prof. Dr. Groth, Leipzig

Deutsche Interessen in Finnland. Angesichts der tief bedauerlichen Tatsache, daß nicht nur die politische, sondern auch die volkswirtschaftliche Unabhängigkeit des finnischen Volkes durch die russische Regierung neuerdings aufs schwerste bedroht erscheint, liegt es im deutschen Interesse, ein Buch kennen zu lernen, das die Geschichte, die Kultur, die politischen und finanziellen Verhältnisse, den Handel, die Industrie, die Landwirtschaft, das Forst-, Bank-, Verkehrs- und Rechtswesen Finnlands schildert: N. C. Frederiksens „Finland, its puplic and private economy". Dieses gediegene Werk läßt die Ursachen des Widerstandes aller finnischen Bevölkerungsklassen gegen das verfassungswidrige Verfahren der russischen Staatsverwaltung deutlich erkennen. Abgesehen von den im Schlußkapitel („Die Verwaltung und Zukunft Finnlands") behandelten politischen und nationalen Ursachen der Erbitterung gegen Rußland, sind diese Ursachen vorwiegend wirtschaftlicher Natur. Sie interessieren uns am meisten, da sie zeigen, daß das russische Vorgehn nicht nur unsre ideellen, sondern auch unsre praktischen wirtschaftlichen Interessen empfindlich verletzt.

Besonders schwer trifft die russische Finnlandpolitik die Fabrikindustrie. Die von Alexander I. gewährte und von allen seinen Nachfolgern beschworene Verfassung gestattet der finnischen Regierung eine beliebige eigene Handelspolitik. Der finnische Zolltarif schützt die heimische Industrie, erlaubt jedoch die Einfuhr von Rohmaterialien und Halbfabrikaten nahezu zollfrei. Speziell die Tarifverhältnisse zwischen Finnland und Rußland haben sich von jeher nach dem jeweiligen Ermessen der russischen Regierung gerichtet. Unter der freisinnigeren Herrschaft Alexanders I. waltete der Gegenseitigkeitsgrundsatz vor. Unter Nikolaus I. durften russische Erzeugnisse zollfrei eingeführt werden, während in Rußland finnische so behandelt wurden wie die ausländischen. Alexander II. stellte die Gegenseitigkeit wieder her. Alexander III. und Nikolaus II. dagegen sind zur Politik Nikolaus I. zurückgekehrt. Augenblicklich werden in Finnland von russischen Produkten Zucker, Wein, Tabak, Liköre und Margarine mit Zöllen belegt, aber auch diese sind viel geringfügiger als die auf die gleichen Produkte aus anderen Ländern gesetzten. Finnland jedoch darf nach Rußland lediglich landwirtschaftliche und verwandte Erzeugnisse zollfrei ausführen; Fabrikate der Industrie unterliegen den Auslandszöllen. Rußland will nunmehr die Zollgemeinschaft mit Finnland herstellen.

Frederiksen meint dazu, Rußland würde damit den Ruin des Handels und der Industrie Finnlands herbeiführen. „In Finnland erfordern alle Industrien auswärtigen Handel und dieser ließe sich nicht durch die freie Einfuhr aus Rußland ersetzen, da viele Dinge in Rußland nicht zu haben sind." Die Ausdehnung des russischen Tarifs auf die finnischen Häfen würde den Preis aller gegenwärtigen Einfuhrartikel verteuern, darunter der wichtigsten: Kohle, Eisen, Maschinen, Zucker, Kaffee, Salz usw. „Die Vernichtung des Einfuhrhandels würde auch die Ausfuhr beeinträchtigen, teils durch die Verteuerung der Produktion, teils durch Verringerung des ohnehin schon kleinen Frachtenverkehrs." Die Zollgemeinschaft würde die Lebenshaltung des Volkes erheblich verteuern: bei einer armen Fischerfamilie von

vier Personen um 85 Mark (1 finn. Mark = ca. 80 Pf.), bei einem Häusler mit vier Kühen und einem Pferd um 50 Mark, bei einem gewöhnlichen Bauern mit vierzig Kühen und fünf Pferden um 240 Mark jährlich. Ist es unter solchen Umständen nicht begreiflich, ja selbstverständlich, daß sich sämtliche Schichten der Bevölkerung gegen den Verlust der wirtschaftlichen Selbständigkeit auflehnen?

L. K.

Neue Bücher

Die Redaktion behält sich die Besprechung einzelner Werke vor.

Alsberg, Dr. Moritz: Militäruntauglichkeit und Großstadt-Einfluß. Teubner, L. u. B. M. 1.—.

Halle, E. von: Die Weltwirtschaft. Teubner, Leipzig. M. 5.—.

Bruchmüller, Dr. W.: Der Leipziger Student. 1409—1909. Teubner, Leipzig. M. 1.25.

Fechner, R. und **Schmidt**, O.: Münchener Volks- und Fortbildungsschulen. Quelle & Meyer, Leipzig. M. 3.50.

Linschmann, Dr. Hugo: Die Reichsfinanzreform 1909. Emil Nagel, Berlin. M. 2.50.

Neupauer, Dr. Jos. R. v.: Der Kollektivismus u. die soziale Monarchie. R. Lincke, Dresden. M. 5.—.

Freese, Heinrich: Die konstitutionelle Fabrik. Gust. Fischer, Jena. M. 1,50.

Schücking, Walther: Die Organisation der Welt. Kröner, Leipzig. M. 1.—.

Schmidt-Gibichenfels, Dr. O.: Das Problem der besten Gesellschaftsordnung. Thür. Verl.-Anst., Leipzig. M. 1.50.

Büscher, Gust.: Ein Wort an die Sozialisten. Verlags-Magazin, Zürich. M. 0.80.

Albrecht, Rudolf: Konsumentenmoral und Käuferverein. Verlag Neue Deutsche Frauen-Zeitung, Düsseldorf. M. 0.50.

Binding, Dr. Karl: Die Ehre. — Der Zweikampf. Duncker & Humblot, Leipzig. M. 1.80.

Benisch, Dr Paul: Reichsfinanzreform und Steuerreform 1909. Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach. M. 2.—.

Knapp, G. F.: Die Landarbeiter in Knechtschaft und Freiheit. 88. Auflage. Duncker & Humblot, Leipzig. M. 2.40.

Bildungsausschuß der Sozialdemokratischen Partei. Winterprogramm 1909—1910.

Gaulke, Joh.: Im Zwischendeck. Freier literar. Verlag, Berlin. M. 2.50.

Schmidt, Peter: Am Born der Gemeinnützigkeit. O. B. Böhmert, Dresden.

Fuld, Dr. Ludw.: Reichsversicherungs-Ordnung. Emil Roth, Gießen. M. 0.60.

Athenstädt, Fr. und **Häusl**, M. D.: Aufwand und seine Kontrolle. L. Scheermesser, Salzungen. M. 2.—.

Mauß, Ernst: Genius der Wissenschaft. Rede. Elwert'sche Verl.-Buchhandl., Marburg. M. 0.50.

Naumann, Fr.: Das Volk der Denker. „Hilfe", Berlin. M. 0.25.

Waentig, Heinrich: Wirtschaft und Kunst. Gustav Fischer, Jena. M. 8.—.

Blasig, Emil: Leitfaden für finanzielle Reformen. Selbstverlag, Friedrichsroda.

Kolnig, Dr. G.: Europäisches Steuerwesen. Karl Konegen, Berlin und Leipzig.

Schweidnitz, Graf v.: Helenendorf. Vossische Buchhandlung, Berlin. M. 4.50.

Ostmärkische Städtepolitik v. „Einem Deutschen". Oscar Eulitz' Verlag, Lissa i. P.

Lorentz, Dr. F. und **Gulgowski**, J.: Mitteilungen des Vereins für Kaschubische Volkskunde. Harnowitz, Leipzig. M. 1,50.

Brawer, Dr. A. J.: Galizien. G. Freytag, Leipzig. M. 4.—.

Jonescu, Dr. D.: Die Agrarverfassung Rumäniens. Duncker & Humblot, Leipzig. M. 3.50.

Creanga, Dr. G. D.: Grundbesitzverteilung und Bauernfrage in Rumänien. Duncker & Humblot, Leipzig. M. 4.60.

Fajans, W.: Die russische Goldwährung. Duncker & Humblot, Leipzig. M. 4.50.

Bornhak, Conrad: Rußland und Finnland. Duncker & Humblot, Leipzig. M. 1.60.

Hoff, Marie: 9 Monate in Untersuchungshaft. Heinrich Minden, Dresden und Leipzig. M. 3.—.

Ballentin, Dr. W.: In Brasilien. Herm. Paetel, Berlin. M. 4.—.

Wolff, Dr. Wilhelm: Im malaiischen Urwald. Alfred Schall, Berlin. M. 5.—.

Schultze, Dr. Ernst: Amerikanische Volksparke. Felix Dietrich, Gautsch b. Leipzig. M. 0.50.

Verantwortlich für den politischen Teil: George Cleinow in Berlin-Schöneberg, für den nichtpolitischen Teil: Dr. Paul Mahn in Charlottenburg-Westend. Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Stellennachweis

für akademisch Gebildete und Offiziere a. D.

Bis zu 3 Zeilen 2 M., jede weitere Zeile 1 M.

Bei städtischer Verwaltung eingearbeiteter Major a. D. sucht sich literarisch zu betätigen. Anfragen unter S. B. 319 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Russischen Sprachunterricht erteilt wissenschaftlich geprüfte Dame. Anfragen unter J. G. 4 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Sachverständiger Rat in Bergwerks- und Berggerechtsams-Angelegenheiten, Gutachten, Rentabilitätsberechnungen, Revisionen usw. durch höheren Staatsbeamten a. D. Anfragen unter F. R. 1 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Kleine Anzeigen

Die Überschriftzeile 2 M., jede weitere Zeile 1 M.

Beamter

sucht sofort Vorort-Zinshaus, wenn Verkäufer Umschreibekosten trägt. Anzahlung M. 6000, II. Hypothek. Chiffre: **„Amortisiere"** Postamt 8.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma **Hermann Gesenius Verlag in Halle a. S.** betr. Doell, Entwicklung, bei. Wir empfehlen unseren geschätzten Lesern diesen Prospekt zur Beachtung.

Für obige Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.

Tſchang Tſchih-tung

Von E. Ruhſtrat in Schanghai

Beim Tode eines hervorragenden Mannes iſt es in der europäiſchen Preſſe allgemein üblich, eine Charakteriſtik des Verſtorbenen zu geben. Nicht gerade oft erhebt ſich davon jedoch etwas über die Mittelmäßigkeit, da dieſe literariſche Aufgabe zu den ſchwierigſten gehört, die es gibt. Weshalb werden ſo prachtvolle Charakteriſtiken, wie die von Sulla und Caeſar, die Mommſen uns geſchenkt hat, oder wie die des großen Oraniers, ferner von Milton, Cavour u. ä. des hierin faſt unvergleichlichen Treitſchke nicht häufiger geliefert? Aus dem einfachen Grunde nicht, weil andere es nicht ſo gut können, ſonſt würden ſie es ſchon tun.

Wagt ſich nun aber gar ein Weſtländer an die Aufgabe, einen bedeutenden Chineſen zu charakteriſieren, ſo wird er gewöhnlich recht bald, falls er ehrlich ſein will, die Feder entmutigt aus der Hand legen, auch wenn er im übrigen ganz gut damit umzugehn weiß. Denn vielleicht bei keiner andern Gelegenheit kommt es einem mit einer erſchreckenden Klarheit ſo ſehr zum Bewußtſein, wie ungemein oberflächlich unſere Kenntnis des Chineſentums noch immer iſt. In vieler Beziehung iſt es uns nach wie vor ein Buch mit ſieben Siegeln.

Deshalb iſt es durchaus nicht zum verwundern, wenn das, was man über den im Alter von vierundſiebzig Jahren verſtorbenen Tſchang Tſchih-tung zu leſen bekam, geradeſo dürftig war, wie im vorigen Jahre die Artikel über die alte Kaiſerin-Witwe. Die verzweifelte Hilfloſigkeit der Schreiber, ſoweit dieſe überhaupt einen ernſtlichen Anlauf zu einer Charakteriſtik nahmen, ſtand deutlich zwiſchen den Zeilen geſchrieben.

Tſchang Tſchih-tung gehörte zu den ſehr vereinzelten chineſiſchen Staatsmännern, deren Namen europäiſchen Zeitungsleſern ziemlich geläufig ſind.

Übrigens ist es bei den hier in Schanghai wohnenden Westländern nicht anders. Man kann jede Wette darauf eingehn, daß es unter den jüngern von ihnen nur sehr wenige gibt, die mehr hohe Mandarinen mit Namen anzugeben wissen, als sich bequem an den Fingern einer Hand abzählen lassen. Das ist ein weiterer Beweis dafür, wie fern wir innerlich dem Chinesentum stehen, dem wir äußerlich so nahe sind. Für die eigentümliche Art der Regierung im Lande der Mitte ist es aber sehr bezeichnend, daß die paar den Westländern bekannten Großwürdenträger sich ihren Namen ohne Ausnahme nicht in der Reichshauptstadt, sondern in den Provinzen gemacht haben. Sobald sie nach Peking berufen wurden, verloren sie eher an Einfluß, als daß sie daran gewannen. So ist es mit Li Hung-tschang wie mit Tschang Tschih-tung gegangen, und in etwas geringerem Grade auch mit Yuan Schih-kai, zu dessen Sturz gerade der Umstand, daß er in der Reichshauptstadt mehr bedeuten wollte als seine dortigen Kollegen, nicht wenig beigetragen haben mag. Ähnliche Erfahrungen werden wohl Tuan Fang kaum erspart werden, falls er über kurz oder lang nach Peking berufen werden sollte. Im Unterschiede von Europa ist das ein entschieden asiatischer Zug. Starke Charaktere dürfen sich in der Nähe des Herrschers hierzulande nicht über ihre Umgebung emporzuheben wagen, während man sie in den Provinzen gewähren läßt. Schon vor ein paar tausend Jahren ist es ebenso gewesen, denn die Namen Tissaphernes und Pharnabazus kennt jeder Tertianer, wogegen kein bei uns gangbares Lied und kein Heldenbuch von denen berichtet, die zu derselben Zeit Minister am Hofe des Großkönigs in Susa waren.

Bei Tschang Tschih-tung verwickelt sich die für einen Europäer schon an und für sich kaum lösbare Aufgabe, die Charakteristik eines Chinesen entwerfen zu sollen, bis ins vollständig Hoffnungslose, weil er der ausgesprochene Vertreter einer Übergangsperiode ist. Ausgerüstet mit der ganzen schwerfälligen Gelehrsamkeit seines Heimatlandes, wollte er diese einerseits auch in der neuen Zeit nach Möglichkeit für die jüngere Generation beizubehalten suchen, hatte aber anderseits Einsicht genug, den westländischen Ideen freien Eintritt zu gewähren. Die Widersprüche, die für unsere Auffassung in jedem Chinesen stecken, steigern sich dadurch ins Unentwirrbare, vor allem, was Tschangs Stellung zu den Fremden anlangt. Anfänglich war er den Ausländern und besonders den Missionaren durchaus feindlich gesinnt. Z. B. rührte er zu Anfang der neunziger Jahre keinen Finger, als in einer der beiden von ihm regierten Provinzen am Yangtzekiang zwei schwedische Missionare in brutaler Weise umgebracht worden waren. Nicht lange darauf wurde zu allgemeiner Überraschung plötzlich aus dem Saulus ein Paulus. Obgleich nun dieser Wandel lediglich sein Verhalten zu den Ausländern als solchen betraf und mit der Religion nichts zu tun hatte, denn Tschang ist zeitlebens überzeugter Konfuzianer geblieben, so waren trotzdem die Missionare seitdem sehr gut auf ihn zu sprechen. Das hat u. a. der bekannte Dr. Griffitte John in Hankau in der von ihm verfaßten Vorrede

zu der englischen Übersetzung von Tschang Tschih-tungs Broschüre mit dem Titel „Lernt!" bekundet. Aber Tschang erwidert diese Liebe keineswegs in gleichem Maße. Im Gegenteil, er hat bis zuletzt an der Auffassung festgehalten, daß es nicht geraten sei, den aus Missionsschulen hervorgehenden jungen Leuten gleiche politische Rechte einzuräumen, wie denen, die ihre Bildung auf den nach westländischem Muster eingerichteten Regierungsschulen erworben haben.

Für die Einrichtung dieser neuen Anstalten hat sich Tschang mit dem ganzen Gewichte seiner Persönlichkeit eingesetzt, und das war ein Glück für China. Yuan Schih-kai hätte mit all seiner Willenskraft nicht dasselbe zu erreichen vermocht, weil er nicht über die gleiche chinesische Bildung verfügte wie sein Kollege, weshalb er ein weit geringeres Ansehen bei den einflußreichen Literaten besaß. Ganz anders war es mit Tschang Tschih-tung, der im Jahre 1863 von allen Prüflingen des ganzen Jahrgangs aus dem gesamten Reiche der Mitte als Drittbester durch das schwere letzte Examen in Peking gegangen war, und dem man zeitlebens eine außergewöhnliche Belesenheit in den verehrten Klassikern nachrühmte. Als ein solcher Mann sich veranlaßt sah, in der Schulbildungsfrage das Steuer völlig herumzuwerfen, da wurde kein ernsthafter Widerspruch dagegen laut, so sehr verwundert über einen derartigen Wandel der Zeiten auch mancher verbohrte Literat sein mochte.

Von Tschangs äußerem Lebensgange kann für europäische Leser nur wenig von Interesse sein. Er war Generalgouverneur (Vizekönig) in Kanton sowie in Wutschang am Yangtzekiang, außerdem auch stellvertretend in Nanking. Am meisten hervorgetreten ist er in Wutschang, weil er dort oder vielmehr in dem Nachbarorte Hanyang alle möglichen Fabriken, Gießereien und dergleichen errichtete, um China darin auf eigene Füße zu stellen. Die meisten Anlagen dieser Art wollten aber nicht recht gedeihen. Als Beamter und Gelehrter verstand Tschang selbst zu wenig von solchen Dingen, und überdies fehlte es ihm häufig an Geld, denn er gehörte zu den höchst selten vorkommenden hohen Mandarinen, die es grundsätzlich verschmähen, sich auf unrechtmäßige und unsaubere Art zu bereichern.

Vor zwei Jahren wurde der Verstorbene in den Großen Rat nach Peking berufen, ungefähr um dieselbe Zeit wie Yuan Schih-kai. Nachdem dieser verbannt und Tschang nicht mehr am Leben ist, haben die Mandschuren in der genannten ersten beratenden Körperschaft des Reiches ein starkes Übergewicht. Obgleich nun, wie schon bemerkt ist, die Generalgouverneure, unter denen sich manche Chinesen befinden, viel einflußreichere Posten einnehmen als die Großwürdenträger in Peking, so haben die Chinesen doch zu allen Zeiten eifersüchtig darauf geachtet, daß immer einige ihrer eigentlichen Landsleute in den Großen Rat kommen. Die Regierung würde deshalb weise handeln, wenn sie dies berücksichtigte.

Von ausländischer Seite soll es Tschang Tschih-tung unvergessen bleiben, daß er im Sommer des Jahres 1900 die in Peking befolgte unkluge und

verderbliche Boxerpolitik nicht mitmachen wollte. Vielmehr veranlaßte er, der zu jener Zeit in Wutschang war, seinen Kollegen Liu Kun-yi in Nanking dazu, mit ihm zusammen eine unbedingte Neutralität zu wahren. Da sich auch Yuan Schih-kai als damaliger Gouverneur der Provinz Schantung ihnen anschloß, so war damit dem Umsichgreifen der Bewegung nach Mittel- und Südchina ein wirksamer Riegel vorgeschoben. Hierdurch haben die drei genannten hohen Mandarinen in wahrhaft staatsmännischer Weise ihrem Lande, das sonst in unabsehbare Wirren gestürzt worden wäre, einen unschätzbaren Dienst geleistet. Allerdings kann man nachträglich vielleicht sagen, die Notwendigkeit hätte doch auf der Hand gelegen, den wahnsinnigen telegraphischen Befehl aus Peking, alle Fremden im ganzen Reiche zu töten, nicht zu befolgen. Man muß jedoch dabei bedenken, daß damals zwei besonnene Großwürdenträger in der Hauptstadt auf ausdrücklichen Befehl der Kaiserin-Witwe, die mitunter so unmenschlich grausam sein konnte wie eine Tigerin, die gräßliche Strafe zu erdulden hatten, bei lebendigem Leibe zersägt zu werden! Und weshalb? Nur weil sie sich erkühnt hatten, den Wortlaut der betreffenden Depesche auf eigene Faust zu ändern, indem sie „schützen" statt „töten" telegraphieren ließen. Zieht man dies genügend in Betracht, dann wird man zu der Überzeugung kommen, daß die Entscheidung für Tschang Tschih-tung doch nicht ganz leicht war, selbst wenn man die ziemlich große Unabhängigkeit der Satrapen in den Provinzen, die sich in diesem Fall als ein großes Glück erwies, nicht außer acht läßt. Deshalb Ehre seinem Andenken!

Walt Whitman

Von Eberhard Buchner

Wie tief wir heute in Ästhetizismus und Formalismus versunken sind, kommt uns erst dann klar zum Bewußtsein, wenn einmal ein Starker, Großer, Eigener unter uns tritt, der in glückseliger Unbekümmertheit um alles, was Tradition und Sitte heißt, nur ein Gesetz kennt, das Gesetz, das in ihm selbst ruht. Die Formen, die wir, ehe er zu uns trat, verehrten, scheinen dann gerade gut genug, von ihm zerbrochen zu werden und blitzartig erkennen wir, wie kläglich unsere auf Kosten des Wesens betriebene Formvergötterung gewesen. Jede Form ist einmal von starker Eigenart, von einer selbstbewußten Persönlichkeit hingestellt worden; aber ohnmächtige Schwäche, unfähig sich eine eigene Ausdrucksform zu schaffen, bemächtigte sich ihrer, und so konnte es geschehen, daß sie unbesehen,

wie ein veraltetes Erbstück aus Urgroßmutters guter Stube, auf Kind und Kindeskind überging: längst veraltet, unserem Empfinden längst nicht mehr angemessen, aber durch ein methusalemitisches Alter geheiligt.

Walt Whitman ist einer der kühnsten und machtvollsten Formzerstörer, die die Literaturgeschichte je gesehen hat. Er kann in vieler Beziehung auch als Formverächter gelten. Was gilt ihm schließlich die Form! Er sagt einmal selbst, daß keiner in seine Poesie eindringen könne, der darauf besteht, sie in erster Linie als schriftstellerische Leistung zu würdigen. Der krasse Naturalismus lehrte uns, das Was des Kunstwerkes sei mehr oder weniger gleichgültig, das Wie entscheide; und diese Anschauung ist, wenn auch die Strömung, die sie aufstellte, schon des öfteren offiziell und mit allen Ehren zu Grabe getragen wurde, noch keineswegs ausgestorben. Whitman aber denkt anders; in einem Gedicht heißt es: „Aus dem Kriege auftauchend habe ich ein Buch geschrieben, die Worte meines Buches garnichts, der Trieb darin alles."

Die Form ist für Whitman die rechte, die diesem Trieb am bereitwilligsten entgegenkommt; und das ist die Formlosigkeit. Man kann es verstehen, wenn die erste Lektüre Withmanscher Verse Grauen und Entsetzen im Leser zurückläßt. Das ist das Chaos, so muß er denken. Wo bleibt da Ordnung und Besonnenheit, wo die Ruhe und weise Mäßigung des Ausdrucks, wie sie zu harmonischer Wirkung zunächst unerläßlich scheint? Wild überstürzen sich die Worte; oft nehmen sie sich nicht die Zeit, sich zu normalen Sätzen zu bilden. Wie ein trunkenes Lallen, so tönt's aus den Zeilen; bald sind sie kurz, bald so lang, daß selbst dem geübtesten Sprecher der Atem versagen müßte. Sind es überhaupt Verszeilen? Nur mit großer Mühe kann man so etwas wie ein rhythmisches Prinzip herausfinden; und wenn man es gefunden, so sieht man gleich ein, daß es eigentlich doch nicht Prinzip genannt werden kann. Nein, hier herrscht die absoluteste Ungebundenheit, Regellosigkeit, Zügellosigkeit. Der Strom schlägt stürmisch über sein Bett hinaus, kein Damm, der ihm Einhalt tut; wie wilde, toll gewordene Wogen türmen sich Zeilen, Sätze, Satztorsen, stammelnde Rufe, Worte. Durch Arno Holz und Genossen hat sich vor einigen Jahren auch in Deutschland der freie Rhythmus wieder einmal Heimatsrecht erworben. Aber welcher Unterschied! Derselbe, der das friedsame Wässerlein, das sich langsam und bedächtig durch die weite Niederung hindurchzieht, vom reißenden Gießbach scheidet, der unter Brausen und Rollen auf kürzestem Weg die Tiefe zu gewinnen sucht.

Die Worte garnichts, der Trieb alles. Wir haben also kein Recht, länger bei der Form zu verweilen, wenn es mich auch locken könnte, dennoch aus dieser Gesetzlosigkeit ein tiefes Gesetz herauszuholen, in diesem Lärm eine wertvolle Harmonie zu entdecken. Der Trieb alles. Was ist dieser Trieb? Whitman selbst muß antworten. In dem Nachwort, das er der autographierten Ausgabe seiner „Leaves of Graß" („Grashalme") beigab, äußert er sich wie folgt: „Nach längerem persönlichem Streben als junger Bursche, im Wettbewerb mit anderen um den üblichen Lohn, auf dem geschäftlichen oder politischen Tummel-

platz . . . fühlte ich mich im Alter von dreiunddreißig Jahren ganz besessen von einem Wunsch und einer Überzeugung, oder noch genauer gesagt: ein Verlangen, welches bis dahin sich nur flüchtig bemerkbar gemacht und an der Grenze des Bewußtseins gehalten hatte, trat jetzt in den Vordergrund, nahm deutliche Umrisse an und gewann schließlich ganz die Oberhand. Es war ein Gefühl, ein Trieb, ohne jeden Vorbehalt mein physisches, emotionelles, ethisches und intellektuelles Leben gleichsam zu „verlautbaren", unter fortgesetzter Aufzeichnung des Augenblicks, der Tatsachen meines unmittelbaren Seins, sowie meiner Umgebung, des zeitgenössischen Amerika — und darin das Persönliche im Zusammenhang mit Ort und Zeit offenherziger und umfassender aufzudecken, als irgendein früheres Gedicht oder Buch es getan."

Whitman vergöttert die Wirklichkeit. „Der beste Gebrauch des vorstellungsfähigen Geistes unserer Tage", so sagt er, „besteht darin, der Wissenschaft und den schlichten Tatsachen des einfachen Daseins Leben einzuhauchen, indem nun auch ihm die Leuchtkraft, Glut und dauernde Herrlichkeit zuteil wird, die allem, was wirklich ist, und nur dem Wirklichen zukommt." Man wird einwenden: Spricht so aber nicht ein Naturalist? Ist das nicht das gleiche Evangelium, das hierzulande auf allen Kanzeln gepredigt wird, wollte sagen gepredigt wurde? Die Sprache jener Revolutionäre, die heute schon als überwundene Machthaber hinter dem Ofen sitzen und der Vergangenheit nachträumen? Aber nein, Whitman ist ein so ganz anderer, er grübelt sich nicht in die Einzelerscheinungen des Lebens hinein, er ist nicht ein Forscher, ein Beobachter, ein Gelehrter, er ist vielmehr der Lebendige, den das Leben in den seligsten Rausch versetzt, weil es Art von seiner Art, Geist von seinem Geist ist. Er nennt sich einmal „den Liebkosenden des Lebens", und ich wüßte nicht, wie ihn eines Kritikers Wort schöner und treffender bezeichnen sollte.

Freude am Leben, das ist die Triebfeder seines Schaffens. Einen Ruf seligsten Entzückens — so könnte man seine Dichtung definieren. Er preist, was sein Auge sieht, was sein Ohr hört, was seine Hand betastet; er preist, was seinen Geist bewegt und seine Seele rührt. In jedem Augenblick kniet er vor diesem Leben, ein selig Nehmender, und jede Gabe, die seine Hand faßt, scheint ihm am schwersten zu wiegen, scheint ihm die erhabenste zu sein. Eines seiner Gedichte betitelt sich „Ein Sang der Freuden". Er singt:

„O, das frohlockendste Jubellied anzustimmen!
Voll Musik, voll Mannheit, Weibheit, Kindheit,
Voll gewöhnlicher Beschäftigungen —
Voll Korn und Bäumen.

O, die Stimmen der Tiere!
Die Geschwindigkeit und das Gleichgewicht der schwimmenden Fische,
Das Fallen der Regentropfen im Liede.
O Sonnenschein und Wellenbewegung in einem Gesang!

O Freude meines Geistes — uneingekerkert strahlt er Blitze!
Es genügt nicht, diesen Erdball und eine Spanne Zeit zu haben,
Ich will Tausende von Erdkugeln und alle Zeiten haben!"

Und immer neue Wogen wirft seine Entzückung. „O, die Freuden des Ingenieurs," singt er, „O, die Freuden des muskelkräftigen Fechters, O, die Freuden der Mutter, O, die Freuden meiner Seele." Es ist Whitmans „Trunkenes Lied". Man höre seinen Ausklang:

„O, das Leben hinfort wie ein Gedicht voll neuer Freuden zu haben!
Tanzen, händeklatschen, frohlocken, hüpfen, springen, weiter rollen, weiter schwimmen,
Ein Seefahrer der Welt zu sein, nach allen Häfen bestimmt,
Selber ein Schiff (sieh doch, wie ich meine Segel der Sonne und Luft entgegenbreite),
Ein schnelles, schwellendes Schiff, voll reicher Gedanken und Freuden."

Man muß dieser Seligkeit auf den Grund spüren. Sie beruht nicht auf dem Wohlgefallen an den Dingen, an der Erscheinung der Dinge an und für sich. Obgleich Whitman der ausgesprochenste Optimist ist, weiß er wohl, daß die Dinge dieser Welt ein Preislied in so hohem Ton nicht verdienen. Er weiß, daß es Häßliches, Trübes, Dunkles gibt, aber er schlägt es mit einem Dennoch aus dem Felde. „Ich sehe unter die Hülle eurer hageren und gemeinen Masken, ich sehe eure gerundeten, unzerstörten Umrisse." Das ist die Stimme des Weisen. Das Unvollkommenste gilt ihm als eine Entstellung und Verstellung des Vollkommenen. Und dieses allein ehrt er in ihm. Das Geheimnis dieser Betrachtungsweise ruht in dem Vermögen, die Welt als ein geschlossenes Ganzes zu begreifen. Die Welt, das ist keine bunt zusammengewürfelte Menge von einzelnen Dingen und Einzelerscheinungen, sie ist ein Eines, Einziges, und wer einen ihrer Teile schaut, der schaut auch dieses Eine, dieses Ganze.

Whitman ist ein kosmisches Genie. Er vermag es gar nicht anders, als alle Verhältnisse, Phänomene und Ereignisse unter den kosmischen Gesichtspunkt zu stellen. Es gibt für ihn nichts Unzusammenhängendes: der Weltenschöpfer arbeitet nicht mit Isolierschemeln. Und was heißt ihm dann groß und klein? Alle diese Unterschiede sind aufgehoben, weggeblasen, das Kleinste steht gleichberechtigt neben dem Großen, beide Dokumente, Erscheinungsformen eines Wesens, jener einen gewaltigen Kraft, die alles in allem ist.

Wir verstehen es jetzt, wenn Whitman verkündet: „Nichts ist allein um seiner selbst willen da; ich sage, die ganze Erde und alle Sterne am Himmel sind der Religion wegen da." Und er fährt fort: „Ich sage, noch ist kein Mensch halb andächtig genug gewesen, keiner hat halb genug verehrt oder angebetet, keiner hat zu bedenken begonnen, wie göttlich er selbst ist und wie sicher die Zukunft ist."

Nennt man Whitman einen Pantheisten, so wird man seiner religiösen Eigenart kaum gerecht geworden sein. Das, was wir Pantheismus nennen, ist zumeist ein Gewächs philosophischer Betrachtung. Der Pantheist erschließt eine Kraft, die er überall am Werke sieht, und die er, weil sie ihm göttliche Macht und Bedeutung zu haben scheint, als göttliche Kraft, als Gott für sich in Anspruch nimmt. Ich meine, daß Whitman auf anderem Wege zu seinem Glauben gekommen ist. Er fühlte die innere Verwandtschaft aller Dinge, die innere Verwandtschaft seiner individuellen Persönlichkeit mit dem Grashalm, auf

den sein Fuß trat, mit dem Himmel, zu dem sein Auge aufschaute, mit dir, mit mir, mit allem, was der Hauch des Lebens zum Dasein weckte. Und diese wunderbare Einheit wurde ihm zur Künderin seligster Geheimnisse. Wolken und Winde nannte einst Franz von Assisi seine lieben Brüder, und Whitman fühlt wie er. Diese Brüderschaft verleiht ihm die felsenfeste Überzeugung seiner Ewigkeit. Ewig ist er, wie alles rings um ihn her. Er lebt und webt in der Welt der Wunder.

„Ich glaube nicht, daß siebenzig Jahre die Frist eines Mannes oder eines Weibes ist,
Noch daß siebenzig Millionen Jahre die Frist eines Mannes oder eines Weibes ist,
Noch daß die Jahre je meine oder eines anderen Existenz enden werden."

Und als ob er den Geliebten — jeder Leser gilt ihm wie ein Geliebter — erschreckt habe, so fragt er: „Ist das so wunderbar? Ist nicht alles, alles in dieser Welt nichts denn ein großes Wunder? Ja, das Große ist klein, das Kleine ist groß; eine Winde an meinem Fenster befriedigt mich mehr als die Metaphysik der Bücher." Das könnte auch Maeterlinck gesagt haben. Und was ist der Tod? Whitman lächelt. „Das Sterben ist etwas anderes, als je einer gedacht, und glücklicher."

Ich führte oben die Stelle an, in der Whitman den Trieb, der sein Schaffen regelt, als den Versuch erklärt, ohne jeden Vorbehalt sein psychisches, emotionelles, ethisches und intellektuelles Leben zu verlautbaren. Die Darstellung, die ich gebe, scheint diesen Worten zu widersprechen. Whitman erscheint danach als Beobachter, Schilderer und Sänger der Umwelt, nicht aber seiner Innenwelt. Aber das ist es ja gerade, daß für ihn das eine mit dem anderen zusammenfällt, es gibt für ihn keine Scheidung. Preist er die Welt, die Natur, so preist er sich; erzählt er von dem, was seine Sinne wahrnehmen, so erzählt er von sich, von seinem Körper, von seiner Seele. Er sammelt, was seine Sinne auffassen können, und aus den Tausenden von Eindrücken, aus den Tausenden von Erscheinungen und Schicksalen, die sich ihm vor die Seele stellen, webt er den Gesang von sich selbst. Er bezeichnet selbst seinen Gesang als „durchtränkt von Materialismus von Anfang bis zu Ende". Aber für ihn ist Materialismus und Spiritualismus das gleiche; indem er Äußerliches gibt, gibt er zugleich Innerstes. Jede Entfaltung des Lebens ist ihm ein Dokument des göttlichen Prinzips.

Göttlich bin ich innen und außen und mache heilig, was ich berühre oder was mich berührt

Auch die Scheidewand zwischen Körperlichem und Seelischem ist gefallen. Das Körperliche ist in seiner Wertung zu einer Höhe gestiegen, die wir ihm sonst nicht zumessen. Dem verachteten Sklaven ist die Freiheit verliehen worden. Whitman verwirft die von dem Christentum mehr oder weniger stets geforderte Knechtung des Fleisches. Auch jede Bewegung, jede Äußerung des

menschlichen, des tierischen Körpers ist, um Whitmans schönes Wort zu gebrauchen, als „ein Brief Gottes" zu betrachten.

Whitman ist nicht prüde. Der Vorwurf der Schamlosigkeit, der Sinnlichkeit und Lüsternheit ist ihm oft gemacht worden. Er hat ihn, wenn er ihm auch zuweilen übel mitspielte, mit Gleichmut getragen. Der Kenner Whitmans weiß, wie läppisch und töricht solch ein Vorwurf ist. Whitmans Sinnenfreudigkeit ist nichts anderes als Ehrfurcht vor dem Höchsten, dem Heiligsten, dem Göttlichen. Er zählt einmal alle körperlichen Reize, deren er sich erinnern kann, auf. „Gedichte" nennt er sie, „Gedichte des Mannes, des Weibes, des Kindes, der Ehegattin, des Ehegatten, der Mutter, des Vaters, des Jünglings, des Mädchens". Und er schließt: „O, ich sage euch, sie sind nicht allein Teile und Gedichte des Leibes, sondern der Seele; o, jetzt sage ich, diese sind die Seele!"

Alles im Weltall hat auf die Seele Bezug, ist die Seele. Das Glück des Einzeldinges, des Einzelwesens liegt darin, diesen Bezug zu der Seele, zur Allseele, zum Ganzen zu spüren und sich seiner bewußt zu werden. Unselig ist nur, wer allein steht oder sich allein wähnt. Whitman bekennt, er brauche sich nur zu rühren, etwas zu drücken, mit den Fingern etwas anzufassen, und er ist glücklich. Mit seinem Leibe den eines andern zu berühren, ist schon „so viel wie er ertragen kann". Das ist die selige Kunst, sich einzufühlen in die Natur, in das All; sich als Glied dieses Ganzen und damit sich auch als Ganzes zu fühlen. Ein Kosmos, so nennt sich Walt Whitman, der Stolze. Und auch jeder von uns sollte und müßte diesen Stolz zu eigen haben. Ein Kosmos ist Whitman, der alles in sich begreift, alles in sich schließt, was je geschehen, was je gelebt und erdacht ward. Zum Verbrecher, zur Dirne redet er mit süßen Worten: „Bist du nicht Geist von meinem Geist? Bist du nicht ein Kind derselben Natur, zu der ich Mutter sage? Fehltet ihr gegen diese Natur, nun so fehltet ihr gegen euer eigenes Wesen, aber eure Natur, die Natur, konntet ihr damit nicht schänden."

Das Böse gilt Whitman als zufällige Entstellung. „Niemand schließ' ich aus — rot, weiß, schwarz, alle sind göttlich —, in jedem Haus ist der Keim, er kommt nach tausend Jahren ans Licht." Sokrates erklärte die Existenz des Bösen aus der menschlichen Unwissenheit. Whitman ist darin sein Schüler.

Nun wird man verstehen, daß Whitmans Gesang ebensogut als individualistisch wie als demokratisch gelten kann. Der Versuch, sich auf sein Tiefstes zu besinnen, ist Whitman dahin ausgeschlagen, daß er die Größe, Gemeinsamkeit, Einheit alles Seienden scharf und klar erkannte. Die Bedeutung des Wortes Masse steigt vor seinem Empfinden auf. Und hier kommt nun der Amerikaner in Whitman stark zum Durchbruch. „Unbestreitbar amerikanisch" hat Emerson Whitmans Werk genannt. Und er hat recht. Die merkwürdige Form, die das demokratische Prinzip drüben in der neuen Welt angenommen hat, hat in Whitman ihren Sänger und jubelnden Verkünder gefunden. Weltdichtung in

amerikanischer Prägung, so möchte man seine Kunst kennzeichnen. „Ich hörte," so singt Whitman, „ihr verlangtet nach einem Zeichner, um dieses Rätsel, die neue Welt, zu erklären; Amerika, seine athletische Demokratie. Darum sende ich euch meine Gedichte, daß ihr in ihnen erkennt, was ihr sucht."

Die Tugend der Masse, die Tugend, die der Massenbegriff fördert, ist die Liebe. „Liebet euch untereinander" — das ist das Fazit der Forderungen, die Whitman an seine Zeitgenossen stellt. „Die Institution kameradschaftlicher Liebe" will seine Dichtung errichten. Die Liebe ist die notwendige Frucht des Gemeinschaftsgefühls, das die Whitmansche Weltbetrachtung dem Menschen an die Hand gibt. Whitmans Leben war eine gewaltige Betätigung der Liebesforderung, die sein Glauben an ihn stellte. Aus den Samariterdiensten, die er im Kriege leistete, ist ihm hohe Seligkeit geflossen. Sein Herz quillt über vor Liebe. Jeden Fremdling umfaßt sie, der auf der Straße an ihm vorüberstreift. Ein „Geschlecht von Kameraden und Liebenden" heranzuzüchten, das ist sein kühnster und höchster Gedanke. Und er weiß sich eins mit dem, der vor nun bald zweitausend Jahren am Kreuze hing. „Meine Seele zu deiner Seele, mein Bruder", so redet er ihn an. Und er tröstet seinen erhabenen Vorgänger:

„Wir werden umstellt von allen Seiten,
Von Parteieneiferfüchteleien, Anmaßungen,
Sie dringen auf uns ein, umdringen uns, mein Kamerad,
Dennoch wandern wir ungehemmt und frei
Über die ganze Welt,
Ziehen hin und her,
Bis unsere unauslöschlichen Spuren sich eingraben
In Zeiten und Entwicklungen.
Bis wir die Zeiten und Entwicklungen
Gesättigt haben.
Und die Männer und die Frauen
Kommender Zeiten und Rassen
Brüder und Liebende werden
Wie wir."

Das einzige Versbuch, das uns Walt Whitman geschenkt hat, „Leaves of Graß", liegt heute unter dem Titel „Grashalme" in einer größeren Anzahl von Übersetzungen vor. Ich habe hier nach der bei Eugen Diederichs erschienenen Übersetzung Wilhelm Schölermanns zitiert. Sie ist durchaus nicht vollkommen, aber sprachlich im allgemeinen doch geschickt und geschmackvoll. Der in zwei Fällen unternommene Versuch einer Übertragung in gereimte Verse ist als verunglückt zu bezeichnen. Bedauerlich ist auch, daß der Gesang „Von mir selbst" von Schölermann erheblich gekürzt wurde und daß eine ganze Reihe der köstlichsten Lieder Withmans („Gesang von der freien Straße", „Die Fahrt nach Indien", „Das Klage- und Sehnsuchtslied des Vogels", „Aus der Wiege ewig schaukelnd") in der Ausgabe fehlen. Immerhin würde ich dem, der Whitman noch nicht kennt, durchaus empfehlen, sich zunächst der Vermittlung Schölermanns zu bedienen.

Über Whitmans Leben mögen einige kurze Andeutungen genügen: Nach seiner eigenen Angabe stammte sein Vater von einem puritanischen Geistlichen ab, der 1635 von England nach Amerika übersiedelte. Seine Mutter ist Holländerin. Auf einem großen Meierhofe in Long-Island wuchs Walt Withman auf. Dem Buchdruckerhandwerk, das er erlernt hatte, wurde er bald untreu. Als Lehrer, Zeitungsredakteur, Tischler, Bauunternehmer usw. schlug er sich durchs Leben. 1855 erschien die erste Auflage der „Grashalme", zunächst nur zwölf Gedichte. 1862 zog er als Krankenwärter in den Bürgerkrieg. Eine Stelle, die er im Bureau des Ministeriums des Innern erhielt, verlor er, als der Staatssekretär, ein früherer Methodistenprediger, hinter das Geheimnis seines ominösen Buches kam. Auf die eifrige Verwendung seiner Freunde hin erhielt er Ersatz in einem Posten im Bureau des Attorney-Generals. 1873 erlitt er einen Schlaganfall, der ihn dem Tode nahe brachte und ihn, da er kein Amt mehr bekleiden konnte und wollte, auf lange Zeit in große Armut stürzte. Nur allmählich brach sich Whitmans Ruhm Bahn. Die Liebe und Anerkennung seiner Freunde verschönte ihm den Lebensabend. 1892 entschlief er. Für ihn konnte der Tod keine Schrecken mehr haben.

Die preußische Verwaltungsgesetzgebung

Mit der Verwaltungsgesetzgebung beschäftigt sich von den früher genannten Kritikern unsrer Verwaltung*) auffallenderweise nur Graf Hue de Grais eingehender, obwohl, schon rein äußerlich betrachtet, die Gesetzgebung die Grundlage jeder Verwaltungstätigkeit ist und alle ihre Mängel also auf die Verwaltung selbst zurückwirken müssen. Außerdem finden sich leider gerade auch auf diesem Gebiet die schwersten Mißstände.

Graf Hue de Grais erwähnt als solche die große Zahl und den großen Umfang der Verwaltungsvorschriften und ihre zerstreute Veröffentlichung in bändereichen Sammlungen, wo sie selbst für geschulte Beamten oft schwer aufzufinden seien. Ferner beklagt er Mängel der Gesetzgebungstechnik. Er vermißt Einheitlichkeit, Übersichtlichkeit und Klarheit. Man unterlasse in der Regel, in einem neuen Gesetz den ganzen Stoff unter ausdrücklicher Aufhebung aller älteren Bestimmungen einheitlich zusammenzufassen. Dann vermeide man absichtlich, zweifelhafte Fragen, z. B. über die Tragweite oder

*) Vgl. Die Not der preußischen Verwaltung. Grenzboten 1910. Heft 8 und die Fortsetzungen Heft 4 und 5.

über das Anwendungsgebiet einer Vorschrift oder über das Verhältnis neuer Bestimmungen zu ältern, ausdrücklich zu ordnen, überlasse vielmehr die Entscheidung darüber der Praxis oder der Rechtsprechung. Dadurch würden diese gezwungen, eine Arbeit, die der Gesetzgeber nur einmal zu tun brauche, fortgesetzt zu wiederholen, und es werde die Gelegenheit versäumt, mit einem Schlage einen festen Rechtszustand zu schaffen. Weitere Mängel sind nach ihm unzweckmäßige Abgrenzung des Stoffs der einzelnen Gesetze, nicht genügende logische Scheidung zwischen den grundlegenden eigentlichen Gesetzesbestimmungen und den Ausführungsvorschriften und schließlich die zweckwidrige Form vieler Gesetze.

Seine Ausstellungen sind durchaus zutreffend, aber nicht erschöpfend. Es fehlt vor allem das größte Übel, unter dem die ganze Verwaltung schwer gelitten hat und noch leidet, nämlich ein bedauerlicher Mangel an kräftigem schöpferischen Vorgehn auf diesem Gebiet. Infolgedessen herrschen hier überall eine Rückständigkeit und Unsicherheit, die zu den übelsten Erscheinungen führen müssen. Über die wichtigsten Grundlagen der Verwaltungstätigkeit fehlt es unter diesen Umständen oft an bestimmten, sichern Vorschriften. Es ist dies ein auch von dem Oberpräsidenten von Ernsthausen und dem Regierungspräsidenten von Diest in ihren Lebenserinnerungen berührtes besonders trauriges Kapitel der preußischen Verwaltungsgeschichte, des ich im ganzen Umfang hier nicht erzählen kann, da es kaum ein Gebiet der innern Verwaltung gibt, das hier nicht berührt werden müßte. Aber einiges muß ich doch anführen.

Während die Verhältnisse der Städte des Ostens der Monarchie durch die Städteordnungen von 1808 und 1831 einigermaßen befriedigend geregelt worden waren, gelang ähnliches für die Landgemeinden dieser Landesteile erst durch die Landgemeindeordnung von 1891. Bis dahin wurde die Verfassung dieser Gemeinden in der Hauptsache durch Ortsobservanzen bestimmt, die in Streitfällen in der Regel nur durch umfassende, weitläufige Ermittlungen, Zeugenvernehmungen und dergleichen festgestellt werden konnten. Ein Ministerialerlaß von 1839 hatte gradezu die liebevolle Pflege dieser Observanzen dringend und warm empfohlen und auch die sogenannte Landgemeindeordnung von 1856 verwies zunächst auf sie. So war denn in zahlreichen Landgemeinden des Ostens vor 1891 oft die wichtigste Grundlage der Gemeindetätigkeit bis in die neuere Zeit hinein zweifelhaft, etwa das Stimmrecht oder die Verteilung der Gemeindelasten oder dergleichen, und damit zahlreichen Streitigkeiten Tür und Tor geöffnet, sowie den Behörden eine umfangreiche, unerquickliche Arbeit bereitet.

Und dann unser Wegerecht! Geheimer Rat Freund aus dem Ministerium des Innern und Regierungspräsident Freiherr von Seherr sprechen hier von einem erschreckenden Zustand der Zerrissenheit. Sie hätten besser von einer traurigen Rückständigkeit sprechen können. Gelten doch z. B. in der Rheinprovinz jetzt noch neunzehn verschiedene Wegerechtssysteme, die weit, zum Teil bis in das sechzehnte Jahrhundert, zurückgehen, also auf vollständig verschwundenen

Grundlagen aufgebaut sind. Eine Darstellung dieses „Rechts", die ein Landrat „zum Gebrauch in der Praxis" verfaßt hat, ist ein Buch von nicht weniger als 724 Seiten! In Schlesien ist noch jetzt eine Wegeordnung von 1767 voll in Kraft, obwohl sich auch ihre wirtschaftlichen und sonstigen Grundlagen inzwischen ganz geändert haben. Ähnlich war es bis vor kurzem fast überall und ist es jetzt noch in den meisten alten Provinzen. Und noch ist nicht abzusehen, wann einmal dieser jammervolle Zustand endgültig beseitigt sein wird. Dabei hat man nach den Erfahrungen in Hannover und Frankreich immer anerkennen müssen, daß eine gute Wegegesetzgebung eine unerläßliche Voraussetzung für ein gut geordnetes Wegewesen ist.

Am schlimmsten waren aber bisher die Zustände auf dem Gebiet des Schulrechts in den alten Provinzen. Daß sich solche Verhältnisse bis in die letzten Jahre erhalten konnten, wird ein unauslöschlicher Flecken in der Geschichte der preußischen Bureaukratie bleiben. Fast jede Provinz hatte ihr eigenes Recht oder es gab doch in jeder Provinz neben einem allgemeinen Schulrecht noch besondre provinzielle Vorschriften. Und alles das war veraltet und höchst unklar und zweifelhaft. Dies gilt namentlich von der Unterlage der Schulunterhaltungspflicht, die im größten Teil des Ostens auf der Hausväterzozietät aufgebaut war.

Besonders reizvoll waren die Zustände in Schlesien. Dort galt für katholische Schulen ein andres Recht als für evangelische. Dabei wurde der Konfessionscharakter der Schulen im einzelnen Fall durch ein Merkmal bestimmt, das sich in manchen Gegenden fortwährend verschob, so daß dort dieselbe Schule zu verschiedenen Zeiten nach verschiedenem Recht zu beurteilen war. Beide Rechtssysteme waren zudem lückenhaft und entsprachen schon seit langen Jahrzehnten nicht mehr den wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen und den verwaltungstechnischen Anforderungen. Verschlimmert wurde der Zustand durch zahlreiche ergänzende Gesetze, Edikte, landesherrliche Verordnungen, Landtagsabschiede, Staatsverträge usw. Aus diesem Wirrwarr hatte sich allerdings allmählich eine Praxis herausgebildet, mit der man schlecht und recht auskam. Aber das Oberverwaltungsgericht störte diesen Frieden bald, indem es mit zutreffender Begründung diese Praxis als ungesetzlich verwarf. Nun entstand für eine geraume Zeit ein vollständiges Durcheinander; niemand wußte mehr, was rechtens war. Erst langsam kam es durch die Rechtsprechung des Oberverwaltungsgerichts wieder zu einigermaßen festen Rechtsgrundlagen. Aber um welchen Preis! Wie einfach war dagegen die Lage auf dem linken Rheinufer. Dort hatte die französische Gesetzgebung durch ein paar Zeilen die Schulunterhaltungslast einfach der politischen Gemeinde übertragen und so mit einem Schlage eine klare und praktisch brauchbare Grundlage für die Schulverwaltung geschaffen, zumal da sie auch das Gemeindewesen wenigstens verwaltungstechnisch befriedigend geregelt hatte. Die preußische Schulverwaltung konnte nun nach der Besitzergreifung in ein paar Jahren selbst in den ärmsten Gegenden der Eifel und des Hunsrücks die oft sehr traurigen Schulverhältnisse mit Leichtigkeit neu ordnen.

Was ich bisher geschildert habe, waren nicht besonders ausgesuchte Ausnahmen; ähnlich ist es vielmehr überall, wohin man blickt. Bei einiger Ehrlichkeit des Urteils wird man nicht leugnen können, daß unsre Verwaltungsgesetzgebung seit dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts auf den wichtigsten Gebieten einen verderblichen Stillstand oder geradezu Versumpfung gezeigt hat und noch jetzt zeigt. Die einzelnen großen Leistungen der letzten Jahrzehnte, die Verwaltungsreform der siebziger und achtziger Jahre, die Miquelsche Neuordnung der Staats- und Gemeindebesteuerung und, wenn man die Reichsgesetzgebung hier mit berücksichtigen will, die Arbeiterversicherungsgesetze, können darüber nicht hinwegtäuschen. Zugleich weisen aber diese einzelnen Erfolge auf die Ursache des Übels deutlich hin; sie sind das Werk einzelner hervorragender Männer.

Es gibt manche, die in dieser Entwicklung den Ausdruck eines gesunden Konservativismus gesehen haben, der mit Recht nicht unnötig in bestehende Verhältnisse eingreife, oder man hat sie auf die nicht zu leugnende Verschiedenheit in den Verhältnissen des großen Staats zurückgeführt, die verbiete, einheitliche Vorschriften für den ganzen Staat zu treffen. Aber mit dem gesunden Konservativismus ist es überhaupt eine eigne Sache; er sieht häufig geistiger Trägheit verzweifelt ähnlich. Und dann kann man doch auch von „unnötigen" Eingriffen da nicht sprechen, wo eigentlich alles nach einer Neuregelung schreit. Und der zweite Einwand zeugt nur von einem geringen Verständnis für die zu entscheidende Frage. Durch Gesetz können, das hat Graf Hue de Grais mit Recht hervorgehoben, nur die allgemeinen Regeln aufgestellt werden. Die Ausführung im einzelnen muß den Ausführungsbestimmungen und der laufenden Verwaltung vorbehalten bleiben. Wozu haben wir denn die Selbstverwaltung und ihre Behörden? Man hat doch sonst eine so schwärmerische Vorliebe für „Dezentralisation"!

Jedenfalls sind die Folgen dieser Lage der Gesetzgebung für die Verwaltung wie für das Publikum gleich bedauerlich. Für die Behörden muß eine Gesetzgebung, die so überaus verwickelt, ohne äußere und innere Einheitlichkeit, dabei trotz aller Weitschweifigkeit doch lückenhaft ist, eine gewaltige Arbeit verursachen, die nicht dadurch erquicklicher oder erträglicher wird, daß es sich dabei häufig um unbedeutende Dinge handelt, die aber trotzdem oft mit einem gewaltigen Aufwand an Zeit, Gelehrsamkeit und Denkkraft weitläufig erörtert werden müssen. So erinnere ich mich aus meiner Referendarzeit eines Streits über die Ausbesserung eines Schulzauns, wobei es sich um eine Leistung im Wert von einigen Mark handelte, der aber bis in die höchsten Stellen getrieben wurde. In einem andern Fall tobte ein ähnlich hartnäckiger Streit um die Lieferung eines Glockenseils. Der Oberpräsident von Ernsthausen erzählt in seinen Lebenserinnerungen ähnliches aus dem Königsberger Bezirk. Regierungspräsident von Diest erwähnt einen Fall, wo der Kreisausschuß und der Bezirksausschuß je zweimal, das Oberverwaltungsgericht aber viermal entscheiden mußten, um festzustellen, ob in einer Schulgemeinde statt eines einheitlichen Schulgelds

von zwei und einem halben Silbergroschen für jedes Kind ein nach dem Alter abgestuftes erhoben werden dürfe.

Für die Bevölkerung bringt diese Rechtsunsicherheit selbstverständlich schon unter gewöhnlichen Verhältnissen mannigfache Uebelstände mit sich: Zeitverlust, Kosten, Ärger und Verdruß. Besonders unerfreulich ist es aber, daß die geschilderte verworrene und unsichere Rechtslage gar nicht selten dazu zwingt, einzelne Fälle zur Entscheidung der Gerichte zu bringen, um zu erfahren, wie sich diese zu einer zweifelhaften Rechtsfrage stellen, und so eine feste Grundlage für das Vorgehen der Verwaltung in ähnlichen Fällen zu schaffen. Dann wird also irgendein unglückseliger Mensch vor den Richter geschleppt — meistens natürlich durch alle Instanzen — und dabei vielleicht wegen einer Sache, die man sonst überhaupt nicht beachtet hätte.

Geheimer Rat Freund führt die Zerrissenheit auf dem Gebiet des Wegerechts der Rheinprovinz auf die Kleinstaaterei zurück. Aber, mit Verlaub, diese kann doch höchstens die Entstehung jener Zerrissenheit erklären, aber nicht, daß sie bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben ist. Hieran ist doch nur die preußische Verwaltung schuld, d. h. die in ihr jeweilig maßgebenden Personen, die es nicht verstanden haben, Wandel zu schaffen. Das beweist grade auch die neuere Geschichte unsrer Wegegesetzgebung. Und das gilt überhaupt von der Rückständigkeit unsrer Gesetzgebung. Ein gutes Beispiel dafür bietet die Schulgesetzgebung. Unsre Schulverwaltung hat wohl immer die Notwendigkeit erkannt, ein brauchbares Schulgesetz zu schaffen, und deshalb auch genug Anläufe dazu gemacht. Wenn ich nicht irre, sind bis zum Minsterium Falck sechs Entwürfe eines allgemeinen Schulgesetzes ausgearbeitet worden. Nachher kamen noch drei hinzu. Aber keiner dieser Entwürfe ist Gesetzgeworden; die meisten haben die Akten des Ministeriums überhaupt nicht verlassen. Anfangs konnte man sich über den Träger der Schullasten nicht einigen. Manche wollten die „bewährte" Hausväterſozietät des Landrechts nicht aufgeben. Dabei gibt es keine unpraktischere und unbrauchbarere Grundlage für die Schulunterhaltung als diese, wovon man sich aus den Erfahrungen mit der französischen Gesetzgebung in der Rheinprovinz leicht hätte überzeugen können. Dann begann man, das Schulrecht provinziell zu regeln, kam aber nicht weit, weil man nicht den Mut hatte, fest durchzugreifen uud mit allem alten unbrauchbaren Wust aufzuräumen. Später war die Neuordnung des Schulrechts aus einer rein verwaltungstechnischen Angelegenheit, die sie immer hätte bleiben müssen, eine politische geworden und so kam man bei den bestehenden Parteiverhältnissen zunächst überhaupt zu keinem Ergebnis auf diesem Gebiet. Inzwischen hatte man aber durch einzelne Gesetze das Pensionswesen, dann die Gehaltsverhältnisse und endlich die Versorgung der Hinterbliebenen der Lehrer mit Aufwendung großer Staatsmittel neu geregelt und damit den Karren erst recht festgefahren. Denn so verdienstvoll diese Gesetzgebung im einzelnen auch war, sie hat doch die Fortbildung der Schulgesetzgebung im allgemeinen geschädigt, da sich die Schulverwaltung mit diesen Gesetzen ihre besten Trümpfe

aus der Hand nehmen ließ. Jene Lehrergesetzgebung war das Ergebnis eines Wettlaufs aller Parteien um das Wohlwollen dieser einflußreichen Urwähler — Hand aufs Herz, meine Herren! —. Hätte die Schulverwaltung die Führung gehabt, dann hätte es ihr also ein leichtes sein müssen, unter Ausnutzung dieser günstigen parlamentarischen Lage schon vor einem Menschenalter mindestens ein Schulunterhaltungsgesetz durchzudrücken, das, wie jeder zugeben wird, der nur einmal in die praktische Schulverwaltung hineingesehen hat, unbedingt der Ausgang jeder Neuordnung der Schulgesetzgebung hätte sein müssen. Von diesem Standpunkt aus kann ich also in das Lob, das Lotz dieser Lehrergesetzgebung spendet, nicht einstimmen.

Georg Freiherr von Hertling

von Bernhard Münz, Wien

Der lange, denkwürdige Kampf gegen den naturwissenschaftlichen Materialismus ist so gut wie beendet. Dieser ist in seine Grenzen, auf sein eigenes Gebiet zurückgeworfen worden. Hier kann und soll er unbehelligt weiter arbeiten. Die Naturwissenschaft hat der mechanischen Erklärung in der Vergangenheit die fruchtbarsten Einblicke zu verdanken, neue, wichtige Entdeckungen werden in Zukunft mit ihrer Hilfe möglich werden. Mehr und mehr werden wir durch sie das Zustandekommen und den Zusammenhang der vielgestaltigen Naturereignisse verstehen lernen und die verwickeltsten Formen aus dem Zusammentreffen einfacher Gesetze begreifen. Die Frage nach dem letzten Grunde alles Seins entzieht sich jedoch ihrer Beantwortung.

An dem Kampfe hat Freiherr von Hertling lebhaften Anteil genommen In der Schrift „Über die Grenzen der mechanischen Naturerklärung" (Bonn 1875), die sich mit du Bois-Reymonds vielbesprochener Rede über die Grenzen des Naturerkennens mehrfach berührt, hat er sein Scherflein zum Durchbruche der Erkenntnis beigetragen, daß über der Natur eine Weberin walte, die gleichsam in die festen, fundamentalen Langfäden der allgemeinen notwendigen Gesetze die Querfäden einschlägt, um das unendlich mannigfaltige Weltgewebe zu spinnen. Er beschränkt sich indes nicht darauf, die Unmöglichkeit des Materialismus darzutun, sondern hält es für unumgänglich notwendig, einen raschen Blick auf die Fragen der Erkenntnistheorie zu werfen, um gegenüber den Einwürfen des Empirismus und des kritischen Idealismus, welchem letzteren er den kritischen Realismus entgegenstellt, nachzuweisen, daß der vielgeschmähten

theistisch-teleologischen Weltanschauung die volle wissenschaftliche Berechtigung zukomme. Er tritt aufs entschiedenste für sie ein und glaubt, das Ziel der Einheit suchenden Vernunft in der Einheit der schöpferischen, mit Macht und Weisheit ausgestatteten Ursache gefunden zu haben, soweit es eben die allgemeinen Schranken unserer Erkenntnis zulassen. Er verhehlt sich nämlich nicht, daß wir niemals zu einem adäquaten Begriffe der Wesenheit des einheitlichen geistigen Grundes alles Seins gelangen, von dem göttlichen Urwesen nur das Daß behaupten können, ohne das Was oder Wie im mindesten zu verstehen; sind wir doch Menschen, und Goethe hat einmal sehr treffend gesagt: „Der Mensch begreift niemals, wie anthropomorphisch er ist." Daraus folgt, daß die teleologische Weltansicht in ihrer Durchführung lückenhaft bleibt und bleiben muß. Es geht uns mit ihr, wie Hertling sehr schön sagt, wie dem Wanderer, der den höchsten Punkt einer Bergkette erstiegen hat. „Wohl sieht er jetzt weit über die Bergwände hinaus, die unten im Tale seinem Auge sich undurchdringlich entgegenstellten, wohl erblickt er die einzelnen hervorragenden Spitzen, die das Licht der Sonne erhellt, aber in das Dunkel der Täler vermag sein Blick nicht hineinzudringen, und es gelingt ihm nicht, den Lauf ihrer vielfach gewundenen Krümmungen im Zusammenhange zu erkennen." Wir können nicht zweifeln, daß die Welt und die Dinge um eines Zweckes willen da sind, und wo wir das Einzelne in seinem Entstehen und der Zusammenordnung seiner Teile betrachten, finden wir es deutlich von Zwecken beherrscht. Aber die Fäden fehlen uns, die diese Einzelzwecke mit dem Ziele des Ganzen ausreichend verknüpfen.

Hertlings Lieblingsstudium ist nächst der aristotelischen die mittelalterliche Philosophie. 1871 erschien die Studie über „Materie und Form und die Definition der Seele bei Aristoteles", an der Eduard Zeller in der „Philosophie der Griechen" (Dritte Auflage 1879. II. 2, S. 312) manches auszusetzen fand. Sie ist eine Ergänzung zu Franz Brentanos scharfsinnigem und inhaltsreichem Buche „Die Psychologie des Aristoteles, insbesondere seine Lehre vom Νοῦς ποιητικός". 1880 verfaßte Hertling zur Feier des 600jährigen Gedächtnistages Alberts des Großen die Festschrift, die in drei voneinander getrennten Abhandlungen zur Würdigung des noch sehr wenig berücksichtigten Scholastikers aus dem 13. Jahrhundert beiträgt. Insbesondere hat er über die Stellung des Fürsten der Scholastik, des heiligen Thomas von Aquin, zu den Problemen der philosophischen Rechts-, Staats- und Gesellschaftslehre eingehende Studien gemacht und deren Resultate in seiner politischen Laufbahn verwertet. Der preußische Kulturkampf führte ihn 1875 in den deutschen Reichstag, wo er sich der Zentrumsfraktion anschloß. Er ward einer der einflußreichsten Kämpen seiner Partei, hauptsächlich in sozialen Fragen, und ist heute der Führer des Zentrums. Er ist auch Präsident der Görres-Gesellschaft, an deren Begründung der Domdekan, Generalvikar und Theologie-Professor Johann Baptist Heinrich in Mainz den

regsten und erfolgreichsten Anteil genommen, und dem er in der Schlußsitzung der Generalversammlung der Gesellschaft zu Hildesheim am 7. Oktober 1891 einen Nachruf gehalten hat. Das Ziel, das ihr vorschwebt, ist, die katholische Wissenschaft nach allen Richtungen hin zu fördern, für Nachwuchs an jüngeren Gelehrten im katholischen Deutschland Sorge zu tragen und den katholischen Gelehrten einen Vereinigungspunkt zu bieten.

Hertling, der einen Lehrstuhl der Philosophie an der Münchner Alma mater inne hat, legt in der 1893 gehaltenen Rede „Über die Aufgabe der katholischen Wissenschaft und die Stellung der katholischen Gelehrten in der Gegenwart" das Bekenntnis ab: „Auch wir katholische Gelehrte des 19. Jahrhunderts sind überzeugt, daß zwischen Wissen und Glauben kein Gegensatz besteht, sondern beide dazu bestimmt sind, einander in inniger Harmonie zu durchdringen. Wir sind überzeugt, daß es keine zweifache Wahrheit gibt und geben kann. Gott ist die Quelle aller Wahrheit; er hat zu uns gesprochen durch die Propheten und den fleischgewordenen Logos; er spricht zu uns in dem Lehramte der Kirche, aber nicht minder auch in den Gesetzen der Logik, an die wir uns zu halten haben, wo wir nach der Erkenntnis der natürlichen Wahrheiten streben. Und weil Gott sich nicht widersprechen kann, darum kann es keinen Gegensatz geben zwischen übernatürlichen und natürlichen Wahrheiten, zwischen den Lehren der Offenbarung und dem, was ernste, aufrichtige, den Gesetzen der Logik und den Regeln der Methodologie folgende Wissenschaft zutage fördert." In diesem Bekenntnisse gipfelt auch die Schrift „Das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft" (Freiburg i. B. 1899). Damit ist aber die Philosophie völlig mundtot gemacht. Ihre Freiheit mutet uns in dem Munde Hertlings genau so an, wie die der Herde innerhalb der Umzäunung oder der Gefangenen innerhalb der umschließenden Mauern. So wenig diese frei sind, weil sie die eigenen Füße zur Bewegung und ihre eigenen Hände zur Tätigkeit gebrauchen dürfen und sich auf dem umschlossenen Gebiete beliebig bewegen können, so wenig ist die Philosophie mit ihren eigenen Prinzipien unter der bestimmenden, begrenzenden Herrschaft des Glaubens frei. Eine katholische Philosophie, sie enthält unmittelbar einen Widerspruch in sich selbst, denn sie ist nicht voraussetzungslos frei, auf sich selbst gestellt. Sie hat eine gebundene Marschroute. Sie setzt etwas von außen an sie Herantretendes, wofür erst der Beweis erbracht werden müßte, als ausschließlich privilegierte Wahrheit voraus und läßt sich mithin eine Petitio principii zuschulden kommen. Es kann allenfalls gläubige Philosophen geben, aber keine gläubige Philosophie, denn die Philosophie ist ihrer Natur nach Wissen, nicht Glaube, und ist wissend, nicht glaubend, wofern sie nicht in Widerspruch mit sich selbst geraten will. Zwischen der freien Wissenschaft und der Autorität kann kein Bund geflochten werden. Eine Philosophie, die Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt, darf nur das mit rücksichtsloser Konsequenz festhalten, was dem eigenen Forschen und Denken entstammt, an die strengen Regeln der Forschung und Beweisführung gebunden

ist; sie darf nicht innerhalb einer bestimmten Religion, auf einem bestimmten kirchlich-dogmatischen Standpunkt stehen. Andernfalls ist sie nicht Wissenschaft, sondern unwissenschaftlicher Dogmatismus; sie wird nicht von Wissensprinzipien, sondern von dem Glauben und Glaubenssätzen bestimmt. Sie geht nicht unbehindert und unbeeinflußt ihren Weg. Der ist ihr von der Kirchenlehre vorgezeichnet. Sie folgt nicht unbefangen ihren eigenen Gesetzen, sondern erkennt von vornherein eine zu Recht bestehende Wahrheit an und begibt sich ihr gegenüber ihrer Selbständigkeit. Sie ist nicht Philosophie, sondern Scholastik, ein blindes Werkzeug, eine Handlangerin, eine Magd der Theologie. Der „Doctor angelicus" hat dies selbst zugegeben, indem er ausdrücklich lehrte, ein Autoritätsbeweis sei eine relativ schwache Begründung, die mit einem eigentlich wissenschaftlichen den Vergleich nicht aushalte.

Wenn auch die Philosophie nicht anders als im Gegensatze und Kampfe mit der Religion, d. h. mit der Vergöttlichung der Natur durch die Phantasietätigkeit entstehen und sich entwickeln konnte, so ist doch der Versuch einer Vereinigung von Philosophie und Religion nicht von vornherein als aussichtslos zu verwerfen, zumal nicht geleugnet werden kann, daß die philosophische, also vorurteilslose Untersuchung zur Fortbildung, Vergeistigung, Läuterung und Veredlung der Vorstellung von Gott, seinen Eigenschaften und seinem Wirken sehr viel beiträgt und die religiösen Anschauungen in theoretischer und praktischer Hinsicht der wissenschaftlichen Weltanschauung näher bringt. Die Klärung des religiösen Glaubens und Lebens vollzieht sich in der Weise, daß die Philosophie von ihrem unveräußerlichen Rechte Gebrauch macht, die Religion nicht als unbedingte, unantastbare Wahrheit, sondern nur als Problem betrachtet, diese sich durchweg der Kritik des autonomen Denkens, den Entscheidungen der Vernunft unterwirft, mit einem Worte zur Vernunftreligion wird. Steht irgendein Glaubensinhalt mit der Kritik des selbstherrlichen Denkens in Widerspruch, so muß er auch für das religiöse Gefühl gerichtet sein. Die übernatürliche Offenbarung muß daher als ein wundertätiges Eingreifen Gottes in die unverbrüchliche Gesetzmäßigkeit des Weltlaufs abgelehnt werden. Der göttliche Urquell alles physischen und psychischen Geschehens kann unmöglich die Gesetze, die er selbst gegeben, überschreiten, ändern, aufheben; denn es wäre, wie Seneca so schön sagt, „diminutio majestatis et confessio erroris mutanda fecisse". Gott, das unendliche Wesen, nach Willkür den innenweltlichen Kausalzusammenhang durchlöchernd — dies ist ein Gedanke, der von Widersinn zu Widersinn führt, in eine Verendlichung Gottes mündet. Es ist allerdings richtig, daß die Religion, der Glaube von aller Wissenschaft unabhängig ist. Dies gilt aber nur so lange, als er im Gemüte bleibt und als religiöse, fromme und ethische Gesinnung sich betätigt; sobald er aus dem Gemüte in das intellektuelle Gebiet heraustritt, sich mit Naturgegenständen und geschichtlichen Personen und Ereignissen in enge Verbindung setzt, zugleich sich in bestimmten Begriffen und Satzungen lehrhaft gestaltet, ist er der wissenschaftlichen Forschung verfallen.

Aehnlich wie der Staat sich in den Glauben nicht einzumischen hat, solange er subjektive Herzenssache und theoretische Ansicht bleibt, wohl aber dann, wenn der Glaube als Religion in einer Gemeinschaft sich eine bestimmte Organisation mit bestimmten Satzungen und einer gesellschaftlichen, einer Autorität unterworfenen Ordnung gibt.

Sehr richtig bemerkt Johannes Volkelt in den „Vorträgen zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart": „Es muß sich das religiöse Gefühl von vornherein die Richtschnur einverleibt haben, stets in Übereinstimmung mit dem denkenden Verhalten seinen Glaubensinhalt auszubilden. . . . Unverträglich mit ihr ist das Verhalten der mittelalterlichen und modernen Scholastik. Diese stellt den religiösen Glauben — freilich nur in einer bestimmten kirchlichen Form — als unantastbar durch das Denken, als ihm schlechtweg übergeordnet hin, geht aber dann die Philosophie dennoch um die Gefälligkeit an, mit ihren Werkzeugen und Waffen dienstbereit die unumstößlichen Lehrsätze dieser Religion auf das beste zu rechtfertigen. Kant sagt trefflich: wenn die Theologie die Philosophie als ihre Magd bezeichne, so bleibe doch noch immer die Frage: ob diese ihrer gnädigen Frau die Schleppe nachtrage oder die Fackel vortrage. Die scholastische Unterordnung des Denkens unter die Dogmen der christlichen Kirche, wie sie im Mittelalter üblich war und auch heute noch in der offiziellen Philosophie der katholischen Kirche als Anachronismus vorkommt, bezeichnet eine Entwicklungsstufe des Geistes, auf der das Denken noch nicht zum klaren Bewußtsein dessen, was es bedeutet, und was es beanspruchen darf, gelangt ist."

Solche Erwägungen sind natürlich dem Manne fremd, der einer der hauptsächlichsten Wortführer der Ecclesia militans ist, mit dem Papsttum durch dick und dünn geht, in zuversichtlichem Glauben die Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas erhofft und an dessen 25. Jahrestage es als das wertvollste Unterpfand jener unmittelbaren und ganz besondern Leitung feiert, die Christus der von ihm gestifteten Kirche zur Fortsetzung seines Heilswerkes angedeihen läßt. Das ganze Sinnen und Trachten dieses wundersamen Professors der Philosophie an einer philosophischen Fakultät gehört der päpstlichen Kirche, die die Philosophie zu ewigem Stillstande verurteilte, sie gegen alle Einflüsse der modernen Wissenschaft hermetisch absperrte und zum Krüppel schlug, indem Leo XIII. durch die Encyclica Aeterni patris vom 4. August 1879 die thomistische Lehre als die allein berechtigte, eigentliche kirchliche Philosophie proklamierte und damit urbi et orbi die Ungeheuerlichkeit verkündete, daß Thomas die ganze Philosophie für immer zum Abschlusse gebracht habe. Es ist dies ein Hohn auf die Entwicklungstheorie, nach der die Philosophie niemals etwas Absolutes und Abgeschlossenes darbietet. Sie ist nie und nimmer fertig, denn sie geht nicht auf Dogmen aus, die mitten im Strome unendlicher Geistesentwicklung in der Menschheit als starre Gebilde unveränderlich fortbestehen und geglaubt werden müßten, sondern sie muß immer wieder in Frage stellen, muß immer neu prüfen und gewissermaßen von vorn anfangen und bei ihren Forschungen allen

Ergebnissen der fortschreitenden Wissenschaft Rechnung tragen, um Irrtümer zu überwinden und Wahrheit zu erringen und festzustellen. So ist sie nie im Besitze der Wahrheit, aber sie ist doch immer Wahrheit, wo sie Philosophie im Sinne von Wahrheitsliebe, selbstlose Gesinnung der Wahrheit, ernstes, aufrichtiges Streben danach ist. Als solches ist sie, auch wenn sie irrt lebendige, an ihrer Vervollkommnung rastlos arbeitende, sich immer neu gebärende, Wahrheit. Sie lebt und webt, um mit Schiller zu sprechen, in der

„Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht".

Hertling ist freilich kein unbedingter, starrer Thomist. Er erklärt recht vorsichtig und gewunden, die aristotelische Philosophie sei geschichtlich bedingt und demgemäß der Veränderung unterworfen; an entscheidenden Punkten zeige sich die Lösung der Probleme von der besonderen Form der Fragestellung abhängig, die die vorangegangene Entwicklung herbeigeführt hatte; die begrifflichen Kategorien, in die Aristoteles die verwickelten Naturvorgänge zu fassen und aus denen er sie zu verstehen sucht, seien aus den nächstliegenden Erfahrungen abstrahiert und genügten den strengen Anforderungen kausaler Erklärung nicht; so hätte es nicht ausbleiben können, daß manche Bestandteile, die früheren Generationen als ein in sich selbst Wertvolles erschienen waren, jetzt nur noch ihren Wert durch die Anwendung behaupten, die sie innerhalb der Theologie gefunden haben. Deutlicher gesprochen sollte es heißen, daß die Scholastik nur noch durch künstliche Stützen und äußerliche Gewalt aufrecht erhalten werden könne, da die moderne Naturwissenschaft ihr Fundament, die aristotelische Naturphilosophie, in Trümmer geschlagen habe. Und welche Konsequenzen zieht Hertling aus dieser Sachlage? „So könnte ich mir denken," sagt er zur Beruhigung seines katholischen Gewissens, „daß eine heute noch keineswegs nahe Zukunft die Verbindung der Theologie mit der aristotelischen Philosophie lockerte und die nicht mehr verständlichen und noch weniger befriedigenden Begriffe durch andere ersetzte, welche ihrem vielfältig verbesserten Wissen entsprächen. . . . Aber die Versuche, welche im 17. Jahrhundert mit der Cartesianischen, im 19. Jahrhundert mit der Kantischen und Hegelschen Philosophie gemacht worden sind, mahnen zur Vorsicht. Ein Begriffssystem, welches das Aristotelische ersetzen sollte, müßte ebenso wie dieses aus der Fülle des Wissens und des Zeitbewußtseins hervorgegangen, es müßte ebenso wie dieses zu dauernder Herrschaft über weite Kreise der denkenden Menschheit gelangt sein. Auch dann aber würde seine Verwendung in der kirchlichen Theologie sich schwerlich ohne allerhand Irrungen und Wirrungen vollziehen. . . . Auch einem Thomas von Aquin blieben die Anfeindungen nicht erspart. Er galt damals vielen als ein Neuerer, gegen den die Verfechter des bewährten Alten ihre Angriffe zu richten hätten. So wird

man dem einzelnen Gelehrten vorläufig nur raten können, sich beim Vortrage der systematischen Theologie selbst da, wo ein Dogma nicht unmittelbar in Frage steht, innerhalb der Schranken des Hergebrachten zu halten. Er wird in der Regel kein Glück damit haben, wenn er es unternimmt, sich von der Tradition der Jahrhunderte loszumachen und den Inhalt der Offenbarung nach eigenem Ermessen zu erläutern und zum Ausdrucke zu bringen. Auch wird er sich nicht verwundern können, wenn er bei seinem Beginnen auf das Mißtrauen der kirchlichen Behörden stößt." Der langen Rede kurzer Sinn ist die Prolongierung des morschen Thomismus ad graecas calendas. Hertling leuchtet den katholischen Philosophen selbst mit gutem Beispiele voran, indem er trotz der tiefgreifenden Mängel der offiziellen römischen Philosophie auf sie schwört, auf alles selbständige Philosophieren verzichtet und ein sacrificium intellectus bringt. Sein zur Erlahmung des wissenschaftlichen Eifers und Strebens führendes, den Menschen die Verkümmerung ihrer höchsten Gabe, der Vernunft, verordnendes Rezept mag bequem sein. Von der Liebe zur freien Forschung, die vor keinem Martyrium zurückschreckt, der der Mut der Wahrheit, der Überzeugung, die Treue gegen sich selbst über alles geht, ist es keinesfalls eingegeben. Wie ganz anders präsentiert sich Thomas von Aquin, der sich, wie Hertling selbst zugibt, durch den heftigsten Widerstand des päpstlichen Stuhles und der erbgesessenen retrograden Theologenpartei in der philosophisch-theologischen Reformbewegung in keinerlei Weise beirren ließ!

Und wie ist es nach Hertling mit der Freiheit der andern Disziplinen bestellt? Er kann nicht finden, daß den katholischen Historiker etwas hindert, die volle Freiheit der Forschung für sich in Anspruch zu nehmen. Diese Behauptung ist geradezu verblüffend angesichts der Tatsache, daß er ihm wenige Zeilen zuvor die von seinem Standpunkte aus selbstverständliche Schranke zieht: „Das aus übernatürlicher Quelle strömende innere Leben der Kirche ist gegen jede Anzweifelung sicher gestellt durch die Tatsache selbst, daß es besteht und fortwirkt durch die Jahrhunderte. Nur auf die äußere Erscheinung in der Geschichte kann sich die Forschung richten. Über das, was zum innern Leben der Kirche gehört, was mit den Lehren des Glaubens und den Mitteln der Heiligung zusammenhängt, urteilt das mit göttlichem Gnadenbeistande ausgerüstete kirchliche Lehramt."

Hertling führt auch die vollständige Freiheit der sich auf ihre ureigenste Sphäre zurückziehenden Naturwissenschaft im Munde und läßt ihr alle Aufmunterung zuteil werden. Damit ist es aber nicht vereinbar, daß er die biblische Auffassung, die die Entstehung der Welt und des Einzelnen in ihr als eine Wundertat, die Natur als durch den Schöpfungsakt plötzlich fix und fertig gegeben betrachtet, der, wie er selbst zugesteht, mit der theistischen Weltanschauung ganz gut in Einklang zu bringenden Deszendenz- oder Entwicklungstheorie vorzieht, aber sich gegen Ausdehnung auf den Menschen mit Händen und Füßen sträubt.

Die Deszendenztheorie tut dem Theismus keinen Eintrag, wohl aber der von Hertling gehegte Glaube an die Wirksamkeit des Bittgebets, die sich durch-

aus nicht, wie er meint, durch eine vernünftige Philosophie begründen läßt. Ruht doch jener Glaube auf dem Glauben, daß Gott anders handeln könnte, als er handelt, daß seiner Allmacht durch seine Naturgesetze keine Schranken gesetzt sind. Das Bittgebet als solches schließt aber auch einen Zweifel an Gottes vorschauende Weisheit in sich.

Daraus, daß der Katholizismus nur den Wissenschaften, die keine oder doch nur ganz entfernte Berührungspunkte mit religiösen Problemen bieten, wie die Chemie, Physik, vollkommen freien Spielraum gewährt, den übrigen aber nur dann Existenzberechtigung zuerkennt, wenn sie sich unter das Joch des Katholizismus beugen, diesem Gefolgschaft leisten, mit einem Worte sich ihres Charakters als Wissenschaft begeben, folgt mit zwingender Notwendigkeit das auffallende Zurückbleiben der deutschen Katholiken auf dem Gebiete der Wissenschaft, das den Zentrumsführer so bekümmert macht und an dem alle seine Reden, Notrufe und der Bestand der Görres-Gesellschaft nichts ändern werden und nichts ändern können. Die Wissenschaft duldet nun einmal keine Einmischung einer Autorität, sie ist konfessionslos. Sehr beherzigenswert ist noch heute, obwohl fast ein halbes Jahrhundert schon darüber hinweggegangen, das die gleiche Frage, die ungeheure wissenschaftliche Rückständigkeit der deutschen Katholiken behandelnde dritte Kapitel „Unsere Lage" der 1861 erschienenen Schrift „Die Freiheit der Wissenschaft" des Münchner Philosophie-Professors Jakob Frohschammer.

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß Hertling 1892 ein Buch über „John Locke und die Schule von Cambridge" veröffentlicht hat. Die Gedanken, die das Haupt des englischen Sensualismus in seinem berühmten Versuche über den menschlichen Verstand vertritt, lassen sich durchaus nicht zu einer in sich harmonisch geschlossenen und widerspruchsfreien Einheit verbinden. Sehr richtig sagt der Altmeister Kant in dem die Geschichte der reinen Vernunft behandelnden vierten Hauptstücke der transzendentalen Methodenlehre: „Wenigstens verfuhr Epikur seinerseits viel konsequenter nach seinem Sensualsystem (denn er ging mit seinen Schlüssen niemals über die Grenze der Erfahrung hinaus), als Aristoteles und Locke (vornehmlich aber der letztere), der, nachdem er alle Begriffe und Grundsätze von der Erfahrung abgeleitet hatte, so weit im Gebrauche derselben geht, daß er behauptet: man könne das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele, obgleich beide Gegenstände ganz außer den Grenzen möglicher Erfahrung liegen, ebenso evident beweisen als irgendeinen mathematischen Lehrsatz." Dieser Mangel an Einheit in Lockes Philosophie legte Hertling die Frage nahe, welches die Faktoren gewesen sein mögen, unter deren Einwirkung sich verschiedene Elemente in seinem Gedankenzusammenhange entwickelt haben. Einen dieser Faktoren glaubt der Verfasser in der Schule der platonisierenden Theologen von Cambridge aufzeigen zu können, mit deren engerem und weiterem Kreise Locke durch mannigfache Bande persönlicher Freundschaft und religiöser wie kirchlich-politischer Übereinstimmung verknüpft war.

Rauhreif

Etwas aus den nebelſatten
Lüften löſte ſich und wuchs
Über Nacht als weißer Schatten
Eng um Tanne, Baum und Buchs.

Und erglänzte wie das Weiche
Weiße, das aus Wolken fällt,
Und erlöſte ſtumm in bleiche
Schönheit eine dunkle Welt.

Gefilde der Unſeligen

Satt bin ich meiner Inſelſucht,
Des toten Grüns, der ſtummen Herden;
Ich will ein Ufer, eine Bucht,
Ein Hafen ſchöner Schiffe werden.

Mein Strand will ſich von Lebendem
Mit warmem Fuß begangen fühlen;
Die Quelle murrt in gebendem
Gelüſte und will Kehlen kühlen.

Und alles will in fremdes Blut
Auffteigen und ertrunken treiben
In eines andern Lebensglut,
Und nichts will in ſich ſelber bleiben.

Gottfried Benn

Im Kampf gegen die Übermacht

Roman von Bernt Lie

Berechtigte Übersetzung von Mathilde Mann

(Fortsetzung.)

Ein großer Kronleuchter mit Glasprismen hing mitten von der Decke herab. Um den runden Tisch an der Längswand saß ein Kreis älterer Damen, alle mit weißen Hauben und alle mit Handarbeiten, Nähtereien, Häkelarbeit und bunten Stickereien. Mit Ausnahme dieses Rundkreises standen die Möbel zierlich längs den grüngestrichenen Leinwandwänden, geschnörkelte Stühle, ein Mahagonischrank und Tische mit gehäkelten Decken. Im Schein vieler Wandlampetten glitzerten und schimmerten Porträts und Bilder in Glas- und goldenen Rahmen.

Es duftete nach Lavendel- und Rosenöl.

Madame Steenbuk stand sofort auf und ging ihm entgegen. Sie führte ihn an den Tisch und stellte vor. Auf dem Sofa an der Wand saßen die Bischöfin und die Pröpstin. Dann kamen zwei Pfarrersfrauen aus den benachbarten Gemeinden und eine Reihe Madamen mit guten Namen aus den Handelsorten im Umkreis der nächsten Meilen. Sowie endlich Jungfer Tostrup, Jungfer Kane und Tante Marena.

Der Pfarrer ging von der einen zur andern und schüttelte ihnen die Hand. Alle — mit Ausnahme der Bischöfin und der Pröpstin — erhoben sich und machten einen Knix, indem sie ihn willkommen hießen. Es war ein förmliches Rauschen von seidenen Kleidern mit gesteiften Röcken darunter.

Die Bischöfin fragte freundlich nach seiner Reise und bedauerte die barsche Jahreszeit. Die Pröpstin beglückwünschte ihn wegen des guten Hauses, in das er gekommen war, so bedauerlich es ja auch sei, daß der Pfarrhof so vollständig verfallen wäre. Die Bischöfin konnte ihn damit trösten, daß die Instandsetzungsarbeiten zum Frühling in Angriff genommen werden sollten.

Madame Steenbuk — Dankerts Frau — hoffte darauf, daß der Pfarrer in Sandövär gut behandelt worden sei. Der Pfarrer konnte nicht genug danken für die gute Beförderung und namentlich für die warmen Kissen und Decken, die er im Boote vorgefunden hatte.

Jungfer Kane mußte Gott so recht von Herzen preisen, daß sie wieder einen Pfarrer bekommen hatten. Seit vier Jahren war die Storsleter Gemeinde wie eine Herde ohne Hirten gewesen.

Mit einiger Heftigkeit erinnerten die beiden Pfarrerfrauen daran, daß ja doch die Geistlichen aus den Nachbargemeinden ihr Bestes getan hatten. Jungfer Kane überhörte sie indessen völlig und fuhr fort, sich mit sanfter Trauer über die vernachlässigte Gemeinde zu ergehen. Die Bischöfin rückte zum Entsatz der gekränkten Frauen herbei, aber Jungfer Kane schüttelte ihre weißen Locken und blieb bei ihrer Behauptung. Die Damen wurden ganz eifrig und laut, und Pastor Römer stand unschlüssig da, — als Herr Willatz Steenbuk aus dem Nebenzimmer trat.

„Nun, da haben wir ja unsern Mann! Machen Sie nun ein Ende mit Ihren Komplimenten für die Damen," sagte er. „Aha! Dorthe Kane hält Sie gefesselt! Ja, das konnt' ich mir denken, daß ihr junges jungfräuliches Blut in Wallung geraten würde! Aber diesmal muß sie sich nun doch einen Zaum anlegen. Wir haben ja außerdem das Haus voll von andern jungen Leuten!

„Pfui, Herr Steenbuk, jetzt sind Sie recht ungezogen gegen Jungfer Dorthe!" schalt die Pröpstin.

„Ja, schelten Sie nur," sagte Tante Marena. „So ist er immer gegen uns arme, wehrlose Mädchen!"

„Hepp — hepp — hepp!" ahmte Herr Willatz sie lachend nach. „Da haben wir gleich Schwester Marena auf dem Kriegspfad! Ich versichre Sie, Frau Pröpstin, ich wage mich nicht in die Gesellschaft der beiden kleinen Mädchen, ehe ich nicht mein drittes Glas Punsch hinter die Binde gegossen habe! Aber kommen Sie jetzt nur herein, Herr Pastor, und sorgen Sie dafür, daß Sie auch ein wenig Courage in den Leib bekommen!"

Er führte den Pfarrer am Arm durch ein leeres Kabinett und in die Hinterstube.

In dickem Tabakrauch flimmerten die Lichter auf den Spieltischen, und die Herren saßen ganz versunken über ihren Spielkarten.

„Hier ist unser Pfarrer!" verkündete Herr Willatz, als sie die Schwelle überschritten.

An dem zunächststehenden Tisch legte einer der Spielenden seine Karten hin und stand auf. Untersetzt und gedrungen mit einem Kranz aus grauen, struppigen Bartstoppeln unter dem rasierten Kinn, sah er aus wie ein Seemann. Aber die Stirn war breit gewölbt und die großen Augen leuchteten vor Intelligenz.

Es war der Bischof.

Mit einer eigenen, natürlichen schlichten Würde ging er auf Sören Römer zu und reichte ihm die Hand.

„Guten Tag, guten Tag, mein junger Freund! Gott segne Ihr Kommen nach dem Nordland!"

Alle die andern Herren an den Tischen erhoben sich. Der Bischof legte seine andre Hand auf Sören Römers Schulter und betrachtete ihn mit Befriedigung.

„Es freut mich zu sehen, daß Sie doch ein kräftiger Bursche sind! Wir haben Kräfte nötig, hier im Norden! Seien Sie mir herzlich willkommen!"

„Ich danke Euer Hochwürden!"

„Haben Sie eine leidliche Reise gehabt?"

„Danke, ich bin in jeder Hinsicht gut ans Ziel gekommen!"

„Jetzt kommen Sie her und setzen Sie sich zu uns! Herr Willatz wird Ihnen ein Glas von seinem guten Punsch bieten und Sie der Gesellschaft vorstellen."

Da waren vier Tische, und Sören Römer ging von einem zum andern, während Herr Willatz sie einzeln bei Namen nannte. Alle hießen ihn auf dieselbe ernste, feierliche Weise willkommen. Einige von den Herren, darunter Herr Dankert Steenbuk von Sandövär, zeichneten sich durch den altmodischen, prächtigen Anzug aus, wie ihn auch der Wirt des Hauses trug. Die andern waren moderner gekleidet, in schwarzen Röcken und mit hohen, schwarzen Halsbinden. Die geistlichen Amtsbrüder, der Bischof, der Propst und die beiden Pfarrer aus den Nachbargemeinden, trugen weiße Halstücher.

Als die Vorstellung beendet war, nahm man das Spiel wieder auf. Sören Römer erhielt seinen Platz neben dem Bischof, und Herr Willatz, der gerade aus dem Spiel ausgeschieden war, brachte ihm ein Glas dampfenden Punsches aus der Bowle auf dem Ecktisch. Er bot ihm darauf eine lange holländische, gut gestopfte Pfeife und einen brennenden Fidibus. Aber Sören Römer mußte die Pfeife ablehnen; er rauchte nicht.

„Wir sitzen hier und machen unsern Freund Ellingsen Buresund in sechs Grandissimo bête", erklärte der Bischof und hielt ihm seine Karten hin. Mit seiner Pfeifenspitze zeigte er auf eine Karo-Dame: „Es ist Frauenmangel in Buresund, sagt man!"

Sören Römer lachte mit den andern, aber er kannte die Karten nicht.

Die Stille an den Spieltischen wurde nur unterbrochen von kurzen Ausrufen und Bemerkungen, bald von der einen, bald von der andern Seite, am häufigsten von den beiden Pfarrern aus den benachbarten Gemeinden, die zusammenspielten und beständig in Uneinigkeit waren. Der eine war Bergenser, der andre Drontheimer, und ihr Dialekt verriet ihre Herkunft auf unverkennbare Weise.

Obwohl Sören Römer nickte und Ja oder Nein sagte, begriff der Bischof bald seine völlige Unkenntnis mit dem Spiel und wandte sich deswegen nicht mehr mit Bemerkungen an ihn. Die sämtlichen Herren tranken dem neuen Pfarrer einer nach dem andern zu und der Wirt füllte ihm sein Glas immer wieder bis an den Rand. Als der ganze Kreis auf diese Weise der Pflicht der Höflichkeit genügt hatte, ließ man ihn ruhig sitzen.

Die Müdigkeit von vorhin nnd jetzt der ungewohnte starke Trunk machten ihn schläfrig. Er kämpfte mit Verzweiflung dagegen an. Aber der Tabaksrauch und der einförmige Laut des Spiels trugen das Ihre dazu bei; aus der Ferne ertönte auch die Tanzmusik in regelmäßigem Takt. Er ließ den Kopf sinken und nickte, nahm sich krampfhaft zusammen, nickte wieder . . . . .

Da ward eine Hand auf seine Schulter gelegt. Er fuhr auf. Es war der Bergenser Pfarrer.

„Vielleicht haben Sie Lust, Herr Pastor, die Jugend tanzen zu sehen! Denn jetzt sitze ich lieber und habe eine Weile Ruhe vor meinen Kandidaten dahinten!"

„Das ist recht!" sagte der Bischof. „Gehen Sie hinaus und schwenken Sie eins von den kleinen Mädchen herum! Aber verlieren Sie nicht gleich Ihr junges Herz! Bedenken Sie, Sie haben Zeit genug, sich umzusehen!"

„Ich denke mir, der Herr Bruder ist so vorsichtig gewesen, sein Herz schon im Süden in Fesseln zu legen," meinte der Bergenser. „Nicht wahr, lieber Römer? Sie haben sich vorgesehen? Haben sich die rechten Kuhpocken einimpfen lassen und sind immun für die Liebe hier zu Orte — oder amor borealis?"

Sören Römer lächelte und sagte mit einem etwas verlegenen Lächeln zu dem Bischof hinüber:

„Nein, ich kann wirklich nicht sagen, daß ich überhaupt über diese Sache nachgedacht habe!"

„Das ist sehr richtig!" sagte der Bischof mit mehr Ernst als Scherz." „Männer aus dem Süden können wir hier im Nordland vielleicht noch gebrauchen. Aber was die Frauen anbetrifft, so haben wir hier die vorzüglichste Rasse!"

„Da hat meine Ville ihren Wischer weggekriegt!" kicherte der Bergenser, indem er sich mit Sören Römer entfernte. „Ich will Ihnen nämlich sagen, Hochwürden kann meine Frau nicht leiden, seitdem er einmal bei einem Visitations-Mittag Bergenser Kohlwurst bekommen hat. Er mag nämlich keinen Kohl, das Leckermaul! Und sintemal Ihre Hochwürden die Bischöfin eine Stiefenkelin von der Pflegemutter des Urgroßvaters von dem alten Pettu Daß ist, kann sie es ihrerseits meiner unwissenden Ville nicht vergessen, daß sie geglaubt habe, die „Nordlands Trompele" sei ein Berg, so wie der Markthut oder der Reiter!"

Sie gingen über einen kurzen Gang an einer offenen Tür vorüber, die in die Küche führte. Ein Lärmen und Leuchten von Herdfeuer und Kupfergefäßen, Mägdegeschwätz, Bratengeprassel und Kochdämpfen drang ihnen entgegen. Der Tanzsaal lag in einem Anbau des Hauses. Sie stiegen ein paar Stufen hinauf und der Pfarrer öffnete die Tür ganz weit.

Ein halbhoher, halberleuchteter Raum voll von Qualm und Menschenwärme, wimmelnd von Geplauder und Lachen an den Wänden, — zwei Violinen und eine Handharmonika, die in einer Ecke jammerten, und mitten im Saal, in einem

engen Kreis, rund herum, sechs, sieben schweigend tanzende Paare. Schweres Aufschlagen von Stiefelabsätzen, die einförmig, unablässig den Takt traten, durch die Hitze, den Staub, das fahle Licht; und dazu schwankte der Fußboden.

Sie hielten einander beim Tanzen, dicht und fest, mit beiden Händen um die Schultern oder um die Taille. Ein paar von den Damen trugen Zwirnhandschuhe, die meisten hatten bloße Hände. Und die Fäuste der Herren waren groß, rot und warm wie die Gesichter, diese unerschütterlich ernsten Gesichter mit halbgeschlossenen oder fernstarrenden Augen, während sie sich in der Polka drehten, rund herum, und sich festhielten, der Herr die Dame, die Dame den Herrn, in schweigender Ausdauer ... Ein jäh aufflatternder Rock, eine Schärpe mit langen Enden flogen zuweilen aus dem Kreis heraus; sonst aber war er eng zusammengestaut und hielt sich fest geschlossen.

An den Wänden entlang, unter Reihen von blechernen Leuchtern saßen die nicht Tanzenden auf Bänken. Ein paar Dienstmädchen mit weißen Schürzen boten Bischof und Punsch auf riesigen Teebrettern an, auf denen die rote und die gelbe Flüssigkeit in den niedrigen Gläsern schimmerte. Da waren keine Tische, und man setzte die Gläser auf die Fensterbretter oder leerte sie in einem Zuge und stellte sie dann gleich wieder auf das Teebrett.

Lachen, Ausrufe und laute Unterhaltungen liefen an allen Bänken entlang wie ein Wellengebrause am Strande um die still tanzende Felseninsel in der Mitte.

Der Bergenser Pfarrer führte Sören Römer an einen Platz an der Tür und winkte einem jungen Mädchen, das gerade gegenüber saß. Sie kam durch den Saal und machte einen zierlichen Knix in ihrem weißen Kleide. Sie trug Zwirnhandschuhe.

„Das ist Malvina — meine Tochter," stellte der Pfarrer vor. „Sie kann Ihnen alle nötigen und unnötigen Aufklärungen über die Gesellschaft geben."

Damit steuerte er auf eins der Teebretter mit Punsch zu. Auf einen Wink ihres Vaters nahm die junge Dame neben Sören Römer Platz.

„Hier amüsiert man sich offenbar vorzüglich!" sagte er.

„Ach ja! Man muß ja fürlieb nehmen mit dem, was einem geboten wird!" sagte Malvina mit einem Lächeln, das sich an des Pfarrers Verständnis dafür wendete, daß da ja einige in der Gesellschaft seien, die es besser gewohnt waren.

Aber Sören Römer verstand sie nicht. Er nickte nur freundlich und sagte:

„Ja, hier in diesem Hause wird im Überfluß gelebt!"

„Aber das Langweilige ist, daß man hier oben nie etwas Neues lernen will! Als ich im vorigen Jahr in Bergen war, lernte ich einen neuen Tanz, der Lanciers heißt, ja, Sie kennen ihn natürlich aus der Hauptstadt ..."

„Nein, ich kenne ihn nicht. Ich kenne überhaupt keine Tänze ..."

„Ach — nein!" sagte Malvina ein wenig unsicher und errötete.

Nach einem kurzen Schweigen fragte Sören Römer plötzlich:

„Sagen Sie mir doch, wer tanzt da mit der Tochter des Hauses?"

Er hatte Jungfer Thorborg lange mit den Augen verfolgt; sie tanzte mit einem ungewöhnlich schneidigen Kavalier, der sich vor den andern durch einen besonders flotten Schwung auszeichnete. Die Beinkleider hingen ihm lang über die Schuhe und die weißen Strümpfe herab; eine kurze, blaue Joppe mit blanken Knöpfen, der bis an das Schlüsselbein entblößte Hals mit einer schwungvollen Schleife unter dem Halskragen verliehen ihm das Aussehen eines englischen Marinematrosen. Von sämtlichen Tänzern war er der einzige, der sich mit seiner Dame unterhielt; und was er sagte, war angenehm, denn Thorborg lachte und lächelte, während sie sich in seinem Arm wiegte, den er auf moderne Weise um ihre Taille geschlungen hatte.

„Mit Thorborg, meinen Sie? Die ist gar nicht die Tochter des Hauses!"

Malvina sah mit sehr schlecht verhohlenem Unwillen zu dem Paar hinüber.

„Nein, aber die Pflegetochter. Sie ist doch Herrn Steenbuks Schwestertochter, nicht wahr?"

„Ja — ja — ja, gewissermaßen ist sie das ja ..." Malvina war verschämt und mystisch.

„Ja, und was für ein schöner Mann ist denn das?"

„Ach, das ist ein Seemann, der Jens Rasmussen heißt. Er ist eigentlich hier beheimatet, draußen in Gaasvär; aber er ist seit vielen Jahren auf See gewesen. Jetzt fährt er eine neue Galeasse, die Herr Steenbuk der Heringe halber gekauft hat."

„Man kann ihm ansehen, daß er draußen in der Welt gewesen ist."

„Ach ja. Aber er ist ja ein ganz ungebildeter Mann, natürlich."

„Tanzen kann er!" sagte Sören Römer interessiert. „Und sie aber auch!"

„Sie können mir glauben, Herr Pfarrer," sagte Malvina, „hier in Storslet herrscht Freude darüber, daß Sie gekommen sind. Seit mehreren Jahren haben sie hier ja keinen Geistlichen gehabt."

„Glücklicherweise haben doch Ihr Herr Vater wie auch Pastor Sättäm, so gut es ging, das Amt verwaltet ..."

„Ach — Sättäm hat sich gerade nicht überanstrengt. Und auch mein Vater hat ja nur wenig Zeit zur Verfügung gehabt. Hier im Norden ist so viel für einen Geistlichen zu tun, das können Sie mir glauben!"

„Ja, das kann ich mir denken!"

„Und wohl am meisten hier in der Storsleter Gemeinde, seit der Hering alljährlich im Herbst hierherkommt. Ach, da kommt hier so viel häßliches Gesindel aus allen Gegenden zusammen, und hier ist so viel Sünde, und niemand, der das Wort Gottes reden kann ..."

Sie hielt plötzlich inne. Thorborg und ihr Kavalier waren aus dem Kreis der Tanzenden herausgetreten und hatten sich dicht neben sie an die Tür gestellt.

„Mit gütiger Erlaubnis, Herr Pastor," sagte der Seemann und verbeugte sich vor Sören Römer, „darf ich Ihre Dame auffordern?" Er reichte Malvina die Hand. „In Ermangelung von Jungfern tanzen wir mit Pfarrerstöchtern! wie ein altes Sprichwort draußen in Gaasvär lautet."

Malvina ließ sich mit einem entzückten Lachen entführen.

„Möchten Sie nicht vielleicht ein paar Schritte versuchen?" fragte Thorborg. Sie stand vor ihm, glühend vom Tanz.

Er lächelte:

„Ich danke Ihnen, Jungfer, aber um mich müssen Sie sich nicht kümmern. Ich bin kein Tänzer für Sie."

„Aber wir könnten doch einen kleinen Versuch machen!" Sie stand verlockend da und strahlte vor Verlangen, ihn mit fortzureißen. Aber Sören Römer schüttelte den Kopf:

„Nein, Jungfer, Sie bitten mich vergeblich. Selbst wenn ich mich auf die Kunst verstünde, würde ich es nicht für schicklich halten ..."

Sie wurde auf einmal ernsthaft und sah ihn mit großen, fragenden Augen an:

Gehören Sie zu denen, die es für eine Sünde halten, zu tanzen?"

„Tanz in Zucht und Ehren ist sicherlich keine Sünde. Aber ich bin Geistlicher — und soll mich auf eine ernste Handlung vorbereiten!" Er sagte das so einfach und schlicht. Sie sah ihn noch verwunderter an, und er nickte:

„Ich soll am Sonntag in mein Amt eingeführt werden, Jungfer!"

Sie errötete und schlug die Augen nieder.

„Verzeihen Sie! Daran hatte ich nicht gedacht!“

„Sie sollen auch wirklich an nichts weiter denken, als daß Sie sich mit den andern amüsieren. Und so viel begreife ich doch auch davon, daß Sie die Kunst verstehen!“

„Sie müssen mir verzeihen! Ich bin so unbedachtsam. Namentlich wenn ich tanze. Ich werde ganz toll vom Tanzen.“

„So — o?“

„Ja, denn es ist das Schönste, was ich kenne . . .“

„Nun, meine gute Thorborg, stehst du da und führst Herrn Römer in Versuchung?“

Der Bischof war in die Tür getreten, seine lange Pfeife in der Hand.

„Ja, aber er will nicht. Er sagt, er kann nicht tanzen, — und ich werde wohl kaum Erlaubnis bekommen, es ihn zu lehren!“

„Du hast ja Zeit genug dazu. Du wirst den Pfarrer schon das Tanzen lehren, wenn ich dich recht kenne. Nun — die Polka geht hier ja recht lustig! Es kann einem ordentlich in den alten Beinen kribbeln! Der Bischof übersah lächelnd den Saal. — Aber ihr tanzt mir zu schnell, jungen Leute. Das ist nicht hübsch. Zu meiner Zeit machten wir die Schritte viel besonnener.“

„Wir können noch sehr gut altmodisch tanzen,“ sagte Thorborg. „Wenn der Herr Bischof es einmal versuchen wollte.“

„Ach, du bist ein verteufeltes Mädchen!“ sagte der Bischof und faßte sie leicht um die Taille. Sie tanzten ein kleines Stück in den Saal hinein, dann ließ er sie los und kehrte zu Sören Römer zurück, der sich erhoben hatte.

„Sie sind gewiß müde, mein junger Freund. Und dazu haben Sie wahrhaftig auch alle Ursache. Kommen Sie nur mit mir, dann wollen wir gemütlich unter vier Augen miteinander plaudern.“

„Er schob seinen Arm unter Sören Römers und ging mit ihm aus dem lärmenden Tanzsaal durch das Kartenzimmer und von dort in das kleine Kabinett. Er schloß die Türen, setzte sich in einen Lehnstuhl, schlug Feuer und zündete seine Pfeife an.

„Setzen Sie sich und geben Sie sich der Ruhe hin . . . aber sagen Sie mir doch, haben Sie heute eigentlich was zu essen bekommen?“

„Ach, viel ist es gerade nicht gewesen . . .“

„Aber, lieber Freund, — was ist der Held wohl ohne Speis' und Trank?“

„Es eilt durchaus nicht, Hochwürden!“

„Aber hier wird erst in einer Stunde zu Abend gegessen. Das ist hier so Sitte. Wir brauchen aber Jungfer Thorborg nur ein Wort zu sagen . . .“

„Danke, ich kann sehr gut warten!“

„Na ja, na ja! Wie Sie wollen. Wie Sie wollen!“

Der Bischof paffte eine Weile schweigend aus seiner Pfeife. Dann räusperte er sich:

„Sie sind, — nicht wahr, Sie sind achtundzwanzig Jahre alt?“

„Ja, Hochwürden.“

„Und haben noch nicht tanzen gelernt?“

„Nein, ich habe keine Gelegenheit dazu gehabt, Hochwürden.“

„Und Karten spielen Sie auch nicht?“

„Nein, Hochwürden.“

„Und trinken auch keinen Punsch?“

„Ich bin wenig daran gewöhnt, Hochwürden.“

„Ach, lassen Sie das ewige Hochwürden fahren! Ich will Ihnen was sagen, in guter Gesellschaft und bei einem guten Glas Punsch unter Freunden, da kann die Stimmung oft recht hoch gehen, — aber die Hochwürdigkeit, die nimmt so nach und nach ab. Sagen Sie mir jetzt aber eins: Gehören Sie zu denen, die ein Tänzchen und ein Glas Punsch für sündhafte Adiaphora halten?"

„Nein. Das tue ich nicht."

„Das freut mich. Das freut mich außerordentlich. Denn man kann nicht wissen, was bei dieser neumodischen Theologie herauskommt. Man hört so vielerlei hier oben, worüber man sich verwundern muß, und was einen mit Angst erfüllen kann, daß sie uns unsre jungen Geistlichen zu Feinden des Lebens und Entsagern aller irdischen Freuden machen!"

„Aber ich bin wohl eigentlich — von Hause aus — gewissermaßen in Furcht vor dergleichen Dingen erzogen worden . . ."

„Übertreibung ist stets Übertreibung. Aber nun ein ernstes Wort, lieber junger Mann: als Seelsorger hier in dieser Gegend ist Ihre Aufgabe in erster Linie die eines Lichtbringers. Man kämpft hier hart um das Dasein; der Winter ist lang und dunkel, und das Meer ist ein böser Kamerad, wenn man mit ihm ringen muß. Zwischen Klippen und Bergen sproffen Wachstum und Ermunterung nur spärlich. Unser Beruf als Diener des Herrn hier unter diesen Menschen verlangt von uns, daß wir das Licht und die Milde seines Wortes und seiner Lehre über die ärmlichen Verhältnisse und die harte Arbeit ausbreiten, soweit unsere Fähigkeiten reichen. Hier darf man nicht einschüchtern weder mit Verdammung der unschuldigen Freude noch mit theologischen Spitzfindigkeiten, die nur die Lehre schwierig und die Aneignung sorgenvoll machen. Wir müssen die Arme des Herrn unseres Gottes und des Erlösers so offen und so weit machen, wie wir es nur auf irgendeine Weise mit unserm Glauben und unserm Gewissen vereinigen können."

Der Bischof zündete seine Pfeife, die ausgegangen war, von neuem an. Dann begann er langsam im Zimmer auf und ab zu wandern.

„Wir Geistlichen," fuhr er fort, „sind in diesen Gegenden nicht nur Tempeldiener in der Kirche des Herrn. Wir sind zugleich die Überbringer der neuen Aufklärung, der Kultur, die zu allen Zeiten in Christi Fußstapfen über den Ländern und Reichen der Welt geblüht hat. Gar häufig denke ich an die ersten christlichen Könige und Fürsten, die hierzulande und anderwärts mit Gewalt und Waffenmacht die Lehre verbreitet und die Völker getauft haben. Da war wahrlich nicht viel Theologie in ihrem Gefolge von Geistlichen und Mönchen. Aber das Licht der christlichen Kultur ward doch von ihnen in barbarischen Gemeinden angezündet, und die Saat des freundlichen Umganges wurde zwischen rohen Kriegern und Räubern ausgesäet . . . Wahrlich, es sei fern von mir, meine lieben Nordländer mit den verirrten Heiden jener Zeiten vergleichen zu wollen. Aber ich versichre Sie, je mehr Sie den lichten Geist dieser Bevölkerung, ihre intellektuelle Überlegenheit über die meisten Kirchspiele in unserm Vaterland kennen lernen, um so tiefer werden Sie hier die herrschende Unwissenheit und den Aberglauben, kurz den Mangel an Aufklärung beklagen, um so wärmer werden Sie bestrebt sein, dem allen entgegenzuarbeiten. Und um so lieber wird Ihnen Ihre Aufgabe unter diesen gutmütigen, muntern und unsagbar geduldigen Leuten werden: ihnen die Nahrung der Aufklärung für ihren Geist und die besseren Waffen der Aufklärung in ihrem schweren Lebenskampf zugänglich zu machen.

„Aber deswegen gilt es, mein junger Freund und Bruder, daß Sie Ihrer Gemeinde nahe kommen und ihr Zutrauen und ihre Vertraulichkeit gewinnen.

Durch Freundschaft werden Sie eine große und nützliche Wirksamkeit in der Gemeinde ausüben können, zu der Sie berufen sind. Ohne Freundschaftlichkeit wird Ihre Rede verwehen wie die Stimme in der Wüste. Und daher müssen Sie sich den Sitten und Gebräuchen dieser Menschen nicht fremd gegenüberstellen, Sie dürfen nicht die Furcht in ihnen aufkommen lassen, daß Sie ihre wenigen und seltenen Freuden mißbilligen. Versuchen Sie lieber, selbst wenn es Ihnen ein Opfer und eine Selbstüberwindung sein sollte, zusammen mit ihnen daran teilzunehmen. Zwingen Sie sich dazu, an einem Winterabend nach beendetem Tagewerk zu einer Kartenpartie zu gehen. Erquicken Sie sich wie andre Männer an einem Glase Punsch, das aus gutem Herzen gebraut ist. Ich sagte vorhin im Scherz zu Thorborg, sie solle Sie die Tanzschritte lehren. Ich scherze gern, aber ein wenig Ernst lag nun doch auch darin. Hic Rhodus, hic salta!"

Der Bischof schwieg. Er wanderte noch immer im Zimmer auf und nieder und, als verfolge er seinen Gedankengang, nickte er auf einmal vor sich hin und sagte: „Ja — ja! Ja — ja!"

Sören Römer saß schweigend mit gesenktem Kopf da.

Da wandte sich der Bischof mit einem hellen Lachen um:

„Ja, also Ihr Bischof erteilt Ihnen folgende Ratschläge: Lernen Sie Punsch trinken, Karten spielen — und auch gern von Jungfer Thorborg Polka tanzen! Und nun, denke ich, gehen wir zu den Frauen hinein und spionieren nach etwas Abendbrot!"

Sören Römer erhob sich.

„Ich möchte gern bei dieser Gelegenheit fragen, ob Euer Hochwürden mir einen Text zu meiner Antrittspredigt bestimmt haben. Es ist ja nur noch so wenig Zeit . . ."

„Nun — Sie haben doch schon früher gepredigt?"

„Ja, einige Male — als Student in Christiania . . ."

„Na ja! Dann wärmen Sie eine von Ihren alten Predigten auf, dann ist die Sache in Ordnung!"

„Aber — dann — mein Bischofexamen . . .?"

„Ach das? Wir können ja sagen, daß wir unser Bischofexamen jetzt abgehalten haben! Dann ist das abgemacht. Ein andermal können Sie mich Neues von dem fernen Zentrum der Wissenschaft lehren! Jetzt haben Sie Neues von einem alten Nordlandprediger gelernt. Das kann in all seiner Geringheit als Ihr Bischofexamen gelten!"

— —

(Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 14. Februar 1910.

(Die Rede des Ministerpräsidenten zur preußischen Wahlreform — Presse-Nörgeleien.)

Der Kampf um die Wahlrechtsreform ist im preußischen Abgeordnetenhause entbrannt; neben diesem Ereignis verschwinden alle andern Interessen der Tagespolitik. Der Ministerpräsident Herr v. Bethmann Hollweg hat die Beratung mit einer groß angelegten Rede eingeleitet und damit der Generaldebatte über die Vorlage die Richtung gewiesen. In dieser Rede hat der leitende Staatsmann zum ersten Male seit Antritt seines neuen Amts etwas mehr von seiner persönlichen Art enthüllt, und schon dadurch rechtfertigt sich die gespannte Aufmerksamkeit, mit der diese Kundgebung von dem Hause aufgenommen wurde — wenn man von den wenigen Versuchen der Sozialdemokraten absieht, durch Zwischenrufe und Ungezogenheiten der Sitzung einen lärmenden Charakter zu geben. Eine andre Frage ist, ob das Auftreten des Ministerpräsidenten als ein parlamentarischer Erfolg angesehen werden kann. Darüber gehen natürlich die Meinungen auseinander.

Die Rede Bethmanns hat zum Teil eine „schlechte Presse". Die ernsthaften Blätter, die etwas bedeuten, haben sich freilich meist maßvoll ausgesprochen und wenigstens die Gedankentiefe der Rede unbefangen als Vorzug anerkannt. Von andern Gesichtspunkten muß man natürlich ausgehen, wenn man zu dem Inhalt der Rede sachlich Stellung nehmen will.

Hier müssen wir eine Hauptschwäche in der Anlage und dem Aufbau der ganzen Rede hervorheben. Sie entspringt wahrscheinlich dem Wunsch, nur die allgemein politischen Grundlagen der Vorlage zu behandeln und dem Minister des Innern nicht den Stoff zu einer wirksamen speziellen Begründung der Vorlage vorwegzunehmen. Vielleicht wurde die Gesamtwirkung dadurch vereitelt, daß Herr v. Moltke die ihm zufallende Rolle bei diesem Zusammenspiel nicht gerade glücklich durchführte, sei es daß er sich manches für den weiteren Verlauf der Debatte vorbehalten wollte, oder daß er glaubte, der Ministerpräsident werde doch etwas mehr auf die Vorlage eingehen. Tatsächlich begab sich Herr v. Bethmann Hollweg von vornherein in eine Art von strategischer Defensive. Er gleicht so einem Feldherrn, der den Feldzug damit eröffnet, daß er seine Armee in eine große Festung wirft, weil er sich zur Offensive zu schwach fühlt. Der Ministerpräsident schien so stark davon durchdrungen, daß er diese Vorlage eigentlich nach allen Seiten zu verteidigen habe, daß er dem Feinde nicht entgegenrückte und ihn zur Anerkennung des Gebotenen zwang, sondern sich in die Festung des bestehenden Rechtszustandes zurückzog und sie zu armieren versuchte, d. h. mit großer Sorgfalt bewies, daß das Bestehende eigentlich ganz vortrefflich sei. Und in diese Bemühung vertiefte er sich so sehr, daß darüber der Beweis der Notwendigkeit der Reform und somit die eigentliche allgemeine Begründung der Vorlage in die Brüche ging. Die „Deutsche Tageszeitung" hat von ihrem Standpunkt als Gegnerin jeder Wahlreform nicht unrecht, wenn sie meint, nach den vortrefflichen Ausführungen, deren Wert sie rückhaltlos anerkennt, müsse man fragen, wozu denn eigentlich unter solchen Umständen eine Reform notwendig sei; es sei in der Rede ein Bruch zu erkennen. Ähnliches stellte am zweiten Tage der Debatte der freikonservative Redner Freiherr v. Zedlitz fest.

Im übrigen müssen wir die Rede, wie schon angedeutet, als den gedankenreichen Ausdruck einer festen Überzeugung auch da anerkennen, wo sich mancherlei einwenden läßt. So waren die Ausführungen über die Überschätzung des Wahlrechts

an sich vortrefflich, aber sie waren zu sachlich, wenn es erlaubt ist, sich einmal ein wenig paradox auszudrücken; sie unterschätzen das Moment der Phantasie, die — wie Heinrich Dernburg, der berühmte Rechtslehrer, einst so ausgezeichnet nachgewiesen hat — auch im Recht ihre Stelle fordert. Wir halten Herrn v. Bethmann Hollweg gewiß nicht für einen einseitigen Bureaukraten; auch wissen wir, daß er bei aller Stärke und Aufrichtigkeit seiner persönlichen Überzeugung nicht allein schalten kann, sondern mit den Realitäten zu rechnen hat, die ihm im preußischen Staatsministerium begegnen, aber in manchen Begründungen der Vorlage scheint allerdings der Beamte den Politiker und Volkspsychologen doch etwas mehr als nötig in den Hintergrund gedrängt zu haben. Mit Argumenten ähnlicher Art ließe sich schließlich auch der Absolutismus gegen die konstitutionelle Monarchie verteidigen. Auch was über die „Abhängigkeiten" gesagt wurde, forderte manchen Einwand heraus. Aber volle Zustimmung verdient, was über das Recht Preußens, im Reich seine Eigenart zu wahren, hervorgehoben wurde. Man hat gesagt, die Rede sei eigentlich eine Rede gegen das Reichstagswahlrecht gewesen, und will daraus einen Tadel für den Reichskanzler ableiten. Unserer Meinung nach kann kein Reichskanzler verpflichtet werden, eine Reichseinrichtung um ihrer selbst willen, losgelöst von gewissen Voraussetzungen, zu loben. Das Reichstagswahlrecht im Reich und dasselbe Wahlrecht in Preußen sind tatsächlich zwei ganz verschiedene Dinge.

Doch es ist hier nicht die Stelle, auf Einzelheiten der Wahlrechtsfrage selbst einzugehen. Erwähnt mag hier nur noch werden, daß die Kommissionsberatung gesichert ist. Man darf also hoffen, daß die Mehrheit der bürgerlichen Parteien doch noch etwas Brauchbares zustande bringen wird.

Wenn man die Preßstimmen überblickt, die die Rede des Ministerpräsidenten zu kennzeichnen suchten, so muß man einige Vorsicht walten lassen. Denn in vielen tritt eine so starke Voreingenommenheit zutage, daß man sie nicht als ernsthafte Kritiken ansehen kann, sondern höchstens als Stimmen eines leidenschaftlich erregten Parteigeistes. Diese Kritiken erscheinen zum großen Teil nach einer gewissen Schablone gemacht. Der jeweilige Kanzler und Ministerpräsident wird zu einer typischen Charaktermaske umgestaltet, deren Zubehör, um unnötige Gedankenarbeit zu sparen, in der Regel aus der Requisitenkammer der Witzblätter genommen wird. Fürst Bülow war während seiner Kanzlerschaft nun einmal abgestempelt als der ewig lächelnde, mit Zitaten über alle Schwierigkeiten hinwegtänzelnde, glatte Optimist, über dessen Reden von vornherein, noch ehe man sie gehört hatte, das stereotype Urteil feststand, daß sie zwar momentan fesselten und sehr schön klängen, aber mit vielen Worten nichts besagten. So sparte man sich die Mühe, die Gedanken der Reden aufmerksam zu prüfen, was in Wahrheit sehr nützlich und heilsam gewesen wäre. Es machte sich aber sehr gut in der Zeitung und markierte außerdem eine gewaltige geistige Überlegenheit, wenn der Mangel an tiefen und neuen Gedanken von allgemeinem Wert in den Reden des Fürsten Bülow mit bedauerndem Achselzucken festgestellt werden konnte. Nun hat sich das Rad der Geschichte gedreht. Herr v. Bethmann Hollweg ist für jenes liebe Publikum, das nicht gern selbst nachdenken und urteilen möchte, bereits gleichfalls abgestempelt als der „philosophische" Reichskanzler, der einsame, weltfremde Grübler, der ahnungslos urplötzlich aus ferner Abgeschiedenheit in den Reichskanzlerpalast verschlagen ist und nun eine Fülle zentnerschwerer Gedanken, die den Herren Volksvertretern zu hoch und zu unverdaulich sind, über seine Zuhörer ausschüttet. Merkwürdig, wie es dieser grüblerische Philosoph fertig gebracht hat, trotz seiner Weltfremdheit ein preußisches Landratsamt viele Jahre lang so vortrefflich und

unter voller Anerkennung auch seiner liberalen Kreiseingesessenen zu verwalten, und eben so wunderbar, daß ihn diese Philosophie ohne Anstoß durch so verantwortliche, der Kritik ausgesetzte Ämter wie die eines Regierungspräsidenten, eines Oberpräsidenten, Ministers des Innern, Staatssekretärs des Innern getragen hat, und das alles unter den Augen eines temperamentvollen, scharf beobachtenden, hohe Anforderungen stellenden Monarchen!

Wie geht das zu? Indessen so unbequeme Fragen darf man eben nicht stellen. Die Hauptsache ist, daß die große Kuchenform gefunden wird, in die man den Stoff, den die Reden bieten, jedesmal hineinkneten kann, um das Ganze im Parteiofen zu backen. Und so gehört es nach dem ausgegebenen Stichwort für die oppositionelle Presse zum guten Ton, über die philosophischen Gedanken des Ministerpräsidenten zu höhnen, seine allerdings tiefgehenden und weitausholenden Begründungen als überflüssig und unangemessen zu veralbern und seine von starker Überzeugung getragenen Äußerungen staatsmännischer Eigenart durch geschmacklose Witze und persönliche Ungezogenheiten herabzuziehen. Dabei kommt den Kritikern dieser Art gar nicht das Bewußtsein, wie tief sie selbst eine Volksvertretung herabdrücken, die angeblich Darlegungen nicht vertragen kann, wenn sie etwas mehr auf die tieferen und allgemeineren Grundlagen politischer Gedanken eingehen.

Das preußische Wahlrecht. Vom Standpunkte der praktischen Politik stellt man wohl allseitig an eine preußische Wahlreform die Erwartung, daß die gar zu einseitig ausgebildete Vorherrschaft des agrarischen Konservatismus eingedämmt werde, um auch ein Wirken liberaler Ideen möglich zu machen. Eine Reform, die ganz oder doch wesentlich zugunsten der Demokratie ausschlägt, brauchen die bürgerlichen Parteien nicht herbeizusehnen.

Ein unter Berücksichtigung dieser Erwägung wie unter Berücksichtigung der nicht einfach auszuschaltenden preußischen Eigenart durchdachtes Wahlrechtsprogramm stellt der Regierungsentwurf nicht dar. Darüber ist man sich, wie die Ausführungen der Blätter aller Parteirichtungen beweisen, einig. Wie steht es nun aber mit den Forderungen der einzelnen Parteien, die den Regierungsentwurf in Grund und Boden verurteilen?

Die Konservativen sind mehr oder weniger Feinde der Reform aus rein parteipolitischen Gründen; Freisinnige und Sozialdemokraten erheben rein theoretische Forderungen; das Zentrum zeigt noch eine unklare Haltung. Nur bei den Freikonservativen und Nationalliberalen erkennen wir ein gewisses systematisches Hinarbeiten auf das eingangs angedeutete Ziel. Besonders die Nationalliberalen haben seit Jahren die Ausarbeitung eines für die besondern preußischen Verhältnisse geeigneten Wahlrechtsprogrammes betrieben. Nach den Wahlen von 1903 war es ihnen sogar gelungen, sich auch mit den Freisinnigen über gewisse Mindestforderungen zu verständigen, die jetzt auf freisinniger Seite stark in Vergessenheit geraten zu sein scheinen. Diese Mindestforderungen bestanden zunächst in einer anderweiten Festlegung der Wahlbezirke, aber nicht „nach Maßgabe der Bevölkerungszahl", sondern „unter Berücksichtigung" der Bevölkerungszahl. Man beachte den Unterschied: die Bevölkerungszahl allein soll keineswegs entscheidend sein; wohl aber soll sie nicht in dem gegenwärtig bestehenden krassen Mißverhältnis zwischen den verschiedenen Wahlkreisen ganz außer acht gelassen werden. Es ist ein guter und gesunder Gedanke organischer Wahlrechtsreform, nicht nur die Köpfe zu zählen, sondern die Wahlkreise abzugrenzen unter gleichzeitiger, wohlabgewogener Berücksichtigung von „Land und Leuten". Ferner wurde in den liberalen Mindestforderungen verlangt, die Teilung der Wähler-

klassen solle nicht in den einzelnen Urwahlbezirken, sondern durch die ganze Gemeinde hindurch vorgenommen werden, um dem Zustand ein Ende zu machen, daß in derselben Gemeinde ein Wähler, der seinem Steuersatze nach in dem einen Urwahlbezirk der ersten Klasse angehört, in einem anderen Urwahlbezirk in die dritte Klasse gerät. Endlich wurde ein neuer Maßstab für die Einteilung der drei Klassen vorgeschlagen, um insbesondere dem Arbeiterstand einen größeren Einfluß einzuräumen.

Als dann im Jahre 1906 jene Miniaturreform vorgenommen wurde, die eine Teilung solcher Riesenwahlkreise vorschlug, in denen die tatsächliche Durchführung der Wahl zur physischen Unmöglichkeit geworden, erschienen die Parteien aufs neue mit ihren grundsätzlichen Forderungen auf dem Plan, und zwar marschierte der Liberalismus jetzt wieder getrennt: die Freisinnigen, diesmal von Zentrum und Polen begleitet, forderten die Einführung des Reichstagswahlrechts, die Nationalliberalen dagegen beantragten, daß unter Beibehaltung eines erhöhten Wahlrechts bei höherer Steuerleistung ein erhöhtes Wahlrecht auch bei höherer Bildung und höherem Alter eingeführt, den der dritten Abteilung angehörenden Wählern ein erweitertes Wahlrecht eingeräumt, ferner die indirekte Wahl beseitigt und den Minderheiten eine Vertretung ermöglicht wird.

Diese Forderungen von 1906 weisen gegenüber den gegenwärtig erhobenen noch eine Lücke auf, denn damals gingen die Anschauungen über das Problem der geheimen oder öffentlichen Wahl noch ziemlich weit auseinander; die Wahlen von 1908 aber haben in den Städten den Beweis erbracht, daß die öffentlichen Wahlen den Mittelstand einem unwiderstehlichen Terrorismus der Sozialdemokratie unterwerfen, und auf diese Weise dahin geführt, daß das Verlangen nach geheimer Wahl jetzt geradezu in den Mittelpunkt der Erörterung und in den ersten Platz unter den liberalen Forderungen aufgerückt ist.

Welche Erfüllung bringt nun die Regierungsvorlage den oben mitgeteilten Forderungen?

Von einer Änderung der Wahlkreise ist vollständig abgesehen. Und doch kann es in diesem Punkte nur Sache der Regierung sein, die Initiative zu ergreifen. Die politischen Parteien stehen hier vor den größten praktischen Schwierigkeiten und Bedenken. Eine erhebliche Vermehrung der Sitze im Abgeordnetenhause erscheint ganz untunlich, da unter einer zu großen Kopfzahl die Förderung der Geschäfte notwendigerweise leidet. Viel eher wäre eine Verminderung der Zahl der Mandate zu wünschen. Sobald es aber an Vorschläge nach dieser Richtung geht, müßte jede Partei mit dem Unwillen der eine Entrechtung fürchtenden kleineren Wahlkreise rechnen.

Wenden wir uns also zu jenen Vorschlägen, die sich auf die Zumessung des Wahlrechts beziehen: Da deckt sich die Regierungsvorlage mit dem nationalliberalen Programm von 1906 insofern, als sie nach wie vor ein erhöhtes Wahlrecht bei höherer Steuerleistung bewilligt und auch bei höherer Bildung das Wahlrecht erhöhen will; weiter, insofern sie einen Teil der Wähler aus der dritten in die höheren Wählerklassen versetzt und dadurch mittelbar auch den Wählern der dritten Abteilung ein erweitertes Wahlrecht einräumt. Vor allen Dingen aber durch Beseitigung der indirekten Wahl.

Als die ersten Mitteilungen über die Wahlrechtsvorlage der Regierung ihren Weg in die Öffentlichkeit fanden, befriedigte die Reformfreunde wenigstens die Beseitigung der indirekten Wahl, zumal sich ergab, ein wie scharfes Todesurteil die Begründung der indirekten Wahl sprach. Sobald man sich aber in das Studium der einzelnen Paragraphen vertiefte, verblaßte die Genugtuung über die Abschaffung

der indirekten Wahl um mehrere Grade. Das Wahlverfahren und die Feststellung der Stimmverhältnisse behalten einen außerordentlich verwickelten Charakter: Will man durch die Beseitigung der indirekten Wahl das politische Interesse des einzelnen Wählers heben, so muß man ihm auch ein gewisses Maß von Übersicht darüber einräumen, welches Gewicht seiner einzelnen Stimme zufällt! Das Maß des Wahlrechts wird durch die vorgeschlagene Reform aber nicht übersichtlicher, sondern unübersichtlicher. Vor allen Dingen sollte es ganz selbstverständlich sein, daß mit Einführung der direkten Wahl die Klassendrittelung durch den ganzen Wahlkreis hindurch Hand in Hand geht; die Wahlrechtsreform beschränkt sich in dieser Beziehung jedoch darauf, daß sie an Stelle von „Urwahlbezirken" von „Stimmbezirken" spricht, innerhalb dieser, den alten Urwahlbezirken gleichzusetzenden Stimmbezirken aber die Drittelung beibehält! Hierdurch bleibt die ganze Rechtszubilligung eine durchaus willkürliche und unlogische; und man wird von einer Reform kaum ernsthaft reden können, wenn dieser Grundfehler nicht beseitigt wird.

Sehr kritikbedürftig erscheinen auch die Einzelvorschläge bezüglich der Klasseneinteilung im allgemeinen. Wir sind nicht geneigt, die Klasseneinteilung als solche grundsätzlich und unbedingt zu verdammen. Ist denn wirklich das Reichstagswahlrecht für jede Art parlamentarischer Körperschaften das Ideal? Diese von unserem Freisinn theoretisch bejahte Frage wird ja von eben demselben Freisinn sofort verneint, wenn das Wahlrecht für die Stadtparlamente in Frage kommt. Für die Einzelstaaten liegen die politischen Grundbedingungen aber doch tatsächlich auch ganz anders als für das Reich: Gegenüber dem Reiche hat jeder erwachsene männliche Bürger die gleiche Pflicht zum Militärdienst. Dieser allgemeinen gleichen Pflicht steht das allgemeine gleiche Wahlrecht sinngemäß gegenüber. Während aber gegenüber dem Reiche außerdem jeder Steuerzahler ein allgemein gleiches, nicht individuell abgestuftes Maß an Lasten durch den Anteil an den Zöllen zu entrichten hat, sind in den Einzelstaaten die steuerlichen Verpflichtungen individuell abgegrenzt. Hier bestehen nicht allgemeine gleiche Pflichten nach Art der Wehrpflicht, sondern sehr verschiedenartige Steuerlasten, die eine verschiedenartige Bemessung der Rechte wohl begründen. Weiterhin ist der Einzelstaat der Träger der kulturellen Aufgaben: die besitzenden und durchschnittlich höher gebildeten Kreise tragen die Lasten für die Volksbildung der breiten Schichten. So ist es wiederum durchaus begründet, wenn als Äquivalent für diese Lasten den besitzenden, den höher gebildeten, den kulturell mehr entwickelten Kreisen auch höhere staatliche Rechte eingeräumt werden. So findet denn also auch der Theoretiker Anlaß genug, einer Abstufung des preußischen Wahlrechts unter gewissen Gesichtspunkten seine Zustimmung geben zu können, wobei er freilich einer einseitig übertriebenen plutokratischen Ausgestaltung oder sonstigen Härte der Klasseneinteilung widerstreben wird.

Nun gibt die Regierungsvorlage an, die plutokratischen Auswüchse dadurch beseitigen zu wollen, daß sie nur ein gewisses Maximum von Steuerleistung bei der Klasseneinteilung berücksichtigt. Die Konsequenz des Klassenaufbaues wird ja also durchbrochen, aber doch nur in sehr einseitiger Weise: denn sobald man überhaupt dazu kommt, Abstriche von den Steuersätzen vorzunehmen, sollte die natürliche Logik doch wohl gebieten, mit diesen Abstrichen nicht zuletzt auch dort vorzugehen, wo die in Anrechnung gebrachten Steuern gar nicht erhoben werden! Das gilt insbesondere mit Bezug auf die zwar staatlich veranlagte, aber nicht staatlich erhobene Grundsteuer, die dem ländlichen Großgrundbesitz durch ihre Anrechnung hohe politische Rechte gewährt hat und auch fernerhin gewähren soll, indessen man dem städtischen Besitz durch die vorgeschlagene Maßregel die Rechte

zugunsten der untersten Schichten nicht unbeträchtlich beschränken will. Parteipolitisch betrachtet, sehen wir als unausbleiblichen Effekt dieses einseitigen Regierungsvorschlages die Erhaltung der konservativen und die Förderung des sozialdemokratischen Einflusses unter Schmälerung des liberalen Einflusses!

Grundsätzliche Zustimmung wird es wiederum finden müssen, wenn die Regierung künftighin auch andere Momente als lediglich den Besitz bei der Zubilligung des individuellen Wahlrechts berücksichtigen will; aber auch hier wieder muß die Ausführung im Detail auf Bedenken stoßen. Prinzip der Regierungsvorlage ist, „Bildung und Erfahrung" zu berücksichtigen. Was die Bildung anbetrifft, so erscheint uns die Grenze, von der an ein Aufrücken in eine höhere Wählerstufe zugestanden wird, sehr hoch gezogen. Nur das durch Examen abgestempelte Universitätsstudium soll in der Hauptsache zum Aufrücken in eine höhere Wählerklasse berechtigen, unter gewissen Voraussetzungen allerdings auch die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst. Da ist aber ein wesentlicher Unterschied zu verzeichnen: Während nämlich der akademisch diplomierte aus der zweiten in die erste Klasse aufrücken kann, soll der zum einjährig-freiwilligen Militärdienst befähigte nur aus der dritten in die zweite, nicht aber aus der zweiten in die erste Klasse befördert werden können. Er hat also, wenn er nach der Steuerleistung bereits der zweiten Klasse angehört, von seinem Bildungsgrade nicht den politischen Vorteil, den er in ungünstigen Einkommensverhältnissen haben würde.

Was die Vorrechte der „Erfahrung" anbetrifft, so werden sie unter gewissen Voraussetzungen solchen Personen zuteil, die im Staats- oder Kommunaldienste stehen, ehemaligen Offizieren und — unter Beschränkung des Aufrückens aus der dritten in die zweite Klasse — ehemaligen Unteroffizieren.

Die Auswahl der Bevorrechtigten ist in solcher Weise getroffen, daß man gar nicht erkennt, was die Regierung eigentlich damit beabsichtigt. Hier scheint das russische Staatsstreichgesetz vom 3. Juni (vergl. Grenzboten Nr. 32 vom 8. August 1907) nachgebildet worden zu sein. Denn es spricht aller preußischen Tradition Hohn. Wer zehn Jahre aktiver Offizier gewesen ist oder sich als Unteroffizier den Zivilversorgungsschein erdient hat, soll nach dem Entwurf in die höhere Klasse aufrücken. Somit setzt die Regierung voraus, daß diese Teile der Gesellschaft sich während ihrer aktiven Dienstzeit genügend mit Politik beschäftigt haben und die notwendige politische Reife besitzen. Die Politik soll aber aus dem Heere verbannt sein. Tritt der andre Gesichtspunkt in den Vordergrund: die Regierung will gefügige Elemente haben, mit denen sie bei den Wahlen exerzieren könnte, wie auf dem Paradefelde. Ja, kennt denn die Regierung die Zusammensetzung der verabschiedeten Offiziere nach Berufen und sozialen Schichten nicht? Die Bestimmung könnte doch nur in den Landkreisen des Ostens das regierungsfreundliche Element stärken, nicht aber in den Städten, wo die Hauptmasse der verabschiedeten Offiziere unter den schwersten, täglich schwerer werdenden Bedingungen um das trockene Brot kämpft. — Über die politische Erfahrung der Zivilanwärter brauchen wir kein Wort zu verlieren, nachdem sie die ihnen gebührende Würdigung bereits im Landtage gefunden hat.

Unberücksichtigt läßt die Regierungsvorlage bis auf vereinzelte Ausnahmen das Verlangen, bei der Zubilligung des individuellen Wahlrechts auch das Alter zu bevorrechten. und gänzlich unberücksichtigt das weitere Verlangen nach Prüfung des Familienstandes. Diese letztere Frage sollte aber gerade gegenwärtig wohl erwogen werden! Eine der stärksten Stützen deutscher Entwicklung, deutscher

Machtentfaltung, deutschen Einflusses auf dem Erdenrund ist ja das starke deutsche Volkswachstum. Nun haben wir aber offensichtlich den Höhepunkt dieses Wachstums überschritten. Die Geburtenhäufigkeit geht zurück; wir würden bereits eine absolute Abnahme der jährlichen Volksvermehrung zu verzeichnen haben, wenn nicht zurzeit noch die Sterblichkeit, insbesondere durch den erst jetzt erfolgreich aufgenommenen Kampf gegen die starke Säuglingssterblichkeit, sich stärker verminderte als die Zahl der Geburten. Immerhin steht der Zeitpunkt absehbar bevor, in dem unsere absolute Volksvermehrung nachläßt. Da wäre es eben jetzt an der Zeit, dem Familienstand größere Berücksichtigung zuteil werden zu lassen. Schon bei den vorjährigen öffentlichen Debatten über die Finanzreform zeigte sich, daß die Geneigtheit für Einführung einer Junggesellensteuer im starken Wachstum begriffen ist; und entsprechend dürfte man im preußischen Parlament auf die Geneigtheit stoßen, dem Familienvater, der mehrere Söhne in den Dienst des Staates und Reiches zu stellen hat, höhere politische Rechte einzuräumen.

Zur allgemeinen Milderung der Härten in der Klasseneinteilung könnte endlich wohl empfohlen werden, grundsätzlich der ersten und der zweiten Abteilung einen gewissen Prozentsatz der gesamten Wählerzahl als Minimum zu überweisen, anderseits grundsätzlich von einem gewissen Maximum der Steuerleistung an das Aufsteigen in die zweite bezw. erste Klasse zuzubilligen.

Alles in allem kann die Vorlage die Freunde einer besonnenen, organisch aufgebauten Reform nur sehr wenig befriedigen. Dichte Schleier verhüllen aber noch die Aussichten dieser so wenig bietenden Reform. Zu einem Hauptangelpunkte der Debatten wird die Frage des geheimen Wahlrechts werden. Die ganze Linke und das Zentrum fordern das geheime Wahlrecht. Sind die Konservativen des Abgeordnetenhauses, oder ist das Herrenhaus oder die Regierung in dieser Beziehung für das entscheidende Zugeständnis nicht zu haben, dann kann es sich nur zu leicht ereignen, daß die ganzen Debatten ausgehen wie das Hornberger Schießen. Herr v. Bethmann Hollweg hat in seiner Rede die Frage offen gelassen, sich persönlich aber so für die öffentliche Wahl erwärmt, daß ihm wohl die Autorität fehlen würde, im Bedarfsfall die geheime Wahl beim Herrenhaus durchzusetzen.

Was überhaupt erreichbar ist, wird ja bei dem gegenwärtigen Machtverhältnis in sehr großem Umfange abhängen von der Einsicht der Konservativen. Wenn sie nur eine Augenblickpolitik treiben, die auf die Erhaltung ihres Besitzstandes bei den nächsten Wahlen allein bedacht ist, dann braucht man sich über die Vorlage gar nicht weiter zu unterhalten; wenn sie aber weitsichtig in die Zukunft blicken, die ihre Macht mit um so schwereren Erschütterungen bedrohen muß, je intransigenter sie sich jetzt verhalten, dann wird selbst aus dieser Vorlage schließlich noch etwas zu machen sein, was dem Staatswohl für geraume Zeit nützen kann.

Von den tiefinneren Plänen der Konservativen wird in großem Umfange auch die Haltung des Zentrums abhängen. Zu sehr ist das Zentrum den Konservativen dafür verpflichtet, daß sie seine Herrschaft im Reiche wieder aufgerichtet haben, als daß es vermöchte, jetzt im preußischen Abgeordnetenhause eine Taktik zu betreiben, die den Konservativen schweren Schaden zufügen muß. Je radikaler die Forderungen des Zentrums nach außen hin erscheinen werden, um so mehr ist zu befürchten, daß diese radikalen Forderungen keinen anderen Zweck haben als den, im momentanen Interesse der Konservativen eine Verständigung über die Wahlrechtsreform überhaupt nicht zustande kommen zu lassen.

Zu positiver Mitarbeit an der wirklichen Reform erscheinen nach ihrem dargelegten Programm in erster Linie die Nationalliberalen berufen (deren Redner im Abgeordnetenhause auch den weitaus tiefsten Eindruck gemacht hat) — voraus-

gesetzt, daß die Mehrheit der Konservativen sich zur Reformfreundlichkeit bekehrt und mit freikonservativer Vermittelung eine Art Wahlreform-Kartell zustande kommt. Das Zentrum kann nach seinem Programm kaum mehr als störende Zwischenspiele liefern, und zwar um so erfolgreicher im negativen Sinne, je sehnlicher die Mehrheit der Konservativen diesen negativen Erfolg herbeiwünschen sollte. Die Sozialdemokraten bleiben außer acht und auch die Freisinnigen schalten sich selbst um so vollständiger aus, je hartnäckiger sie bei dem doktrinären Programm der Übertragung des Reichstagswahlrechtes verbleiben.

Dies ist der Stand der Dinge. Eine schwere und ernste Entscheidung ist insbesondere in die Hand der preußischen Konservativen gelegt. Das aber mag schon im Anfang des Kampfes mit aller nötigen Deutlichkeit betont werden, daß, wenn aus dieser Wahlreform nichts wird, wenn Preußen dadurch vor schwere Jahre innerer Zerwürfnisse und heftigster Kämpfe gestellt wird, die Schuld und Verantwortung zu gleichen Teilen den Konservativen und dem Zentrum wird zur Last gelegt werden müssen! (Nicht ohne Mitschuld der Regierung, die es in keiner Weise verstanden hat, die taktische Durchführung ihrer Pläne vorzubereiten.) Erkennen die Staatsmänner unter den Konservativen die Forderung des Tages, und gelingt ihnen die Wiederaufrichtung ihrer Herrschaft über die extremen Freunde, dann werden sie unter entscheidender Mitarbeit der Nationalliberalen und Freikonservativen für das Wohl des preußischen Staates eine Reformarbeit zu leisten vermögen, die die Politik des größten Einzelstaates weder für die Gegenwart dem Radikalismus ausliefert, noch für die Zukunft die bei Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Zustandes drohenden schweren Erschütterungen zur Tatsache werden läßt!

Nietzschebriefe. Zwei weitere Bände von Briefen Friedrich Nietzsches sind voriges Jahr von Frau Förster-Nietzsche im Inselverlag herausgegeben worden. Sie enthalten die meisten der an Mutter und Schwester gerichteten Briefe. Die zahlreichen Veröffentlichungen von und über Nietzsche haben seine Persönlichkeit, seinen Lebensgang und seine Philosophie in dem Grade durchleuchtet, daß kaum noch etwas aufzuhellen übrigbleibt, abgesehen davon, daß der tiefste Grund jeder Menschenseele ein unerforschbares Geheimnis ist. Auch die vorliegenden Bände verstärken nur längst bekannte Züge seines Bildes. Wir sehen wiederum, daß der große theoretische Immoralist in praxi ein so korrekt moralischer Mensch gewesen ist, wie es ihrer wenige gibt: von Liebe und Güte gegen alle Mitgeschöpfe überströmend, ängstlich gewissenhaft in jeder Pflichterfüllung, von zartester Rücksicht auf andere, vor allem ein zärtlicher Sohn und Bruder. Von der Schulzeit an bis zum Ende seiner wachen Tage bleibt die rührende Anhänglichkeit an die Seinen gleich stark. Nirgends würde er sich wohler fühlen als bei ihnen, wenn ihn nicht das Naumburger Klima forttriebe (jedes Klima treibt ihn fort, nachdem er es einige Wochen vortrefflich gefunden hat, so daß er sich zu beständigem Aufenthaltswechsel gezwungen sieht und einige Dutzend Orte Deutschlands, der Schweiz und Italiens durchprobiert). Und die zwei Frauen vergelten seine Liebe mit unermüdlicher Fürsorge, die stets zu tun bekommt, weil sein kranker Magen, seine Augen und seine peinliche Ordnungsliebe allerlei Nahrungsmittel, Schreibmaterialien, Kleidungsstücke und Toilettengegenstände fordern, die ihm nur die Seinen so zu liefern imstande sind, wie er sie braucht. So daß, in welchen Winkel Italiens oder der Alpen auch er geflohen sein mag — vor sich selbst —, zwischen dort und Naumburg Kisten hin und her wandern. Denn auch er versäumt es an keinem Geburtstag, keinem Weihnachtsfest, etwas zu schicken; manchmal besteht

sein Geschenk in einer eignen Komposition. In Pforta ist er ein Musterschüler. Trotzdem hat er zweimal Pech gehabt. Als Primaner hat er einmal die Schulhausinspektorenwoche, d. h. er muß alles verzeichnen, was in Stuben und an Geräten reparaturbedürftig ist. Dieses banausische Geschäft sucht er sich und den Vorgesetzten durch scherzhafte Einkleidung seines Berichts zu würzen. „Im Auditorium Nr. X. brennen die Lampen so düster, daß die Schüler versucht sind, ihr eignes Licht leuchten zu lassen usw." Die gestrengen Herren Lehrer aber, die wirkliche Banausen gewesen zu sein scheinen, brummen ihm dafür drei Stunden Karzer und den Verlust einiger Ausgänge auf. Das stört, weil er sich völlig schuldlos weiß, seine heitere Ruhe nicht einen Augenblick. Dagegen ist er das zweitemal tief betrübt, nicht der Strafe wegen, sondern weil er sich schuldig fühlt: er hat sich betrunken; freilich ist ihm das nur passiert, weil er noch nicht gewußt hat, was er verträgt, aber er weiß eben, daß er vorsichtiger hätte sein sollen, und er geht auch zu seinem Geistlichen, mit ihm den Vorfall zu besprechen. (Das Beichten und „Kommunizieren" scheint in Pforta beinahe nach katholischer Weise geübt worden zu sein.) Im ganzen erscheint er bei allem Ernste des Studiums ganz kindlich, freut sich wie ein Kind auf die Familienfeste und über der Mutter Sendungen von Kuchen, Äpfeln, Pflaumen, die er übrigens größtenteils unter seine Kameraden verteilt. Daß er einmal ein tüchtiger Gelehrter werden würde, ließ sich in seiner Schülerzeit wohl voraussehen, aber auf ganz Außergewöhnliches in Leistungen und Lebensgang wies nichts hin; daß er später ganz aus dem Gleise gerate, würde, wenn es vorausgesagt worden wäre, am allerwenigsten geglaubt worden sein. Er ist dann zunächst auch ein ganz normaler Student (im ersten Jahre Verbindungsstudent), ein normaler Professor und (am Pädagogium) Schulmeister gewesen. Was ihn aus der Bahn geschleudert hat, war bekanntlich sein körperlicher Zustand, und nicht, ohne ergriffen und erschüttert zu werden, kann man die Berichte über seine mannigfachen Leiden lesen, die je länger desto mehr sein ganzes Leben zu einem Martyrium machten. Überanstrengung im Beruf ist ohne Zweifel eine Hauptursache der Zerrüttung seiner Gesundheit gewesen. Er hat das gefühlt, und deswegen war es keine ungemischte Freude für ihn, daß er mit vierundzwanzig Jahren als Professor nach Basel berufen wurde; er hätte sich lieber vor Beginn der Amtstätigkeit ein paar Jahre lang auf Reisen vom Studium erholt. Bald wurde die Pein der seelischen Leiden noch weit ärger als die der körperlichen. Tief läßt in seine Seele blicken, was er auf den Seiten 292, 309, 629 schreibt. Eine treffende Selbstanalyse liefert er mit den Worten (S. 731): „Die Antinomie meiner Existenz liegt darin, daß alles das, was ich als radikaler Philosoph radikaliter nötig habe — Freiheit von Beruf, Weib und Kind, Freunden, Gesellschaft, Vaterland, Heimat, Glauben, Freiheit fast von Liebe und Haß — ich als ebenso viele Entbehrungen empfinde, insofern ich glücklicherweise ein lebendiges Wesen und kein bloßer Abstraktionsapparat bin." Mit andern Worten: die Tragik seines Lebens lag darin, daß er sich einbildete, etwas sein zu müssen, was außerhalb jeder Menschenmöglichkeit liegt. Geheimnisvoll deutet er manchmal an, daß er mit allen solchen Bekenntnissen noch nicht sein Innerstes enthülle, daß dieses dem Blick aller andern verborgen bleiben müsse, und daß kein Mensch reif sei, zu verstehen, was er eigentlich denke und wolle. Im März 1885 schreibt er an seine Schwester: „Ich bin viel zu stolz, um je zu glauben, daß ein Mensch *mich* lieben könne. Dies würde nämlich voraussetzen, daß er wisse, *wer ich bin*. Ebensowenig glaube ich daran, daß ich jemand lieben werde; dies würde voraussetzen, daß ich einmal — Wunder über Wunder! — einen Menschen meines Ranges fände." In solcher Selbstschätzung kündigt sich schon der nicht mehr ferne Zusammenbruch an.

Nietzscheverehrer, denen jede Einzelheit aus dem Leben ihres Helden wichtig erscheint, finden eine reiche Ausbeute, z. B. Nachrichten über die leidigen Verlags- und Geldnöte, über Frau Overbeck, über das Zerwürfnis mit Paul Rée wegen der Lou Salomé. Carl Jentsch

Richard Muther: Geschichte der Malerei. Konrad Grethlein, Leipzig 3 Bde. In Leinen 36 M. Prachtausgabe in Ganzleder 60 M.

Muthers Stellung als einzigartiger Befruchter der Kunst, über Kunst zu schreiben, kann trotz allem, was man über den starken Gebrauch gesagt hat, den er von seinem Gedächtnis und seiner Belesenheit machte, heute für befestigt gelten Im Prinzip wenigstens versucht man jetzt überall mit der bleiernen, in den allgemeinsten Redensarten sich windenden Beschreiberei zu brechen, die niemals bildhaft über das Bildnerische zu reden wußte, die äußerliche Prädikate und Schablonenwerte, mit einem Worte: Begriffe an die Stelle des Konkret-Sinnlichen setzte. Typisch sind für jene blutlose Wortmacherei ohne Bildlichkeit die Handbücher des sachlich einst so verdienstvollen Lübke geworden. Nach Muthers vorbildlichem Vorgang müht sich heute jeder über Bildkunst Schreibende, vermittelst der Sprache Anschauungen zu haben, den Leser *sehen* zu lassen. Eine ganze jüngere Schule wandelt auf seinen Pfaden und noch, wer sich feindlich stellt, nutzt das durch ihn Gewordene. Wie hat Muther es verstanden, eine Landschaft in ihren intimsten Reizen aufleben zu lassen, mit wenigen Strichen das Besondere einer Begabung, ihr Stoffgebiet, ihre duftigsten „Valeurs" nach genießen zu machen!

Muther hatte in hohem Grade die Fähigkeit, zusammenzufassen, die Massen zu organisieren und wesentliche Gesichtspunkte über den verwirrenden Einzelheiten aufleuchten zu lassen. Ihm ist es in dieser Geschichte der Malerei vor allem um die großen Stilwandlungen zu tun. Es ist ungemein anziehend und, wenn auch hier und da vielleicht zu rationalistisch vergewaltigend, so doch im ganzen lichtvoll und für die Betrachtung fruchtbar, wenn er die großen Epochen des Barock, des Rokoko usw. mit scharfen, zugleich von vielfältigem Spielwerk umrankten Linien umreißt. Etwas ganz Ausgezeichnetes in ihrer Knappheit sind fast immer die Charakteristiken der großen Meister. Ich kam kürzlich gerade von der Lektüre des neuen zweibändigen Wälzers W. v. Seydlitzens über Leonardo und spürte eine trostlose Öde ob der Unfähigkeit des Verfassers, einen großen Menschen groß zu fassen, auch nur ein einziges Mal das tatsachenhaft Richtige, das Handwerklich-Nüchterne zu verlassen und ahnen zu machen, welchem Genius der Menschheit, welchem Weiterbringer der Entwickelung man gegenüberstehe. Muther ist gegenüber solcher Stimmung ein Arzt der Seele. Ein einziges Kapitel von ihm vermag zu trösten. Es sagt mehr als ein paar hundert Folioseiten der Nichts-als-Fachleute. Man steht bei ihm immer im Werden einer Zeit; mitten durch die Betrachtung des einen Menschen oder des einen Werkes klingen die Glocken des Säkulums. Er hat den Blick auf das Ganze, auf die Abwandlungen zu neuen Vollendungen gerichtet. Ein kleines Meisterstück ist z. B. die Charakteristik Raffaels, ohne jede radikale Enge, die etwa seine Schönheiten verkennte, und zugleich von einem so fein abgrenzenden, so maßvoll richtigstellenden Urteil, sobald es sich um einen Vergleich mit den äußersten Genies, mit Michelangelo oder Rembrandt handelt. Muther wird auch der „deutschen Note" gerechter, als er es in früheren Veröffentlichungen vermochte. Das zeigen so gemütsstarke Betrachtungen wie die Albrecht Dürers, so liebevolle Versenkungen wie die in Fritz v. Uhde. Sicherlich hat Muther, wie auch Hans Rosenhagen zugibt, der dieses posthume, aber fertig hinterlassene Werk seines

verstorbenen Freundes für den Druck durchgesehen und in seinen letzten beiden Bänden auch mit der Wahl der Abbildungen unterstützt hat — sicherlich hat Muther seine Gesichtspunkte von einstmals mannigfach revidiert, ohne Zweifel zugunsten einer größeren Reife, einer weniger parteiischen Abgeklärtheit. Die Kampfesjahre waren auch für ihn wie für die seinerzeit jungdeutsche Malerei vorüber. Liebermann bedeutet ihm nicht mehr ein A und O der neueren Entwicklung. Bei aller Anerkennung findet er kühl beschränkende Worte . . . „kein Eroberer, kein Pfadfinder" . . . „keins jener Phänomene, deren Kräfte aus unbekannten Quellen zu fließen scheinen" . . . „er brachte, von wohlorganisiertem Geschmack geleitet, nur das nach Deutschland, was anderwärts durch Courbet, Millet und Israels, durch Manet und Degas längst zum Siege geführt war". — Zweitausendachthundert Abbildungen im Text sind den drei starken Bänden beigegeben, natürlich jede einzelne im kleinsten Format. Wir finden diesen Reichtum der Zahl einer, qualitativ vielleicht besseren, Beschränkung des Anschauungsmaterials vorzuziehen. Denn irgendwie künstlerischen Ansprüchen können Vervielfältigungen, die solchen verhältnismäßig wohlfeilen Werken beigegeben sind, doch nicht genügen: Also ist es besser, sich auf Hilfsmittel für die Erinnerung zu beschränken, die dem Beschauer hauptsächlich den Anreiz zur Wiederbelebung des schon Gesehenen geben oder zur selbsttätigen, phantastischen Weiterbildung einladen, dafür aber dieses Anschauungsmaterial so mannigfaltig wie möglich zu gestalten. Für den, der lernen will, wie für den, der lustwandelnd streift und kostet, ist dieses lichtvolle, von Anschauung und Leben erfüllte, nie langweilende Werk gleich wertvoll. Paul Mahn

Flachmann als Erzieher*). Uns wird geschrieben: Herr Otto Ernst, dem in seinen bescheidenen Grenzen manches Hübsche gelang, hat die angesichts dieser Grenzen ungeheuerliche Geschmacklosigkeit besessen, den alten Ernst Moritz Arndt zu beschimpfen als „Teutomann", als „Patriot, wie er nicht sein soll", der mit seinen „widerwärtigen Franzosenfressereien" den „Mund bis zur höchsten Unschönheit vollnahm". Herr Ernst greint darüber, daß solch ein Mann noch heute der deutschen Jugend als Vorbild gelte. Die gebildete deutsche Jugend, soweit sie vaterländisch empfindet, und nicht zum mindesten die Studentenschaft wird Herrn Ernst die Quittung für dieses Meisterstück nicht schuldig bleiben, sie wird ihn in Zukunft bewerten, wie er es verdient. Herr Ernst hat kürzlich gelegentlich einer ganz sachlichen Würdigung mit großer Gereiztheit erklärt, er lasse seine „Kinderstube" unter keinen Umständen anzweifeln. Ob er formelle Kinderstube hat, kann uns Hekuba sein, von jener seelischen Kinderstube, jener selbstverständlichen Ehrfürchtigkeit des deutschen Mannes vor den Treusten seines Volkes, dieser seelischen Kinderstube, die auch da noch voller Achtung und Dankbarkeit ist, wo sie im einzelnen glaubt mißbilligen zu müssen, von dieser seelischen Kinderstube hat der seichte Verunglimpfer Arndts keinen Hauch. Es ist von unfreiwilligem Humor, zu sehen, wie sich hier Flachmann als Erzieher aufspielt, wie er mit empörender Unkenntnis den freiheitsglühenden gemaßregelten Demokraten Ernst Moritz, den Enkel von Leibeigenen, zum „Reaktionär" stempelt, wie ein von jedem gesunden Volksgefühl verlassener Subalterner mit blutloser Allerweltsweisheit den

*) Die obigen Ausführungen waren geschrieben, ehe Herr Otto Ernst seinen mißglückten Rechtfertigungsversuch in der „B. Z. am Mittag" unternahm. Sie bedürfen keiner Veränderung. Nur sei mitgeteilt, daß die beschimpfenden Äußerungen über Ernst Moritz Arndt nicht etwa jetzt geschrieben wurden, sondern in einem früheren Buch von Ernst enthalten sind. Daß sie dadurch rühmlicher werden, kann man nicht behaupten.

faden Aufklärichts eines abgestandenen und überwundenen Liberalismus kredenzt. Widerwärtig ist ihm Ernst Moritz? Ein dummer Franzosenhetzer?

„Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen;
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen
Und ihn dann die Grenze sein."

Das schrieb nicht Ernst Moritz Arndt, das schrieb — Heinrich von Kleist. Den „Herrlichen" nannte ihn Liliencron. Den „Widerwärtigsten" müßte ihn Herr Ernst nennen, denn nie ließ sich Ernst Moritz zu so furchtbarer Kühnheit des Hasses hinreißen. Lassen wir jeden Parteistandpunkt, lassen wir selbst das Vaterland. Und wäre Ernst Moritz Anarchist gewesen oder hätte selbst zur „Demokratischen Vereinigung" gehört, welche unsägliche Lächerlichkeit, den kleinen Otto Ernst dem großen glutdurchloderten Dichter und Künstler in die Beine fallen zu sehen! Dem Mann mit dem Zorn der freien Rede, dem aus Feuer der Geist geschaffen ward, der die Lust der Lieder und der Waffen liebte, der Trauben süßes Sonnenblut, dem Mann der großen Herzensherrlichkeit und des frischen, kühnen Windes im Leben, dem Künstler, der das Höchste sein eigen nannte: „ein ganz von einer Empfindung volles Herz!" Adolf Petrenz

Der belgische Eulenspiegel. Unter so vielen gleichgültigen oder überflüssigen Importen, wie sie der deutsche Büchermarkt Jahr für Jahr, ja Monat für Monat, aufweist, ragt mit menschlichem und künstlerischem Vollgehalt das Werk eines uns bisher ganz unbekannten belgischen Dichters hervor: „Tyll Ulenspiegel und Lamm Goedzak. Legende von ihren heroischen, lustigen und ruhmreichen Abenteuern im Lande Flandern und andern Orts." Friedrich von Oppeln-Bronikowski hat das Werk vortrefflich verdeutscht und bei Eugen Diederichs in Jena herausgegeben. Der Dichter dieses Eulenspiegel, Charles de Costers, wurde 1827 auf deutscher Erde, in München, als Sohn des Intendanten beim päpstlichen Nuntius geboren und ist 1879 in bitterm Elend in Brüssel gestorben; sein Hauptwerk ist eben dies von Oppeln-Bronikowski übersetzte. Es mutet merkwürdig an, daß das Original dieses Buches französisch sein — soll wir können es uns schlechterdings nicht anders als in einem deutschen Dialekt, etwa flämisch, geschrieben vorstellen, so ganz ist es erfüllt von barockem deutschen Humor, von deutsch-protestantischer Religiosität, auch von deutscher Derbheit und Schalkheit. Costers hat seinen Ulenspiegel und dessen speisenseligen Freund Lamm Goedzak in die Kämpfe der Niederlande gegen Philipp den Zweiten und Alba hineinversetzt. Ulenspiegels Vater wird ein Brandopfer der Inquisition, und der Jüngling, der voller Streiche steckte, wendet seine Schalkheit nun, lodernd im Feuer gerechten Ingrimms, gegen die Unterdrücker des Vaterlands. „Klaas Asche brennt auf meiner Brust" — das wird sein Wappenspruch. Dem aus dem Vollen lebenden Flamen wird immer wieder der fürchterliche, vom Haß bis ins Unmenschliche verzerrte, dabei aber ganz lebendig geschilderte Spanierkönig mit seiner widernatürlichen Grausamkeit gegenübergestellt; alle Helden der Zeit, von Wilhelm dem Schweiger abwärts, schreiten durch das Buch und kommen mit dem tapfern, verschlagenen Ulenspiegel in Verbindung. Szenen von dem materiellen Reiz Teniersscher oder Ostadescher Gemälde wechseln mit fürchterlichen, ins Dämonische gesteigerten

Visionen von Rembrandtschem Helldunkel, wechseln auch mit Szenen brutalster und raffiniertester Grausamkeit, die ein gerechter Vergeltungsdrang in tränenlosem Schauer vor uns aufbaut. Köstlich ist es, wie immer wieder der Kapaunen schlemmende und Blutwürste genau nach ihrer Herkunft auseinanderkennende Lamm in der allgemeinen Not zum Helden wird, und tief ergreift es uns, wie Ulenspiegel durch Blut und Kampf und vorübergehende Freiheit und Sieg und Niederlage dem Schicksal nachschreitet, das ihm einst ein dunkler Spruch geweissagt hat. In einer großen Vision erblickt er, der doch schließlich die Verkörperung flämischen Volksgeistes ist, und dessen Geliebte Nele das Herz Flanderns darstellt, endlich das Schicksal seiner Heimat. Aber Belgien seufzt noch, da seine Wanderungen enden, unter dem Joch des Papismus, während Holland und Seeland schon frei sind. Und erst, wenn Habsucht zur Sparsamkeit, Zorn zur Lebhaftigkeit, Völlerei zur Eßlust, Neid zum Wetteifer, Wollust zur Liebe und Faulheit zur Träumerei der Poeten und Weisen geworden ist, wird Ulenspiegels geliebtes Vaterland frei sein. Dieser fröhlichen Gewißheit aber lebt er, und das Buch von ihm lehrt auch uns an die Unbesiegbarkeit seiner im Grunde doch deutschen Art glauben. Was aus „Reinke de Vos" Goethe stammverwandt ansprach und uns nun in seinen Lauten anspricht, das lebt auch in diesem uns durch die neue, dankenswerte Übersetzung geschenkten Werk. Es hat wie jedes Volksbuch Längen, manche unorganische Verwicklung und Entwicklung, aber im ganzen ist es ein Werk voll tiefer Schönheit, echten Humors und — was das Beste ist — voll echten, immer neu bewährten Lebens. So sei ihm, das in Belgien nun wieder aufzuleben scheint, auch in Deutschland Dauer gewünscht. Die alle krausen und alle großen Linien der Dichtung feinfühlig nachziehende Verdeutschung Oppeln-Bronikowskis ist ein Kunstwerk für sich.

Heinrich Spiero

Die Rundfrage

Auf dem Redaktionsbureau der Zeitschrift „Ideal". Der Redakteur wühlt vor seinem Schreibpult in einem Haufen vergilbter Manuskripte. Der Herausgeber tritt ein.

Herausgeber. Guten Morgen!

Redakteur. Guten Morgen, Herr Doktor!

Herausgeber. Was Neues?

Redakteur. Nichts — oder wenigstens nichts Erfreuliches.

Herausgeber. Inwiefern?

Redakteur. Für die nächsten Nummern sitzen wir vollständig auf dem trockenen.

Herausgeber. Da liegt ja noch ein ganzer Berg von Manuskripten vor Ihnen.

Redakteur. Lauter alte Ladenhüter — von Anfängern oder Unbekannten.

Herausgeber. Ich meine, es sind recht hübsche und brauchbare Sachen darunter. Sonst hätt' ich sie doch nicht angenommen.

Redakteur. Mag sein. An zweiter und dritter Stelle geht's schon. Aber vorn brauchen wir notwendig gute Namen.

Herausgeber. Ein paar befreundete Autoren haben mir schon längst wieder etwas versprochen. Die Sendungen können jeden Tag eintreffen.

Redakteur. Und überhaupt bedürfen wir mal eines großartigen Zugmittels, um unser Schiff flott zu erhalten — etwas Unerhörtes, noch nie Dagewesenes!

Herausgeber. Zum Beispiel?

Redakteur. Die Veranstaltung einer Enquete, einer Rundfrage.

Herausgeber (bricht in schallendes Gelächter aus). Das wäre etwas Funkelnagelneues.

Redakteur (gekränkt). Wenn auch das gerade nicht, so doch immer noch zugkräftig.

Herausgeber. Bleiben Sie mir damit vom Leib! Sie wissen, daß ich ein prinzipieller Gegner dieser rücksichtslosen Ausbeuterei bin.

Redakteur. Daran hindert Sie ja niemand. Aber deshalb dürfen Sie doch nicht den Vorteil außer acht lassen, den unsre Zeitschrift davon hätte. Bedenken Sie doch: eine durch drei bis vier Nummern fortlaufende Artikelserie ohne einen Pfennig Honorar! Erlauchte Namen gratis, die sich sonst nicht um teures Geld einfangen ließen!

Herausgeber. Jawohl, ein paar flüchtige Zeilen ohne tieferen Sinn! Im Ärger aufs Papier geworfen, damit sie nur möglichst rasch wieder zur Arbeit zurückkehren können, aus der man sie herausgerissen hat. So eine Kapazität besitzt doch auch keine gefüllten Schubladen, worin sich geistreiche Antworten auf beliebige Spezialfragen aufgestapelt finden.

Redakteur. Verlassen sie sich ruhig auf meine bald vierzigjährige Erfahrung, Herr Doktor! Das „Was" ist ganz einerlei, es kommt lediglich auf das „Daß" an.

Herausgeber. Und wer garantiert Ihnen dafür, daß überhaupt nur die erforderliche Zahl von Antworten einläuft?

Redakteur. Wir legen Freimarken bei, damit üben wir eine moralische Pression aus.

Herausgeber. Meinen Sie, ich habe auch noch Lust, zum Lebensunterhalt der deutschen Berühmtheiten beizusteuern?

Redakteur. Aber, Herr Doktor! So schlimm wird es nicht werden. Wir können mindestens auf 20 Prozent zählen. Bei den Frauen sogar auf 99. Wir müssen uns also an recht viele Damen wenden. Es gibt ein erstklassiges Geschäft.

Herausgeber. Daß Sie sich nur nicht verrechnen! Man hat den Schwindel nachgerade satt.

Redakteur. Denken Sie nur an sich selbst, Herr Doktor! Wie machen Sie's, wenn so eine Rundfrage zur Beantwortung an Sie gelangt? Im ersten Zorn wird das Papier zerknüllt und in den Papierkorb geworfen. Nach ein paar Minuten aber holen Sie's wieder heraus und glätten es fein säuberlich und brüten auch schon über der Antwort. Jeder befindet sich eben gern in illustrer Gesellschaft.

Herausgeber (etwas verlegen). Schließlich tut man den Kollegen den Gefallen: man ist doch auch kein Unmensch.

Redakteur (triumphierend). Sehen Sie! Da kann es uns auch nicht fehlen.

Herausgeber. Schön und gut! Aber sagen Sie mir in Dreiteufelsnamen, was uns noch für eine Enquete übrig geblieben ist! Sollen wir konstatieren lassen, ob es noch eine elsässisch-lothringische Frage gibt? Sollen wir das Schicksal der

Armenier im Osmanischen Reich oder die Zukunft Kretas zur Debatte stellen? Alles schon dagewesen! Auch das wichtigste Ereignis des abgelaufenen Jahres ist bereits ermittelt. Sollen wir etwa die Judenfrage aufwärmen? Oder die Frauenfrage? Wir kommen zu spät. Die Frau am Operationstische, im Richtertalar, am Dirigentenpulte — alles schon dagewesen! Nach den sieben oder zwölf ersten lebenden Größen ist auf dem Erdball, in Europa, in Deutschland, in jeder Provinz längst gefahndet. Aber die berühmten Dichter — was läßt sich aus denen nicht alles herauslocken! Welche frühesten Jugendeindrücke sie bewahrt haben, wie ihr Erstlingswerk entstanden ist, wie sie zu ihrem Schriftstellerberuf gekommen sind, welche Rolle der Zufall in ihrem Leben gespielt hat, in welchem vergangenen Jahrhundert sie am liebsten existiert hätten: lauter wunderschöne Dinge — nur schade, jammerschade, daß andre vor uns darauf verfallen sind. Oder die Suggestion und Hypnose in der Dichtung, die Notwendigkeit einer Theaterzensur, die Lebensfähigkeit Schillers, die Berechtigung eines Heine-Denkmals? Alles, alles schon dagewesen! Aber suchen wir auf andern Gebieten. Ob wir vorziehen, unsre Leichname von Würmern fressen oder in Flammen aufgehen zu lassen —

Redakteur. Um Gottes willen, hören Sie auf, Herr Doktor! Ich beschwöre Sie. Mir wird ganz schwindlig.

Herausgeber. Also geschwind Ihr Thema! Rücken Sie heraus mit der Sprache!

Redakteur (kleinlaut). Momentan kann ich allerdings noch keinen bestimmten Vorschlag machen. Aber ich hoffe zuversichtlich.

Herausgeber. Meinetwegen strapazieren Sie Ihr Denkorgan nach Herzenslust. Ich werde inzwischen für den Notfall ein paar Leitartikel zusammenschuften. Guten Morgen! (Er geht nach dem Ausgang.)

Redakteur. Halt! Ich hab's, Herr Doktor. Ein großartiger Einfall!

Herausgeber (sich wieder umwendend). Nanu?

Redakteur. Wie schon aus unsrer Debatte hervorgeht, sind die Ansichten über Rundfragen in der literarischen Welt offenbar geteilt.

Herausgeber. Das scheint mir auch so.

Redakteur. Da würden wir uns doch geradezu ein phänomenales Verdienst erwerben, wenn wir dazu beitragen würden, die Meinungen zu klären. Und zwar durch Veranstaltung einer Rundfrage über die Bedeutung der Rundfragen.

Herausgeber (bewundernd). Donnerwetter!

Redakteur. In diesem Fall müssen doch wohl ihre prinzipiellen Bedenken zurückstehen, Herr Doktor?

Herausgeber. Das ließe sich überlegen.

Redakteur. Sie könnten ja in der Einleitung erklären, daß Sie ein grundsätzlicher Gegner der Rundfragen seien, sich jedoch für verpflichtet hielten, auch die entgegengesetzten Anschauungen zu Wort kommen zu lassen et cetera et cetera.

Herausgeber (eifrig). Setzen Sie sofort den Text des Zirkulars auf und schreiben Sie die Adressen heraus — mindestens anderthalb Hundert. Morgen vormittag werde ich alles prüfen. Das Vorwort zur Enquete schreibe ich natürlich selbst. Ich werde mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, dem Unfug der Rundfragen einen vernichtenden Schlag zu versetzen. Guten Morgen!

Rudolf Krauß

Neue Bücher

Die Redaktion behält sich die Besprechung einzelner Werke vor.

Hildebrandt, Hans: Die Provence. Heitz, Straßburg. M. 2.50.

Greßmann, Dr. Hugo: Paläſtinas Erdgeruch in der israelitiſchen Religion. K. Curtius, Berlin. M. 1.80.

Rohrbach, Paul: Um Bagdad und Babylon. Hermann Paetel, Berlin. M. 1.25.

Schönewolf, Julius: Briefe aus Klein-Aſien. Edw. Runge, Gr.-Lichterfelde. M. 3.50.

Leder, Hans: Das geheimnisvolle Tibet. Grieben's Verlag, Leipzig. M. 2.20.

Paquet, Dr. Alf.: Südſibirien und die Nordweſtmongolei. Guſtav Fiſcher, Jena.

Schachner, Robert: Auſtralien. Guſtav Fiſcher, Jena.

Cronau, Rudolf: Drei Jahrhunderte deutſchen Lebens in Amerika. Dietrich Reimer, Berlin. M. 12.—.

Lohmeyer, Dr. Julius: Auf weiter Fahrt. Wilh. Weicher, Berlin. M. 6.—.

Alton, G. von: Handbuch für Heer und Flotte. Bong & Co., Berlin.

Hübner, Oberſtlt. a. D.: Die franzöſiſche Armee. „Deutſche Zukunft", Leipzig. M. 1.50.

Friſch, Hauptm.: Leſebuch für Soldaten uſw. K. G. Th. Scheffer, Leipzig. M. 1.—.

Stavenhagen, W.: Die Küſtenbefeſtigungen der außerdeutſchen Seemächte. Mittler & Sohn, Berlin. M. 3.—.

Kirchhoff, Arthur: Die Erſchließung des Luftmeeres. Otto Spamer, Leipzig. M. 5.—.

Adlerskron, J. v.: Der Luftkreuzer Spion. K. G. Kummer's Verlag, Leipzig. M. 3.50.

Epſtein, Dr. W.: Die Luftſchiffahrt. Buchhdlg. des Rhein.-Main-Verbandes für Volksbildung. M. 0.20.

Heuner, Dr. Th.: Altfränkiſche Bilder. H. Stürtz, A.-G., Würzburg.

Schneider, Dr. Karl: Jahrbuch in den deutſchen Kolonien. G. A. Baedeker, Eſſen.

Perrot, Bernh.: Die Zukunft Deutſch-Oſt-Afrikas. Hermann Walter, Berlin.

Haſſell, Ulrich v.: Haben wir eine Kolonial-Reform? Chr. Belſer'ſche Verlags-Buchhandlung, Stuttgart. M. 0.60.

Adolph Friedrich, Herzog zu Mecklenburg: Ins Innere Afrikas. 1. Lieferung. Klinkhardt & Biermann, Leipzig.

Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. Bd. I. B. G. Teubner, Leipzig. M. 4.80.

Büſchel, Ernſt: Allerlei Satiriſches über Witzblätter. Otto Weber, Leipzig.

Goldfeld, Dr. Jul.: Die Wahlrechtsänderung in Hamburg und der Liberalismus uſw. Otto Meißner, Hamburg. M. 1.20.

„Konſervative unter ſich." Buchhandlung der Nationalliberalen Partei. M. 2.—.

Philippi, Georg: Die Seele des Staates. 1.—10. Tauſend. E. Pierſon, Dresden. M. 0.20.

Le Mang, Dr. Richard: Deutſcher Nationalverein. Buchhandlung der Nationalliberalen Partei. M. 2.—.

Berolzheimer, Dr. Fritz: Deutſchland von heute. Dr. Walter Rotſchild, Berlin und Leipzig. M. 6.—.

Nationalliberale Parlamentarier 1866/1909. Buchhandlung der Nationalliberalen Partei. M. 3.—.

Weigel, Dr. M.: Die Lehre von der parlamentariſchen Diſziplinarrechtsvergleichender Darſtellung. C. L. Hirſchfeld, Leipzig. M. 0.50.

Tiedje, Johannes: Die Zuſtände in Nord-Schleswig. Verlag der Chriſtlichen Welt, Marburg a. L. M. 1.30.

Dix, Arthur: Die Wurzeln unſerer Kraft. Allgemeiner Verein für deutſche Literatur. M. 5.—.

Jaeger, Paul: Liberale Weltanſchauung. Eugen Salzer, Heilbronn. M. 0.60.

Walter, Ernſt: Nach dem Kanzlerſturz. A. Mehlhorn, Berlin-Charlottenburg. M. 0.40.

Stauff, Ph.: Der Deutſche und die Politik. Hermann Kuhz, Berlin. M. 0.40.

Ziertmann, Paul: Gemeinſame Erziehung von Knaben und Mädchen in Deutſchland und Amerika. Quelle & Meyer, Leipzig. M. 0.80.

Bartels, Adolf: Die erſten Weimarer National-Feſtſpiele für die Jugend. Alex. Huſchke's Nachfg. M. 1.—.

Lietz, Dr. Hermann: Grundſätze u. Einrichtungen der deutſchen Landerziehungs-Heime. Voigtländer, Leipzig.

Lietz, Dr. Hermann: Das 12. Jahr in deutſchen Landerziehungs-Heimen. Voigtländer, Leipzig.

Conwentz, W.: Beiträge zur Naturdenkmalpflege. Heft 3. Gebr. Borntträger, Berlin. M. 2.—.

Francé, R. H.: Floriſtiſche Lebensbilder (Leben der Pflanze). 2. Lieſg. 1—12. Roemes, Stuttgart. M. 39.—.

Lange, Herm.: Erinnerungen an den Sachſenwald. Guſtav Moritz, Halle a. S. M. 1.50.

Böhtlingk, Arthur: „Napoleon", Drama. Fenien Verlag, Leipzig. M. 2.—.

Marre, E.: „Napoleon", Drama. S. H. Ed. Heitz, Straßburg. M. 3.—.

Verantwortlich für den politiſchen Teil: George Cleinow in Berlin-Schöneberg, für den nichtpolitiſchen Teil: Dr. Paul Mahn in Charlottenburg-Weitend. Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Deſſauer Straße 37.

Stellennachweis

für akademiſch Gebildete und Offiziere a. D.

Bis zu 3 Zeilen 2 M., jede weitere Zeile 1 M.

Bei ſtädtiſcher Verwaltung eingearbeiteter Major a. D. ſucht ſich literariſch zu betätigen. Anfragen unter S. B. 319 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Ruſſiſchen Sprachunterricht erteilt wiſſenſchaftlich geprüfte Dame. Anfragen unter J. G. 4 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Sachverſtändiger Rat in Bergwerks- und Berggerechtſams-Angelegenheiten, Gutachten, Rentabilitätsberechnungen, Reviſionen uſw. durch höheren Staatsbeamten a. D. Anfragen unter F. R. 1 an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Kleine Anzeigen

Die Überſchriftzeile 2 M., jede weitere Zeile 1 M.

Geſucht an der Wannſeebahn
möblierte **Sommerwohnung,** 4—5 Zimmer mit allem Zubehör, oder **kleine Villa** für Juni bis September 1910. Angeb. u. **A. G. 4** an die „Grenzboten", Berlin SW 11.

Beamter
ſucht ſofort Vorort-Zinshaus, wenn Verkäufer Umſchreibeloſten trägt. Anzahlung M. 6000, II. Hypothek. Chiffre: **„Amortiſiere"** Poſtamt 8.

Für obige Inſerate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.

Nationalliberale, Regierung und Konservative

Im April 1908 hatte die nationalliberale Partei einen preußischen Vertretertag nach Magdeburg einberufen, um ein die Partei bindendes Votum in der Frage der preußischen Wahlrechtsreform herbeizuführen. Vorher hatten natürlich in besonderen Gremien der Partei: Zentralvorstand, Kommissionen, Provinzialorganisation, Parteiversammlungen, die Spezialfragen: direkte Wahl, Pluralwahlrecht, geheime Wahl und Neueinteilung der Wahlkreise, ihre Erledigung gefunden, desgleichen der Hauptpunkt: Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen oder besonderes Wahlrecht für Preußen. Auf den jungliberalen Tagungen taucht noch heute gelegentlich der Wunsch auf, wie man es gern nennt, „ganze Sache" zu machen und das allgemeine, gleiche, direkte, geheime Wahlrecht in Preußen einzuführen, weil alle andern Versuche, Bildung und Besitz zu berücksichtigen, unsozial oder gekünstelt seien. Eine Mehrheit hat diese Forderung jedoch auch bei den Jungliberalen nicht gefunden. Man wünscht schließlich doch nicht den Sozialdemokraten und dem Zentrum den Hasen in die Küche zu jagen. In der Gesamtpartei fand das Reichstagswahlrecht für Preußen noch geringere Vorliebe; ja eine Gruppe war geneigt, den sogar im Reiche unangefochtenen Teil des Reichstagswahlrechts, die geheime Wahl, für Preußen abzulehnen. So hatte in der Presse und in öffentlichen Versammlungen der Kampf der Worte hin und her gewogt, bis er in Magdeburg zum Stehen kam. Eine Einigkeit wurde erzielt, die auf das Land und auf die Regierung ihren Eindruck nicht verfehlte.

Neueinteilung der Wahlkreise und geheime Wahl, das waren neben Pluralwahl und direkter Wahl von da ab Programmforderungen der Partei. Der Referent in Magdeburg, der Abg. Geh. Justizrat Krause, führte dabei durchaus gemäßigt und realpolitisch in bezug auf die Wahlkreisrevision aus: „Es muß da ein Ausgleich gefunden werden zwischen dem rein Arithmetischen der

Bevölkerungszahl und den großen Interessen, die durch das platte Land, durch die Organisationen der Kreise usw. historisch geworden und gegeben sind. Das Historische dürfen wir nicht an die Wand drücken. Aber auch die große Bevölkerungszunahme und die darin zum Ausdruck kommende große Bedeutung, welche Industrie, Handel und Gewerbe für uns gewonnen haben, darf nicht in der Weise vernachlässigt werden, wie es unter der heutigen Wahlkreiseinteilung geschieht." Und zur geheimen Wahl bemerkte er ebenfalls versöhnlich, wenn auch bestimmt: „Die Gerechtigkeit gebietet es hier, die wirklich staatsmännische Auffassung gerade derjenigen Teile unserer Partei hervorzuheben, welche auf einem abweichenden Standpunkt standen, welche in der öffentlichen Stimmabgabe das einzig zulässige Mittel der Art des Stimmens gefunden hatten. Sie haben durchaus sich gefügt, wenn jetzt in unserem Wahlaufruf die Parole für die geheime Stimmabgabe ausgegeben werden soll." Krause befürwortete die geheime Wahl wegen der Fülle von neuen Abhängigkeitsverhältnissen, die sich in der Neuzeit eingestellt haben, u. a. mit der Abhängigkeit von großen Organisationen, und verwies auch darauf, daß bei den Knappschaftswahlen die Sozialdemokraten das öffentliche Wahlverfahren verlangt hätten, vermutlich doch, weil es ihnen am meisten zusagte. Zu diesem Druck von unten gesellt sich, wie die Dinge nun einmal liegen, der Druck von oben zugunsten konservativer und agrarischer Politik, und der Abg. Krause fand scharfe Worte, um auch diesen Mißbrauch zu tadeln: „Wir können nicht mehr dulden, daß zugunsten einer Partei, sei es, welche sie wolle, der amtliche Apparat in Kraft gesetzt wird, sondern wir wollen Freiheit der Wahl. Wir wollen wissen, welche Vertreter das Volk, wenn es frei wählen kann, wählt. Wir können nicht ein System gutheißen, das unter dem Scheine der freien Wahl mit Benutzung des amtlichen Apparats zu Fälschungen im Ergebnis führen muß."

Inzwischen kamen die Landtagswahlen und die bekannte Erklärung der Thronrede. Der Wahlkampf hatte sich in der Hauptsache um das Wahlrecht gedreht; die Nationalliberalen waren konzentrischen Angriffen von rechts und links ausgesetzt gewesen und namentlich von der Rechten scharf bekämpft worden, weil sie demnächst einen Teil der Entscheidung in der Hand haben mußten, falls die organische Weiterbildung des preußischen Wahlrechts nach der Absicht der Thronrede wirklich in Angriff genommen werden sollte. Im Reich ging darüber der Block in die Brüche und die Amtszeit des Fürsten Bülow lief ab. Eine starke Verbitterung ergriff unser Volk, jede Nachwahl zum Reichstag zeigte ein Erstarken der sozialdemokratischen Bewegung und eine Erschlaffung des Bürgertums. Um so energischer ging die agrarisch-konservativ-klerikale Koalition vor. Die jungkonservative Bewegung wurde niedergehalten und bei allen Wahlen wurde eine Isolierung der Nationalliberalen durchgeführt. Wo die Liberalen die Vorhand hatten, wurde von jener Koalition der Wahlkampf so lau geführt, daß die Sozialdemokratie durchs Ziel gehen mußte; standen die Konservativen in Stichwahl und half ihnen der Liberalismus, wie in Landsberg-

Soldin, zum Siege, so drang die agrarisch-konservative Lesart in die Welt: nur die konservative Weltanschauung vermag der roten Flut Widerstand zu leisten, nur das Land bietet noch Sicherheit gegen den Umsturz! Der Zusammenbruch des Konservatismus in Moabit, sein einschrumpfen im Königreich Sachsen, die schweren Verluste der Zentrumspartei bei verschiedenen Reichstagsnachwahlen bedeckte man mit freundlichem Stillschweigen. Die preußische Regierung und wohl auch die Reichskanzlei hielten es jedenfalls von jetzt ab für zweckmäßig, sich auf Zentrum und Agrarkonservative zu stützen. Ungehindert arbeitet gegenwärtig im Lande der Regierungsapparat für diese Kombination und von der zeitweiligen Duldung des Nationalliberalismus in Beamtenkreisen ist man mittlerweile ungeniert zur Maßregelung der nationalliberalen Beamten übergegangen. Die Nationalliberalen sollen offenbar mürbe gemacht werden, damit sie sich entschließen neben Zentrum und Konservativen wieder der Dritte im Bunde zu werden. Man streichelt den ziemlich unschädlichen Freisinn und hat nichts dagegen, daß dessen aufgeregte Bestandteile im Verein mit der Demokratie dem nationalen und gemäßigten Liberalismus das Leben möglichst sauer machen. Unter solchen Umständen wird von der nationalliberalen Partei ein hohes Maß von taktischer Geschicklichkeit, aber auch von Festigkeit verlangt.

Beachtet man alle diese Momente, so gewinnt die preußische Wahlrechtsvorlage eine doppelte Bedeutung. Einmal ist sie an sich ein Prüfstein für den nationalen Liberalismus. In weiten Kreisen des nationalen Bürgertums ist der Wunsch verbreitet, das preußische Parlament möge eine Zusammensetzung erhalten, die auch den modernen Triebkräften im Volke: Industrialismus, Arbeiterbewegung und städtisches Kulturleben den gebührenden Einfluß einräumt und dementsprechend das agrarisch-klerikale Übergewicht im Abgeordnetenhause zurücktreten läßt. Man verspricht sich mit dem Ausgleich der verschiedenen Wahlrechte in Nord und Süd eine Festigung des Reichsgedankens, eine Mäßigung der sozialradikalen Bewegung und eine Politisierung des ein wenig hinter die Front geratenen Bürgertums, ferner eine zweckmäßigere Verwaltung und ein volkstümlicheres Regiment in Preußen. Alle diese Dinge zu erreichen, muß natürlich die Liberalen zur höchsten politischen und taktischen Leistungsfähigkeit anspornen. Verlieren sie diese Schlacht gegen die Agrarkonservativen, so ist ihre Gesamtposition in Deutschland auf Jahre hinaus erschüttert.

Die zweite Bedeutung liegt darin, daß es der Rechten darauf ankommt, die Nationalliberalen wieder an die Seite der Konservativen und des Zentrums zu zwingen und dadurch einer mehr liberalen Orientierung unserer Politik in Preußen und im Reiche vorzubeugen. Zu diesem Zweck werden gegenwärtig vom Zentrum und von den Konservativen die Nationalliberalen, die auf klare Scheidung vom Bunde der Landwirte letzthin gedrängt und bei der sogenannten Reichsfinanzreform den Bruch des Besitzsteuerkompromisses der Konservativen mit dem Abrücken von der neuen Mehrheit beantwortet hatten, viel schärfer als alle anderen Parteien, die Sozialdemokratie eingeschlossen, bekämpft. Nicht

ungeschickt wird auch versucht, die Geschlossenheit der Partei zu beseitigen, Reichstags- und Landtagsfraktion gegeneinander auszuspielen, die Jungen und die Alten zu verhetzen, kurzum Zwietracht zu säen und einen Keil in die Partei zu treiben.

So wäre der klerikal-konservativen Koalition gegenwärtig nichts erwünschter als ein Auseinanderfallen der Partei in der Frage der geheimen oder öffentlichen Wahl, und gerade dadurch verstärkt sich die Bedeutung dieser Frage, die an sich eigentlich das liberale Prinzip nicht in seinem Kern trifft. Man kann als freiheitliebender Mann ein freies, offenes Bekennen seiner politischen Überzeugung auch beim Wahlgeschäft verlangen, um allerdings von ebenso liberalen Männern belehrt zu werden, der Abhängigkeitsverhältnisse seien so viele geworden, daß das Recht der Persönlichkeit nur mit der geheimen Wahl gesichert erscheint. Aber da nun die Partei in gewaltiger Mehrheit und unter Zustimmung der Andersdenkenden die geheime Wahl zur nationalliberalen Forderung erhoben hat, würde ein Imstichlassen dieser vor zwei Jahren aufgestellten Parole nicht anders verstanden werden als ein Zugeständnis an die Rechte, um die Drangsalierungen und Einkreisungen loszuwerden.

Die preußische Wahlreform, wie sie von der Regierung vorgeschlagen ist, kann die verlangte Modernisierung Preußens und Politisierung des Bürgertums an sich kaum bewerkstelligen. Mindestens muß eine der nationalliberalen Voraussetzungen: Wahlkreiseinteilung und geheime Wahl, hinzutreten. Das wird von der Mehrheit des Volkes entschieden betont. Gehen die Nationalliberalen hiervon ab, so bringen sie sich bei den städtischen Wählern und den Mittelstandsgruppen wahrscheinlich in größere Schwierigkeiten, als wenn sie fest bleiben und dann auf weitere Unfreundlichkeiten seitens des Bundes der Landwirte zu rechnen haben. Mit dem Bund, der immer mehr einem zentrumsfreundlichen Konservativismus huldigt, ist ein ehrlicher Pakt, der dem Nationalliberalismus seine Selbständigkeit und seine Volkstümlichkeit beläßt, ausgeschlossen. Der ganze Unterschied würde darin bestehen, daß der Kampf etwas weniger laut geführt würde, aber da die Kampfgegenstände bleiben und der Kampf auch, kann das Plus oder Minus von Temperament kaum ausschlaggebend sein, um die geheime Wahl preiszugeben.

Es verlangt also die Frage der Wahlreform an sich die Einfügung der geheimen Wahl, und die gesamte politische Lage kommt für die Nationalliberalen auf dasselbe hinaus. Grundsätzlich und taktisch darf somit von dem Magdeburger Standpunkt nicht abgewichen werden. Die früher öfter zum Schaden der Partei und der Gesetzgebung angewandte Formel, es muß etwas zustande kommen, empfiehlt sich gegenüber der Regierungsvorlage nicht, weil dieses Etwas allzu bescheiden ist und weil diese Reform keine Beruhigung schaffen, vielmehr alle unbefriedigt lassen, keinen wesentlichen Fortschritt gewähren und doch dem Quietismus in der Zukunft das Spiel erleichtern würde. Darum muß noch einmal die Partei aufgefordert werden, fest zu bleiben zu des Vaterlandes und zu ihrem eigenen Vorteil.

Ernſt Zahn

Von Heinrich Spiero

Wer ein paar Stationen hinter Flüelen die Gotthardbahn verläßt, findet hart unter einer in ſchwindelnder Höhe die Schlucht überquerenden Eiſenbahnbrücke das Dörfchen Amſteg, eine Siedelung von wenigen Häuſern rings um eine ſchmuckloſe Kirche. Immer rauſcht das Bergwaſſer, denn der reißende Kärſtelenbach fällt hier in die Reuß, die in raſcheſter Strömung vorbeizieht. Wandert man wenige Schritte nur das Tal entlang, dem Gotthardpaß entgegen, ſo findet man noch bis tief in den Sommer Lawinenſchnee an den Hängen. Steil geht es im engern Tal des Baches hinan, bis man mit keuchender Bruſt bei der viel verehrten Antonikapelle ſtillſteht, von der ſich der bequemere Weg ins Maderaner Tal öffnet. Und verfolgt man wiederum die breite Straße die Reuß entlang, ſo ſteigt man über Göſchenen zum Gotthard empor, furchtbare Schluchten tun ſich auf, Schnee und Eis hemmen früh die Wege, und in großartigſter Umgebung entfaltet ſich ein karges Leben.

Das iſt die Welt Ernſt Zahns, der von dem heitern Glanz nichts hat, der ſeine Geburtsheimat Zürich am See umgibt und unverkennbar in den Werken ſeiner älteren Stadtgenoſſen weiterlebt. Zahn, der am 24. Januar 1867 Geborene, iſt ganz der Dichter ſeiner neuen Lebensheimat geworden, der er nicht nur die Stoffe der Gegenwart und der Vergangenheit, ſondern auch Stimmung und Duft ſeiner Dichtungen dankt. Was ihm die Geſchichte bot, ſind nicht glanzvolle Kämpfe ſtädtiſch-ritterlicher Mannen, es ſind mühſame, blutige, verbiſſene Kriege der Bauern dieſes harten Bezirks, und was ihm die Gegenwart zunächſt an Konflikten darbrachte, auch das entſprang einem herben, ſchwer aus der Bahn zu bewegenden Empfinden. Mühſam muß, wie die Frucht des Bodens, ſo die Frucht des Glückes dieſer Erde und dieſer Umwelt abgewonnen werden. Kaum, daß im Laufe der Jahrhunderte, wie ſie Zahns Kunſt aufbaut, ein Wandel der Charaktere eintritt — gelangt doch jeder Ton aus der großen Welt erſt ſpät hierher, ſchwach geworden, halb verweht hinter den rieſigen Turmmauern, die, von der Hand eines Ewigen erſchaffen, das Land abſchließen.

Wie wenig selbst die alten, alles unter sich beugenden Mächte der Kirche die Bewohner solch einsamen Dorfes an den Felsenhängen zwingen, damit setzt der Roman „Erni Behaim" (1898) ein; der milde, alte Geistliche, der bäurisch mit den Bergbauern lebt, wird dem Eiferer des Klosters gegenübergestellt. Aber der Sieg des Fanatikers ist nur scheinbar, und da er selbst von der neuen Wirkungsstätte scheidet, ist auch sein Einfluß dahin, und die Dörfler von 1418 leben in ihrer festen Art weiter, wie sie es dort im Urner Land taten, bevor der Pater Ambrosius den Weiler Abfrutt betreten hat. Es hat etwas von großartiger, ganz unbezwungener Menschengewalt, wie sie ganz auf sich gestellt sind, keinen Richter über sich kennen als den selbsterwählten mitten unter ihnen. Und da wächst Erni Behaim auf, zarter als die andern, von der Mutterseite her fremdes Blut in den Adern; heilkundig ist er und feinen Herzens. Und er erlöst die Mutter, die ihm dafür aus heißem Herzen dankt, von der unsäglichen Qual unheilbarer Schmerzen durch das ihm bekannte Gift weißer Knollen hoch vom Gebirge. Dann aber wird er friedlos, dann aber dünkt er sich ein Mörder, der sühnen muß und doch keine Sühne findet, nicht im Kloster, nicht im Heer, das über den Paß gegen Bellenz (heut nennen wir's italienisch Bellinzona) zieht, nicht als Einsiedler und hilfreicher Arzt nahe dem alten Heimatort. Hier aber lebt ihm ein Mädchen, dessen Lebenswille und Herzenskraft stärker ist als die seine; und sie zieht ihn zurück, sie stellt ihn in den Ring der Dorfgenossen und fordert den Spruch, Anklägerin und Beistand zugleich.

„Die Mienen der Männer im Ring blieben starr; keiner verriet, was in ihm war. Der Spruch, der jetzt kam, war heilig, nicht Lärm noch geheime Unterredung durfte ihm vorangehn; das Urteil eines jeden mußte unbeeinflußt sein. Nur der Richter hatte Freiheit der Rede.

‚Du hast eine gute Fürsprecherin, Geselle', murmelte der Hofer, zu dem Behaim gewendet. Dann forderte er die Schar zum Spruch:

‚Richtet gerecht im Namen des Gerechten! Nach alter Satzung steht für diesen der Tod! Frei oder schuldig? — Wer den Behaim freisprechen will von Schuld und Fehle, der hebe die Rechte auf.'

Ein Rauschen wie von schlagenden Fittichen! Der Erni starrte ungläubig, kaum fassend was vorging, in den Ring. Mit erhobenen Händen sprachen sie ihn los von Schuld."

Ein Rauschen wie von schlagenden Fittichen! — welch ein wundervolles Bild, gleichermaßen durch Auge und Ohr empfangen, empfangen in freier Luft. Es ist ebenso feinster Beobachtung entsprungen, wie etwa, wenn Zahn ein andermal von Stürmen des Lebens spricht, die in Menschengesichtern hausen wie Wetter im Weichholz der Hüttenwände.

Aber langsam und spröde, wie alles an ihm, entwickelte sich auch dieser Dichter trotz aller großen Vorzüge, die schon seine ersten Gaben zeigten. Abgerissen, noch unklar in der seelischen Verknüpfung, oft übertreibend in der Charakteristik, zumal des Bösen und Harten, schuf er die Gestalten seiner ersten

Novellen „Herzenskämpfe" (1893) und „Bergvolk" (1896). Immer wieder beschäftigt ihn ein echt bäurisches Problem: die Verbindung zwischen einem altangesehenen Hause und hergelaufenen, in den Augen ihrer Landsleute bescholtenen, minderwertigen Gemeindegliedern. Verbitterung, in diesen jugendlichen Werken noch allzu kraß gezeichnet, umfängt das Herz eines so ohne seine Schuld verstoßenen Menschen („Der Büßer" in „Bergvolk"), und wieder ist es die heiße, klammerhaft sich anschmiegende Liebe eines reichen Mädchens, die die Einsamkeit des Abgeschlossenen teilt und erhellt. Oder auch wohl es löst sich einmal („Der Guet!" in demselben Bande) der Mann von Haus und Hof und Ehrenamt, um der geliebten Frau aus ohne ihre Schuld bescholtenem Hause zu folgen, die er doch nicht in das seine bringen kann und bringen will. Breite Gestalten von hohem Wuchs mit starker Hand, weitsichtigen Augen, alle Genossen überragend — so stehn immer wieder die Männer dieser Erzählungen da, ob sie nun, wie „der Guet", den Kampf friedlich entscheiden, ob sie, wie in dem Roman „Herrgottsfäden" (1901), sich mit aller Gewalt gegen den Abstieg sträuben und ihrem Hause die äußere Niedrigkeit und die Verbindung mit ihr fernzuhalten suchen. Noch wird stark mit äußern Mitteln gearbeitet, und die Wucht der Person und ihres Eindrucks wird leicht übertrieben, aber immer wieder tauchen einzelne Schilderungen auf, die einen ganzen Dichter verraten. So wenn in „Herrgottsfäden" die Seuche ins Dorf zieht und ein halb verwilderter Bewohner sie in Gestalt eines Fremden den Weilerweg heraufkommen sieht, eines Unbekannten, „aus dessen Augenhöhlen es wie Widerschein des Rots leuchtet, das von allen Bergen zuckt"; und nun wird der feste Tritt der Bauern zum Schleichen, das Gezeter der Weiber zum Geflüster, sie sehn Gespenster am hellen Tage, und des Todes Opfer liegen in den Hütten.

Nicht ohne Sentimentalität wird der immer wiederholte Konflikt zwischen Konvention und Liebe tragisch zu Ende geführt in dem Roman „Kämpfe", wo die Geliebte durch Selbstmord endet in dem Augenblick, da der Mann es dem Elternherzen abgerungen hat und die glücklichste Zukunft vor ihnen leuchtet — es war das allererste Buch Zahns; und erst in einer historischen Darstellung, in „Albin Indergand" (1901) vollendet er diesen Konflikt zu restloser künstlerischer Darstellung*). Albin Indergand ist auch der Sohn eines verfemten Hauses, dessen Herr wegen Mordes unter dem Schwert des Henkers fällt. Er aber sühnt in einem harten und guten Leben die Sünde, die auf dem Elternhause liegt. Er zieht, wie Erni Behaim, mit in den Kampf seiner Landsleute, wird ihnen zum Führer und Helfer, den sie doch still anerkennen müssen, auch nachdem der ganze Kampf ohne seine Schuld unglücklich verlaufen ist. Und so löscht er in Arbeit und Treue den Schatten, der über dem Namen Indergand

*) Dies Buch ist bei Huber u. Co. in Frauenfeld erschienen; die übrigen hier genannten Schriften Zahns als seine „Gesammelten Werke" in zehn Bänden bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig. „Die da kommen und gehen" und „Einsamkeit" sind ebenda außerhalb der „Gesammelten Werke" herausgekommen.

ruht, und gewinnt mit dem höchsten Amt des Dorfes auch die Liebe der Tochter seines Vorgängers, des Dorfaristokraten, der an einem innern Konflikt zwischen seiner Ehrenstellung und heißer Sinnenlust zugrunde gegangen ist.

„Daß einer Meister ist über sich selber, darüber staunen die am meisten, die es nie sind" — zu diesem fein formulierten Grundsatz („Menschen", 1900) bekennen sich unbewußt alle diese aus dem Dunkel ins Licht strebenden Zahnschen Gestalten; und mehr als einmal zeigt Zahn, wie haltlose Menschen zugrunde gehn, zeigt es so, wie sein Landsmann Jeremias Gotthelf immer wieder auf das Elend der „meisterlosen" Knechte hinweist und ihnen seinen Uli gegenüberstellt. Glück und Frieden einer Familie bricht wie morsches Gebälk an dem Rausch einer Stunde zusammen, da der Starke schwach geworden war, und fein ist es in dieser Menschenerzählung, wie in dem Augenblick der Katastrophe die Ureigenschaften aller Beteiligten wieder hervortreten, die Gewohnheit und Zusammenleben scheinbar geändert hatten. Die Tote ist dahin, und die Lebenden gehn auseinander, ohne sich zu verstehn, da in Wirklichkeit keine Brücke zwischen ihnen bestanden hat. Noch ist Zahn so ganz ausschließlich im Uri daheim, daß ihm Ausflüge ins Weitere nicht recht gelingen, wenn er etwa das Dorfkind Kuni („Kunis Heilung") in die Pensionswelt oberitalienischer Seen führt, oder in ähnlicher, um eine gesellschaftliche Stufe höherer Umgebung dem Tod leibhaftig begegnet, dem Herrn „Herr" im Kavaliersgewande.

Ernst Zahn war dreiunddreißig Jahre alt, als er diesen Novellenband veröffentlichte; er schließt die erste, gärende Periode seines Schaffens, in der neben Vollendetem Unfertiges und Halbgelungenes liegt. Von nun an ist es, als ob er ganz freien Boden gewonnen hätte mit einer Aussicht, die oft genug schon über die Grenzen des engsten heimischen Bezirks hinausgeht, und er schafft in der Reihe von Werken, die sich ihm seitdem vollendeten, nur noch Gestalten von vollem menschlichen Gehalt inmitten einer ganz echt eingestimmten Umgebung.

Im Gebirg der Bauer spricht: Nicht dort,
Wo im Frühling schon das Gras verdorrt,
An die Lehne, düster, kühl und falb,
Baue, Freund, dein Haus, nicht schattenhalb!

Diese Verse geben den Auftakt aus der Natur selbst für drei Erzählungen von der Schattenseite, „Schattenhalb" benannt (1903). Da tritt uns die erste, allseitig gesehene Frauengestalt Zahns, Violanta Zureich, entgegen, die sich, ganz noch unter dem Druck des schmutzigen Lebens bei den verkommenen Eltern, in einer verlorenen Stunde dem Leutnant Marianus Renner hingibt. Aber diese Stunde entscheidet in ganz anderm Sinne über sie, es kommt über das Mädchen wie ein Erwachen, sie streift die Häuslichkeit von sich ab und geht als Magd in ein ehrbares Haus. In stiller, fester, ernster Arbeit, die das Erinnern an jene Stunde nur noch wie ein leichter Schatten trifft, kommt sie innerlich immer weiter empor und schließlich als Frau in das Rennerhaus, als Frau des Bruders jenes Wüstlings, der längst fern der Heimat verkommen umherirrt. Als eine reine und starke Frau und Mutter steht sie da, bis der Schatten wieder Leben

gewinnt und Marianus zurückkehrt, geil und gierig wie je. Da er nicht von ihr ablassen will mit Zweideutigkeiten und Bedrängung, tilgt sie den Schatten, indem sie den verlorenen Menschen auf einem Berggang mit fester Hand in den Abgrund stößt. Aber sie tilgt auch sich selbst und geht gefaßt, ihr Geheimnis in der Brust, aus dem Leben und läßt dem Mann und den Kindern das Gedächtnis einer heißen und festen ehrlichen Liebe.

Ich möchte mit Zahn nicht darüber rechten, ob dieser Ausgang notwendig war, ob Violanta nicht, so hoch, wie sie jetzt innerlich steht, weiterleben könnte — der ganze Gehalt des Werkes ist so rein und einheitlich, die herrschende Erscheinung der Frau und die um sie herum sind so echt und voll, daß vor diesem Leben solche Einwände verstummen. Und wiederum aus dem Schatten ins innre Licht, ob auch nach das Aeußere entstellenden, unverdienten Leiden, gelangt Lentin („Lentin" in demselben Bande), der Sohn, der — immer kehrt das alte Motiv wieder — schwere, unbekannte Schuld des Vaters gegen den Nachbarn durch ehrlichen, unbelohnten Dienst bei diesem sühnt bis an dessen Tod, und der von den verkommenen Söhnen dann als einziges Aufgeld Messerstiche erntet. Und bis zur tragischen Not steigert sich dies Leben schattenhalb in der letzten Novelle des Bandes: „Das Muttergöttesli"; da sehn wir im Hause des Trunkenbolds die Tochter mit dem alten Großvater, und am Schluß des Abendgebets legt sie die beiden Hände über dem Buch zusammen und sagt ganz klar und fest: „Herrgott, laß den Großvater sterben". Und der gequälte Mann, den der rohe Sohn mißhandelt, wartet schon in der Ecke immer auf diese Worte, „und wenn sie kommen, nickt er so hastig und ungeduldig wie ein Kind, das noch nicht reden kann und doch um alle Welt ja sagen möchte".

Es sind immer wieder „Helden des Alltags" (1905), die in solcher Umgebung wachsen, und immer ist Zahns spröder Stil biegsam genug, allen Wegen der Seele nachgehn zu können, die in diesen Menschen kämpfen. Das zeigt sich nun mit einer schlechthin meisterhaften Reinheit in der schönsten Novelle, die er vielleicht geschrieben hat, „Keine Brücke" („Firnwind", 1906). In ihr tritt er ganz und zum erstenmal nun mit vollem Gelingen aus der Enge der Gotthardtäler in das weitere Leben einer Stadt am See, St. Felix, wo schon die gehaltne Erzählung „Verena Stadler" („Helden des Alltags") spielt; und zum erstenmal stehn seine Menschen ganz in freier Luft gegeneinander ohne Mitwirkung der großen Natur. Der Konflikt ist uns bekannt, der alte aus so vielen seiner früheren Romane und Novellen, nur ins Städtische übertragen: die Verbindung zwischen Menschen zweier verschiedener Sphären, zweier Kreise, die sich für gewöhnlich gesellschaftlich nicht schneiden. Der Pfarrer Ludwig Heß, der Sohn einer Patrizierfamilie, hat die schöne Tochter eines Weinhändlers geheiratet, die er am Krankenbett des Vaters kennen lernte. Er aber ist so ganz mit allen Nerven ein Sohn seiner alten Kultur, daß ihn immer wieder vieles in Art und Umkreis der Frau und der Ihren empfindlich berührt. Aber nicht das gibt schließlich ganz den Ausschlag, sondern es ist ungemein fein, wie es sich nur

als ein unablösbares Element verbindet mit den tiefern Herzenskämpfen der beiden, in denen sich die zarte Kraft des Mannes schließlich verzehrt. In jedem kleinen und großen Konflikt handelt die Frau ganz aus ihrer Natur und Überlieferung heraus, ohne böse Absicht, und kann doch nicht anders, als den wirklich heißgeliebten Mann immer aufs neue verletzen, immer wieder Taten tun, die die eben sich erbauende Brücke zwischen beiden schon bei den ersten Pfeilern niederreißen. Er erlischt und sie bleibt leben, ohne Ahnung, daß noch ganz zuletzt eine stumm getragene und nie bekannte Liebe mit dem Hauch eines schon nicht mehr irdischen Friedens in das Herz des Kranken eingezogen ist. Und mit echtem, knappem, menschlichem Ton werden auch nach dem Tode des Pfarrers zu St. Felix die Konflikte nicht verwischt, sondern was der Schweigsame nie aussprach, darf seine Mutter, da sie gefragt wird von der erregten Witwe, doch eben nur leise andeuten, ohne volles Verständnis zu finden — es gibt keine Brücke.

Daß es auch zwischen einer starren, ganz in sich und der Tradition beruhenden Vergangenheit und einer neuen, blühenden Gegenwart unter Umständen keine Brücke gibt, zeigt Ernst Zahn in dem Roman „Die Clari-Marie" (1904). Mit allen gesetzlichen und ungesetzlichen Mitteln, die aber doch aus einem starken und ehrlichen Charakter entspringen, wehrt sich Clari-Marie, die Hebamme, Ärztin und Beraterin des ganzen Bergdorfes oben am Abhange, gegen die neue Zeit, will ihr Dorf, wie einst der Vorstand in den „Herrgottsfäden", vor der neuen Zeit bewahren und muß dann erleben, daß sich diese ihr in der Person des Neffen leibhaftig gegenüberstellt. Der junge Arzt macht ihr Wesen zunichte, er hilft mit seiner stillen und ganzen Kunst, wo ihre ebenso stille, aber halbe, ländliche nicht mehr ausreicht, und sie muß sehn, wie ihr langsam ihr ganzes Leben unter den Fingern zerrinnt — sie verliert Pfarrer und Kirche, weil der Pfarrer sich als ein unwürdiger Mensch entpuppt, verliert die scheinbar so frommen Geschwister, auf denen der Verdacht zweier schwerer Verbrechen ruhn bleibt, und muß endlich durch eigne Schuld die einzige geliebte Verwandte dahingehn sehn, der sie den Arzt zu spät gerufen hat; und ihm hat sie damit zugleich sein Lebensglück zertrümmert. Das Dorf ist wieder still geworden, aber einsam ist's auch um sie. Und dennoch lebt sie in uns ganz von eignen Gnaden als ein starker und ganzer Mensch, fehlbar wie wir alle, aber doch mehr als wir alle durch die Hingebung an etwas, das sie über sich stellt und halten will. Wozu sich der Schmied Fausch („Stephan der Schmied" in „Firnwind") noch zur Zeit durchringt: ein Unrecht einzusehn und durch Verzicht gutzumachen, das gewinnt diese Natur freilich zu spät sich ab, aber sie ist von dem Stamm der Menschen, die nichts halb haben können und keine Kompromisse kennen, sondern lieber in sich ohne tragische Geberde mit stummen Lippen sich zugrunde leben. Heldisch bleibt sie doch, wie Marianne Denier, deren Gerechtigkeit freilich wahre Gerechtigkeit ist, wo die der Clari-Marie nicht immer von Selbstgerechtigkeit fernbleibt („Die Gerechtigkeit der

Marianne Denier" in „Die da kommen und gehen", 1909). Das tragische Erlebnis der Clari-Marie ist verwandt dem des Pfarrers in „Einsamkeit" (1909), nur daß der umgekehrt scheitert an dem Beharrungsvermögen der Welt um ihn, in die er eintritt mit dem ganzen heißen Eifer einer von jugendlichem Erlöserdrang erfüllten Seele. Er schließt, ob auch nicht mit so starker Silhouette wie andre Zahnsche Gestalten, einen Kreis geistlicher Männer oft recht unerquicklicher Art ab, in seiner lichten seelischen Haltung ein Gegenstück zu dem wundervollen Geistlichen aus „Albin Indergand". Von beiden gilt, wie von dem Pfarrer Heß in „Keine Brücke": „er wußte, daß er das zu spenden hatte, was an den Menschen göttlich ist, daß sie den Elenden für verlorene Liebe von eigner Liebe zu geben vermögen".

Fahle Schatten breiten sich immer wieder über diese Helden, die schattenhalb wohnen oder erst, wie dieser Pfarrer, im Tode des Firnwinds reinigende Kraft verspüren. Der lichte Widerschein der Höhen aber, der die Schatten überwindet, liegt in vollem Glanz auf der Gestalt Lukas Hochstrassers („Lukas Hochstrassers Haus", 1907). Wir sehn den Mann, dessen Bau noch einmal jene hünenhaften Helden der ältesten Zahnschen Werke zurückruft, da er, eben Witwer geworden, in bäuerlicher Weise den Kindern sein Erbe übergeben hat. Und Faden für Faden muß er das Werk wieder aufnehmen, da die Söhne haltlos auseinanderstreben; er muß, die noch zu retten sind, wieder einsammeln, die Toten begraben, durch ihre Schuld zersprungenes Glück heilen, und führt das alles aus mit der gerechten Kraft eines hellen, festen Menschen, dessen schlichtes Wort die Umgebung zwingt, an ihn zu glauben. Selbst eines jungen Weibes Liebe wird dem Alternden noch ungesucht zuteil, und mit der sonnigen Ruhe seiner vollen, über ihnen allen waltenden Männlichkeit nimmt er sie nicht an und weiß auch da mit gehaltener Fassung ein fruchtbares Weiterleben miteinander zu bereiten, aus dem nun die blühende Jugendkraft der Enkel mit Hoffnung der Zukunft, dem Morgen entgegenschreitet; er aber geht zum Abend ein. Ein ungesuchtes Sinnbild bleibt diese Gestalt in ihrer großen Umgebung unter den Schneehäuptern und am Bergsee, über den das Leben der Stadt immer wieder zu Heil und Unheil seine Boten schickt; sie ist ein Sinnbild des nun ganz reifen und männlich freien Schaffens ihres Dichters. Sommerlicher Glanz liegt über diesem schönen Werk, wie er auf Ernst Zahns ganzer Gestalt gebreitet ist. Er hat eines seiner ersten Bücher schlechtweg „Menschen" genannt, und ist im Laufe seiner immer höher steigenden Entwicklung dahin gekommen, den alten Wiener Liedvers „Menschen, Menschen san mer alle!" in einem hohen und freien Sinn mit dem tiefen Mitgefühl einer in die Seele dringenden Natur auf einem höheren Niveau lebendig darzustellen.

Es gibt verschiedene Stufen der Heimatkunst. Auf der untersten ist die Schilderung der Heimat an sich die Hauptsache; ihre besondern Volksgebräuche, der intime Reiz ihrer Gefilde soll dargestellt werden, oft mit der Tendenz, die alles wegwischende Gewalt neuer Lebensformen zu bekämpfen. Jeder deutsche

Gau hat heute solche Darstellung, von schlichten Erzählern, deren Werke den Namen Kunst noch nicht verdienen, bis zum freien kulturhistorischen Schilderer.

Erst auf der zweiten Stufe darf man im Grunde von Heimatkunst sprechen, erst da setzt die Dichtung ein, denn nun werden solche Konflikte gebracht, die dieser Heimat im besondern eigen sind, ich möchte sie abgekürzt Deichkonflikte oder Gletscherkonflikte nennen — Kämpfe, die nur unter den besondern Bedingungen von Luft und Licht, Sitte und Leben einzelner Landschaften ausgefochten werden können.

Auf der dritten und höchsten Stufe steht der Mensch als Mensch im Vordergrunde; er ist die Hauptsache, wie er für uns der Erde Mittelpunkt ist. Die Konflikte sind allgemein menschliche, mögen sie tragisch oder humoristisch oder beides sein; und nur die besondre Färbung, die besondre Lebenstreue gehört der Heimat an, versetzt diese Menschen in einen bestimmten Umkreis, dem wir sie als ganz zugehörig empfinden. Auf dieser höchsten Stufe wird die Heimatkunst große Kunst, auf ihr steht Ernst Zahn, auf ihr grüßt er die großen Meister vom Züricher See, Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer, und tritt zu dem andern großen lebenden Dichter seines Landes, dem Meister Karl Spitteler vom Schweizer Jura. Ernst Zahn steht auf einer Höhe mit weitem Umkreis, und wir erwarten aus diesem Umkreis noch viele volle Gaben seiner Kunst.

Das Mißverhältnis zwischen der Gefährlichkeit der wissentlich falschen Anschuldigung und ihrer Ahndung

Von Amtsrichter Dr. Sontag, Kattowitz O.-Schl.

Unlängst berichteten die Zeitungen folgenden zwar seltenen, aber doch nicht einzig dastehenden Fall. Zwei Schutzleute hatten einen wegen einer leichten nächtlichen Ruhestörung auf der Polizeiwache eingelieferten jungen Mann in deren Arrestlokal ohne jeden Grund geprügelt und dabei fürchterlich zugerichtet. Der junge Mann erstattete gegen beide Strafanzeige wegen Körperverletzung. Die Polizeibeamten suchten die ihnen drohende Gefahr durch eine Gegenanzeige wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt, Beamtenbeleidigung und Körperverletzung abzuwenden. Das eingeleitete Verfahren ergab die völlige Haltlosigkeit der von den Schutzleuten erhobenen Bezichtigungen und bestätigte die Behauptungen des jungen Mannes.

Gegen die Schutzleute wurde daher allein Anklage erhoben, und das Gericht erkannte gegen sie wegen Körperverletzung auf drei Monate Gefängnis, wegen der wissent-

lich falschen Anschuldigung auf je einen Monat Gefängnis. Die Entscheidung entspricht, was das für die falsche Anschuldigung erkannte Strafmaß angeht, durchaus der herrschenden Gerichtspraxis. Dieses Delikt wird mit Gefängnis von einem Monat bis zu fünf Jahren bestraft, die erkannten Strafen bewegen sich aber in der Regel an der unteren Grenze dieses Strafrahmens. Gegen diese Praxis muß einmal ein ernstes Wort gesprochen werden, sowohl um der Anwendung des geltenden Rechtes willen wie um Einfluß auf die Gestaltung des Strafrahmens im künftigen Reichsstrafgesetzbuch zu gewinnen. Erklärt doch bereits Professor Heilborn, welcher die Materie der falschen Anschuldigung in der vergleichenden Darstellung des Deutschen und Ausländischen Strafrechts*) bearbeitet hat, den Strafrahmen des gegenwärtigen Rechts für hinlänglich weit genug.

Nun vergleiche man aber den Strafrahmen der falschen Anschuldigung mit dem Strafrahmen des ihr innerlich am nächsten stehenden Delikts, des Meineides.

Auf Meineid ist, wenn er vorsätzlich geleistet wurde, unweigerlich Zuchthausstrafe, also mindestens Strafe von einem Jahre zu erkennen; bei der falschen Anschuldigung nur Gefängnisstrafe und herunter bis zu einem Monat.

Wenn der Gesetzgeber den Zwang, in der beeideten Aussage nur die Wahrheit zu sagen, mit der schwersten Strafart umhegt hat, so ist für unser modernes Gesetzbuch zweifellos nicht mehr der Gesichtspunkt maßgebend gewesen, daß die falsche Anrufung Gottes zum Zeugen der Wahrheit ein Crimen laesae majestatis Dei sei, zu dessen Ahndung einst Ausreißen der Zunge und Abhacken der Eideshand gerade eine hinlängliche Sühne bildeten. Vielmehr ist wohl die Erkenntnis von der mangelnden Allwissenheit des Richters durchschlaggebend gewesen. Der Richter kann bei den meisten vor sein Forum kommenden Vorfällen unmöglich zugegen gewesen sein. Infolgedessen muß er sich die Meinung über Schuld oder Nichtschuld des Angeklagten nach den Aussagen der Zeugen bilden. Falsches Zeugnis der Belastungszeugen kann daher zu richterlichem Fehlspruch, zur Verurteilung eines Unschuldigen wie zur Freisprechung eines Schuldigen führen. Deshalb werden, um wahrheitsgetreue Angaben zu erreichen, außer den geistigen Zwangsmitteln der Religion die härtesten Zwangsmittel irdischer Strafen angewendet.

Nun versagt plötzlich die Strenge des Gesetzgebers bei der wissentlich falschen Anschuldigung, obwohl sie ebenso wie der Meineid den Unschuldigen der Gefahr einer Strafverfolgung aussetzt. Der Gesetzgeber hält es nicht für nötig, dem, der solche Tat bei sich erwägt, durch die Zuchthausstrafe abzuschrecken, und er hält es nicht für nötig, den, der solche Tat vollbracht hat, dafür im Zuchthause büßen zu lassen.

Man wird vielleicht einwenden, daß der Anschuldigende, wenn es zur Verurteilung des Bezichtigten kommen soll, seine Anschuldigung als Zeuge vor Gericht mit dem Eide bekräftigen müsse, daß also, wenn seine Anschuldigung falsch war, die Strafe des Meineides ergänzend neben die für die falsche

*) Vgl. Bd. 3, S. 123 des besonderen Teils der „Vgl. Darstellung zum Deutsch. u. Ausländ. Strafrecht". Liebmanns Verlag, Berlin 1906.

Anschuldigung tritt. Dem gegenüber ist festzustellen, daß die wissentlich falsche Anschuldigung ein Delictum sui generis ist. Infolgedessen stellt sich für unser Rechtsgefühl die Bestrafung des Denunzianten durchaus nicht als eine befriedigende heraus, lediglich weil zufällig die Meineidsstrafe hinzutritt. Glücklicherweise sind die wissentlich falschen Anschuldigungen in sehr zahlreichen Fällen nicht so fein gesponnen, daß sie von dem scharfen Auge eines erfahrenen Staatsanwalts nicht durchschaut werden. Dann wird aber das auf Grund der falschen Anschuldigung eingeleitete Ermittlungsverfahren in diesem Studium eingestellt und der Anschuldiger bleibt vor der Versuchung, einen Meineid zu leisten, bewahrt. Da nun weder dies, noch der Scharfblick des Staatsanwalts sein Verdienst sind, so dürften sie ihm auch nicht zustatten kommen.

Die Gemeingefährlichkeit der wissentlich falschen Anschuldigung sei durch einige Beispiele aus der Praxis beleuchtet.

In Oberschlesien treten erschreckend häufig die Fälle auf, daß, wenn in bäuerlichen oder Grubenarbeiterkreisen eine jüngere Weibsperson oder deren Familie sich mit einem Manne arg verfeindet haben, sie ihren Haß an diesem dadurch auszulassen versuchen, daß sie mit einer Denunziation an die Staatsanwaltschaft herangehen, jener Mann habe dieses Mädchen oder diese junge Frau vergewaltigt. Der Verlauf der Angelegenheit ist dann gewöhnlich folgender: Der Gewerbeschreiber gibt in der Denunziationsschrift eine ausführliche Schilderung des Verbrechens. Die angeblich Vergewaltigte bestätigt als Zeugin den ganzen Vorgang vor dem Ermittlungsrichter. Die Angehörigen sind auf ihre Hilferufe in der Regel noch so rechtzeitig hinzugekommen, daß sie den angeblichen Täter abfassen oder ihn auf der Flucht erkennen konnten, oder dergleichen mehr.

Diesen drei bis vier belastenden Aussagen steht dann der Beschuldigte mit seinem Leugnen allein gegenüber. Seine Rettung wird allein die kriminalistische Erfahrung und der psychologische Scharfblick der mit der Untersuchung betrauten Juristen — Gaben, die dem Juristen abzusprechen heut beinahe zum guten Ton geworden ist. In Oberschlesien gelangt man als Richter gegenüber dem von einer Mannesperson allein verübten Notzuchtsdelikt allmählich zu der Skepsis, wie sie Friedrich der Große gegenüber dem mit der gleichen Klage gegen seinen Adjutanten vor ihm auftretenden Hoffräulein bewiesen haben soll. Bei eindringlicher Befragung der Verwandten der angeblich Verletzten und dieser selbst kann man häufig die erbaulichsten Widersprüche feststellen. Die polnische niedere Bevölkerung ist geistig noch nicht genug geschult, um ein kompliziertes Lügengewebe gleichmäßig zu behalten und wiederzugeben. So wollte einmal die Tochter in einer abseits gelegenen Kammer geschlafen haben, als an ihr das Sittlichkeitsverbrechen verübt wurde, während die Mutter bekundete, daß die Tochter bei dieser Gelegenheit in der gemeinsamen großen Wohnstube geschlafen habe. In einem anderen Falle schilderte die angeblich Verletzte, ein großes und starkes Frauenzimmer, wie sie sich verzweifelt gegen den Angreifer gewehrt habe, wie dieser sie aber dennoch niedergezwungen, indem er ihr mit

der rechten Hand die Gurgel zupreßte, usw. Dann wurde der Beschuldigte vernommen. Der zeigte bloß seine verstümmelte Hand vor, an der er nur noch zwei Finger hatte, und sagte: „Mit der Hand soll ich die Person niedergezwungen und ihr die Kehle zugepreßt haben?" Dennoch blieb die Zeugin mit spezifisch bäuerlicher Hartnäckigkeit bei ihrer Aussage.

Ein anderer Fall aus der Großstadt. Ein Dienstmädchen war wegen Verfehlungen ohne Einhaltung der Kündigungsfrist von der Herrschaft entlassen worden. Um sich zu rächen, erstattete es bei der Polizei die Anzeige, der Sohn der Familie, ein Referendar, habe bei ihr wie bei anderen Dienstmädchen des Hauses wiederholt durch unsittliches Verhalten Ärgernis erregt und ihr Schamgefühl verletzt. Der Beschuldigte wies diese Behauptung mit Entrüstung zurück, ein zweites Mädchen, das dergleichen gesehen haben sollte, fand sich im Hause nicht. Die Rachemotive des entlassenen Mädchen lagen klar zutage, und so wurde das Verfahren im Ermittelungsstadium eingestellt. Nun setze man aber den Fall, daß sich ein zweites Mädchen gefunden hätte, welches aus gleichen Motiven oder aus Freundschaft für die Denunziantin deren Aussage bestätigte. Welche Gefahr bestand dann, daß der übereinstimmenden Bekundung zweier Zeuginnen mehr geglaubt wurde als dem Leugnen des Beschuldigten. Der Beschuldigte gewärtigte nicht nur seine Bestrafung wegen Sittlichkeitsvergehen, auch seine ganze Laufbahn und Zukunft war vernichtet durch die boshafte Anzeige eines Geschöpfes, das die Tragweite ihres Vorgehens vielleicht nicht einmal übersehen konnte. Gerade das Gebiet der Sittlichkeitsdelikte bietet das dankbarste Feld für wissentlich falsche Anschuldigungen, weil sich solche Akte in der Regel ohne Zeugen abzuspielen pflegen. Das Belastungsmaterial ist daher in der Regel mit der Aussage der Denunziantin erschöpft. Dem Beschuldigten aber stehen gewöhnlich keine Entlastungszeugen zu Gebote. Die Statistik ergibt auch, daß die weibliche Bevölkerung an den Verurteilungen wegen falscher Anschuldigung prozentual erheblich stärker beteiligt ist als an allen Verurteilungen zusammengenommen. Daß auch auf anderen Gebieten als dem der Sittlichkeitsdelikte dieses gefährliche Delikt sich betätigt, beweist der eingangs geschilderte Fall der falschen Anzeige der beiden Schutzleute.

Wenn nun die besonders schutzbedürftigen Rechtsgüter mit hohen Strafen umgeben werden müssen, damit die zu der Tat Geneigten durch die Höhe der drohenden Strafen soweit als möglich abgeschreckt werden, und damit die vollbrachten Taten in entsprechend harten Strafen ihre Sühne finden zur Warnung und Abschreckung des Publikums, dann muß der Strafschutz des § 164 St. G. B. für ungenügend befunden werden. Gegen Diebstahl kann man sich durch Aufmerksamkeit, Wächter, verschlossene Behältnisse, und gegen den aus dem Diebstahl erwachsenden Schaden durch Versicherung schützen. Dennoch wird der Diebstahl im Rückfalle mit Zuchthaus bestraft. Gegen Betrug kann man sich durch Intelligenz, gegen Körperverletzung durch eigene Kraft oder dadurch, daß man der Gelegenheit zu Raufereien möglichst aus dem Wege geht, schützen. Dennoch

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

wird der Betrug im Rückfalle ebenso wie die schwersten Erfolge der Körperverletzung mit Zuchthaus bestraft. Gegen die wissentlich falsche Anschuldigung aber kann sich niemand schützen. Der Verleumder schleicht im Dunkeln. Sein Wort trifft, wie die Zunge der giftigen Natter — und dennoch steht auf dieses Delikt nur die Gefängnisstrafe. Die Rechtsgüter, die gegen Diebstahl, Betrug oder Körperverletzung geschützt werden, sind das ersetzliche Vermögen und die Gesundheit, die nach einer Körperverletzung in den meisten Fällen wieder herzustellen ist. Wer aber stellt dem vielleicht bis dahin unbescholtenen jungen Mann die Ehre wieder her, wenn er auf die wissentlich falsche Bezichtigung der Schutzleute hin wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt, Körperverletzung und Beamtenbeleidigung bestraft wird? Wer wäscht von dem vermeintlichen Notzüchter den Makel ab, den dieses Delikt und die darauffolgende Zuchthausstrafe auf ihn wirft? Wer ersetzt dem Referendar den materiellen und moralischen Schaden, wenn er wegen des vermeintlichen Sittlichkeitsvergehens den Justizdienst quittieren muß? Der § 164 St. G. B. ist so formuliert:

> „Wer bei einer Behörde eine Anzeige macht, durch welche er jemand wider besseres Wissen der Begehung einer strafbaren Handlung oder der Verletzung einer Amtspflicht beschuldigt, wird mit Gefängnis nicht unter einem Monat bestraft; auch kann gegen denselben auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden."

Man setze an Stelle dieser Formulierung einmal die der §§ 81 bis 83 und 105 St. G. B.: „Wer es unternimmt —", denn auch die wissentlich falsche Anschuldigung ist ein Unternehmungs-Delikt", und man wird die Unzulänglichkeit des bisherigen Strafrahmens ohne weiteres erkennen. „Wer es unternimmt, einen anderen durch eine Anzeige wider besseren Wissens einer Bestrafung mit Zuchthaus und Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte auszuliefern, der wird mit Gefängnis nicht unter einem Monat bestraft." Wenn irgendwo in unserem modernen Rechtsempfinden noch das alte Talionsprinzip am Platze ist, so ist es hier! Wir können zwar nicht mehr sagen: Si os fregerit, si membrum ruperit, talio esto, aber wir können sagen, wer den anderen einer Zuchthausstrafe ausliefern wollte, der sollte seine wissentlich falsche Anschuldigung auch mit einer Zuchthausstrafe büßen.

Deshalb erachte ich es für wünschenswert, daß, solange das gegenwärtige Strafgesetzbuch noch gilt, die Gerichte die wissentlich falschen Anschuldigungen möglichst mit mehrjähriger Gefängnisstrafe ahnden, und daß das neue Strafgesetzbuch den Strafrahmen dieses Deliktes so erweitert, daß der der Anschuldigung Überführte mit derselben Strafart bestraft werden kann, die nach Lage des Falles gegen den Verleumdeten erkannt worden wäre, wenn er die ihm angedichtete Tat wirklich begangen hätte*). (Wobei ich das Talionsprinzip natürlich nicht bis zur Todesstrafe durchführen will.)

*) Diesen Gedanken haben bereits einige schweizerische Strafgesetzbücher verwirklicht. Das Strafgesetzbuch von Japan straft den Anschuldiger wie den meineidigen Zeugen.

Milde ist gegen diese Verbrecherkategorie am allerwenigsten am Platze. Der bekannte alte Vers sagt schon:

Der ärgste Lump im ganzen Land,
Das ist und bleibt der Denunziant.

Ein wie viel ärgerer Lump ist nun gar jener, der wissentlich falsch denunziert.

Das Preußenbuch

Von Gustav Wustmann

Unter diesem stolzen Titel ist kurz vor Weihnachten in dem Verlage von Julius Klinkhardt in Leipzig eine „Sammlung von Gedichten zur preußisch-deutschen Geschichte" erschienen, „im Auftrage der freien Lehrervereinigung zu Berlin herausgegeben von Carl Meyer-Frommhold". In dem kurzen Vorwort heißt es, daß in dem Buche Gedichte vereinigt seien, die „sowohl zur Belebung des Geschichtsunterrichts, wie auch zum Vortrag an vaterländischen Festtagen geeignet erscheinen". Für die Auswahl sei „vor allem der Grad des künstlerischen Wertes" entscheidend gewesen. Lückenlosigkeit in der Reihe der geschichtlichen Tatsachen sei nicht angestrebt worden.

Die Sammlung enthält gegen hundertundsiebzig Gedichte, die unter sechs Überschriften verteilt sind: 1. Unterm roten Adler. 2. Alt-Preußen. 3. Freiheitskriege. 4. Kaisersehnen. 5. Einheitskämpfe. 6. Im Reich. Die Dichter, die dazu herangezogen worden sind, gehören, abgesehen von einigen historischen Volksliedern und ein paar Kleinigkeiten von Gleim und Hölty, dem neunzehnten Jahrhundert an; sie beginnen mit den Dichtern der Befreiungskriege und reichen bis zur Gegenwart. Inhaltlich überwiegen Kriegs- und Kampfschilderungen und die geschichtliche Anekdote, die aber auch meist der Kriegsgeschichte angehört. Dazu kommen, doch nur in geringer Anzahl, Preislieder auf einzelne große Männer, auch wieder meist Kriegshelden, endlich in größerer Anzahl lyrische Gedichte aller Art von patriotischem oder kriegerischem Gehalt.

Man sieht: die Sammlung ist vor allem für die männliche Jugend bestimmt und für diese auch wohlgeeignet. Sollte denn aber nicht in einer Zeit, die in den Unterricht nicht bloß der Mittelschule, sondern selbst der Volksschule die „Bürgerkunde" einführen möchte, der Jugend z. B. neben der Bewunderung für die Heerführer der Befreiungskriege auch etwas Verständnis für die Bedeutung der Männer beizubringen sein, die die große Zeit der Erhebung des deutschen Volkes haben vorbereiten helfen? Unter den Gedichten Arndts gibt es ein

prächtiges „Lied vom Stein“ — hätte das nicht Aufnahme verdient? Auch sonst fehlt es nicht an Gedichten auf den großen Staatsmann. Als im Herbst 1808 infolge eines Briefes von ihm, der von französischen Spionen aufgefangen und im Pariser „Moniteur“ abgedruckt worden war, zum zweiten Male seine Entlassung drohte, veröffentlichte der junge Königsberger Professor Süvern, der spätere Reformator des preußischen Unterrichtswesens, ohne Nennung seines Namens in der „Königsberger Zeitung“ (27. Oktober und 3. November) zwei Gedichte, die den König warnen und Stein zum Ausharren bewegen sollten. Beide sind bei Pertz in dem „Leben Steins“ abgedruckt (2. Aufl., Bd. 2, S. 274). Da sie trotzdem fast unbekannt sind, will ich sie hier mitteilen. Aus dem ersten ist später die bekannte Unterschrift unter Bildnissen Steins entstanden: „Des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein, der Deutschen Edelstein“ oder: „Des Rechtes Grundstein, des Unrechtes Eckstein, des deutschen Volkes Edelstein“).

An den, dem es gilt!

Fest, Edler, steh! ein Fels, an dem in grausen Wettern
Des Sturmes Grimm vertobt, der Wogen Drang sich bricht,
Empörtes Element umschlag' ihn rings; zerschmettern,
Verrücken mag es ihn, den Urgranitstein, nicht!
Bleib unser Hort! geführt von dir, mit dir verbündet,
Hofft noch der Biedermann, hegt unverzagten Mut.
Und unerschüttert steht, unwandelbar gegründet
Der Bau, der fest auf dir, dem starken Grundstein, ruht!
Wer dich besitzt, ist reich, ist sicher in Gefahren;
Ein Schatz von Geist und Kraft, vereint in dir, ist sein.
O mög' er sorgsam dich dem Volk zum Heil bewahren,
Dich, seines Diadems kostbarsten Edelstein!

Volkslied.

Wie glücklich, König, ist ein Volk,
Wo den gerechten Thron
Mit weisem Rat ein Freund beschützt,
Der sich nicht, nein, dem Lande nützt,
Und feige Schranzen flohn!

Den besten König gabst du uns,
So flehten lange wir;
Nun gib ihm auch den rechten Mann,
Der ihm das Beste raten kann,
Das Beste, Gott, von dir!

Und scheinst du gleich auf uns erzürnt,
Du hast ihn doch verliehn;
Und mit ihm kam in unsre Brust
Für Heer und Herrscher neue Lust
Und Mut und Stolz auf ihn.

Schon sanken viel der Fesseln ja
Von starker Hand gesprengt,
Womit so Macht als Trug und Wahn,
Die nicht aufs Heil des Ganzen sahn,
Selbstsüchtig uns gezwängt.

Doch mehr noch hegt ein tiefer Sinn
Und vieles wird noch neu,
Auf daß ein schöner Glück uns blüh'
Und jeder dem Gedanken glüh',
Daß er ein Preuße sei.

Zu siegen so wie Friederich
Ist freilich auch kein Spott;
Des Volkes Bürden abzutun
Läßt sanfter doch den Fürsten ruhn
Und macht ihn groß vor Gott.

Den guten König laß uns, Herr,
Und ihn, den wackern Freund,
Der angetan mit Geist und Kraft
Da, wo er wirkt und wo er schafft,
Das Wohl des Volkes meint!

Die Abteilung „Freiheitskriege" hätte bei einem Vergleich mit der gleichnamigen Abteilung der Liedersammlung, die Hans Benzmann 1908 unter dem Titel: „Deutschlands Lyrik. Das Zeitalter der Romantik" herausgegeben hat, sicherlich noch manchen Zuwachs erhalten. In der Abteilung „Kaisersehnen" vermißt man ungern das herrliche Gedicht Hebbels: „An Se. Majestät König Wilhelm I. 1861" (nach dem Beckerschen Attentat gedichtet), das in klassischer Form die ganze damalige Lage Deutschlands widerspiegelt, und durch das Hebbel würdiger vertreten sein würde als durch das „Reiseabenteuer", das weder für ihn noch für die Sammlung von Bedeutung ist. Wäre es für die Jugend zu ernst, zu tief? Oder nicht „preußisch" genug?

Am dürftigsten ist die letzte Abteilung „Im Reich" weggekommen. Sie bezieht sich fast nur auf 1870 und 1871 und auf die Kämpfe in Afrika. Unter den Gedichten Wildenbruchs fehlt hier das schönste: „Des toten Kaisers Roß". Und sollte nicht der Kulturkampf, die Sozialpolitik, die Erhöhung der deutschen Seemacht irgendeinen geeigneten poetischen Niederschlag hinterlassen haben? Die Flottenpoesie ist doch schon ziemlich umfänglich und böte gewiß etwas Brauchbares; sie sollte nicht ganz fehlen.

Der „Grad des künstlerischen Wertes", der für die Aufnahme in die Sammlung entscheidend gewesen sein soll, ist gerade bei den Kriegs- und Schlachtgedichten manchmal recht niedrig. Am meisten spricht da noch die naive Unbeholfenheit der „Volkslieder" an. Dem Ungeschick der gebildeten modernen Kunstdichter dagegen läßt sich oft wenig Geschmack abgewinnen, mögen sie nun Wilibald Alexis oder Scherenberg, Hesekiel oder Blomberg, Köppen oder Liliencron, Dahn oder Fontane heißen. Und vollends die neuesten: Wilhelm Kotzde und Max Geißler, die — wohl dem Kollegenkreise des Herausgebers angehörig — die planmäßige Vervollständigung der preußischen Kriegsdichtung von dem Treffen am Kremmer Damm an — oder, wie Kotzde verbessert, am „Kremmener" Damm — bis zu den Gefechten mit den Schwarzen in Afrika zu ihrer Lebensaufgabe gemacht zu haben scheinen! Gereimte Kriegschronik

oder Truppengeschichte, Aufzählung von Führernamen oder Truppenteilen ist noch keine Poesie trotz alles dabei aufgewandten Gepolters, Gestampfs und Gefauchs. Summarische Schilderungen voll Wortschwalls und gereimten oder alliterierenden Wortgeklingels (schnattern, flattern, knattern; schlucken, schlecken), voll gehäufter archaischer Wörter wie Luch und Horst können nicht die mangelnde Anschaulichkeit ersetzen. Und ein abgenutztes Bild wie das oft wiederkehrende vom Tanze, das sich natürlich immer auf Lanze und Schanze reimt, beliebte Flickwörter wie zumal, fürwahr, auch allenfalls, das wiederholt zu Reimen auf Hals herhalten muß, machen das Kraut auch nicht fett. In einer schlichten Erzählung wie Julius Sturms „Wie schön leuchtet der Morgenstern" steckt mehr echte Poesie als in Fontanes drei sämtlich nach demselben Rezept angefertigten Berliner Einzugsschilderungen von 1864, 1866 und 1871. Nun vollends bloße Wortreihen wie die Regisseuranweisung Liliencrons: „Morgen. Gräbergraber. Grüfte", mit der er wohl noch Freiligraths „Zelte, Posten, Werdarufer" hat übertrumpfen wollen, soll das Poesie sein?

Merkwürdig übrigens, wieviel sich von dieser Kriegspoesie in dem doch eigentlich undeutschen daktylischen und anapästischen Rhythmus bewegt. Schon das hat etwas Dilettantisches. Wenn ein Schüler zum erstenmal den Pegasus besteigt, so kann man sicher sein, daß er sich nicht an eine Gangart, wie „Sah ein Knab' ein Röslein stehn" oder „Durch Feld und Wald zu schweifen", binden, sondern sofort zu galoppieren versuchen wird: dadám dadadám dadadám damdám. Unzweifelhaft lassen sich ja auch in solchem Rhythmus sehr schöne Strophen bauen. Aber in diesen Kriegs- und Schlachtgedichten dient er meist der Bequemlichkeit und führt zu Knüppelversen, in denen auf die Hebung bald nur eine Senkung folgt, bald aber auch drei, so daß man oft kaum weiß, wie man betonen soll. Man möchte die Jugend bedauern, die solche zungenbrecherische und schwer zu behaltende Verse zu patriotischen Festtagen auswendig lernen und vortragen soll.

Aber was mich zur Besprechung dieser Gedichtsammlung veranlaßt hat, ist eigentlich weniger die Auswahl der Gedichte, als die Form, in der sie hier dargeboten werden. Zunächst eine Äußerlichkeit: schon beim ersten Blick in das Buch fällt eine typographische Eigenheit auf. Bisher ist es üblich gewesen, Gedichte so zu drucken, daß jede Verszeile mit einem großen Anfangsbuchstaben beginnt. Es war das ein typographischer Brauch, der aus Schönheitsgründen seinen guten Sinn hatte und beim Lesen niemand störte. Der Herausgeber des „Preußenbuches" behandelt die Gedichte typographisch wie Prosa, er läßt die Verszeilen nur dann mit einem großen Buchstaben beginnen, wenn ein Punkt vorhergegangen ist, also zugleich mit der neuen Zeile ein neuer Satz anfängt. Schön sieht das nicht aus. Es ist das eine von den unnötigen typographischen Neuerungen, die sich ein paar Leute ausgedacht haben, nur um einmal etwas andres, Auffälliges zu machen. Neuerungen, zu denen auch die Kinderei gehört, die Seitenzahlen, die doch jedermann gewohnt ist oben an den Ecken zu sehen,

unten mitten unter die Kolumne zu ſetzen. Auch dieſer Neuerung, die die meiſten Leſer doch nur ſtört und ärgert, hat ſich der Herausgeber angeſchloſſen. In einem Schulbuche! Als ob an ſolchen Dingen das Heil der Schule hinge.

Ich würde darüber kein Wort verlieren, wenn nur ſonſt in dem Druck des Buches alles in Ordnung wäre. Aber wie ſteht es damit! Das Buch wimmelt förmlich von Druckfehlern, und zwar nicht bloß Buchſtabenfehlern, wie S. 84 befohlen (ſtatt befohlen), ſondern auch ſinnentſtellenden Fehlern, wie ſie in einem für die Schule beſtimmten Buche nicht vorkommen ſollten, und die, wenn ſie der Herausgeber aus Mangel an Übung nicht ſelbſt bemerkt hat, doch ein einigermaßen aufmerkſamer Korrektor hätte bemerken müſſen, wie S. 14 ihr ſpracht (ſtatt ihr ſprecht), S. 22 So nehmt nur (ſtatt So nehmt nun), S. 65 unter (!) (ſtatt und), S. 99 nachdem (ſtatt nach dem), S. 101 ſind euch (ſtatt ſind ſie euch), S. 110 die Liſt und Kunſt (ſtatt dir Liſt und Kunſt), S. 203 die Wunde (ſtatt die wunde, nämlich Trompete!), S. 251 bis das Gedulden (ſtatt bis daß Gedulden) uſw.

Zu den Druckfehlern kommt eine ſehr ſchlechte Orthographie und Interpunktion. Die urſprüngliche Interpunktion der Gedichte iſt an unzähligen Stellen unnötigerweiſe verändert. Ich will keineswegs behaupten, daß die Originalausgaben in dieſer Beziehung immer muſtergültig und nirgends verbeſſerungsfähig wären. Der Herausgeber aber hat ſie in den meiſten Fällen tatſächlich verſchlechtert, wofür ich viele Beiſpiele anführen könnte, bisweilen in ſinnentſtellender Weiſe verſchlechtert, wie S. 116 leuchteſt mir zum frühen Tod! (o dieſes Ausrufezeichen!), S. 168 in den bekränzten, deutſchen Wein (o dieſes Komma!). Mechaniſch verbannt er alle Apoſtrophe, am Ende wie in der Mitte der Wörter, auch da, wo ohne Apoſtroph bei einem Hauptwort die Mehrzahl nicht von der Einzahl zu unterſcheiden iſt, wie S. 108 die legten Erzring an (ſtatt Erzring'), oder wo bei einem Zeitwort das Präteritum nicht vom Präſens zu unterſcheiden iſt, wie S. 8 Es regnet, ſchneite und war kalt (ſtatt es regnet'), S. 16 Der Sturm fuhr über die Wipfel fort und ſchüttelt den Schnee (ſtatt ſchüttelt'), S. 125 daß er ruht in Gott, nicht ſah (ſtatt ruht'). Er trennt Kompoſita, wo die Originale richtig die Zuſammenſetzung haben, wie S. 129 herüber bringet (ſtatt herüberbringet), S. 163 auseinander falteſt (ſtatt auseinanderfalteſt), und bildet eine Zuſammenſetzung, wo das Original die richtige Trennung hat, wie S. 159 Vieltauſend (ſtatt Viel tauſend), und entſtellt auch hier wieder durch falſche Zuſammenſetzung oder Trennung den Sinn, wie S. 111 in Feindesherzen (ſtatt in Feindes Herzen), S. 119 durch Feindesliſt und Spott (ſtatt durch Feindes Liſt und Spott), S. 159 es klingt wie Adlersrauſchen (ſtatt wie Adlers Rauſchen) und S. 154 er iſt von Feuers Glut (ſtatt von Feuersglut). Dieſe Verwirrung iſt die Folge der Binde-s-Krankheit, die jetzt wieder ärger denn je in unſrer Sprache ihr Weſen treibt. Aber wer als Lehrer eine ſolche Gedichtſammlung

herauszugeben übernimmt oder unternimmt, der sollte doch so viel Sprachgefühl haben, daß er gegen solche Verwirrung gefeit wäre.

Aber das alles ist noch nicht das Schlimmste. Es kommt noch Schlimmeres. Schon beim ersten flüchtigen Durchblättern des Buches erschienen mir einzelne Stellen aus Gedichten, die ich gut im Kopfe zu haben glaubte, verdächtig; z. B. aus dem schon erwähnten Gedichte von Julius Sturm, das ich zwar niemals auswendig gelernt habe, aber in meiner Schulzeit so oft habe „deklamieren" hören, daß ich es noch heute von der ersten bis zur letzten Zeile auswendig weiß. In andern Gedichten, die ich nicht so genau im Kopfe hatte, fielen mir doch einzelne Stellen auf, so daß ich mir sagte: so kann doch der Dichter unmöglich geschrieben haben! Und da sich solche Stellen häuften, so machte ich mir schließlich die kleine Mühe, einmal alle Gedichte von Arndt, Schenkendorf, Uhland, Rückert, Körner, Wilhelm Hauff, Julius Mosen, Freiligrath und Julius Sturm mit den Originalausgaben zu vergleichen. Von Seite zu Seite wuchs dabei mein Erstaunen. Die meisten dieser Gedichte sind verballhornt, zum Teil arg verballhornt. In folgendem will ich die Lesarten kurz gegenüberstellen.

Julius Sturm.

Wie schön leuchtet der Morgenstern

schließ nur (!) geschwind	schließ mir geschwind
und öffnete die Thür	und öffnete die Kirch'
den Choral, den spielet er	den Choral da spielet er
von meinen Jungen	von meinen Jungens
Kinderliebe	Vaterliebe
da war erhört	da ward erhört

Freiligrath.

Prinz Eugen der edle Ritter.

Reitershed (!)	Reiterlied

Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte.

welk und matt	matt und welk

Die Trompete von Gravelotte (Vionville).

die Brust zerschossen	die Brust durchschossen
Ringsum	Rundum

Julius Mosen.

Der Trompeter an der Katzbach.

hervor in kräftgem Schall	hervor mit Donnerschall

Die Völkerschlacht bei Leipzig.

soviel von deutschem Blut	so viel von rotem Blut

Wilhelm Hauff.

Reiters Morgengesang.

wie (!) Milch und Purpur	mit Milch und Purpur

Körner.

Vor Rauchs Büste der Königin Luise.

Deines Schlummers schöne Träume	Deines Lebens schöne Träume ·

Trost

Und pflanzt die blühenden (!) Palmen	Und pflanzt die glühenden Palmen

Abschied vom Leben.

an den Grenzen meiner Tage	an den Marken meiner Tage
das schöne Traumlied wird zur Totenklage	das schöne Traumbild wird zur Totenklage

Rückert.

Geharnischte Sonette.

heben wir den Blick	heben wir die Blick'
meinen (!) alten Ziethen	meine alten Ziethen
meines Odems Stürme wehen	meines Odems Stürme gehen

Die Gräber zu Ottensen.

ein großes Schmerzensheer (!)	ein großes Schmerzenheer
und seinem Sohne	und ihrem Sohne
durch sein Wort	durch ein Wort

Barbarossa.

verzaubert hält er sich	hält er verzaubert sich

Uhland.

An das Vaterland.

all mein Sehnen	all mein Sinnen

An die Mütter.

und in ihnen (!) mit Vergnügen	und mit ahnendem Vergnügen

Schenkendorf.

Auf den Tod der Königin (Luise).

Sink in Schlummer	Sink im Schlummer
Ruhe labt am Quell der Wund	Ruhe lebt am Quell der Wunden

Auf Scharnhorsts Tod.

auf dem Feld von Lützen	auf dem Feld bei Lützen
meine Brüder	werte Brüder

Frühlingsgruß an das Vaterland.

überall ist deutsches Land	alles das ist deutsches Land
A e (!) Sünden müssen sterben	Alte Sünden müssen sterben

Erneuter Schwur.

So bleib ich euch doch treu	So blieb ich euch doch treu
Mir alle nahe sein	Mir immer nahe sein
nun der Sieg errungen	nun der Sieg gelungen

Arndt.

Das Lied vom Schill.

sechshundert Mann	sechshundert Reiter

Vaterlandslied.

mit echter Treue	mit rechter Treue
ziehen wir	ziehn wir aus
den (!) kühnen Reihen	dem kühnen Reihen

Es ist ja nun kaum anzunehmen, daß all diese Verballhornungen auf Rechnung des Herausgebers zu setzen seien. Die meisten sind gewiß dadurch entstanden, daß er die Gedichte arglos aus andern Sammlungen abgeschrieben hat oder — hat abschreiben lassen. Aber das entschuldigt ihn nicht, denn er hätte doch beim Lesen der Druckbogen bei einigem Nachdenken hie und da stutzig werden und das Bedürfnis empfinden müssen, die Originalausgaben zur Hand

zu nehmen*). Nach den mitgeteilten Proben muß jeder Leser gegen das ganze Buch mißtrauisch werden, auch gegen die neuern und neuesten Gedichte, die der Herausgeber aus den Originalausgaben entnommen zu haben vorgibt. Um ihm aber nicht Unrecht zu tun: machen wir schnell noch eine Probe!

Wildenbruch.
Unser Fritz.

die segnend(!) auf uns geblickt	die Segen auf uns geblickt
ein langes, schreckliches Jahr	ein langes, ein schreckliches Jahr
den Mund mit dem lieblichen (!) Lächeln	den Mund mit dem lieben Lächeln
unsern Herrn und Helden, den Fritz	unsern Helden und Herrn, unsern Fritz
So wird er den Rückgang (!) finden	So wird er den Rückweg finden
durch Schnee und Winter	durch Schnee und durch Winter
bis ins bitterste (!) Todesleid	bis ins bittere Todesleid
für ewige, ewige Zeit	für alle und ewige Zeit

Also auch hier dieselben törichten „Verschönerungen", dieselben Mißverständnisse und Flüchtigkeiten.

Man kann dem Verleger nur raten, bei einem Neudruck, der sich ja trotz der Schwächen des Buches über kurz oder lang nötig machen wird, das offenbar etwas hastig zusammengelesene und zusammengedruckte „Preußenbuch" einer gründlichen Prüfung unterziehen zu lassen. In seiner vorliegenden Gestalt kann weder die Verlagshandlung noch die „Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege zu Berlin", die es durch ihre Flagge deckt, besonders stolz darauf sein.

*) Wunderlich ist es ihm mit Arndt gegangen. An Arndts Gedichten aus der Zeit der Befreiungskriege ist von andern viel geändert, verschlechtert, oft auch unleugbar verbessert worden. Als er aber 1854 als Neunzigjähriger eine „Vollständige Sammlung" seiner Gedichte veranstaltete (erschienen 1860 bei Weidmann in Berlin), ging er soviel wie möglich auf die ersten Drucke zurück, stellte die ursprünglichen Lesarten wieder her, und mit diesen sind sie dann wohl in die meisten Schullesebücher und so auch jetzt in das „Preußenbuch" übergegangen. Mit dem „Vaterlandslied" aber hat der Herausgeber doch auffälliges Unglück gehabt; das stammt aus recht schlechter Quelle.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Aus dem sogenannten „Lande der Freiheit"

Von Dr. Arthur Rochs

Das Erbteil der Puritaner

Als ich vor zwei Jahren nach 25 jährigem Aufenthalte in den Vereinigten Staaten von Amerika der lieben alten deutschen Heimat zum ersten Male wieder einen Besuch abstattete, da führte mich mein Weg natürlich auch nach Berlin. Hatte sich doch die deutsche Reichshauptstadt in der Zwischenzeit so wunderbar entfaltet, und war doch dort seitdem so erstaunlich viel Neues, Schönes und Großartiges entstanden, was ich unbedingt sehen mußte. Bei der Besichtigung all dieses Neuen und Großartigen geriet ich unter anderem auch in den neuen Dom am Lustgarten.

War ich nun schon erstaunt, in diesem Prunkbau etwas so völlig vom herkömmlichen Kirchenbau, besonders dem protestantischen Kirchenbau, Abweichendes anzutreffen, so verblüffte mich geradezu die hier zur Tat gewordene Idee der Aufstellung protestantischer Säulenheiligen. Wenn ich es vermocht hätte, mich mit dieser Idee zu befreunden, so hätte ich wohl gegen die Aufstellung der Standbilder Luthers, Melanchthons und Zwinglis kaum etwas einzuwenden vermocht, wohl aber selbst dann noch gegen die Aufstellung der vierten Statue, derjenigen Kalvins!

Über fünfundzwanzig Jahre lang habe ich Gelegenheit gehabt, den Einfluß wahrzunehmen, den der Geist dieses finsteren Eiferers gegen alle heitere Lebensfreude und gegen allen Frohsinn noch heute in den Vereinigten Staaten ausübt und zwar in einer Weise ausübt, daß ich nicht zaudere, die übliche Bezeichnung der großen und herrlichen Republik auf der westlichen Halbkugel als des „freiesten Landes der Erde" für unberechtigt und unbegründet zu erklären.

Ich konnte mich im Berliner Dom daher der Überzeugung nicht verschließen, daß der finstere Genfer Reformator gleichsam aus Versehen in diese Gesellschaft geraten war und daß er wahrscheinlich selbst sehr heftig dagegen protestiert haben würde, in diesem farbenfrohen Prachtbau inmitten der lebensfrohen, so weltlich gesinnten Hauptstadt des neuen deutschen Reiches Aufstellung gefunden zu haben!

Aber es scheint fast, als ob mich meine amerikanischen Erfahrungen voreingenommen gemacht hätten gegen den berühmten Picarden Jean Chauvin, denn als im vorigen Juli sein Geburtstag zum vierhundertsten Male wiederkehrte, da hat man es ja im ganzen protestantischen Deutschland für angebracht gehalten, diesen Tag festlich zu begehen.

Manchem offiziellen Festartikelschreiber und manchem Festprediger mag damals die Aufgabe herzlich sauer geworden sein, das Andenken Kalvins zu verherrlichen — trotz seiner Eigenschaft als Verfechter der allerschroffsten Prädestinationslehre und der grauenhaften Lehre von der Kinderverdammnis, sowie als Henker des gelehrten Anti-Trinitariers Michael Servet und überhaupt als Verfechter des schönen Grundsatzes von der Rechtmäßigkeit der Verhängung der Todesstrafe über alle Andersdenkenden.

Was hat denn nun aber — so mag man zu fragen geneigt sein — Kalvin mit den Strömungen zu tun, welche gegenwärtig in den Vereinigten Staaten herrschen oder herrschen sollen?

Es wird die Aufgabe der nachfolgenden Betrachtungen sein, nicht nur diese naheliegende und durchaus berechtigte Frage zu beantworten, sondern auch zu zeigen, zu was für bedenklichen Konsequenzen die Übertreibung gewisser Agitationen zur zwangsweisen Förderung der allgemeinen Volksmoral — in puritanischem Sinne — führen kann und führen muß.

Ich spreche wohlweislich und mit besonderm Nachdrucke von der Übertreibung solcher Agitationen, da ich beispielsweise wohl für weitgehende Sonntagsruhe, wie auch für verständige Mäßigkeitsbestrebungen eintrete — gleichzeitig aber ganz entschieden gegen den Sabbathszwang nach anglo-amerikanischem Muster wie auch gegen die Zwangsabstinenz, besonders in der Form der Prohibitionsbewegung nach puritanischer Schablone, protestiere.

Kalvin ist aber der Vater des Presbyterianertums, mithin auch der Nonkonformisten und der Puritaner. Es ist demnach sein Geist, der all die Bewegungen zur Einführung einer Volksmoral par ordre du moufti beseelt, durch die gerade jetzt wieder einmal das angeblich „freieste Volk der Erde" durchwühlt wird — in einem Kampfe, der mit wechselnden, — oft sogar sehr schnell wechselnden — Majoritäten hin und her wogt.

Die amerikanischen Puritaner können wohl als das drastischste Schulbeispiel dafür gelten, wie schnell — ja, gewissermaßen im Handumdrehen — aus schwer geprüften, gequälten und gehetzten Verfolgten ganz raffinierte und fanatische Verfolger und Quälgeister werden können!

Die englischen Puritaner, die ihren Parteinamen deshalb tragen, weil ihre Hauptforderung in der „Reinigung" des Kultus von allem Prunk und allen späteren Zutaten bestand, hatten sowohl unter der Königin Elisabeth wie auch unter Jakob I. und besonders unter Karl II. die denkbar schwersten Verfolgungen zu erdulden gehabt. Viele Tausende von Puritanern starben unter letzterem als Opfer ihrer Überzeugung, und wer konnte, rettete sich durch die Flucht nach Amerika. Kaum aber waren die Puritaner im Lande der Freiheit angekommen, kaum hatten sie sich unter unsäglichen Mühen, Gefahren und tapferen Kämpfen gegen die Rothäute eine einigermaßen gesicherte Existenz geschaffen, da begann auch schon das Verfolgungswerk gegen Andersgesinnte — auch solche in den eigenen Reihen.

Besonders charakteristisch für die Lebensauffassung der Puritaner — eine Auffassung, welche leider auch als Erbteil auf ihre modernen Geistesverwandten übergegangen ist — war und ist eine Regulier- und Kontrollersucht, welche sich durchaus nicht auf Glaubensangelegenheiten und auch nicht auf bloße Fragen der Kirchendisziplin, wie beispielsweise des Kirchenbesuchs, beschränkt, sondern welche sich auf alle Verhältnisse des bürgerlichen und sogar des häuslichen Lebens erstreckt und welche zu einer schier unglaublichen Topfguckerei ausartete und auch noch des heutigen Tages ausartet.

Ihren tollsten Hexen-Sabbath feierte diese Sinnesrichtung in den berüchtigten „Blue laws" von Massachusetts, welche genau die Frage des Aufwandes regulierten, welchen die einzelnen Familien in Bezug auf Kost und Kleidung usw. treiben durften. Diese Gesetze gingen aber noch viel weiter. Sie schrieben ganz genau vor, was man am „Sabbath" d. h. am Sonntage, wie ihn aber die frommen Sektierer in den Vereinigten Staaten auch noch heute mit Vorliebe zu nennen pflegen, tun dürfe oder völlig unterlassen müsse. Hatte doch damals eine Frau schwere Strafe zu gewärtigen, die am Sonntag Windeln wusch, während es jenen „blauen Gesetzen" zufolge als ganz besonders verwerflich und strafwürdig galt, wenn ein Mann am Sabbath seine Frau küßte! ....

Dieser Geist der Regulierſucht, des bis zur Topfguckerei übertriebenen gesetzgeberischen Eingreifens, geht aber auch heute noch in den Vereinigten Staaten um — ja, gerade gegenwärtig wieder einmal rücksichtsloser und gewaltsamer, als das seit Jahrzehnten der Fall gewesen war.

Wer amerikanische Verhältnisse und Zustände nicht genau kennt, also jedem, der nur oberflächlich von ihnen gehört und gelesen hat, dem muß die vorgehende Behauptung um so auffallender, ja verblüffender vorkommen, als er ja weiß, daß drüben in dem vielgerühmten Lande der Freiheit die von vielen fortschrittlich Gesinnten so heiß ersehnte und erstrebte absolute Trennung von Staat und Kirche besteht, wodurch doch also an sich schon gewisse Formen der Regulierung — wie beispielsweise diejenige der Sonntags-Feier — gänzlich ausgeschlossen erscheinen sollten. Ja: erscheinen sollten! In der Theorie ist das schon ganz richtig. Wie sich aber Theorie und Praxis in so vielen Fällen keineswegs decken, so auch hier. Ist es doch noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit vorgekommen, daß im Staate Virginien ein Anhänger der Sekte der „Adventisten des Siebenten Tages" zu langer Gefängnishaft verurteilt wurde, weil er sich standhaft weigerte, den Sonntag, den ersten Tag der Woche, zu feiern, sondern darauf bestand, an dem seiner Überzeugung nach wirklichen Sabbath der Bibel, also dem siebenten Tag der Woche, zu ruhen und ihn festlich zu begehen, dafür aber am Sonntag zu arbeiten. Gewährten diesem wunderlichen Heiligen nun auch die Bundesverfassung und auch die Staatsgesetze von Virginien theoretisch das Recht, nach seiner Façon selig zu werden, so schloß das nicht in der Praxis aus, daß er hinter schwedische Gardinen geriet, sobald er von diesem seinen unveräußerlichen Rechte Gebrauch machte.

Wer als jugendlicher Freiheitsschwärmer nach Amerika gekommen ist und dort durch die jahrzehntelange Erfahrung, wie hart im Raume sich die Dinge stoßen, ernüchtert und abgekühlt worden ist, der wird auch den Anpreisungen derjenigen recht skeptisch gegenüberstehen, welche in der absoluten Trennung von Kirche und Staat das Allheilmittel gegen alle Rückständigkeiten auf geistigem Gebiete erblicken. Und mögen ihre Theorien auch noch so schön sein, eins ist sicher: In der Praxis haben sie sich in den Vereinigten Staaten nicht bewährt!

Die alten deutschen Achtundvierziger in den Vereinigten Staaten, jene hochgebildeten, wenn auch etwas doktrinären und unpraktischen Flüchtlinge, denen das Deutsch-Amerikanertum unendlich viel zu verdanken hat und die jetzt leider so gut wie ausgestorben sind, ohne daß sie ein entsprechender Nachwuchs ersetzt hätte, pflegten in der von ihnen Jahrzehnte lang beherrschten deutsch-amerikanischen Presse mit Vorliebe von den „verrotteten alten Monarchien drüben" zu sprechen. Aber sie alle mußten dann am Ende ihrer Laufbahn kleinlaut eingestehen, daß sich die „bedrückten Völker" in den besagten „verrotteten Monarchien" auch

nicht entfernt die gesetzgeberischen Quängeleien und Drängeleien gefallen lassen würden, wie sie sich diese stolzen und freien Republikaner tagtäglich bieten lassen, ohne mit den Wimpern zu zucken!

Wir haben es hier mit der hochinteressanten Tatsache zu tun, daß der bis zur äußersten Konsequenz angewandte demokratische Grundsatz der unbeschränkten Majoritätsherrschaft sich gewissermaßen überschlägt und zur unerhörten Bedrückung und Drangsalierung der Minorität führt. Ja, und dabei ist es zumeist noch recht fraglich, ob es sich da überhaupt noch immer um wirkliche Majoritäten handelt, und nicht vielleicht um die drückende Herrschaft einer oft nur kleinen, dabei vorzüglich organisierten, sowie zäh und zielbewußt arbeitenden Minorität über die große, aber unorganisierte und untereinander in Folge von allerlei Eigenbrödeleien uneinige Majorität!

Unterstützt wird die sieghafte Minorität in diesem Kampfe noch durch ein paar sehr stark im amerikanischen Volkscharakter hervortretende Züge und Eigentümlichkeiten.

Es ist das erstens der von der Ritterlichkeit des Amerikaners — und zwar bis zum verwegen aussehenden wild-westlichen Cowboy herab — ein schönes Zeugnis ablegende, in der Übertreibung aber freilich oft grotesk wirkende Frauendienst, welcher zur direkten Folge hat, daß der Einfluß der „Ladies" auf die Politik ein ganz erstaunlich großer ist. Das gilt aber nicht etwa nur von denjenigen Staaten in der Union, in denen die Frauen das Stimmrecht errungen haben, sondern erst recht in den Staaten ohne dies Stimmrecht.

Es wirkt da ferner noch ein Umstand mit, welcher dem amerikanischen Volkscharakter zwar kein rühmliches Zeugnis ausstellt, den aber der Freund und Verehrer dieses großen, rührigen, unglaublich tatkräftigen und geistig beispiellos regsamen Volkes ebenso wenig verschweigen darf, wie etwa ein Maler darauf verzichten kann, auf seinem Bilde den Schatten um so stärker zu betonen, je heller er die Beleuchtung gewählt hat. Diese Schattenseite im amerikanischen Volkscharakter, besonders aber unter den leitenden Politikern, ist der Hang zur . . . Heuchelei! Manche Vorgänge im amerikanischen Volksleben sind schlechterdings unverständlich, wenn man die Rolle, welche diese Heuchelei darin spielt, nicht kennt, oder wenn man auch nur ihre Tragweite unterschätzt.

Dabei kann man diesen unschönen Zug nicht etwa auch noch als ein Erbstück Kalvins und der Puritaner bezeichnen. Denn wenn man auch der puritanischen Gedankensphäre persönlich noch so fern steht, so erfordert es einfach die Pflicht der Gerechtigkeit, diesen Männern zuzustehen, daß sie zwar finstere Zeloten und fanatische Eiferer waren, aber daß sie gleichzeitig auch Fanatiker aus innigster ehrlicher Überzeugung gewesen sind. Das kann man aber ihren heutigen Anhängern und Nachbetern keineswegs mit demselben Rechte nachrühmen.

Was aber speziell die Heuchelei der die Drähte ziehenden Politiker und ihre Feigheit der öffentlichen Meinung gegenüber anlangt, so kann man sich ja dabei auf keinen Geringeren berufen als den Austauschprofessor Dr. George Moore, der ja erst vor kurzem in seiner Antrittsvorlesung in der Berliner Universität mit großem Freimut hierüber sprach. Dies Eingeständnis mag dem amerikanischen Professor nicht leicht geworden sein, aber es ist und bleibt wahr, daß dieser Mangel an Mut und Überzeugungstreue die Hauptschuld trägt an den meisten der schweren Übelstände auf dem Gebiete der amerikanischen Politik.

Indirekt ist aber unzweifelhaft dieser Hang zur Bigotterie unter den heutigen Anglo-Amerikanern doch noch auf die Nachwirkung des Geistes der puritanischen

„Pilgerväter“ zurückzuführen. Denn wie es zur Zeit der vorerwähnten „Blue laws“ von Massachusetts höchst ... ungesund war, „wider den Stachel zu löken“, so blieb es dort auch noch später, als die Gefahr für Leib und Leben allmählich fortfiel, doch vom ... Geschäftsstandpunkte aus höchst empfehlenswert, sich in Glaubenssachen mit der herrschenden Richtung möglichst gut zu stellen, jedenfalls aber alles zu vermeiden, was dazu beitragen könnte, in dieser Hinsicht irgendwie „unangenehm aufzufallen“.

Diese Rücksicht aufs Geschäft, dieser „Business-Standpunkt“, wirkt aber auch heute noch als gewaltige Triebfeder. Und wenn ich auch persönlich zu der Ansicht gelangt bin, daß die Herrschaft, welche drüben in den Vereinigten Staaten der viel zitierte „allmächtige Dollar“ ausübt, nicht sehr wesentlich schroffer und härter ist als die Macht, welche in unserem lieben alten Vaterlande die Reichsmark ausübt, so bin ich doch der festen Überzeugung, daß die religiöse Heuchelei in keinem anderen Lande solch ein Machtfaktor ist, wie in der nordamerikanischen Union — vielleicht mit der alleinigen Ausnahme von Old England.

Wesentlich verstärkt wird dieser Einfluß noch durch einen Umstand, welcher von den üblichen Amerika-Studien-Reisenden, die das Land und die Leute auf dem Blitzzugfluge von den Coupéfenstern aus zu beurteilen pflegen, natürlich übersehen werden muß. In den Vereinigten Staaten ersetzt auf dem flachen Lande und auch in den kleinen Städten — eigentliche Dörfer fehlen bei dem üblichen Farmbetriebe bekanntlich ganz —, jedenfalls aber überall da, wo dem „echtamerikanischen“ Eingeborenenelemente ein starker Einschlag von Eingewanderten fehlt, die Kirche jede andere Form der Geselligkeit.

Wer also nicht zu dieser oder jener Kirchengemeinschaft gehört, ist „nicht in it“, hat nichts zu sagen, spielt keine Rolle — aber auch nicht die geringste. Vereine und Gesellschaften nach deutschem Muster gibt es da nicht und wenn er nicht ganz isoliert dastehen will, muß er mit den Wölfen heulen. Und je besser ihm das gelingt, um so wirksamer ist das für ihn auch in materieller, d. h. geschäftlicher Beziehung, erst recht aber — wenn es zu den Wahlen kommt, — in politischer Hinsicht.

3)

Im Kampf gegen die Übermacht

Roman von Bernt Lie

Berechtigte Überſetzung von Mathilde Mann

(Fortſetzung.)

Das Eßzimmer lag auf der andern Seite der Diele. Zwei mächtige Tiſche waren in der ganzen Länge des Saals mit ſchimmerndem Damaſt gedeckt und mit blanken Kandelabern beſtellt. Es währte eine unendliche Zeit, bis die ganze zahlreiche Geſellſchaft Platz genommen hatte; endloſe Streitigkeiten an den Türen und ſchließlich bei jedem Stuhl, wer dem Range nach vorangehen ſollte, — erſt zwiſchen den Damen, dann dieſelbe Komödie zwiſchen den Männern. Endlich ſaß jeder auf ſeinem Platz, und unter tiefem Schweigen erſchienen die Mädchen mit mächtigen Bratenſchüſſeln aus der Küche. Franzöſiſcher Rotwein wurde in die Gläſer geſchenkt, und Herr Willatz hieß ſeine Gäſte an der Tafel willkommen. Dann hieben Meſſer und Gabeln auf die Teller ein; leere Schüſſeln wurden hinausgetragen, gefüllte kamen wieder herein, geleerte Flaſchen wurden weggenommen, neue an ihre Stelle geſetzt. Und allmählich erwachten die Unterhaltungen; man ſtieß mit ſeinen Nachbarn an, trank ſeinem Viſavis zu und endlich auch denen, die weiter entfernt ſaßen, indem man ſie mit immer ſtärkerer Stimme anrief. Das Geplauder ſtieg und breitete ſich von den Nachbarn über den ganzen Tiſch aus. Immer lauter wurden die Namen gerufen, bald von dem einen Tiſch, bald von dem andern. Herr Willatz, der am oberen Ende der Tafel ſaß, führte mit Stentorſtimme an. Gelächter und Rufe kreuzten einander, es brauſte von Geſprächen an den Tiſchen entlang, und Gabeln und Meſſer hieben ein, während Schüſſeln und Flaſchen in nicht endenwollendem Zug aus der Küche kamen und die Mädchen rotglühend in ihren weißen Schürzen umherliefen.

Sören Römer ſah und hörte das Ganze wie durch einen wallenden Nebel. Er war jetzt ſo müde, daß er kaum mehr zu eſſen vermochte. Man hatte ihm ſeinen Platz ganz oben neben der Biſchöfin angewieſen und nun kämpfte er angeſtrengt, um ſich wach zu halten und zu antworten, wenn er angeredet oder mit erhobenem Glaſe angerufen wurde.

„Nun, ich denke, Madame Steenbuks Rippenbraten mundet Ihnen!“ ſagte die Biſchöfin freundlich. „Das iſt doch etwas anderes als Schiffskoſt und Poſtſchenkeneſſen!“

Eine Weile ſpäter beugte ſie ſich ganz zu ihm hinüber und flüſterte:

„Aber wenn ich recht ſehe, ſo iſt da noch etwas anderes, was Ihnen noch beſſer ſchmecken ſoll, Herr Paſtor.“

„Frau Biſchöfin meinen ...?“

„So ein gutes nordländisches Fremdenstubenbett mit Eiderdaunen in den Kissen ... wie?“

„Ja, ich muß sehr um Verzeihung bitten ... ich bin gewiß nicht ... ich bin allerdings ein wenig müde ...“

„Das ist ja doch so natürlich, lieber Herr Römer! Und wenn Sie auf meinen Rat hören wollen, so schleichen Sie sich gleich, wenn wir gegessen haben, ins Bett. Ich will Sie schon bei unsern Wirten entschuldigen ...“

Und Sören Römer befolgte den Rat. In der allgemeinen Verwirrung, als man endlich mit den Stühlen geschurrt und „Gesegnete Mahlzeit!“ gesagt hatte, stahl er sich auf die Diele hinaus und ging nach oben.

Sofort streckte er sich mit unsagbarem Wohlbehagen im Bett aus, wo die Daunenkissen oben wie unten schwollen.

Das Licht brannte auf dem Nachttisch und daneben lag seine Bibel.

Aber er blieb lange mit geschlossenen Augen liegen. Durch die trauliche Wärme und den Genuß der Ruhe fingen die Gedanken an aus einem Versteck herauszukriechen, in dem sie während der letzten Stunden eingesperrt gewesen waren. Vor lauter Müdigkeit hatte er bisher kaum über das nachgedacht, was er erlebt hatte. Jetzt tauchten die Eindrücke auf, ein Bild nach dem andern, ein Wort nach dem andern, die Männer, die Frauen, die Kartentische, der Tanzsaal, die lärmende Abendtafel. Und die Rede des Bischofs. Über Aufklärung und Freundschaft, Kartenspiel, Tanz und Trunk ... Herrn Willatz' prahlerische Gemütlichkeit, der Madame Fürsorge ... all die überreichliche Bewirtung, all die ungeheuchelte Freundlichkeit — es half ihm alles nichts: Er war ihnen fern und fremd. Nichts von dem Ihren befriedigte seine Forderungen als Mensch, — und sicher, nichts von dem, was er im Herzen hatte, würde Widerklang oder Verständnis bei ihnen finden.

Er fühlte sich hier, wo er in dem großen, gastfreien Hause lag, wo er das Brausen von den vielen Menschen bis zu sich heraufdringen hörte, noch weit einsamer als auf der Reise, draußen im Boot, bevor er hierher gelangt war.

Er war übermüdet, und die bösen Gedanken hatten Macht über ihn erlangt und wuchsen und vertrieben den Schlaf aus seinen Augen.

Da griff er zur Bibel — als Rettungsplanke nahm er sie vom Tisch. Er öffnete sie und suchte zwischen den wohlbekannten Blättern mit den vielen Zeichen, kleinen seidenen Bändern, gestickten Straminkreuzen — von seiner Mutter. Und er verschloß seine Seele allen Sorgen und Kümmernissen und las, senkte sich hinab in die unerschöpfte und unerschöpfliche Tiefe des Trostes ...

— —

Er erwachte unter einem schrecklichen Alpdruck; der Dampfer zerschellte mit einem Getöse an der Klippe, er selbst war von dem Decksbalken, der auf ihn herabfiel, in seiner Koje eingeklemmt ...

Er fuhr in die Höhe und konnte sich lange nicht darauf besinnen, wo er war. Das Licht stand fast heruntergebrannt auf dem Nachttisch mit langer Schnuppe, und auf seiner Brust lag die schwere Bibel.

Aber draußen auf dem Gang ertönte lauter Lärm, kicherndes Lachen, halbgedämpfte Rufe, leises Aufschreien von Frauenstimmen und Gebrumme von Männern, ungleichmäßig wimmelnde Schritte über die Dielen, Auf- und Zuknallen von Türen, und er begriff endlich, daß das Fest beendet war und daß die Gäste, die im Hause übernachten sollten, im Begriff waren, zu Bett zu gehen.

Er sah nach der Uhr. Er hatte mehrere Stunden geschlafen; es war schon gegen Morgen.

Ermahnende und befehlende Stimmen wurden draußen laut, der Lärm nahm ab. Dann flammte er wieder auf — stoßweise, sobald eine Tür geöffnet wurde, und ward gedämpft, sobald sie sich wieder schloß.

Er löschte das Licht aus und lag noch lange da und lauschte. Dann wurde allmählich alles still.

Er war gerade im Begriff, wieder einzuschlafen, als er in die Höhe fuhr; es war ihm, als gehe seine eigene Tür. Aber er hatte sich geirrt; es war die Tür zum Nebenzimmer, die ganz sachte knarrte. Jungfer Thorborg begab sich endlich zur Ruhe. Sie hatte da unten wohl noch die Ordnung wieder herstellen müssen ...

Abermals war er kurz davor, einzuschlafen, — als dieselbe Tür da draußen wieder knarrte. Es klang genau so, als sei es seine eigene, so daß er völlig wach wurde.

Ein gedämpftes Flüstern, ein fast unhörbares Lachen, das Schurren eines Stuhles, ein Knarren — abermals Lachen ... drangen aus Thorborgs Stübchen durch die Wand bis zu ihm herein.

Und er schlief ein ...

— —

Da fuhr er von neuem aus seinem Schlaf auf. Es war ein Schrei — oder ein Brüllen? Oder hatte er nur geträumt?

Nein, — draußen vom Gang her ertönte abermals ein anhaltendes Brüllen oder Stöhnen, als sei jemand in Not ... dann noch eins, von einer andern Stimme herrührend und mit einem sonderbaren Zusatz, der fast wie Lachen klang ...

Er sprang auf, zündete das Licht an, fuhr in seine Beinkleider und ging hinaus. Da mußte etwas geschehen sein ...!

Vom Treppenaufgang am Ende des Ganges drang ein Lichtschein herauf, er eilte dahin und beugte sich über das Geländer.

Unten auf der Diele stand Herr Willatz Steenbuk mit einem Leuchter, den er hoch in die Höhe hob; er war offenbar gerade herzugekommen.

„Seid ihr denn noch nicht weiter?" sagte er mit gedämpftem Lachen. Auf der untersten Treppenstufe lag ein Mann mit der Nase am Boden und stöhnte; ein anderer Mann hielt sich mühsam am Treppengeländer aufrecht, während er lachte und um die Wette mit dem andern schrie.

„Er kann nicht wieder in die Höhe kommen!" sagte er entzückt. Es war der Bergenser Pfarrer.

„Hilf mir doch!" stöhnte der Mann, der an der Erde lag, und bemühte sich vergebens, sich aufzurichten. Es war der Pfarrer aus Drontheim.

„Macht doch nicht solchen Lärm!" sagte Herr Willatz. „Seht, daß ihr ins Bett kommt — es würde eine nette Bescherung werden, wenn die Frauenzimmer herauskämen ...! Na, wird's bald?"

„Hel — helft mir doch!" stöhnte der Liegende.

„Er kann nicht in die Höhe kommen!" lachte der Bergenser wieder in hellster Begeisterung. „Aber das ist ja seine eigene Schuld. Er hätte ja früher gehen können ...!"

Der Drontheimer hatte sich jetzt soweit aufgerichtet, daß er auf der Treppe saß.

„Du wol — wolltest doch ab — absolut, daß die B — bowle ausgetrunken w — würde!" flüsterte er.

„Ja, hier könnt ihr nicht liegen bleiben," sagte Herr Willatz, „seht nun zu, daß ihr nach oben kommt! Wenn ihr nicht gehen könnt, müßt ihr kriechen!"

„Helft mir ...!" wimmerte der Drontheimer.

„Na, dann komm!" sagte der Bergenser und zog ihn an der Schulter in die

Höhe. Im selben Augenblick aber fiel er selbst um und blieb liegen und strampelte mit Armen und Beinen.

„Wollt ihr wohl kriechen!" donnerte Herr Willatz in heller Wut. Er packte den Drontheimer beim Nacken, hob ihn in die Höhe, drehte ihn rundherum und legte ihn wieder auf den Bauch nieder. „Nun kannst du kriechen!"

Und ohne ein Wort zu erwidern fing der geistliche Herr an, auf Händen und Knien die Treppe hinaufzukriechen . . .

Der Bergenser lachte wie toll und versuchte, sich aufzurichten. Aber plötzlich schwieg er baumstill und begann ebenfalls zu kriechen, — auf Händen und Füßen.

Herr Willatz Steenbuk ging mit dem Licht hinterher und spornte sie an, wenn sie innehielten. Keiner von den dreien gab einen Laut von sich, und langsam ging es die Treppe hinauf.

Sören Römer zog sich mit seinem Licht zurück. Niemand hatte ihn bemerkt. Er stand unschlüssig da: Ob er nicht seine Hilfe anbieten mußte?

„Nu — kann ich nicht mehr — nicht m — mehr!" stöhnte der Drontheimer auf halbem Wege. Er lag platt auf dem Bauch über den Treppenstufen.

„Er kann nicht mehr!" lachte der Bergenser und mußte innehalten und sich ebenfalls hinlegen.

Wie sehr Herr Willatz auch schalt und befahl — es half alles nichts, keiner von ihnen rührte sich.

So stieg Sören Römer herunter.

„Kommen Sie jetzt!" sagte er, indem er dem Drontheimer mit beiden Händen unter die Arme faßte und ihn in die Höhe hob. „Ich will Ihnen helfen."

Bei dem Schein des Lichts, das Sören Römer auf die oberste Treppenstufe gestellt hatte, sah ihn der totbetrunkene Mann jetzt an. Ein Schimmer halbklaren Bewußtseins glitt über sein Gesicht, und mit einer konvulsivischen Anstrengung kam er endlich auf die Beine; Römer trug ihn halb hinauf.

„Er — er kann nicht gehen — Herr Römer!" lachte der Bergenser und blieb wieder liegen.

Da faßte Herr Willatz ihn mit einem Griff in den Nacken und trug ihn hinterher. Ohne ein weiteres Wort ging es die Treppe hinan und dann, mit Herrn Willatz und dem Bergenser voran, den Gang zur Linken hinab bis an die Schlafstube der Geistlichen. Sie ließen sie hinein und schlossen die Tür hinter ihnen.

„Hat man je einen solchen Wahnsinn erlebt, von erwachsenen Leuten obendrein! Da blieben sie so lange sitzen und schwatzten und erzählten Geschichten und überboten sich gegenseitig, und keiner wollte dem andern das letzte Wort lassen — bis sie nicht mehr auf den Beinen stehen konnten!" Herr Willatz lachte, so daß es gluckste. „Aber es ist schändlich, daß Sie auf diese Weise um ihre nächtliche Ruhe gekommen sind, Pastor! Gute Nacht — und vielen Dank für die Hilfeleistung!"

Herr Willatz ging lachend die Treppe hinab.

Sören Römer blieb noch eine Weile stehen. Er fühlte sich wie versteinert. Aber ihn peinigte der Gedanke, daß sie die beiden betrunkenen Menschen wohl eigentlich hätten zu Bett bringen müssen, deswegen kehrte er an die Tür zu dem Zimmer der beiden Pfarrer zurück. Als er jedoch die Stimmen der beiden Gattinnen dadrinnen vernahm, eilte er zurück.

In dem Augenblick, als er geräuschlos an der Tür neben der seinen vorüberschlich, wurde sie mit großer Vorsicht geöffnet — um sich gleich darauf mit einem Knall wieder zu schließen. Aber er hatte bei dem Schein seines eigenen Lichts ein Paar schwarze, erschrockene Augen in der Türspalte gesehen. Es waren die Augen des Schiffers Jens Rasmussen.

Bis aufs Innerste seiner Seele erschüttert, wie Sören Römer von allem war, was er erlebt hatte, durchzuckte dennoch der Gedanke sein Bewußtsein, daß also Jungfer Thorborg ihre Kammer den Gästen hatte überlassen müssen.

Aber als er wieder im Bett lag, war seine Kraft erschöpft. Verzweiflung und Schmerz brachen über ihn herein, und er preßte die Hände gegen sein Gesicht, um mit Gewalt die laute Klage seines Schmerzes zurückzuhalten. Er wagte nicht zu denken, wagte nicht, nach der Bibel zu greifen, wagte nicht, sich gehen zu lassen ... bis schließlich seine Hände vor Ermüdung niederglitten. Er faltete sie und begann:

„Vater unser ..."

Aber er war schon eingeschlafen, ehe er weiter kam.

Am Montag reisten die Weihnachtsgäste aus Storslet ab. Einige auf Schlitten über Land, am Fjord entlang, die meisten in Booten.

Nun folgte eine lange, stille Zeit mit zunehmendem Licht über dem Lande von einem Tag zum andern.

Schlicht und eifrig arbeitete sich der Pfarrer Sören Römer hinein in die Kenntnis seiner Gemeinden und seines Amtes. Viel war während der langen Zeit, in der das Kirchspiel ohne Geistlichen gewesen war, verfallen und versäumt. Das machte sich namentlich in dem Schulwesen geltend. Teils waren da zu wenig Lehrer, teils waren die Schulhäuser arg vernachlässigt. Aber seinen härtesten Kampf hatte er hier doch gegen die Bevölkerung selbst zu kämpfen, die sich an die gesetzlosen Zustände gewöhnt hatte und jetzt nur ungern ihre Pflicht erfüllte, die Kinder auf den oft langen Wegen zur Schule zu schicken.

Um Ordnung in den Büchern und Protokollen in seinem Studierzimmer zu schaffen, mußte er sich an seine beiden Nachbarpfarrer wenden. Sie waren außerordentlich freundlich und hilfreich, aber Sören Römer beschränkte seinen Verkehr mit ihnen doch auf das Allernotwendigste. Eine gute Stütze fand er bei den meisten Kaufleuten in dem weitausgedehnten Kirchspiel. Aber hier traten ihm Schwierigkeiten ganz eigener Art entgegen.

Es ward ihm bald klar, daß allerlei Streitigkeiten zwischen den mächtigen Herren glommen. Brotneid konnte es kaum sein; denn ein jeder von ihnen hatte genug an seinem Distrikt, der von alters her abgegrenzt war wie ein königliches Reich, und wo ein jeder ungestört herrschte und regierte. Aber erstens stritten sich die drei Pfarrer untereinander um den Rang — die beiden Filialen mißgönnten dem Hauptsprengel seine Privilegien, wie sie auch unter sich um die Gottesdienste, um Lehreranstellungen, um Bewilligungen und um Geld stritten. Eine Reihe Streitfragen — einzelne offenbar sehr alten Datums — tauchten auch zwischen den verschiedenen Orten in jedem Kirchsprengel auf. Und dies alles wurde auf mancherlei Weise, mehr oder weniger verborgen, dem neuen Pfarrer vorgebracht, wenn er von einem Sonntag zum andern nach den verschiedenen Kirchen kam und in den verschiedenen großen Häusern bewirtet wurde. Der Kampf wurde mindestens ebenso eifrig von den Frauen wie von Männern geführt, und dabei so still und sanft, daß es Sören Römer erst nach und nach klar wurde, daß er Gegenstand einer glühenden Agitation war.

Er fühlte sich immer wohler im Storsleter Hause. Es war ihm klar, daß er auch bei der Familie Steenbuk einige Enttäuschung und Mißtrauen hatte überwinden müssen und daß ihn jetzt Herr Willatz selber und auch die Madame mit Respekt betrachteten. Das ganz besonders gute Verhältnis zu der Madame litt freilich ein wenig, als er allmählich merkte, daß auch sie ihre kleinen geheimen Eisen im Feuer hatte und in aller Stille ihren Unterseekrieg gegen die Schwägerin in Sandövär wie auch gegen die andern Madamen in der Gemeinde führte.

Die beiden alten Jungfern trieben einen Götzendienst mit ihm in heißem und stummem Wettstreit. Er erfuhr übrigens, daß das Ehepaar Steenbuk viele Kinder gehabt hatte, von denen nur noch zwei am Leben waren, eine im Süden des Landes verheiratete Tochter und ein Sohn, der für ein paar Lehrjahre auf ein Kontor nach Bergen geschickt war.

Aber Jungfer Thorborg war ihm ein Rätsel, über das er viel grübeln mußte. Er war während seines bisherigen Lebens nicht viel mit Damen zusammen gewesen. Aber in der Studentenzeit war er ja doch gelegentlich zu ein paar Professoren geladen, die verheiratet waren und Töchter hatten, auch in ein paar andern Häusern der Hauptstadt hatte er verkehrt und dort ältere und jüngere Frauen getroffen. An seine Mutter konnte er in dieser Verbindung nicht denken. Sie war für ihn keine Dame, nicht einmal eine Frau im eigentlichen Sinne. Als ein gleichsam über der Welt erhabenes, reines und heiliges Wesen hatte seine Mutter nur Verbindung und Zusammenhang mit Jesu Christo und dem Himmel Gottes, in dem ihre Seele jetzt weilte.

Jungfer Thorborg war eine „Dame". Sie war sogar eine außerordentlich schöne Dame. Namentlich des Sonntags, wenn sie ihr blaues Kleid mit dem weißen Spitzenkragen anhatte, war sie ein wahres Bild brünetter, regelmäßiger Schönheit. Auch ihr Wesen war angenehm, natürlich, munter und freundlich. Im Zimmer und bei den Mahlzeiten ging sie Madame Steenbuk mit allerlei Zierlichkeiten und Behaglichkeiten zur Hand. Dabei hatte sie eine ganze Menge gelernt und war Herrn Willatz oft behilflich bei seinen Schreibereien auf dem Kontor. Und des Abends, wenn die Post kam, las sie aus der Zeitung oder aus einem Buch vor. Sowohl Herr Willatz als auch die Madame lobten ihre große Tüchtigkeit. Sie war offenbar ihren Pflegeeltern von großem Nutzen und gereichte ihnen zu viel Freude.

Um so mehr mußte man da erstaunt und verwundert sein, wenn man Jungfer Thorborg draußen in der Küche zwischen den Mädchen des Hauses und überhaupt zwischen den Leuten auf dem Gehöft, den Burschen und Mägden beobachtete, wie sie da genau so wie eine von ihnen sein konnte. Ja, wer sie nicht im Zimmer gesehen hatte, mußte wirklich glauben, daß sie von Hause aus dem Dienstbotenstande angehörte. Sie war nicht nur eine von ihnen, sie übertraf sie in gewöhnlicher Sprache, in lärmendem, unschönem Wesen. Sie trieb gern etwas grobkörnigen Scherz und gestattete den Knechten allerlei einer Dame gegenüber ganz ungehörige Freiheiten. Da konnte ihre Lachen durch das Haus oder draußen auf dem Hofplatz mit einer — ja, das mußte er mehr als einmal im stillen denken — geradezu erschreckenden Roheit schallen!

Am meisten wunderte sich Sören Römer darüber, daß dieses unfeine und zügellose Benehmen bei sonst niemand im Hause auch nur den geringsten Anstoß erregte. Er hatte bei verschiedenen Gelegenheiten zu der sanften, immer feinen und stillen Madame Steenbuk hinübergesehen, ob sie nicht an dem unschönen Wesen der Pflegetochter Anstoß nahm oder sich gar ihrer schämte. Aber das war keineswegs der Fall. Im Gegenteil!

Als er einmal in Talar und Priesterkragen, von einem Krankenbesuch heimkehrend, über den Hofplatz kam, begrüßte ihn ein lauter Lärm. Eine mit Wasser gefüllte Biertonne sollte nach dem Brauhaus hinübergefahren werden und der Schlitten blieb in einer Schneewehe stecken. Das Pferd zog vergebens an und alle Mannschaft des Hofes war herzugeströmt, um zu helfen. Da kam Jungfer Thorborg aus dem Stall heraus, rittlings auf einem andern Pferd reitend. Sie schwenkte den Arm und schrie wie ein Knecht. Es war ein sehr häßlicher Anblick!

Und als sie an dem Pfarrer vorüberkam, forderte sie ihn lustig auf, mit Hand anzulegen.

In der Haustür stand Madame Steenbuk und sah zu. Und als er schnell an ihr vorüberkam, sagte sie mit unverhohlener Bewunderung:

„Ja, diese Thorborg! Wenn die erst dahinterkommt, so geht alles hier auf dem Hofe!"

Er hatte sich nicht wenig darüber geärgert, daß sie ihn — in Gegenwart aller Leute — auf eine so unpassende Weise angerufen hatte, ohne jeglichen Respekt vor seiner Amtskleidung. Aber er wurde diesmal, wie immer bei ähnlichen Gelegenheiten, dadurch entwaffnet, daß sie offenbar keine Ahnung hatte, etwas Ungehöriges getan zu haben . . .!

Es hatte vom ersten Abend an seine Aufmerksamkeit erregt, daß sie so unvorbehalten Wert auf Schiffer Jens Rasmussens Courmacherei zu legen schien. Freilich war er ein flotter und schöner Bursche, — aber er war doch eine nach jeder Richtung hin viel zu ungebildete und obendrein eine viel zu flegelhafte Persönlichkeit, um eine so offenbare Anziehung auf eine Dame mit Jungfer Thorborgs Voraussetzungen auszuüben!

Und gerade hier quälte ihn eine Erinnerung, über die er in dem späteren Verkehr mit ihr — selbst lange nach der Abreise des jungen Schiffers — gar nicht wieder hinwegkommen konnte.

Bei Tische vor einem Abschiedsfest für die Lofotenfahrer hatte ihn Jungfer Thorborg aufgefordert, mit in die Gesindestube zu kommen und sich die Lustbarkeit mit anzuschauen. Herr Willatz lachte und meinte, es könne ganz artig sein, das zu sehen.

Aber die Madame hatte ihrem Mann und Thorborg sehr bestimmt widersprochen und — unter deutlicher, wenn auch stillschweigender energischer Zustimmung der beiden alten Damen — erklärt, dort habe der Pfarrer wirklich nichts zu suchen! Am Nachmittage, als er über den Hofplatz ging, kam auf einmal Jungfer Thorborg aus der Gesindestube auf ihn zugestürzt, packte ihn beim Arm und führte ihn fast mit Gewalt hinauf. Sie war ausgelassen lustig, heiß vom Tanz und Freude — und ihm blieb keine andere Wahl, als sich ihr zu fügen und mit ihr zu gehen.

Die Gesindestube bot einen ganz entsetzlichen Anblick. In einem undurchdringlich heißen Qualm, in einem erstickenden Gestank von Transtiefeln, Flauschröcken, Menschenausdünstung und Talglichtern tummelten sich die Tanzenden mit dröhnenden Schritten zu der kaum hörbaren Musik herum. Die Burschen waren angetrunken, die rohesten Bemerkungen wurden ungeniert laut durch den Raum geschrien, begleitet von schallenden Lachsalven; die Mägde kreischten und lachten unter allerlei offenbar unanständigem Benehmen der Tänzer.

Sören Römer wollte sich sofort zurückziehen, — um so mehr, als Thorborg sofort bei ihrem Erscheinen von ihrem Kavalier, dem Schiffer, ergriffen und in die dichte Masse des Tanzes hineingeführt wurde. Aber er wurde von ein paar älteren Männern zurückgehalten, die ihm die Hand schüttelten und ihm dann ihre Hände auf die Schultern legten, ja, ihn halb umarmten, indem sie ihrer überströmenden Freude Ausdruck verliehen, den neuen Pfarrer so an dem Vergnügen des kleinen Mannes teilnehmen zu sehen. Einer von ihnen bahnte sich mit dem Ellbogen einen Weg bis zu ihm mit einer halbgefüllten Bierbowle, und er hatte alle Mühe, sie sich vom Leibe zu halten.

Er wurde jedoch gegen die Wand gedrängt und mußte stehen bleiben. Und er sah nicht nur Jungfer Thorborg tanzen — mit funkelnden Augen und glühendem Gesicht —, sondern sie rief ihm auch während des Tanzes zu:

„Ist es hier nicht famos!"

Nach einer Weile trat Schiffer Rasmussen zu ihm heran. Thorborg war ihm von einem andern entführt worden. Er war betrunken und erzählte dem Pfarrer mit großer Wonne, daß drei Mädchen mannstoll geworden seien, und daß man sie im Holzschuppen habe einschließen müssen, wo sie jetzt von zwei alten Männern bewacht würden! — Ob der Pfarrer Lust habe, sie zu sehen? Dann wolle Jens Rasmussen sich schon Zutritt zum Holzschuppen verschaffen —!

Der Pfarrer mußte schließlich alle seine Bestimmtheit, ja seine Leibeskräfte aufbieten, um hinauszugelangen.

Ihm hatte davor gegraut, Thorborg nach dem Geschehenen wiederzusehen. Aber sie kam zum Abendbrot ins Zimmer, — munter und strahlend, erzählte von den drei tollen Mädchen und fragte den Pfarrer, ob es nicht amüsant gewesen sei, dem Tanz zuzusehen — und verschwand dann nach Tische wieder in die Gesindestube.

Herr Willatz hatte ausgelassen gelacht, und die Madame hatte nur lächelnd den Kopf geschüttelt.

„Ja, diese Thorborg! diese Thorborg!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sie war ihm ein Rätsel. Und er grübelte oft über ihr Wesen nach, das eigenartig fremd und fesselnd war. Wenn er allein war, geschah es wohl, daß er in Gedanken von ihrem starken Blick und ihrer wunderlich dunklen Stimme verfolgt wurde, die so sanft in ihren tiefen Tönen war. Und die er doch so gellend, abstoßend häßlich gehört hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 19. Februar 1910.

(Die Wahlrechtsvorlage in der Kommission. Herr v. Bethmann im Landwirtschaftsrat. Zollfrieden mit Kanada. Nationalliberale Interpellation.)

Die Wahlrechtskommission des Abgeordnetenhauses hat ihre Arbeit begonnen. Dabei wird sich wohl sehr bald herausstellen, ob die Wahlreform auch in dem bescheidenen Umfange, den die Regierungsvorlage vorsieht, irgendwelche Aussichten hat. Neuerdings scheint sich die Wahrscheinlichkeit zu verstärken, daß die Vorlage überhaupt scheitert. Die Konservativen haben überhaupt kein Interesse daran, daß etwas zustande kommt. Allerdings würden sie wohl der Staatsregierung gegenüber ungern die Verantwortung für das Scheitern der Reform übernehmen; wenn ihnen jedoch dieses Odium abgenommen wird, so würden sie herzlich froh sein, daß aus der ganzen Sache nichts wird. Sie hätten dann sogar den Vorteil, daß sie darauf hinweisen könnten, wie sie entgegen ihren Prinzipien und ihrem Parteinutzen bereit gewesen seien, Zugeständnisse im Interesse des Ganzen zu machen;

wenn freilich andre sich auf den Standpunkt des „Alles oder nichts“ stellten, dann — das bedauernde Achselzucken kann man sich hinzudenken. Die Freikonservativen würden im Staatsinteresse gern soweit vermitteln, daß ein bescheidner Fortschritt erreicht werden könnte, aber schließlich werden sie dieser Vorlage keine Träne nachweinen. In der nationalliberalen Partei sind zwar einige einflußreiche Parlamentarier bereit, sich mit den Konservativen und Freikonservativen über ein positives Ergebnis zu verständigen, aber in der Gesamtheit der Partei gewinnt von Tag zu Tag die Meinung die Oberhand, daß die Vorteile, die vielleicht durch die Reform erreicht werden könnten, zu teuer erkauft seien mit dem Verlust an Ansehen und politischem Kredit, wodurch wichtige Kreise des Bürgertums für eine so entgegenkommende Haltung der Nationalliberalen voraussichtlich gestraft werden würden. Das Zentrum steht den Wahlreformbestrebungen innerlich vollkommen gleichgültig gegenüber. Für diese Partei kommt es weniger darauf an, daß wirklich etwas erreicht wird, als daß sie volkstümliche Forderungen vertritt, gleichviel ob etwas dabei herauskommt oder nicht. Für die Freisinnigen und Sozialdemokraten ist die gebotene Reform überhaupt unannehmbar. Bei der so geschilderten Stellungnahme der Parteien darf man sich also keinen besondern Hoffnungen hingeben. Die Beratungen der Kommission haben die Ablehnung des gleichen Wahlrechts, also die Beibehaltung der Klasseneinteilung ergeben, aber es ist auch schon zu Anfang ein Antrag auf Einführung der geheimen Wahl angenommen worden. Nun kann man aus der Abstimmung der Kommision nicht ohne weiteres auf die des Plenums schließen, aber wenn die gesamte Linke und das Zentrum an der geheimen Wahl festhalten, was neuerdings nach dem soeben hier Dargelegten immer wahrscheinlicher wird, so ist die Vorlage tatsächlich gescheitert. Denn bei der in diesem Punkte vollständig unabänderlichen Stellungnahme von Regierung und Herrenhaus sind die Bestrebungen zur Einführung des geheimen Wahlrechts bei Gelegenheit der gegenwärtigen Vorlage tatsächlich aussichtslos. Dieser Erwägung gegenüber hat es verhältnismäßig wenig zu bedeuten, daß die §§ 8 bis 10 der Vorlage mitsamt allen Abänderungsanträgen in der Kommission glatt abgelehnt worden sind. Es sind die Bestimmungen über die Zuteilung von Wählern zu höheren Klassen, als sie ihren Steuerleistungen nach angehören müßten.

Über die Frage, was vorzuziehen ist: — die Annahme der Fortschritte in der Gestaltung des Wahlrechts, die jetzt zu erreichen sind, oder die Herbeiführung des Scheiterns einer Vorlage, deren Zugeständnisse nach der Ansicht gewichtiger Volkskreise durch verhängnisvolle Nebenwirkungen aufgewogen werden, die also vielleicht mehr Nachteile als Vorteile bringt, — über diese Frage wird man beim objektiven Abwägen der vorhandenen Meinungen und Stimmungen jetzt noch mit großer Zurückhaltung urteilen müssen. Man kann es den Nationalliberalen nicht verdenken, daß sie auf jede Gefahr hin fest bei ihrem Programm bleiben wollen, nicht aus Mangel an Opferwilligkeit, sondern weil sie glauben, mit ihrem Anschluß nach rechts gerade die Geschäfte des politischen Radikalismus zu besorgen. Dem kann man freilich auch den Einwand entgegenhalten, daß die Schwäche des heutigen Liberalismus zu sehr die Folge früherer Sünden und verpaßter Gelegenheiten ist, als daß sie durch die Haltung in dieser einen Frage wesentlich beeinflußt werden könnte, und daß die Liberalen, wenn die Vorlage scheitert, auch gerade den Konservativen manchen Trumpf in die Hand geben. Jedenfalls deckt die ganze Lage den Kardinalfehler auf, der von der Staatsregierung mit der Vorlegung dieses Entwurfs begangen worden ist. Seit Bismarck von den „Imponderabilien“ gesprochen hat, die in der Politik berücksichtigt werden müssen, ist dieser Ausdruck so oft gebraucht worden, daß man sich fast scheut, ihn gleich-

falls anzuwenden. Aber es scheint doch recht notwendig, daß man auf die von dem großen Staatsmann erteilte Lehre immer wieder zurückkommt. Wenn der Eindruck, daß die Wahlrechtsvorlage dieses Moment recht wenig beachtet hat, schon bei der Veröffentlichung des Entwurfs entstehen mußte, so hat die Einführungsrede des Ministerpräsidenten diesen Eindruck bedeutend vertieft. Das ergab sich aus dem sehr nachdrücklichen Hinweis darauf, daß die Sehnsucht nach einer Verbesserung des Wahlrechts in Preußen nach dem Charakter der bestehenden Zustände gar keinen rechten Grund habe. Der preußische Staatsbürger habe ja doch tatsächlich alle Rechte, die er in einem geordneten Staatswesen füglich verlangen könne, und jeden Einfluß auf das Gemeinwohl, der mit dem Interesse der Allgemeinheit vereinbar sei. Dieser Grundgedanke der Rede trat recht stark hervor. Aber daraus folgt noch nicht, daß die Einrichtungen des Wahlsystems dem eigensten Rechtsbedürfnis und Rechtsbewußtsein des Volkes entsprechen. Eine Parallele drängt sich auf in den Fragen der Sozialreform, die die neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts bewegten. Auch damals glaubten viele die Rechtsfragen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu erschöpfen, wenn sie nachwiesen, daß die Arbeitgeber gewissenhafte und fürsorgliche Herren ihrer Angestellten im Sinne ihres materiellen Wohls waren. Daß ein Mensch es vorziehen kann, materiell schlechter gestellt zu sein, wenn er nur gewisse Rechte und Freiheiten anerkannt sieht, schien vielen damals unbegreiflich. Herrn v. Bethmann Hollweg soll es unvergessen sein, daß er als Staatssekretär des Innern gleich seinem Vorgänger Grafen Posadowsky gerade diese Fragen mit tiefgründiger Sachkenntnis und sorgsam wägender Gerechtigkeit erörtert hat. Auch bei der Wahlrechtsvorlage aber spielt das in der Phantasie wurzelnde Rechtsempfinden gegenüber dem trocknen, verstandesmäßigen Nachweis, daß alles zum besten bestellt sei, eine berechtigte Rolle. Es wird immer vergeblich sein, der aus unmittelbaren Eindrücken und realen Erfahrungen geschöpften Vorstellung des geringen Mannes, daß er bei diesem Wahlsystem von vornherein überstimmt und unterdrückt sei, mit statistischen Nachweisen zu begegnen. Wäre es nun wirklich so bedenklich gewesen, diesen — gut! sagen wir: — Vorurteilen der Volksmeinung weiter entgegenzukommen, als es in dem vorgelegten Entwurf geschehen ist? Wir glauben, es hätte hier sehr viel mehr geschehen können, ohne daß von einer wirklichen Demokratisierung des Wahlrechts die Rede zu sein brauchte. Ein genügend fester Wille der Regierung, eine starke Initiative und eine geschickte Vorbereitung der öffentlichen Meinung in der Weise, wie das in einem modernen, zivilisierten Staat heutzutage nun einmal geschehen muß, hätte einer wirklich über den Parteien stehenden Regierung eine sichere Mehrheit im Abgeordnetenhause verschafft, und unter diesen Voraussetzungen hätte sich auch das Herrenhaus — das trotz allen radikalen Schimpfereien und Spöttereien in entscheidenden Fragen immer über eine, wenn auch knappe, Mehrheit von besonnenen, weitblickenden und staatsmännisch veranlagten Männern verfügt — willig gefunden. Die wohltätigen, ausgleichenden, beruhigenden, Vertrauen schaffenden Wirkungen einer solchen Lösung auf alle politischen Fragen und auf die Entwicklung der nächsten Zukunft hätten kaum hoch genug eingeschätzt werden können. Jetzt werden wir wohl auf alle Fälle mit dem Gegenteil rechnen müssen. Wir meinen dabei nicht das ziemlich törichte Spiel mit revolutionären Gedanken, wie es die bürgerliche und soziale Demokratie jetzt liebt. Die Voraussetzungen einer Revolution sind ganz andrer Art. Besonders die Sozialdemokratie schadet sich nur selbst mit Demonstrationen, die der ruhig denkenden Mehrheit unsres Volkes auf die Dauer lächerlich, langweilig oder gar widerwärtig erscheinen. Aber es liegt eine Erschwerung einer gesunden Politik darin, wenn die von Hause

aus gemäßigten Elemente sich mißtrauisch beiseite gedrängt fühlen und aus Temperamentsgründen — nicht einmal aus Überzeugung — in radikale Strömungen geraten. Der Reichskanzler hat in seiner großen Rede uns in dem Punkte durchaus aus der Seele gesprochen, daß er die Überschätzung der Wirkung bestimmter Wahleinrichtungen auf ihr rechtes Maß zurückgeführt hat. Es bleibt nun einmal unbestreitbar, daß im preußischen Abgeordnetenhause immer trotz dem Dreiklassensystem die Richtung die Mehrheit gehabt hat, die tatsächlich die Zeitstimmung beherrschte, und daß so das Haus mit demselben Wahlrecht auch lange Zeit eine liberale Mehrheit gehabt hat. Aber kann man nicht ebenso daraus die Folgerung ziehen, daß man überhaupt bei der Gestaltung des Wahlrechts gar nicht so ängstlich und engherzig zu sein braucht?

In dieser Woche ist Herr v. Bethmann Hollweg dem Beispiel seines Vorgängers gefolgt, indem er bei dem Festmahl des Deutschen Landwirtschaftsrats eine politisch bedeutsame Rede hielt. Er hat damit zum erstenmal seit seiner Ernennung zum Reichskanzler der Öffentlichkeit in etwas freierer Form seine politische Persönlichkeit enthüllt. Nehmen wir's zum guten Zeichen! Man hat den Reichskanzler „weltfremd" und „scheu" gescholten. Nach allem, was wir von ihm wissen, halten wir dieses Urteil für unzutreffend. Sicherlich ist sein Verhalten das Ergebnis einer sorgfältig durchdachten Überzeugung, die wir freilich für einen Fehler halten. Der moderne Staatsbürger hat ungern den Eindruck, als ob sich der leitende Mann freiwillig zum unpersönlichen Träger eines abstrakten Begriffs — heiße er Staatsautorität, Gesetz oder sonstwie — macht. Glaubt er derartiges zu bemerken, so wird er leicht ungerecht gegen die schätzenswertesten Eigenschaften des Charakters und Geistes, die dahinter stehen. Er will sich ein Bild machen können von dem Menschen von Fleisch und Blut, mit dem er sich innerlich beschäftigen kann, in dessen lebendiger Persönlichkeit sich die Zeitfragen spiegeln. Die reine Korrektheit und Sachlichkeit erweckt in ihm nur den Eindruck, daß trotz Sachkenntnis, Erfahrung und Gedankenreichtum die Verbindung mit den Blutadern fehlt, die das Volksleben in Parlament, Presse und gesellschaftlichen Betätigungen hundertfach durchziehen. Vor diesen Mißdeutungen, die bei dem Charakter des heutigen öffentlichen Lebens leicht zu Hemmungen der Politik werden, sähen wir den Reichskanzler gern bewahrt, und darum hoffen wir, daß er sich auch weiter immer mehr in die Arena zu treten entschließt und, indem ihm die Regungen und Bedürfnisse der Volksseele immer mehr zu einem virtuos beherrschten Instrumente werden, allmählich auch den bösen, mit seinen wahren Anschauungen doch eigentlich nicht zusammenstimmenden Schein vermeidet, der ihm die vorhin angedeutete Beurteilung eingetragen hat.

Es ist übrigens erfreulich, — bei der heutigen kritischen Stimmung doppelt erfreulich, — daß der jetzt glücklich erreichte Zollfrieden mit Kanada als ein Erfolg angesprochen werden kann, der der Festigkeit und Geschicklichkeit unserer Reichsregierung zu danken ist. Die letzten handelspolitischen Aktionen sind zwar in der Tagespresse vielfach unfreundlich kritisiert worden; die näher Eingeweihten wissen trotzdem, daß diese Angelegenheiten gut geleitet worden sind.

Weniger befriedigt hat das Ergebnis der nationalliberalen Interpellation wegen Beamtenmaßregelungen in der Ostmark. Daß die Verständigung aller deutschen Parteien gegenüber den Polen obenansteht, ist ja durchaus zu billigen, und formell ist die Regierung gerechtfertigt aus dieser Sache hervorgegangen. Leider konnte doch der Eindruck nicht verwischt werden, als ob die nationale Einigung gelegentlich als ein zu einfaches und bequemes Mittel dienen müßte, um nichtkonservative Parteien an die Wand zu drücken.

Die letzten Beratungen des Reichstags, der sehr fleißig gearbeitet hat, werden wir wohl demnächst in größerem Zusammenhange besprechen können.

Der Weg der Kunst. Die Entwicklung der Kunst geht doch in der Weise vor sich, daß gerade aus den unteren Schichten die ursprünglichen Begabungen kommen. Vielleicht, weil ihnen gerade der Weg nicht leicht gemacht ist, weil das Ringen hier intensiver ist, die Auslese strenger ist, so daß nur die überragende Begabung sich durchsetzt (Lenbach war Maurer, Menzel Lithograph, und diese Beispiele ließen sich vermehren). Alle Kunst stammt zum großen Teil von unten; nicht nur die Kunst, auch die Dichtung. Das Talent hat nicht viel zu verlieren; dagegen locken die Möglichkeiten. Und die Beziehung zur Umwelt, zur Natur, zur Gesellschaft, zu dem, was im Innern lebt und ringt, unmittelbarer ist. Daher beginnt die Kraft eigentlich immer von neuem. Solche Menschen haben auch in den gewöhnlichen Stellungen und Berufen, die ihnen ihr Lebensumkreis bietet, zu kämpfen. Die Kunst, die ihnen ferner liegt, lockt sie desto mehr. Sie zeigt ihnen die Möglichkeit eines Aufstiegs und der Kampf, das Ringen ist ihnen etwas Gewohntes.

Anderseits: die Gesellschaft hört gern auf neue, unmittelbare Laute. Gerade die Fremdheit des Milieus, aus dem das neue Talent stammt, reizt. Das Menschliche, das mitanklingt, bewegt zur Teilnahme.

Allerdings ist hier schon eine Gefahr. Sofern das Talent es nicht versteht, sich aus seinen Kreisen empor zu entwickeln, die Gemeinsamkeit des Universal-Geistigen, der schöpferischen Talente zu gewinnen, bleibt er in einer Art stecken, bei der nur das Inhaltliche Wert hat. So beschränkt sich sein Kreis bald; er wird wieder vergessen. Man kann sagen: je mehr er seine Vergangenheit überwindet, sich zu Höherem erzieht, um den Preis wird er Künstler. So daß eigentlich der Anfang nur der Nährboden war. Die Blüte muß in einer anderen Luft reifen; in Höhenluft, wo reinere Schönheit gedeiht. Sonst bleibt er Wurzelkraut, das am Boden hinkriecht.

Denn die Kunst will nicht nur Inhalt, sie will auch Form. Sie will nicht nur Auffrischung, sie will auch Tradition. Diese geben, im entgegengesetzten Extrem, die Talente, denen der Zufall meist die Existenz erleicherte, die fremde Kulturen aufnehmen, die im Schatten der Schönheit aufwachsen, die nur mit den höchsten, reifsten Leistungen verkehren und die wissen, wie schön es ist, die Techniken zu verfeinern und zu bereichern. Sie störte der Drang von unten; sie wollen Tradition. Aber gerade die, die von unten kommen, müssen in diese Sphäre hineinwachsen, sich mit diesem Problem auseinandersetzen und erst dann, wenn sie Inhalt und Form vereinen, sind sie reif und vollkommen. Dann aber stehen sie über Kaste und Gesellschaft, über Beruf und Milieu — sie sind Menschen geworden, sie sind Mitglieder der Menschheit. Ernst Schur

Das neue Europa. Unter allen politischen Ereignissen der Neuzeit ist das Aufkommen Österreichs das wichtigste und interessanteste. Es ist ja in seinem Ausgangspunkt unzweifelhaft nicht die Folge innerer Konsolidation, sondern die äußerer Umstände. Der russisch-japanische Krieg, der Rußland zurückwarf, hat Österreich hoch gebracht. Durch diesen Krieg hat Rußland keine Provinz verloren, wohl aber ein Hinterland, den Balkan. Mit dem Augenblick, da die Balkanvölker mitten in ihrer Krise erkannten, daß ihnen Rußland nur Hilfe durch Worte, nicht durch Taten bringen könne, war Rußlands Rolle auf dem Balkan ausgespielt. Von diesem Augenblick an widerstand nicht einmal Montenegro, das sich bis

dahin immer stolz als absolutistische Filiale des russischen Reiches gefühlt hatte, dem konstitutionellen Ansturm.

Es war aus historischen und geographischen Gründen kein Wunder, daß Österreich-Ungarn an Rußlands Stelle rückte. Ein größeres Wunder war es schon, wie gut es durch die Talente des zufällig amtierenden Ministers des Äußeren den neuen Platz auszufüllen verstand. Am merkwürdigsten aber ist, wie die Erfolge das österreichische Antlitz veränderten. Aus einem griesgrämigen älteren Herrn mit Podagra und Hustenanfällen wurde ein mutiger Jüngling, der schnell die Welt aus den Angeln heben wollte. Und dieser Jüngling bildete sich sehr rasch ein, daß er immer ein Jüngling gewesen sei, daß seine Erfolge doch eigentlich nur von seiner Kraft herkämen. So glaubt Österreich-Ungarn heute, daß es seine äußeren Erfolge seiner inneren Konsolidation zu verdanken habe, und weil es das glaubt, beginnt es sich im Innern zu konsolidieren.

Beweis dafür ist allein schon der Titel einer Monatsrevue, die einige Zeit hindurch österreich-ungarische Interessen behandelt. Sie war freilich wohl allzu groß angelegt, ist sie doch eben jetzt bereits selig entschlafen.

Nun, jedenfalls hieß die Zeitschrift „Das neue Europa". Das neue Europa, das ist der Erdteil, in dem Rußland aus der großen Politik ausgeschaltet ist und in dem auch England — wenigstens auf dem Balkan — immer mehr an Boden verliert. Das neue Europa ist die österreich-ungarische Morgenröte.

Manchmal freilich beginnt man in der Fülle dieses Kraftbewußtseins sich doch zu überlegen, wieso denn das alles historisch gekommen ist, wieso denn Rußland und England ihr rücksichtsloses Vorgehen eingebüßt haben. Man — d. h. der Herausgeber der verflossenen Zeitschrift — ist dabei zu einer ganz beachtenswerten Erklärung gelangt. Die veränderte Schätzung des menschlichen Lebens ist an allem schuld. Rußland stand bis jetzt für seine Ziele bis zum äußersten ein und sah dabei nicht im geringsten, welche Menschenopfer ihm diese Politik auferlegte. Es war eben ein halbasiatischer Staat, in dem das menschliche Leben nicht als ein so hohes Gut angesehen wurde wie im europäischen Westen. Die revolutionäre Bewegung und ihre demokratische Weltanschauung haben damit aufgeräumt: Rußland achtet heute auf seine Menschen und verliert dadurch seinen Elan. Aus einem etwas anderen Grunde ergibt sich in England das gleiche Resultat. Die britische Armee hat bisher mit einem Söldnerheer gearbeitet und konnte deshalb frei und ungebunden vorgehen. Söldner sind nicht Staatsbürger, man bedenkt sich nicht, eine zusammengewürfelte Schar in den ärgsten Kugelregen zu schicken. Indem England langsam aber sicher zur allgemeinen Wehrpflicht übergeht, sinkt es langsam aber sicher in einen Zustand ängstlichen Zauderns und Überlegens.

Sprechen nun — so wird man fragen müssen — diese durchaus haltbaren Hypothesen für den Pazifismus oder gegen ihn? Es ließe sich ja denken, daß man sie im pazifistischen Sinne deutete. Die Völker wollen eben, so wird man sagen können, keine rücksichtslosen Eroberungen mehr, sondern nur einen in friedlicher Form sich bewegenden internationalen Konkurrenzkampf. Kampf und Frieden — als ob sich das zusammenreimte! Wer den Konkurrenzkampf will und nicht seine letzte Konsequenz, den Kampf mit den Waffen, der denkt wie eine alter Jungfer, die sich Leidenschaften auf dem Theater vorspielen läßt, weil sie selbst keine erleben darf. Durch die Demokratisierung verlieren England und Rußland ihre Rücksichtslosigkeit — das wird wahr sein. Aber zugleich verlieren auch England und Rußland ihre Energie im wirtschaftlichen Vorgehen. Rußland steckt einen Pflock nach dem anderen im fernen Osten zurück, in England zeigt sich eine

von allen patriotischen Engländern mit größtem Mißtrauen beobachtete Hinneigung zum Rentnertum.

Wir in Deutschland haben das Volksheer, das ja ohne Zweifel eine demokratische Institution ist, aber wir haben auch Gegengewichte gegen die Demokratisierung. Die wollen wir uns nicht nehmen lassen, auf ihnen beruht unsere wirtschaftliche Kraft. Es ist ja dem Kaufmann und Industriellen nicht übel zu nehmen, wenn er sich vor dem Kriege fürchtet, weil der Krieg unermeßliche wirtschaftliche Werte zerstört. Aber er möge doch bedenken, daß das Aufhören des kriegerischen Sinnes überhaupt erst gar keine wirtschaftlichen Werte schafft. Wollen wir uns vom Osten überrennen lassen, in dem ein dumpfer kriegerischer Wille lodert? Stellen wir ihm einen freien kriegerischen Willen gegenüber! Japan ist in der Wirtschaft groß, weil es im Kriege groß gewesen ist, und umgekehrt — eines bedingt das andere. Die Vereinigten Staaten haben ihre Frische und Kraft nur, weil in ihnen ein Raureitergeist lebendig ist, der immer neu aus unendlichen Steppen und wilden Gebirgen herweht.

Wir verarmen, wenn wir dem Pazifismus verfallen — dem Pazifismus um jeden Preis. Für Österreich-Ungarn bedeutet die Episode mit Serbien sehr wenig, die Rüstung gegen Serbien unermeßlich viel. Man schreckte damals vor dem Äußersten nicht mehr zurück, und weil das Volk heute noch dieses entschlossene Gefühl durchdringt, sieht man mit so gutem Mute in die Zukunft.

Dr. Adolf Grabowsky

Politik und Wissenschaft*). Unter der Aufschrift „Politik und Wissenschaft" findet sich in Nr. 4 der „Grenzboten" S. 190 f. eine mir leider erst heute (15. Februar) zur Kenntnis gekommene Kritik meiner in der „Kölnischen Zeitung" veröffentlichten Bemerkungen über das deutsche Weißbuch in Sachen der Mannesmann-Konzessionen.

Zunächst sei eines festgestellt, worin der Gegner und ich völlig einer Meinung sind: nämlich daß die deutschen wirtschaftlichen Interessen so gut als nur möglich geschützt werden müssen. Die Befürchtung nun, die unter der Regierung von Abdul Asis bestand, daß ein Berggesetz unter französischem Einfluß und nur zu gunsten französischer Interessen erlassen werden würde, das die deutschen Interessen schwer schädigen, ja völlig vernichten könnte, bestand unter Muley Hafid nicht mehr und das von diesem Sultan erlassene Berggesetz vom 7. Oktober 1908 entspricht, darüber waltet ja kein Zweifel ob, nicht nur den berechtigten deutschen Forderungen, sondern auf seiner Grundlage haben Deutsche, eben die Gebrüder Mannesmann, sich durch Klugheit und Energie eine bevorzugte Stellung zu erringen vermocht. Man fragt nun unter diesen Verhältnissen wirklich vergeblich nach dem Grund, aus welchem das deutsche Auswärtige Amt so energisch den Gebrüder Mannesmann entgegentritt, die doch in bergbaulicher Hinsicht recht eigentlich das deutsche Interesse in Marokko darstellen.

Also der Grund, warum der deutsche Vertreter in Marokko eine Solidarität der Algeciras-Mächte hinsichtlich der Anwendung von Artikel 112 der Algeciras-Akte zu gewinnen bemüht war, nämlich die Besorgnis vor französischen Über-

*) Herr Geheimrat Professor Dr. Philipp Zorn (Bonn) sendet uns eine Entgegnung zu unsern Ausführungen in Nr. 4. Wir drucken die Entgegnung mit Rücksicht auf die Bedeutung des Gelehrten ab, wenn seine Ausführungen uns auch nicht überzeugen können. Nach wie vor stehen einander der schnell entschlossne Diplomat, der mit den praktischen Anforderungen des Lebens gerechnet hat, und der Rechtslehrer gegenüber. D. Schriftltg.

griffen, war jedenfalls unter Muley Hafid nicht mehr in dem Maße vorhanden wie vorher, und damit für Deutschland auch jeder Grund dahingefallen, den Sultan in Ausführung des Artikels 112 einzuschränken.

Inzwischen war nun aber allerdings jener Beschluß der Vertreter der Mächte vom 20. August 1908 gefaßt worden, der vor der Promulgation die Vorlegung des Berggesetzes an die Vertreter der Mächte forderte. Auf die juristische Bedeutung dieses Beschlusses kommt alles an.

Wenn gesagt wurde: der Beschluß enthalte nur eine „Deklaration" über den Sinn des Artikels 112, und die Mächte, die den Artikel 112 beschlossen, seien doch zweifellos auch berechtigt, seinen Sinn zu deklarieren, so macht man sich doch die Sache gar zu leicht. Der Beschluß vom 20. August enthält keine Deklaration, sondern eine Abänderung, ja geradezu eine Aufhebung des Artikels 112. Dieser Artikel 112 war von der eigens zu dem Zwecke der Beendigung der den Weltfrieden bedrohenden marokkanischen Wirren aus hervorragenden Staatsmännern berufenen großen Welt-Konferenz in Algeciras festgestellt worden; die Gesandten-Konferenz in Tanger aber war nicht in dem Sinne wie die Konferenz von Algeciras eine Vertretung der Mächte und war demgemäß rechtlich nicht legitimiert, einen Artikel der Algeciras-Akte aufzuheben. Das konnte rechtlich nur eine neue Konferenz der Mächte nach Art der Algeciras-Konferenz. Dazu kommt noch: daß aus dem deutschen Weißbuch nicht mit Sicherheit hervorgeht, ob Abdul Asis, der damals noch als Sultan von Marokko angesehen werden muß, den Beschluß angenommen hat; das Weißbuch S. 8 sagt nur: die scherifische Regierung habe „Kenntnis genommen", das ist aber ganz unzureichnend. Dem Nachfolger, Muley Hafid, ist dieser Beschluß wahrscheinlich überhaupt nie zur Kenntnis gekommen (Weißbuch S. 9: „er hat ihn wahrscheinlich gar nicht gekannt").

Der Beschluß vom 20. August war somit für Deutschland politisch gegenstandslos, seit Muley Hafid Sultan war, der nicht der willenlose Sklave Frankreichs war. Rechtlich aber war dieser Beschluß von Anbeginn mit so gewichtigen Mängeln behaftet, daß man wirklich nicht versteht, wie Deutschland jetzt in diesem Beschluß das entscheidende Moment sehen kann, und zwar in schneidendem Gegensatz zu deutschen Interessen.

Was die Mitwirkung deutscher amtlicher Organe an dem Zustandekommen des Berggesetzes vom 7. Oktober 1908 betrifft, so geht sie doch aus dem Weißbuch S. 7 12/13 klar hervor. Die deutschen amtlichen Organe in Marokko haben dann weiterhin im Januar 1909 die Rechte der Gebrüder Mannesmann vor dem Sultan vertreten. Wenn diese Vertretung durch allerlei Redewendungen der amtlichen Aktenstücke als rechtlich bedeutungslos hingestellt werden will, so habe ich abgelehnt, darauf einzugehen, weil ich dem Auswärtigen Amt gegenüber die Ausdrücke vermeiden möchte, die zur Charakterisierung dieses Verhaltens gebraucht werden müßten. Hier handelt es sich nicht um „Wissenschaft" oder um „den Zweck, unter allen Umständen recht zu behalten", sondern lediglich um die Zurückweisung des Grundsatzes „si fecisti, nega" aus der deutschen Politik. Wenn die amtlichen Organe vom Sultan eine Bestätigung forderten, um zu verhindern, „daß er von seiner Zusage etwas abstreitet", so können die schönsten Redewendungen diesem amtlichen deutschen Vorgehen keinen andern Sinn geben als den: unter Mitwirkung deutscher amtlicher Organe hat der Sultan die verliehenen Rechte neuerdings bestätigt.

Ausdrücklich möchte ich hier noch hinweisen auf die beiden Artikel von Hatschek in der „National-Zeitung" Nr. 58 und 60, die genau zu dem gleichen Ergebnis bezüglich des Diplomaten-Beschlusses vom 20. August und seines Verhältnisses zur Algeciras-Akte kommen wie meine Erörterungen. Philipp Zorn

Alexander von Gleichen-Rußwurm, Geselligkeit, Sitten und Gebräuche der europäischen Welt 1789 bis 1900. 473 S. Stuttgart 1910. Verlag Julius Hoffmann. (Broschiert 8,50 M., Leinenband 10 M.)

Alexander von Gleichen-Rußwurm, der Urenkel Schillers, unternimmt es in diesem Werke, ein bisher ziemlich stark vernachlässigtes Gebiet der Kulturgeschichte zu behandeln: die Entwicklung der gesellschaftlichen Sitten und Gebräuche von der französischen Revolution an bis auf unsere Tage. Ein derartiges Buch ist von um so größerem Interesse in einer Zeit, in der ein Suchen und Tasten nach neuen Formen des gesellschaftlichen Verkehrs deutlich in die Erscheinung tritt und sich vor allem bei der intellektuellen Jugend ein Sehnen nach dem Zauber geistvoller Geselligkeit und herzerquickender Plauderei fühlbar macht. Gleichen-Rußwurm, bekannt als feiner philosophischer Kopf, erscheint auch seiner Persönlichkeit nach vor anderen geeignet für derartige Studien zu einer Geschichte der Welt — nämlich des Geistes vornehmer Geselligkeit — und ihrer Wechselwirkung mit den übrigen Erscheinungen des Lebens. Das Buch ist von der ersten bis zur letzten Seite äußerst anziehend und unterhaltsam. Der Verfasser reiht nicht die geschichtlichen Tatsachen vertrocknet und aufgeklebt wie Herbariumspflanzen nebeneinander, sondern gibt Beispiele, die sich tatsächlich im Leben abgespielt haben, zeichnet Augenblicksbilder und läßt die Personen, von denen er spricht, lebendig vor uns auferstehen. In 24 Kapiteln führt er uns durch die Salons Frankreichs und Deutschlands, Italiens und Englands und bringt uns den Wechsel der Geselligkeitsformen deutlich zum Bewußtsein. Er zeigt uns, wie sich zunächst in der Zeit von 1789 bis zum Wiener Kongreß die Geselligkeit des achtzehnten Jahrhunderts allmählich im Zeichen der Politik wandelt, wie dann vom Wiener Kongreß bis zur Revolution von 1848 das Nationalgefühl allerorten auch in den Salons mächtig erstarkt und die Weltanschauung der Romantik mehr und mehr zur Herrschaft gelangt, wie von 1848 bis zum Berliner Kongreß Altruismus und Snobismus vorherrschen und schließlich in den letzten Jahrzehnten soziale Sehnsucht die Brücke zwischen Höhe und Tiefe zu schlagen sucht. Von der unterhaltenden Vielseitigkeit, dem liebenswürdigen Geiste und der schönen Sprache des vortrefflichen Buches kann hier kaum ein Begriff gegeben werden. Wir unsrerseits wünschten, daß der Verfasser seine Studien auch auf frühere Jahrhunderte ausdehnen und diesem „letzten" Bande seiner Geschichte der Geselligkeit bald die ersten folgen lassen möchte.

Georg Jahn (Leipzig)

Der Außenarchitekt

„Außenarchitekt — was ist das?"

Nun, es gibt Innenarchitekten. Also muß es doch wohl auch Außenarchitekten geben. Wie der Innenarchitekt die Einrichtung des Hauses besorgt, besorgt der Außenarchitekt den Bau des Hauses. Der eine macht das Ding von außen, der andere dasselbe Ding von innen.

„So lakonisch, wie du das da sagst, klingt es nicht ganz so töricht. Aber worauf willst du hinaus? Willst du erklären oder spötteln?"

So höre. Hast du schon je gehört, daß bei irgendeinem Gegenstand der eine Handwerker die Außenseite und der andere die Innenseite besorgt? Also etwa bei einem keramischen Gegenstand, oder bei einem Möbel, oder bei einem plastischen Gegenstand?

„Ja, bei einem Buche z. B. Der eine druckt es und der andere bindet es."

Das ist etwas anderes. Denn der Druck und der Einband des Buches sind zwei ganz verschiedene Dinge, die von verschiedenen Händen hergestellt und von einer dritten Hand miteinander verbunden werden. Ich verlange auch nicht, daß der Außenarchitekt die Tapeten oder Vorhänge macht. Aber es scheint doch einigermaßen lächerlich, daß die Architektur eines Hauses von zwei Menschen besorgt wird, von einem Außen- und einem Innenarchitekten, gleich als ob beides, das Äußere und Innere, nichts oder nicht viel miteinander zu tun hätten. Wie nun, wenn es richtig ist, daß jedes Haus von innen heraus gebaut werden soll, aus seinem Zweck und Bedürfnis heraus? Ein Wohn-, ein Fabrik-, ein Kontorgebäude, Warenhaus, Markthalle, Rathaus, Post, Bahnhof, Schulgebäude, Theater, Villa, Landhaus, Gasthof, Schloß, Burg, Kuranstalt, Museum usw.: wird nicht jedes dieser Gebäude desto vortrefflicher sein, je besser es seinem Zweck entspricht, je mehr es aus seinem Gebrauchszwecke und Bedürfnis heraus gebaut ist — also von innen heraus und von innen nach außen. Für das Theater z. B. brauche ich einen amphitheatralisch sich aufbauenden Zuschauerraum und einen Bühnenraum — also müssen die Mauern und Wände so und so stehen und folglich muß das Ding außen so und nicht anders aussehen. Für einen Bahnhof brauche ich Warte- und Wirtschaftsräume und hinten eine Abfahrtshalle. Also muß die äußere Architektur so und nicht anders sein, Ebenso bei jedem Gebäude. Ein Wohnhaus ist zwar ein Wohnhaus, aber die Menschen, Sitten, Stände, Gewohnheiten, Neigungen, Temperamente und Gemüter sind verschieden und je nachdem werden die Möbel, Wände und Räume ausfallen müssen; dementsprechend werden auch die Mauern und das, was man Außenarchitektur nennt, sein müssen. Folglich muß auch hier von innen nach außen gebaut werden. Dann aber kann unmöglich der Außenarchitekt ein anderer als der Innenarchitekt sein; der Außenarchitekt muß vielmehr zugleich und zuerst Innenarchitekt sein. Er muß beides in einer Person vorstellen, er muß das Haus erst seinem Zweck und Bedürfnis nach, seinem inneren Wohnzwecke nach im Kopfe haben und wird danach die äußere Form finden können, die sich in der Tat aus dem inneren Wohnzwecke von selbst ergeben muß, die eben nichts anderes als die äußere Form des Dinges ist, die so und gar nicht anders sein kann. Etwa wie ein Boot oder eine Maschine, ein Luftschiff oder irgendein Apparat, ein Werkzeug nur diese äußere Form haben kann, die zugleich die Zweckform ist und die nichts anderes ist, als das Ding von außen gesehen.

Kein Zweifel, es haftet uns von der Barockzeit her noch das Unorganische des Kulissen- und Fassadenbaues an: wir ersinnen für ein Gebäude eine schöne Außenarchitektur als ein Ding für sich, während doch alles, was wächst, von innen nach außen wächst! Oder hat man in der Natur schon je ein Wesen oder eine Pflanze oder eine Zelle gefunden, die von außen nach innen wächst? Nein, bei der Zelle wie bei der Pflanze ist das Erste der Kern, und das Tier wächst aus dem Ei — alles, was wächst, wächst von innen heraus, von innen nach außen.

Dies ist der organische Weg, den wir auch bei allen technischen Arbeiten einschlagen. Warum sollen wir nun gerade bei dem Haus, in dem wir leben, anders verfahren? Warum soll gerade der Architekt pervers, nicht organisch vorgehen? Nicht einmal beim Krebs bildet sich erst die Schale, dann der Leib und das Fleisch, nicht einmal bei der Schildkröte erst der Panzer, bei keinem Wesen bildet sich erst die Haut oder der Knochen — der Mensch würde gut daran tun, auch hierin der Natur, dieser größten Bauherrin, als Lehrmeisterin zu folgen. Wahrscheinlich ist der Grund, daß wir in der Architektur es nicht getan haben und als Architekten so unorganisch verfahren sind, der, daß wir uns immer auf der Suche nach einem Stil befinden und doch den richtigen Stil niemals treffen. Denn auch der Stil hängt mehr mit dem Zweck, Gebrauch und Bedürfnis zusammen, als man gemeinhin denkt. Oder ist etwa der gotische Stil auf der einen, der des Rokoko auf der anderen eine Sache wesentlich der Außenarchitektur, oder nicht vielmehr der Innenarchitektur, des Innenraumes, des Innenlebens — des Innenlebens in zwiefacher Hinsicht, den Raum und seine Bewohner angehend? Was war zuerst da, der gotische Stil oder das innige, übersinnliche Empfinden der Menschen jener Zeit? Was war zuerst da, der Rokokostil oder das kokett-graziöse Leben und Empfinden der Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts? Und so mit allen Stilen und Architekturen. Nicht einmal ein Reithaus kann man von außen nach innen bauen, und selbst in der altgriechischen Architektur war das Erste der Mensch, sein Empfinden, sein Leben, sein Zweck. Erst im Barockzeitalter kam es auf, daß man eine Außenarchitektur unorganisch und pervers um einen Innenraum herumlegte, eine Kulisse davor stellte und eine Fassade mit vier Stockwerken konstruierte, während sich im Innern nur drei oder gar nur ein Kirchenschiff befand. Von dieser unorganischen Auffassung der Architektur haben wir uns noch immer nicht völlig losmachen können. Sonst wäre es nicht möglich, daß wir ein Haus von einem Außenarchitekten bauen und von einem Innenarchitekten einrichten lassen. Hier dürfte die Wurzel fast aller baukünstlerischen Übel liegen. Der Maurer baut freilich von außen nach innen, wie von unten nach oben, und er fängt bei den Umfassungsmauern an. Aber der Plan des Ganzen muß dann schon feststehen, und dieses Ganze, das Haus, muß von innen nach außen erdacht sein. Vielleicht kommt also der Grund, daß der verkehrte unorganische Weg sich eingebürgert hat, auch daher, daß der Maurer von außen nach innen baut, daß in der Ausführung das Haus von außen nach innen gebaut wird. Dann würden wir also heute noch wie die Wilden bauen, die erst das Strohdach ihrer Hütte bauen und dann sehen, wieviel Raum sie unter dem Dach finden.

Was wir brauchen, ist eine Wohnungsbaukunst, eine Baukunst aus dem Bedürfnis, aus dem Zweck, aus dem Temperament derer heraus, die die Häuser bewohnen. Der Fassadenbaumeister und Paneelarchitekt sollten endlich ausgestorben sein.

Dr. Heinrich Pudor

Neue Bücher

Die Redaktion behält sich die Besprechung einzelner Werke vor.

Stollreither, Eugen: Ein deutscher Maler und Hofmann. E. S. Mittler & Sohn, Berlin. M. 10.—.

Herre, P.: Der Kampf um die Herrschaft im Mittelmeer. Quelle & Meyer, Leipzig. M. 1.25.

Stengel, Carl v.: Weltstaat und Friedensproblem. Reichl & Co., Berlin.

Suttner, Bertha v.: Rüstung und Überrüstung. Hesperus-Verlag, Berlin. M. 0.70.

Wirth, A.: Die Zukunft der Türkei. Verlag Deutsche Zukunft, Leipzig. M. 1.50.

Bleibtreu, Carl: Deutschland und England. Karl Curtius, Berlin. M. 3.50.

Preil, Friedr.: Deutsch-französische Waffenbrüderschaft im Hinterlande von Togo und Dohorney. E. A. Schwetschke & Sohn, Berlin. M. 5.—.

Fried, Alfred H.: Der kranke Krieg. Alfred Kröner, Leipzig. M. 1.—.

Erleichterungen im Zollverkehr. Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin.

Gurlitt, Ludwig: Pflege des Heimatsinnes. Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag, Berlin. M. 2.—.

Burgaß, E.: Winterliche Leibesübungen in freier Luft. II. Auflage. Teubner, Leipzig, Berlin. M. 1.—.

Raydt, H., u. **Eckardt**, F.: Das Wandern. II. Auflage. Teubner, Leipzig, Berlin. M. 1.20.

Heimatschutz in Sachsen. Vorträge. Teubner, Leipzig, Berlin. M. 2.25.

Eidmann, Heinr.: Heimatmuseum, Schule und Volksbildung. Quelle & Meyer, Leipzig. M. 1.40.

Rausch, Dr. Georg: Goethe und die deutsche Sprache. Teubner, Leipzig, Berlin. M. 2.80.

Kluge, Friedr.: Unser Deutsch. Quelle & Meyer, Leipzig. M. 1.—.

Weise, Oscar: Unsere Muttersprache. Teubner, Leipzig. M. 2.80.

Pauli, August: Auf der Spur des Lebens. Oscar Beck, München. M. 2.25.

Weise, Oscar: Ästhetik der deutschen Sprache. III. Auflage. Teubner, Leipzig. M. 3.—.

Weise, Oscar: Unsere Mundarten. Teubner, Leipzig. M. 2.80.

Meisel-Heß, Grete: Die sexuelle Krise. Eugen Diederichs, Jena. M. 5.50.

Gruber, Dr. Hugo: Ruths Erziehung. II. Auflage. R. Oldenbourg, München, Berlin. M. 4.—.

Sprengel, Auguste: Die allgemeine Frauenschule. Teubner, Leipzig. M. 1.20.

Frauenschulen, Referate. Teubner, Leipzig. M. 1.—.

Liebrecht, E.: Das Buch der Frau. Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag, Berlin. M. 1.20.

Bücher, Carl: Die Frauenfrage im Mittelalter. Laupp'sche Buchhdlg., Tübingen. M. 1.50.

Westermarck, Prof. Dr. E.: Sexualfragen. Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig. M. 2.—.

Polack, Friedr.: Brosamen. Bd. V. R. Herrose's Verlag. Wittenberg. M. 3.—.

Eckart, Rud.: Fürstliche Pädagogik. Gebr. Vogt, Papiermühle, S.-A. M. 2.—.

Lepointe u. **Moulet**: Deutsche Blätter. Alcide Picard, Paris. Fr. 3.—.

Rein, W.: Pädagogik und Didaktik. Quelle & Meyer, Leipzig. M. 1.—.

Guck, Hans: Sozialpolitik und Schulhygiene. A. Helmichs Buchhandlung, Bielefeld. M. 0.60.

Sprengel, Prof. Dr. Joh.: Die Notlage des deutschen Unterrichts an den höheren Schulen. Otto Salle, Berlin. M. 0.50.

Cauer, Dr. Paul: Schule und Leben. Quelle & Meyer, Leipzig. M. 0.50.

Ostwald, Wilhelm: Wider das Schulelend. Akademische Verlags-Gesellschaft m. b. H., Leipzig. M. 1.—.

Gansberg, F.: Produktive Arbeit. Quelle & Meyer, Leipzig. M. 3.—.

Kemmer, Dr. Ludw.: Grundschäden des Gymnasiums. Otto Gmelin, München. M. 1.40.

Wetekamp, Prof. W.: Selbstbetätigung und Schaffensfreude in Erziehung und Unterricht. Teubner, Leipzig. M. 1.80.

Schiele, Friedr. Mich. D.: Gedichte der Erziehung. Dürr'sche Buchhandlung, Leipzig. M. 2.40.

Ohlert, Arnold: Abbruch und Aufbau des Unterrichts-Systems. II. Band. Carl Meyer, Berlin. M. 2.25.

Jeremias, Dr. Alfr.: Das Alter der babylonischen Astronomie. II. Auflage. J. C. Hinrichs, Leipzig. M. 1.60.

Schwarzschild, K.: Über das System der Fixsterne. Teubner, Leipzig.

Hoffmann, Arno: Hinter den Kulissen. G. Birk & Co. m. b. H., München. M. 1.—.

Butz, Fr. Carl: Moloch Theater. Jacob u. Alfred Mayer, Frankfurt a. M. M. 2.—.

Friedmann, Siegwart: Vertrauliche Theaterbriefe. F. Fontane & Co., Berlin. M. 2.—.

Walter, Adolf: Sturmglocken. Max Engl, München. M. 0.30.

Klob, Karl Maria: Literatur und Theater. Heinr. Kerler, Ulm. M. 3.50.

Klob, Karl Maria: Musik und Oper. Heinr. Kerler, Ulm. M. 2.70.

Schaeffer, Dr. Carl: Die Bedeutung des Musikalischen und Akustischen in E. T. A. Hoffmanns literarischem Schaffen. Elwertsche Verlagshandlung, Marburg.

Nase, Pfarrer J.: Die Ortsbestimmung für Alico und Teutoburg. Aug. Pott, Witten. M. 2.—.

Müller-Pyritz, Karl: Aus dem Märchenland Ägypten. F. Diemer, Kairo. M. 1.25.

Kleinschmidt, Erich: Teutoburg. H. S. Schlapp, Darmstadt.

Schötter, Erich von: „Österreicher", Literarische Essays. Karl Graeser & Cie., Wien. M. 2.—.

Kamp, Dr. H.: Unser Nibelungenlied, Familienausgabe. Mayer & Müller, Berlin. Geb. M. 5.—.

Kamp, Dr. H.: Unser Nibelungenlied, Erklärungsausgabe. Mayer & Müller, Berlin. Geh. M. 9.—.

Abeling, Theod.: Das Nibelungenlied und seine Literatur. II. Teil (Supplement). Ed. Avenarius, Leipzig. M. 3.—.

Kleine Anzeigen

Die Überschriftzeile 2 M., jede weitere Zeile 1 M.

Sprachlehrerin.

Deutsche, staatlich geprüfte **Sprachlehrerin** erteilt Unterricht auch Französisch und Englisch und beaufsichtigt Schularbeiten. Berlin W. Offerten unter **A. B. 5** an die Expedition der „Grenzboten".

Verantwortlich für den politischen Teil: George Cleinow in Berlin-Schöneberg, für den nichtpolitischen Teil: Dr. Paul Mahn in Charlottenburg-Westend. Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11. Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Für obige Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.

Mehr Achtung vor Frankreich!

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Bis 1870 ſah ſich Frankreich als die „große“ Nation und ward von dem übrigen Feſtland im ganzen entſprechend eingeſchätzt. Daß tatſächlich England Vormacht und Vorrang beſaß, ſtörte nicht viel, denn univerſalgeſchichtliche Wendungen brauchen Jahrzehnte und zuweilen Jahrhunderte, bis ſie von jedermann begriffen werden. Das Geſchehnis von 1870 bedeutete demnach mehr als einen verlorenen großen Krieg oder als die Débacle einer epiſodiſchen Regierungsform; es enthielt die europäiſche Entthronung der Nation. Zwar keine unvorbereitete. Ihre Geſchichte beginnt ſpäteſtens mit den politiſchen Torheiten unter Ludwig XV., die man gewöhnlich der Pompadour in die Rokokoſchuhe ſchiebt, weil immer das oberflächlich Bequemſte dazu genommen wird, daß es die „Schuld hat“. Das ancien régime begründete die Lage, Bonaparte hat ſie nicht wieder ändern können, England blieb Sieger. Bei Belle-Alliance endeten ſeine zwanzigjährigen Sorgen, es ward nun wieder unbehelligt die erſte Macht, die ſämtliche Fäden mit leichter Mühe lenkte, die Weltherrſcherin, die es auf den Schlachtfeldern Friedrichs des Großen nebſt denen in Kanada und vorher ſchon auf denen des ſpaniſchen Erbfolgekrieges geworden war. England uns weit voraus erhob die Hand des germaniſchen Volkstums über die Weltgeltung der Romanen. Preußen, das durch Menſchenalter hierzu nur ſekundär geholfen hatte, trat endlich ſelbſtändig hervor und machte die Wendung ſo aus der Nähe ſichtbar wie noch nie. Verantwortlich iſt es letzten Endes nicht für ſie, aber es brachte ſie zum eindrücklichſten, erſchreckenden Bewußtſein.

Um ſo mehr war nun die Wiederherſtellung um jeden Preis das einzig Denkbare für eine Nation, die noch zuletzt in Gambettas tüchtiger Führung die unverlorenen ſittlichen Kräfte offenbart. Der Revanchegedanke wäre ohne den

Verlust von Elsaß-Lothringen genau dieselbe psychische Notwendigkeit gewesen. Die Gestalt der trauernden Alsace mit der schwarzen Schleifenhaube, diese ein wenig nachträglich entdeckte Gegenliebe für die deutschen Departements, war jedoch das am besten und herzlichsten auszuhängende Plakat. An das Losschlagen bei möglicher Gelegenheit glaubte und dachte jedermann. Nicht kläglich setzte man auf die Gedächtnisdenkmäler das bekannte „1870—18 . .?", sondern das Bewußtsein, nur in Ungeduld zu harren, war überzeugt und echt. Wer Paris aus den älteren achtziger Jahren kennt, erinnert sich genug daran. Bis in die Stille der großen Bibliotheken, wenn man sich eine mittelalterliche Handschrift ausbat, vibrierte unter der knappen Höflichkeit das Beleidigtsein, daß man uns sah. Der Bürger, mit dem man ins Gespräch geriet oder der sich in den Ausflugsorten an der Seine zu dem Fremden setzte, weil man nicht schwatzen kann, wenn jeder allein sitzt, sagte ernsthaft: „Eines Tages wird es sein müssen!" und fügte ein kultiviertes Bedauern hinzu. Wie der Wille des Schicksals, unentrinnbar, hing die Drohung herab. Absolut zuverlässig war diese auf ein ganzes Volk verallgemeinerte Erwartung. Jeder, der publizistische Geschäfte machen wollte, oder wer im größeren Stil halb für sich und halb für die Sache, für Frankreich, zu agieren unternahm, war des über die Parteien wegflutenden Widerhalls bedingungslos sicher. Hier gab es keinen Widerspruch und gab es keine Kritik. Nicht zum wenigsten die kopflose Unbesinnlichkeit für den General Boulanger hat dann, als es immer flauer mit ihm wurde, erstmals der Revanche die Sehnen der sprunghaften Energie und der Zuversicht durchschnitten. Wir erinnern aber noch, wie nachgiebig Bismarck den akuten Schnaebele-Fall wegräumte und wie wir auf alles gefaßt sein mußten.

Dieser Boulanger schlug durch die Entlarvung als der Charlatan, der er war, breite Breschen für uns und den Frieden: durch das stutzende Mißtrauen nun, die bisher stets abgewehrte Voraussicht des neuen Sedan und schon durch die eintretende Ermüdung nach verpuffter Bereitschaft. Von da ab schwenkte viel der Entwicklung — ich spreche nur immer von den allgemeinen Stimmungen und naiven Meinungsvorgängen nicht von der Fachpolitik vorher und nachher — in die Richtung des stillen Verzichtens ein. Daß die Besorgnis die Oberhand gewonnen, sprach sich schon recht vernehmlich aus, als Wilhelm II. den Thron bestieg, der im voraus international Verschriene, „der in den Kasernen aufgewachsene, Bier trinkende und üblen Tabak rauchende Korporal". Ein paar Wochen vorher war gehofft worden, Friedrich III. werde Elsaß-Lothringen herschenken, man erhalte alles ohne Krieg, durch eine Abdankung Deutschlands, zurück. Auch dies eine höchst bezeichnende Etappe der ermattenden Entschlossenheit.

Nun sind es vier Jahrzehnte der Revanche geworden, zu der es nicht gekommen ist. Das ist zu lange. Die Revanche ist aus, ihre Gestalt ist keine Jeanne d'Arc mehr, eine tote Puppe nur noch, die künstlich aufs Pferd gebunden werden müßte. Wer zur Algeciras-Zeit in Paris war, der hatte bis zur Verblüfftheit diesen Eindruck, trotz den Delcassé und den politiciens, trotz

Englands dunklem Marionettenspiel. Diesmal sagte man zu uns: „Warum soll es sein müssen? Weshalb will Deutschland nicht den Frieden?“ Die so sagten, sprachen die Durchschnittsmeinung der Gesamtheit, die der Massenpresse aus. Welche Unterschiede gegen die Zeit vor zwei Jahrzehnten, gegen das Erlebnis einst, als stiller Deutscher darunter zu sitzen, wenn Boulanger in den Sälen und Mairien der städtischen Arrondissements seine Reden vom Papier herunterlas, und wenn dabei die Leute bebten, als ob ein neuer Demosthenes die Leidenschaft seiner Philippika ausströmte oder die Gluten des Patriotismus eines französischen Fichte oder Treitschke in sie hinüberflammten . . .

Frankreich hätte kämpfen müssen. So wie das Preußen von Jena kämpfte, wie der verstümmelte Staat nach der kürzesten Frist sich gegen den trotz Moskau noch gewaltigen Imperator erhob. Dann hätte die Nation für ihren ethischen Bestand erstritten, was 1813 für uns bedeutet. Selbst wenn sie abermals geschlagen wurde. Es wäre ein Friedenschluß, wie ihn Bismarck 1866 für Österreich durchsetzte, geworden. (Sagen durfte er das natürlich nicht; er drohte 1887 notwendig mit saigner à blanc.) Ein Königgrätz mit analogen Folgen. So stände es leichter als jetzt.

Denn wenn die Revanche aufgegeben ist, so — steht nun das zwischen ihnen und uns. Das Bewußtsein und die Scham. Es ist das schwerst Erträgliche für sie, daß wir sie streicheln. Daß wir unbekümmert fort und fort die Hand hinhalten: „Na, schlag' ein, Marianne, damit man es auch sieht. Sag' einen Ton, daß du vernünftig geworden bist. Vielleicht schenk' ich dir auch was. Auf jeden Fall besuch' ich dich. Die andern laß nur gehen.“ Und daß wir fühllos so tun, als wolle, müsse sie nun schon. Sodaß wir von „berühmten französischen Gästen“ in Berlin fröhliches Aufhebens machen, die zu Hause recht kleine Berühmtheiten sind. Die Allerweltssportonkels, — oder die Geschäftsreisenden der alternden Zelebrität, Schauspielerinnen usw., bedeuten vollends keinerlei Mission. Es gehören unsere Zeitungen dazu, um in dieser Vorstellung zu schwelgen.

Soweit sollte es uns reichen, zu verstehen, daß für eine Anfreundung mit uns, die niemals ihre Freunde waren, die Nation da drüben immer noch viel zu viel Selbstachtung besitzt. Auch im Verhalten als Nation im ganzen eignet den traditionsvollen Franzosen eine gute Lebenskultur und ein sicherer solidarischer Takt, um was wir sie sehr zu beneiden haben. — Es handelt sich um keine Kleinigkeiten, welche Frankreich zugefügt worden sind, um keinen Zwist, der sich nach dem Motto des horazischen Donec gratus eram tibi erfreulich beilegt. Obendrein hat man dort neben dem äußeren Sturz etwas viel Schlimmeres erfahren müssen, eben dadurch, daß die beständig verkündete Wiedererhebung beständig unterblieben ist. Denn nichts demoralisiert so nach innen, wie das. Das eines zweiten Krieges fähige Frankreich, er hätte ausfallen mögen, wie er wolle, sähe im Innern erfreulicher aus für alle, die ein französisches Herz in der Brust haben. Die guten, selbstgetreuen Franzosen sind es aber, mit denen

wir es letzten Endes zu tun haben, trotz allem, trotzdem sie resigniert sind und überhaupt von der Politik nicht viel hören mögen. Oder es sind die aktiven Nationalisten. Jene und diese — wir sollten die gutgemeinten Finger von ihren Wunden lassen.

Noch ein anderes. Das heutige materielle und technische Deutschland hat mit etlicher Verspätung den Sinn der Weltentfaltung auf englische Manier gefunden, der gewinnbringenden Verbreitung des Fortschritts. Nur nicht mit englischer Ruhe. Wir verkünden voreilig, wir möchten Luftschiffstationen in Skagen an Jütlands Spitze anlegen, allerhand anderes auf Madeira, das Kapital sucht auf einmal eine nervöse Weltbeteiligung, offen und anonym. Frankreich aber wünscht sich Invasionen dieser Art am letzten, es möchte überhaupt keine konsequenzenvollen Aufdrängungen des Nurdeutschen, der nirgends recht beliebt ist.

Wir sollen sie mit unserer Freundschaft möglichst schonen, in Ruhe lassen, sollen gelassen und stark unseren Weg gehen. Dann haben wir dort echtere Achtung, wird man uns eher einmal suchen; dann kann die Lage, wie sie ist, am ungestörtesten zur Auswirkung kommen und noch herbeiführen, was wir redlich wünschen. Schöne rettende Hilfen, wie damals bei dem nordfranzösischen Grubenunglück, sind eine Sache für sich, sie vermeiden den politischen Bittergeschmack — falls man nicht hinterher noch plump wird. Sonst genügen gelegentliche sinnbildliche Handlungen, wie die Spende des Kaisers jüngst, vollauf. Sie sind insofern gut, als sie Gesinnung, Beruhigung ausdrücken. Denn man kann nicht Großherziges tun, wenn man Böses im Schilde führt. Alles übrige aber ist vom Übel, weil es in entbehrliche Realitäten hinuntersteigt, weil es peinlich empfunden wird und das nationale Selbstgenügen von ungewünschter Berührung zusammenzuckt. Es muß doch auch in Deutschland diejenigen geben, die dies nachverstehen. Um so mehr, wenn jedes Echo von drüben nun seit Jahren bald höflich, mühsam, rücksichtsvoll, bald ungeduldig das gleiche uns erwidert.

Richard Dehmel

Von Dr. Fritz Böckel, Jena

In einem Briefe vom 27. November 1903 hatte mir Detlev von Liliencron geſchrieben: „Ich halte Richard Dehmel für den erſten Dichter (Lyriker!) unſerer Zeit. Er iſt der Lyriker auch der neuen Form. Er hat ſchon eine kleine Gemeinde. Dieſe „Gemeinde“ wächſt langſam, aber ſicher. Er iſt der Lyriker der Zukunft. Macht darin genau denſelben langen Weg, wie Richard Wagner ihn einſt gemacht hat. Und grade, daß er noch heute ewig belächelt, beſchmutzt und lächerlich gemacht wird, iſt mir das ſicherſte Zeichen, daß er, er allein, der erſte Lyriker unſerer Zeit (ſchon jetzt!) iſt. Wir andern Lyriker (unſerer Zeit) ſind gegen ihn ſo gut wie nichts. Ich erſt recht!“ — An dieſem Urteil hat Liliencron feſtgehalten. Mehr als einmal hat er mir in ſolchem Sinne geſchrieben.

Die ausführlichſte Darlegung ſeiner Stellung, das freudigſte Bekenntnis zu Dehmel gab er noch in ſeinem letzten Buche, der Autobiographie „Leben und Lüge“, gleich wie ein Vermächtnis.

„Nur von einem einzigen Dichter ſeiner Zeit war Kai ohne einen Zweifel überzeugt, daß er in die Jahrhunderte hineingehen würde: von Richard Dehmel. Kai ſchrieb folgendes über ihn in ſein Tagebuch: Wenn ein Dichter wie Richard Dehmel, auch als Menſch ein ſtolzer, liebenswerter, feiner, wahrer, ſtarker Charakter, unabläſſig mißverſtanden und mißdeutet, von ſeinen Feinden immer wieder angegriffen wird — nun, das iſt wahrlich der beſte Leumund, den ein Künſtler bei Lebzeiten haben kann. Denn dann wird und darf und muß er ſich ſagen: Ich bin ein Künſtler von ſteter Entwicklungskraft. Nur das Übliche wird ſofort verſtanden. Man hat Richard Dehmel vorgeworfen, daß er zu viel in ſein Dichten ‚hineingrüble‘. Welch ein törichter Vorwurf! Seine Schöpfungen beweiſen das Gegenteil: er dichtet immer nur aus dem Gefühlserlebnis heraus. Wenn man ihm einen Vorwurf machen wollte, ſo wäre es der, daß er manchmal zu klug iſt. Ein Lyriker darf nicht ‚zu klug‘ ſein. Jeder Künſtler, jeder Schöpfer iſt ein Geheimnis. In Dehmel findet ſich das immerwährend feſſelnde Rätſel: bei einem grenzenloſen Freiheitsdrang jenes unbedingte Pflichtgefühl, wie man es vorbildlich am altpreußiſchen Staatsbeamten antrifft. Aber iſt das nicht eine köſtliche Mitgabe ins Leben hinein? Richard Dehmel iſt frei; er gehört keiner

Partei an, welcher Richtung es auch sei. Er ist sich selbst genug; aber er kennt seine Gebundenheit ins Ganze. Und das macht ihn zum großen Dichter und zum großen Menschen. Sein Mitgefühl ist ebenso stark wie sein Selbstgefühl. Nur der scheele Dünkel ist ihm verhaßt; deshalb hält er sich die Macher und Streber, die Maulhelden und Musterknaben mit unwillkürlicher Verachtung fern. Er ist der treuste Freund, wo er wirklich vertraut, und er bleibt auch als Feind ein grader Gegner. Mit keinem habe ich so herzlich lachen können als mit ihm. Seine Kunst ist Gestaltung der Menschlichkeit."

Dehmel ist heute erst sechsundvierzig Jahre alt, und schon liegen seine „Gesammelten Werke" in zehn Bänden vor. Ihre Ausstattung stellt dem Geschmack des Dichters und Verlegers S. Fischer-Berlin ein glänzendes Zeugnis aus. Die Vermählung von Schönheit, Gediegenheit und Schlichtheit ist des höchsten Lobes würdig und als Muster moderner Buchkunst nacheifernswert. Es ist eine Freude, die zehn Bände vor sich zu sehen, und es ist für das Auge ein Genuß, darin zu verweilen. Nur für das Auge?

Zu seinem vierzigsten Geburtstag (18. November 1903) wurde Dehmel, so berichtet er in dem Vorwort zu den „Gesammelten Werken", von Freunden der Wunsch ausgesprochen, eine Gesamtausgabe seiner bis dahin veröffentlichten und zum Teil vergriffenen Schriften zu veranstalten. Diese Anregung kam seinem eigenen Bedürfnis entgegen, dem Gefühl, daß er „mit den teils unvollendeten, teils ungeordneten, teils unveröffentlichten Erzeugnissen seiner jüngeren Jahre einmal endgültig aufräumen müsse, um die Hände für neue Pläne frei zu bekommen".

Von den zehn Bänden sind nur zwei als erste Ausgaben bezeichnet: der „Kindergarten" und die „Betrachtungen". Ihr Inhalt aber ist uns zum größeren Teile bereits vertraut. Alle anderen Bände sind neue Ausgaben älterer Bände. Doch nur Dehmels Hauptwerk „Zwei Menschen" erscheint unverändert. Alle übrigen sind durchgreifend neu gestaltet. Sie geben ein anschauliches Bild von der Zucht des auch gegen sich selbst strengen Dichters, die uns mit die beste Gewähr für Dehmels Dauer und Größe ist. Der stete Drang nach wiederholter Durcharbeitung und Verbesserung ist nicht bloß, wie Dehmel sich ausdrückt, ein lebhaftes Zeugnis der künstlerischen Gesinnung; er ist, wenn er Erfolge erzielt, wie hier, mehr noch ein Zeichen einer an köstlichen Früchten reichen Reife und einer künstlerischen Kraft, die weitere frohe Ernten verheißt. Von den Dichtungen seiner Erstlingszeit bemerkt Dehmel, daß sie in ganz besonderem Maße die Vervollkommnung nötig hatten. Wenn er zur Erklärung dieser Notwendigkeit auf den „überraschenden Aufstieg, den die neuere deutsche Wortkunst seit eben jener Zeit genommen hat und den ich mit herbeiführen half", verweist, so trifft er nur zum Teil ins Schwarze. Es ist eben nicht bloß die Vervollkommnung der Form bei einzelnen Gedichten, sondern die Läuterung im Inhalt, die Vertiefung und Verfeinerung, die Steigerung der Lebens- und Gemütswerte, die wir an dem Ganzen voll Freude spüren.

So hat, wer sich erst heute Dehmel zuwendet, es viel leichter als früher. Da meine eigenen Erfahrungen typisch sein dürften, sei mir erlaubt, sie hier zu berichten. Trotz der Mahnungen Liliencrons habe ich mich lange zu Dehmel nicht durchfinden können. Ich erkannte willig seine überragende Begabung und die Schönheit vieler seiner Gedichte an. Aber immer wieder wurde mir der Gesamteindruck verdorben durch eine Reihe verunglückter, ja zum Teil geschmackloser Gedichte, daneben auch — aus Gründen der Ästhetik, nicht etwa eines kunst- und sinnenfeindlichen Puritanertums! — durch einige erotische Ergüsse. So legte ich am Ende doch stets die Gedichtbände befremdet und geärgert wieder weg. Auch als die „Zwei Menschen" erschienen und die einsame Schönheit dieser Dichtung mich ganz in ihren Bann zog, kam ich den Gedichten nicht näher. Da traten im Herbst 1906 als erster Band der „Gesammelten Werke" die „Erlösungen" in neuer Ausgabe auf den Plan und nun gab es kein Widerstreben mehr. Hier war nichts auszusetzen. Mit fliegenden Fahnen ging ich ins Lager des Dichters über und werbe seitdem für ihn.

Wie oft erfuhr ich nicht, wenn ich künstlerisch angeregten Menschen die „Erlösungen" rühmte, eine überlegene, ja fast mitleidige Ablehnung. Dann aber trumpfte ich voll Siegesbewußtsein auf. Ich machte mich anheischig, durch ein halbes Dutzend Gedichte Dehmels den Gegner, öfter noch die Gegnerin, zu gewinnen. Vor dem Lächeln, das da sagt: „Gib dir doch keine Mühe; du erreichst ja doch nichts!" begann ich. Etwa mit dem Gedicht:

An eine Gütige

Es mag mir oft nicht in den Mienen stehen,
Wie tief ich in mein Innres dich geschrieben;
Ach, oft schon hat es mich zum Wort getrieben,
Und wortlos mußt' ich meines Weges gehen.

So ist, wie sehr du suchtest, es zu sehen,
Ein Ungesehnes zwischen uns geblieben:
Die alte Mühsal, daß sich Menschen lieben
Und doch im eignen Kreis sich weiterdrehen.

Wie fruchtlos schon des Kindes Spiel sich mühte,
Daß jeder Kreis sich glatt auf jeden lege!
Bald glitt der eine und durchschnitt den andern,
Und bald verschob ein dritter ihre Wege.
In einem Kreis nur läßt sich einig wandern:
Dem allumschlingenden grundloser Güte.

Diese schlichte, herzenswarme Beichte widerlegt die irrige Anschauung, daß Dehmel etwa nur schroff und stolz sei. Gewiß, er ist stolz und oft schroff. Allein, da er es selbst weiß, beruhigt uns die alte Erfahrung, daß, wer seine Fehler kennt, wohl einmal von ihnen überrumpelt wird, jedoch nie ihr Sklave bleibt. Wenn Dehmel nun gar mit dem dankbaren Bekenntnis zu einer allumschlingenden endlosen Güte schließt, so wissen wir, daß auch wir dem Manne, aus dessen Herzen so innige Töne den Weg gefunden, mit Vertrauen entgegenkommen dürfen.

Schon dieses Gedicht ließ niemanden mehr spöttisch lächeln. Selbst ganz leise lächelnd, las ich dann wohl gleich das folgende:

Sieg

Nun haben wir den schwersten Kampf gerungen
Im heiligen Krieg um unser Reich der Einheit,
Als heiß wir rangen mit der eignen Kleinheit,
Bis Seele ganz in Seele war gedrungen.

Bis endlich von den Herzen uns gesprungen
Das letzte Band selbstsüchtiger Alleinheit,
Bis meine Rauheit ganz von deiner Reinheit,
Dein blasser Trotz von meiner Kraft bezwungen.

Und ob wir nur mit Mühe uns gefunden,
Und ob sich unsre Herzen blutig stießen
Im harten Zwiespalt dieser wilden Stunden:

So inniger dürfen wir des Siegs genießen,
Denn in der Tiefe sahn wir durch die Wunden
Die vollen Pulse unsrer Liebe fließen.

Der Eindruck des ersten Gedichts wächst sich hier zu schlichter Größe aus. Der durch Irrungen und Kämpfe geschritten, schaut bewegt, doch ruhevoll, zurück. Ihm öffnet sich die Tiefe wie der Horizont. Er beherrscht die Höhe.

Beide Gedichte geben uns die Gewähr, daß Dehmel sich in eindringender Selbsterkenntnis über sich selbst erhebt, daß er sich aber auch in die Brust des anderen hineinzudenken und hineinzufühlen vermag; mehr noch: daß er in dem verwirrenden Neben-, Gegen- und Durcheinander der Menschen die in der Tiefe wirkenden Kräfte ahnt. Wieviel unnützer Zwist, wieviel Leid würde aus der Welt schwinden, wenn jeder sich immerdar von den wehen Einsichten leiten ließe, die namentlich die nordischen Dichter der Gegenwart, vor allem der zu früh fortgerissene Geyerstam, gepredigt haben und von denen Dehmel eine „die alte Mühsal" nennt, „daß sich Menschen lieben und doch im eigenen Kreis sich weiterdrehen". So lernen wir den Menschen Dehmel kennen. So lernen wir den Mann verstehen, der uns manchmal vor den Kopf gestoßen.

Mit einem Gefühl des Triumphes über die Wirkung dieser Gedichte las ich weiter etwa das herrliche

An meine Königin

Bin ich ein König? — Als ich Knabe war,
Da träumte mir von einem goldnen Throne,
Von einem Volk in heller Jubelschar,
Von einem Purpurmantel, einer Krone.

Ich wurde Jüngling, und der irdne Glanz
Verblich im Geisterlicht des Ewig-Schönen;
Da träumte mir von einem Strahlenkranz,
Mit dem ein andres Volk mich sollte krönen.

Jetzt träum' ich nicht mehr Kronen, nicht mehr Kränze,
Kein Ziel der Sehnsucht, das der Stolz gebar;
Mich lockt kein Volk, kein Reich mehr, keine Grenze,
Nur meiner Kraft glühn muß ich immerdar.

Nur immer schweben, wie der Adler schweben,
Den es hinauf ins Unbegrenzte reißt;
Ich kann nicht wie die Lerche mich bestreben,
Die flatternd ihre Ackerfurche preist.

Ich weiß kein Ziel. Gestalten aus dem Vollen
Erheben sich, zerreißen die Umhüllung.
Nun ihnen nach, die nichts als Dasein wollen!
Mein Sehnen ging durch dich mir in Erfüllung.

Du gabst mir solch ein Reich voll Glanz zu eigen,
Daß meine ganze Sprache mir zu wenig,
All dieses Reichtums Herrlichkeit zu zeigen,
Und dankbar knie ich hin: — ich bin ein König.

Wer könnte da noch widerstehen? Die sich am sprödesten gegen Dehmel gewehrt, streckten wohl in fassungslosem Entzücken die Waffen mit der Frage: „Ist das wirklich Dehmel?“ Und man gab sich um so williger dem ihm auf der nächsten Seite folgenden Gedicht hin:

Treuschwur

Nun wollen wir zur Andacht uns bereiten;
Nun leg' ich meine deine Hand und höre
Den Schwur der Treue, den ich heut uns schwöre
Bei unserm und dem Geist der Ewigkeiten.

Und was die Völker Heiligstes gesprochen
Zu meiner Sprache wird's in dieser Stunde,
Und wird ein neu Gesetz in meinem Munde,
Und jede alte Deutung sei zerbrochen!

Und somit frevl' ich an der heiligen Sage,
Daß heiliger noch mein Eigenstes sich künde;
Denn ich bin größer jetzt als meine Sünde,
Denn Schöpfer bin ich, während ich zerschlage.

Ich bin der Herr dein Gott! — Du sollst mich ehren,
Auf meine Kraft dein ganzes Leben bauen,
In jeder Drangsal selig mir vertrauen,
Nach keiner Zuflucht außer mir begehren.

Du sollst mir dienen: sollst vor den Gewalten,
Die mich bewegen, dich anbetend beugen,
Von meiner Sanftmut jedem Lästrer zeugen,
Vor meiner Wildheit fromm die Hände falten.

Und sollst mir weihn die besten deiner Güter:
Mit deiner Klarheit meinen Geist verklären,
Mit deiner Reinheit meine Inbrunst nähren,
Der ich dein Herr, dein Gott und dein Behüter.

Denn du bist meine Welt! — Dich will ich segnen,
Will mit dir sein, will Eins sein deinen Bahnen,
Belauschen, wecken dein geheimstes Ahnen,
All deiner Sehnsucht wie mir selbst begegnen.

Und will dir huldigen: was immer Reines
In dumpfer Einsamkeit ich fühle reifen,
Das will in dir ich läutern und begreifen,
Und all mein Lauterstes befruchte deines!

Und will auch dir mich weihn: will meine Fehle
Durch unsren Bund entsühnen und versöhnen,
Mich mit dir, in dir immerfort verschönen,
Du meine Welt, du deines Gottes Seele!

Soll ich Dehmels Dichtungen analysieren? Soll ich einzelne Strophen und Verse zergliedern und daran seine Sprachgewalt, seine Wortkunst, Vokalmalerei, Alliteration usw. erläutern? Soll ich darlegen, wie er mit Bedacht jede Silbe auf ihren Wert prüft, ob sie dem, was ihn erfüllt, zum lebendigsten Ausdruck verhelfe? Wie er bald helle Vokale, kurzsilbige Worte, bald konsonantenschwere, wuchtige Worte mit langverhallenden Vokalen wählt? Etwa wie er („Der Stieglitz") ein in brütender Sonnenhitze liegendes Distelfeld unseren Augen und Ohren, ja unserem Gefühl nahebringt:

Die Sonne sticht: ein Distelfeld
Blitzt durch die stille Mittagswelt.
Im starrgezackten Blättermeer
Glühn purpurlockig kreuz und quer
Die Blütenköpfe.

Oder wenn er von einer Toten sagt („Ein Grab"):

Sie hatte nichts vom Leben als ihr Herz;
Still tat sie wohl, still litt sie Schmerz

so malt im letzten Vers die schwere Fülle der Konsonanten, die zum langsamen Lesen zwingt, das ganze Schalten und die Persönlichkeit der zu früh Verstorbenen, die den Dichter geliebt hat. Man sieht sie fürsorglich, still und leise walten. Man fühlt, wie sie es mit zärtlicher, scheuer Liebe und mit verschwiegenem Leiden tut.

All solche Untersuchungen will ich anderen überlassen. Schon sind Bücher über Dehmel geschrieben und mehr werden ihnen folgen. Die oben wiedergegebenen Gedichte, die — fast möchte ich sagen: aufs Geratewohl — aus dem ersten Bande herausgegriffen sind, zeugen besser für den Dichter als die liebevollsten Ausführungen über seine Kunst. Welcher Rhythmus, welche Musik in seinen Versen leben, wie sie Sonne und Farbe strahlen, wie Bewegung uno Stimmung darin fluten und fließen, zeigt das folgende Gedicht.

Blick ins Licht

Still vom Baum zu Bäumen schaukeln
Meinen Kahn die Uferwellen;
Märchenblütenblau umgaukeln
Meine Fahrt die Schilflibellen,
Schatten küssen den Boden der Flut.
Durch die dunkle Wölbung der Erlen
— Welch ein funkelndes Verschwenden —
Streut die Sonne mit goldenen Händen
Silberne Perlen
In die smaragdenen Wirbel der Flut.
Durch die Flucht der Strahlen schweben
Bang nach oben meine Träume,
Wo die Bäume
Ihre krausen Häupter heben
In des Himmels ruhige Flut.

Und in leichtem, lichtem Kreise
Weht ein Blatt zu meinen Füßen
Nieder; und des Friedens leise
Weiße Taube seh ich grüßen,
Fernher grüßen
Meiner Seele dunkle Flut.

Die Beschränktheit des Raumes verbietet mir nicht bloß zu erörtern, wie Dehmel gestaltet, sie hindert mich vor allem, zu berichten, was alles er packt, um es künstlerisch zu bewältigen. Dieser Aufsatz kann sich mit dem Dichter Dehmel nur befassen, soweit dieser den Menschen, den Mann Dehmel in seinem Erleben und Fühlen, als Herz und Charakter, selbst offenbart. Konnte ich schon den Künstler Dehmel nur streifen, so muß ich mir es ganz versagen, den Denker, die Intelligenz Dehmel hier zu würdigen. Auf diesem Gebiete aber zeigt sich gerade der Unterschied zwischen Dehmel und Liliencron. Man kann ihn — allerdings mit der jeder solchen Gegenüberstellung anhaftenden Einseitigkeit — dahin bestimmen: Liliencron ist mehr der Dichter des Erlebens, des Gefühls; Dehmel mehr der Dichter des Bewußtseins, des Denkens.

Liliencrons sämtliche Dichtungen sind biographische Bausteine. Sein lebhafter Geist eilte begierig umher. Er hatte für eine Menge von Wissensgebieten Interesse. Seine Werke enthalten davon jedoch nur wenig. Sie zeigen die andere Seite seines Wesens: Er war ein ganzer Mann und Patriot. Er war so recht ein Mann der Lebensfreude, der Freude am Schaffen und Genuß im engeren Kreis. So bieten seine Dichtungen im Grunde nur Selbsterlebtes. Sie geben es nicht als die Schilderung und Betrachtung des Darüberstehenden, sondern als die des Darinstehenden. Sie schildern das Geschehen, das Ereignis in der Bewegung, dramatisch. Wir fühlen in Freud' und Leid mit, was Liliencron gerade erlebt.

Dehmel dagegen steht nachdenklich über dem Erlebten. Er bringt es uns nicht so sehr als Impuls und Bewegung, wie als Reflexion nahe. Soweit er eigenes Erleben gibt, erlebt er erst nach. Er analysiert es. Er sieht Einsichten daraus. Sein Verstand trägt andere Beobachtungen und Erfahrungen hinzu. So wird ihm das Erlebnis Wurzel und Stamm, aus dem Äste, Zweige und Blätter herausspießen zu der großen neuen Einheit des Baumes, der Idee.

In dem Gespräch „Kultur und Rasse" rühmt Dehmel dem deutschen Dichter, indem er sich selbst zeichnet, einen „stark beweglichen Scharfsinn bei gründlicher Gemütsruhe" nach, übrigens auch „eine hartnäckige Spannkraft, die sich nach Art des märkischen Landvolkes (Dehmel ist in Wendisch-Hermsdorf in Brandenburg geboren) gern etwas nückeboldig stellt". Vor allem aber: der Dichter läßt sich „meistens von komplizierten Impulsen anregen, die er bei rhythmisch lebhaftestem Tempo in unvermutet einfachen Zusammenklang zu setzen weiß". Dehmel steht fest im Leben. Seinen kategorischen Imperativ kann man in den Worten finden, die den Grundgedanken der „Erlösungen" darstellen:

(Es) „quält mancher sich ab mit einer Erlösung für alle,
Wo doch jedem das All tausend Erlösungen gönnt;
Was den Menschen entzückt, entsetzt, empört, das erlöst ihn,
Weil's ihn außer sich bringt, weil's ihn mit Leben erfüllt."

Liliencron bleibt in seinen Dichtungen immer der Mensch Liliencron, in seiner menschlichen Begrenztheit und Beschwertheit. Dehmel wächst als Dichter über den Menschen Dehmel hinaus zum Denker, hinaus in die unbegrenzte und unbeschwerte Gedankenwelt. Darum ist auch Dehmel größer als Liliencron.

Dehmels Gedankenwelt ist weit und reich. Im Gegensatz zu Liliencron schafft ihr er in seinen Werken den Platz, der ihrer Bedeutung in seinem Dasein entspricht. Er setzt sich mit den Ideen, die ihn beschäftigen, auch schriftlich auseinander, in Vers und Prosa, in Gedichten, Erzählungen, Dramen und tiefschürfenden Essays. Insoweit ist auch bei ihm alles Autobiographie. Das kommt uns aber kaum zum Bewußtsein. Während wir bei Liliencron in jedem Bande fragen: Wann und wo hat Liliencron das erlebt? Was hat ihm dazu den Anstoß gegeben? würdigen wir Dehmels Erzählungen und Betrachtungen mehr objektiv als Kunstwerke, als Erzeugnisse eines beliebigen Verfassers.

Den reichen Inhalt der „Gesammelten Werke" auch nur zu skizzieren, muß ich mir versagen. Ich kann Dehmel weder als gemüt- und humorvollen Kenner der Kindesseele würdigen, noch meine Ablehnung seiner psychologisch unwahrscheinlichen Tragikomödie „Der Mitmensch", wie auch der farbenfreudigen, aber mystisch dunklen Pantomine „Lucifer" begründen. Wer die Besorgnis hegt, daß ihn auch jetzt noch Exzesse der Aufrichtigkeit Dehmels, seines Dranges, das Leben in unerbittlicher Wahrhaftigkeit darzustellen, von dem Ganzen abstoßen könnten, der meide den vierten Band. In den „Verwandlungen der Venus" hat Dehmel die Gedichte zu einem besonderen Buche zusammengestellt, die „seine zeitweilige Verstrickung in die erotischen Probleme" bekunden. Mit seiner bekannten „Offenheit" bemerkt er dazu: „Unter meinen mindestens fünfhundert Gedichten befinden sich einige, die sich in unverheuchelter Art mit den brutalen Instinkten des menschlichen Geschlechtslebens befassen; es sind im ganzen höchstens zehn, aber gewisse Leute scheinen nur immer gerade diese bei mir zu lesen. Um derlei Leuten das Suchen zu erleichtern, und damit sie ihre sittlichen Nasen nicht in meine übrigen Bücher stecken, habe ich all diese Gedichte in die „Verwandlungen der Venus" mit eingeflochten. Vielleicht wird den Herrschaften da begreiflich, daß selbst den unheiligsten Sinnlichkeiten der künstlerisch betrachteten Menschheit ein heiliger Schöpfergeist innewohnt, der sich um jeden Preis, sogar um den der Verirrung, über die Tierheit hinausringen will."

Wer dann noch auf seinem Weg zu Dehmel Schwierigkeiten finden sollte, lasse sich an eine allgemeine Erfahrung erinnern, die ich vielleicht wieder mit eigenem Erleben belegen darf. Als ich zum ersten Male Beethovens Sinfonien und Wagners Opern hörte, als ich zum ersten Male Dramen von Ibsen sah, lehnte ich sie ab. Wir neigen ja alle dazu, in solchen Fällen nicht auf uns,

sondern auf das zu schelten, was wir — noch nicht verstehen. Als ich jene Kunstwerke wiederholt hörte und sah, zogen sie mich immer mächtiger in ihren Bann. Ich war längst ihr leidenschaftlicher, unabwendbar treuer Verehrer, als mir die Einsicht aufging, die aus den Ergebnissen der modernen Naturwissenschaft, aus dem biogenetischen Grundgesetz, zu mir herüberkam: daß ich in mir selbst die Entwicklung durcheilt habe und vielleicht durcheilen mußte, die die Gesamtheit im Laufe von Jahrzehnten durchgemacht hat. Beethovens Sinfonien, Wagners Opern, Ibsens Dramen und so vieles andere Große hat sich erst allmählich durchsetzen müssen. Wir schütteln wohl heute den Kopf darüber, wie jene höchsten Werke der Kunst bei ihrem Erscheinen erst einen Mangel an Verständnis, oft sogar verbissene Ablehnung haben überwinden müssen, und wissen dabei über uns selbst so wenig Bescheid, daß wir — ich darf getrost verallgemeinern — übersehen, wie auch wir uns erst zu dem haben durchfinden müssen, was wir heute nicht wieder missen möchten.

Von den Schwaben in Südungarn

Von Max Reihlen-Stuttgart

Es sind gegenwärtig wieder einmal schicksalsschwangere Zeiten in Ungarn. Die Deakschen Gesetze vom Jahre 1868, welche allen in Ungarn wohnenden Nationalitäten den Unterricht in der Muttersprache für alle Zeiten versprachen, sind durch die Apponyischen Schulgesetze der letzten Jahre zwar nicht offiziell aufgehoben, aber tatsächlich so gut wie wertlos gemacht. Die zunehmenden Vorstöße der Magyarisierung gegen alle andern damals gewährten Reservatrechte in bezug auf den Gebrauch der Muttersprache, in der Selbstverwaltung und vor Amt und Gericht, vergrößern von Tag zu Tag die Spannung zwischen dem herrschenden Volk der Magyaren und den „Nationalitäten", d. h. allen den Bewohnern Ungarns, welche ihre angestammte Nationalität nicht aufgeben wollen. Auf allen diesen, auf den Rumänen, Slovaken, Serben und Deutschen, lastet es wie ein Alp, daß es den Magyaren immer wieder gelingt, ihren König an der Einlösung seines Versprechens der Wahlrechtsreform zu verhindern. Einmal muß das feierlich verheißene gerechte Wahlrecht aber doch kommen, das die Hälfte der Bewohner Ungarns erst zu Vollbürgern machen wird. In diesem Zeitpunkt dürfen wir im Reich wohl einen Auslug nach unsern Volksgenossen im Süden Ungarns, nach den ca. 700000 „Schwaben" tun. Als ich sie im Jahre 1901 besuchte, lag es noch wie ein Dornröschenschlaf über ihrem völkischen Empfinden, doch „sah ich" — um mit Uhland zu sprechen — „manches Auge flammen, und klopfen hört' ich manches Herz". Damals kümmerten sich die

Schwaben noch nicht um die Politik, es war selbstverständlich, daß man den Kandidaten der jeweiligen Regierung wählte; heute schicken sie sich an, auch als „Nationalität" auf den Kampfplatz zu treten.

Was ich damals sah und hörte und was die zu jener Zeit angeknüpften persönlichen Beziehungen mir seitdem zugebracht haben, sei auf dem Hintergrund der Geschichte hier wiedergegeben.

Ich begann meine Reise nach Ungarn in Wien, denn bis vor fünfzig Jahren war Wien die eigentliche Hauptstadt Ungarns, und wer die Geschichte Ungarns studieren will, muß in die kaiserlichen Museen gehen, wohin solange alle historischen Merkwürdigkeiten und Kunstschätze aus Ungarn gewandert sind. Ein wesentlich kürzerer Aufenthalt genügt für die Sammlungen Budapests. Eins aber muß man den Magyaren lassen, daß sie in kaum fünfzig Jahren eine großartige moderne Stadt geschaffen haben. Dabei ist jedoch nicht zu vergessen, daß der fünfte bis sechste Einwohner Budapests Jude ist und daß die großen Zinspaläste fast alle in israelitischem Besitze sind.

Die Juden befleißigen sich beim öffentlichen Auftreten der magyarischen Sprache, trotzdem hört man auf der Straße überall Deutsch, wie ja auch bei der letzten Zählung immer noch 70000 Menschen Deutsch als Muttersprache angegeben haben. Budapest ist, wie gesagt, eine prächtige Stadt, weitaus das Schönste an dem Stadtbild aber ist seine Lage an dem breiten, raschfließenden, klaren, von vielen Brücken überspannten Strom.

Die Österreich zugewandte Seite trägt auf einem Hügel das Königsschloß und die Hofkirche. Dieser Hügel setzt sich nach Norden in einem längern Höhenzug fort. Einer dieser Berge, ein prächtiger Aussichtspunkt, heißt der Schwabenberg. Von ihm aus sah ich in die Gegend hinein, die vor zweihundert Jahren von den Schwaben besiedelt wurde und deren Dörfer immer wieder neues schwäbisches Blut in die benachbarte Hauptstadt schicken. Es wohnen in der Pester Gegend — abgesehen von der Hauptstadt — 110000 Schwaben. Leider verhinderte mich die Knappheit meiner Zeit, einen Abstecher in die Schwabendörfer zu machen, und es war ein schwacher Trost, daß ich beim Abstieg in ein ursprünglich zweifellos schwäbisches Wirtshaus kam, dasselbe hieß nämlich „Zum Saukopf".

Am zweiten Nachmittag setzte ich mich wieder auf die Bahn, um in einem Zug die ganze ungarische Tiefebene zu durchfahren bis hinunter nach Belgrad oder vielmehr nach dem auf der ungarischen Seite des Flusses (der Save) liegenden Semlin.

Am andern Morgen wachte ich in Semlin auf. Das Gasthaus war sehr gut, ich beschloß also, wie weiland Prinz Eugen, zunächst hier mein Lager zu schlagen und mich zu erkundigen, wie ich meine Ausflüge nach den deutschen Dörfern am besten einzurichten hätte. Zuerst aber reizte mich doch die Neugier, über den Strom nach Belgrad hinüber zu fahren. Ich setzte mich also auf den Dampfer und betrachtete mir den Hügel mit der „Stadt und Festung Belgerad", dem ehemaligen Hauptbollwerk der Türken, und dachte an den Prinzen Eugen und seine reichsdeutschen Hilfsvölker, unter denen sich auch ein Vorfahr des württembergischen Königshauses, Herzog Alexander von Württemberg, der nachmalige regierende Herzog, befand, und machte im Geiste den Sturm mit. Mittlerweile zog mich ein Mitreisender in ein Gespräch, das nach kurzer Zeit von einem Dritten unterbrochen wurde, und zwar mit den Worten „Send Sie net au a Schwab"?

Der Mann, der mich also anredete, war, das sah man gleich, kein Tourist; er trug hohe Stiefel und ein blaues Wams. Es war kein Zweifel, die

schwäbischen Landsleute, die ich zu suchen gedachte, hatten mich gefunden. Ein Wort gab das andere und der schwäbische Landsmann, welcher den noch jetzt in Württemberg häufigen Namen Schray führte, machte mir meinen Feldzugsplan für die nächsten Tage.

Durch einen eigenartigen Zufall kam ich auf diese Weise zuerst in eines der nicht sehr zahlreichen Dörfer, die von protestantischen Deutschen und dazu von Landsleuten im engsten Sinn des Wortes, nämlich von Einwanderern aus dem damaligen Herzogtum Württemberg selbst besiedelt sind, während die Mehrzahl der ungarischen Schwaben aus den erst durch Napoleon I. zu Württemberg gekommenen, „vorderösterreichischen Herrschaften" und andern katholischen Gegenden stammt. Der Ort hieß Neupasua und liegt südlich der Save, also nicht im eigentlichen Ungarn, sondern in Slavonien. Vom Bahnhof aus wäre ich zunächst beinahe nach Altpasua zu den Slovaken gekommen, schloß mich aber noch rechtzeitig an ein altes Weiblein an, die mich nach gut schwäbischer Weise gründlich ausfragte. Sie witterte hinter meiner für sie gänzlich unverständlichen Reise nach Pasua irgendeinen geheimen Zweck, führte mich aber doch ans Pfarrhaus. Auch beim Pfarrer wollte es anfangs nicht recht klappen. Der Mann war kein Schwabe, sondern ein Deutscher aus Nordungarn, der in seinem ganzen Aussehen und Auftreten mehr an einen englischen Pastor erinnerte, unter anderem auch auf seinem Schreibtisch eine Pistole und Pistolenmunition liegen hatte. Er drehte meine Besuchskarte erst mehrmals herum, betrachtete mich von oben bis unten und fragte mich schließlich auf den Kopf, ob ich nicht von einer gewissen Sekte in Stuttgart geschickt sei. Als ich ihm darüber beruhigende Auskunft gegeben hatte, sagte er entschuldigend, daß schon Leute von dieser Sekte dagewesen seien, und daß ihm dies natürlich nicht angenehm sein könne; schließlich wurde er aber ganz liebenswürdig und führte mich zu einem der Lehrer des Ortes, namens Falkenburger. Nun war ich an die richtige Stelle gekommen. Herr Falkenburger war offenbar seinerseits ebenfalls erfreut, einen schwäbischen „Vetter" zu sehen, und gab sich die größte Mühe, mich in kürzester Zeit mit Neupasua und den Neupasuaner Schwaben bekannt zu machen. Nachdem wir einen Blick in eines der vier stattlichen Schulgebäude geworfen hatten, führte er mich in ein sehr gut aussehendes Anwesen, dessen Besitzer er mit „Guten Abend, Vogel-Vetter!" begrüßte. Wenn ich irgend noch im Zweifel gewesen wäre über den schwäbischen Ursprung der Neupasuaner, so hätten mich die vielen „Vetter" und „Bäsle," die nur so herumflogen, überzeugt. Um so erstaunlicher war es, daß ich nicht ein einziges mal „Grüß Gott" zu hören bekam. Auch sonst fiel mir neben manchem Kernschwäbischen auch Nichtschwäbisches auf, z. B. daß die Leute Parrer statt Pfarrer, Glöckner statt Meßner sagten. Wenn auch mein freundlicher Führer bestimmt versicherte, daß die Vorfahren der Neupasuaner aus dem damaligen Herzogtum Württemberg eingewandert seien, so wird man aus dem einen Wort Parrer schon entnehmen müssen, daß ein Teil von ihnen aus der fränkischen Nachbarschaft, sei es aus der „Palz" oder aus dem Hohenlohischen, stammt. Sein eigener Urgroßvater, erzählte mein Führer, sei als „Schuster, Lehrer und Glöckner" mit eingewandert und habe mit den andern von 1791 bis 1793 unter Zelten kampiert, bis den Einwanderern ein Teil der Markung der älteren slovakischen Kolonie Pasua angewiesen wurde.

Wer das Dorf und seine Bauern heute sieht, hält es nicht für möglich, daß diese Leute oder ihre Vorfahren vor nicht viel mehr als hundert Jahren mit nichts angefangen haben. Das Dorf hat sich so vergrößert, daß seine Häuser zum Teil schon auf der Markung der benachbarten, heute noch von Slovaken

bewohnten, Kolonie Pasua stehen, die jetzt zum Unterschied Altpasua heißt, und die Bauern haben, wie mir Herr Falkenburger versicherte, in fünfzehn benachbarten Gemeinden Güter. Ganz abgesehen von seiner Größe macht das Dorf einen recht stattlichen Eindruck, aber einem Dorf in Schwaben sieht es nun und nimmer gleich; ich möchte es eher mit einem ins Ländliche übersetzten Ludwigsburg vergleichen. Den Grundplan des Ortes bilden zwei sich rechtwinklig kreuzende Straßen von auffallender Breite; sie erscheinen noch breiter, als sie tatsächlich sind, weil alle die anliegenden Gebäude nur eingeschossig sind. Das Mißverhältnis wird dadurch etwas gemildert, daß die Hauptstraßen mit Bäumen besetzt sind. Was die Gebäude anbelangt, so steht nicht Haus neben Haus, sondern Hof neben Hof. Dieselben sind alle mehr oder weniger nach demselben Plan gebaut. Das Anwesen des „Vogel-Vetter" z. B. hatte rechts und links von dem großen Hoftor je ein Gebäude, die beide mit der schmalen Seite an die Straße stießen. Das Gebäude rechts enthielt die Küche, und zwar an der Straße die Sommerküche und nach hinten die Winterküche, die zugleich als Eßzimmer dient. Das Gebäude links war das eigentliche Wohnhaus mit den Schlafgemächern. Das Wohnhaus hatte längs der Hofseite eine schmale Veranda, deren Dach auf Pfeilern ruhte, was sehr hübsch aussah. Hinter dem Wohnhaus, durch einen mehrere Meter breiten Zwischenraum getrennt, lagen dann die Stallungen, noch weiter hinten in dem ganz mit Ziegeln gepflasterten Hof war ein Taubenhaus und eine Einrichtung zur Flachsaufbereitung, weiter rückwärts eine Dampfmühle.

Dieselbe Anlage des Hauses und des Hofes habe ich auf meiner weiteren Reise auch in den von Rumänien bewohnten Teilen Siebenbürgens angetroffen. Sie ist offenbar in diesen Gegenden seit uralter Zeit gebräuchlich und für die dortigen klimatischen und anderweitigen Verhältnisse passend. Sie soll, wie ich höre, auf das alte siebenbürgisch-sächsische Haus zurückgehen. Daß man solche ebenerdige Häuser auch sehr elegant ausstatten kann, habe ich an dem Pfarrhaus gesehen.

Wenn wir uns im Geist ein entsprechend reiches Dorf in Schwaben vorstellen, so denken wir vielleicht zuerst an schmale, krumme, nicht unbedingt saubere Gassen mit eng aneinander gereihten Häusern, wir denken aber auch an die ehrwürdige, stilvolle, viele Jahrhunderte alte Kirche mit dem ummauerten Friedhof, an das altertümliche Rathaus und an andere stattliche Giebelhäuser mit schöner Holzarchitektur, aufgeführt auf einem prächtigen steinernen Unterstock, und geziert mit allerlei steinernem Bildwerk. Von all diesem bildet Neupasua und ebenso die andern schwäbischen Dörfer, die ich gesehen habe, ungefähr das gerade Gegenteil; Kirche und öffentliche Gebäude sind einfach und nüchtern, die ganze Dorfanlage entbehrt des malerischen und historischen Reizes, und wenn mich einer in stiller mondheller Nacht in die Mitte von Neupasua gestellt und gesagt hätte; „Das ist ein schwäbisches Dorf," so hätte ich das für einen recht schlechten Witz gehalten. Wenn ein Württemberger aber die Menschen von Neupasua auf dem Feld trifft und schaffen sieht, oder gar die Kinder mit ihren strohblonden Haaren aus der Schule kommen sieht und „schwätzen" hört, dann braucht er nimmer lang zu fragen, wen er vor sich hat. Wer aber in Ungarn zu Haus ist, der erkennt das schwäbische Dorf, auch wenn er bei sinkender Nacht durchfährt — an der Wohlhabenheit und Sauberkeit.

In Neupasua habe ich ein rein deutsches Dorf beschrieben; in der Mehrzahl der sogenannten schwäbischen Dörfer wohnen aber auch Angehörige anderer Nationalitäten, je nach der Gegend Serben, Wallachen und Magyaren; dadurch

wird trotz der übereinstimmenden Anlage der Höfe und Häuser der Charakter der Ortschaften etwas verschieden. Im allgemeinen drücken aber die Schwaben den Dörfern, in denen sie einmal sind, in steigendem Maß ihren Stempel auf, und zwar dadurch, daß sie die Nichtdeutschen möglichst auskaufen. Man zählt jetzt in der Batschka, das ist zwischen Donau und Theiß, 180000 Deutsche, westlich von der Donau im Tolnauer und Baranyaer Komitat 180000, östlich von der Theiß, im sogenannten Banat, 430000, zusammen 690000 Deutsche. Ihre Dörfer liegen auf einem Landstrich ungefähr doppelt so groß wie Württemberg in mehreren Gruppen zerstreut. Auch in den zwischenliegenden und umliegenden Städten sind die Deutschen stark vertreten; in Temesvar, der größten derselben, bilden sie die Hälfte der Einwohner. Zwischen den einzelnen Gruppen der deutschen Dörfer sind aber große Gebiete, die fast ausschließlich von dem herrschenden Volksstamm der Magyaren bewohnt sind. Ihre Gründung verdanken die Kolonien der Schwaben in Südungarn der Initiative der Landesherren wie fünfhundert Jahre vorher die der Moselfranken in Siebenbürgen. Aber während die Siebenbürger „Sachsen" ihr Land erst erobern und jahrhundertelang mit dem Schwert behaupten mußten, wurden die Schwaben erst angesetzt, als Prinz Eugen dem Kaiser Leopold die Türken endgültig vertrieben hatte; ihre einzige Waffe war der Pflug: Jetzt beginnen auch für sie die Zeiten des Kampfes, des Kampfes um geistige Güter und mit geistigen Waffen. Der Plan, die von der Türkenherrschaft und vom Krieg verödeten Gegenden wieder zu besiedeln, war sofort nach den entscheidenden Siegen über die Türken ins Auge gefaßt worden und der kaiserliche Sieger hatte sich, als König von Ungarn, von seinem ungarischen Landtag damals schon (im Jahr 1723, Gesetzartikel C. III) die Erlaubnis geben lassen, „Personen beiderlei Geschlechts" ins Land zu ziehen und den Ansiedlern allerlei Vorrechte zu gewähren. Systematisch in Angriff genommen wurde die Sache aber erst von Maria Theresia nach dem siebenjährigen Krieg. Der Friede von Hubertusburg, 1763, machte sowohl für sie als für ihren großen Gegner einen Teil ihrer Söldnertruppen entbehrlich und beide versuchten mit gleichem Erfolg die Dienste ihrer erprobten Soldaten nun auf andere Weise für ihre Herrschaft zu verwerten. Schon zehn Tage nach dem Friedensschluß erließ Maria Theresia ihr „Kolonisationspatent", in dem sie ihre „abgestisteten" Soldaten aufforderte, „sich in ihren Deutsch-Temesvarer hungarisch-siebenbürgischen Erblanden als Bauern oder Handwerker niederzulassen". Gleichzeitig stellte sie, wie einst Soldatenwerber, jetzt Kolonistenwerber im Reich auf, welche katholische Bauern und Handwerker zur Niederlassung in Ungarn veranlassen sollten. Für jeden nachgewiesenen Ansiedlungspetenten erhielt der Werber 1 Gulden 3 Kronen. Den Ansiedlern wurde vor allem Reiseentschädigung bis zum Bestimmungsort versprochen, und zwar sollten Verheiratete 12 Kreuzer für den Tag und für jedes Kind 3 Kreuzer bekommen. Ledige und Verwittwete 6 Kreuzer. Die Reise ging über Wien und Pest, wo die Ansiedler sich jeweils zum Empfang ihrer Reisegelder und ihrer Legitimation zu stellen hatten, und von dort gewöhnlich zu Schiff weiter bis in die Nähe ihres Bestimmungortes. Es kam aber auch vor, daß solche Ansiedler ihren Bestimmungsort nicht erreichten, und zwar deshalb, weil nicht bloß die Kaiserin kolonisierte, sondern auch magyarische Große, jeder in seiner Art. So wird von einem der ersten Hofbeamten und ungarischen Magnaten, einem Herrn von Grassalkowitz, der seine Güter verbessern wollte, berichtet, daß er ein Schiff mit Ansiedlern unterwegs gewaltsam abfaßte und die Leute unter Mißhandlung des begleitenden kaiserlichen Hauptmanns einfach auf seine Besitzung bringen ließ. An Ort und

Stelle wurden die Einwanderer von den Kolonisationskommissären empfangen und in ihr künftiges Besitztum eingeführt. Grund und Boden bekamen sie unentgeltlich, und zwar je nach den Geldmitteln, die sie mitbrachten, ganze, halbe oder Viertels-„Ansässigkeiten". Außer dem Land erhielten die Leute das nötige Vieh, Ackergeräte, Futter und Brennholz auf ein Jahr, ferner das Holz zum Hausbau. Das Geld zum Hausbau wurde ihnen vorgeschossen. Wer nach fünf Jahren die Hälfte des Vorschusses abbezahlt hatte, dem wurde die andere Hälfte geschenkt. Zu diesen Leistungen kamen noch sechs Jahre Steuerfreiheit und andere Vorrechte.

Die Aufrufe der Kaiserin hatten einen riesigen Erfolg: statt der beabsichtigten vierhundert Familien konnten in zwei Perioden von je vier Jahren über achttausend Familien mit vierzigtausend Köpfen angesiedelt werden. Zuerst wurden die Ansiedler in schon bestehende, aber durch den Krieg von den Bewohnern mehr oder weniger entblößte Ortschaften gebracht; als die Zahl der Bewerber aber überhand nahm, wurden auf staatlichem Grund und Boden, den sogenannten Prädien (Domänen), neunundreißig ganz neue Dörfer ausgesteckt und gebaut. Da im allgemeinen nicht bloß die Namen der schon bestehenden Ortschaften beibehalten, sondern auch die Namen der Prädien einfach auf die neuen Ortschaften übertragen wurden, führten nur verhältnismäßig wenige der deutschen Dörfer deutsche Namen; auch diese haben vor wenigen Jahren, so gut wie die der altberühmten siebenbürgischen Städte, magyarischen Namen weichen müssen.

Für diese neuen Dörfer war in der „Impopulations-Instruktion" vom 1. Januar 1772 ein Schema aufgestellt, nach dem sie alle angelegt wurden. Dieses deckt sich vollständig mit dem, was ich überall gefunden und bei der Beschreibung des viel später angelegten Neupasua auseinandergesetzt habe: Zwei rechtwinklig sich schneidende Straßen von 18 Klafter (34 Meter) Breite, in deren Schnittpunkt der Platz mit der Kirche und Schule; an die mit Bäumen besetzten Hauptstraßen sich anschließend ein rechtwinkliges Netz von 6 bis 8 Klafter (12 bis 16 Meter) breiten Nebenstraßen, auf deren Schnittpunkten jeweils ein Pumpbrunnen vorgesehen war.

Obgleich bei der Anlage der Dörfer auf die gesundheitlichen Verhältnisse nach damaligen Begriffen sehr viel Rücksicht genommen worden war, hatten die Ansiedler am Anfang sehr unter Malaria zu leiden und die vorsorglicherweise errichteten Spitäler bekamen viel zu tun; bald hieß es: „Das Banat ist das Grab der Deutschen," aber die zähe Arbeit und der unerschütterliche Wille der Schwaben besiegte — wie drei Generationen später im Heiligen Land unter ähnlichen Menschenopfern — den Widerstand des jungfräulichen Bodens. Langsam aber stätig kamen die Ansiedlungen vorwärts und das Tagebuch des spätern Kaisers Joseph, der fünf Jahre nach Beginn der Kolonisation Südungarn bereiste, gibt ein erfreuliches Bild.

Während Maria Theresia zuerst nur aus ihren eigenen Gebieten in Süddeutschland Ansiedler herbeiziehen wollte, meldeten sich solche alsbald aus den Rheinlanden, Lothringen und ganz Süddeutschland, so daß in einem Ort Leute aus sechzehn deutschen Vaterländern angesiedelt wurden. Das Weglaufen ihrer treuen Untertanen verdroß die großen und kleinen Reichsstände, was kein Wunder ist, wenn beispielsweise (übrigens erst später) einem Herrn von Falkenstein mit zweiundachtzig Familien ein namhafter Teil seiner Hintersassen den Rücken kehrte. Die stets korrekte Kaiserin verlangte deshalb von jedem Ansiedlungswerber einen regelrechten Abwanderungspaß, wogegen der weniger korrekte als gutherzige

Joseph als Kaiser später eine Resolution gab, man solle auch solche ohne Paß nehmen, „denn die seien gewiß ärmer als die mit Paß Versehenen". Während die Kaiserin Maria Theresia eine eifrige Katholikin war, in Österreich keinen Protestanten duldete und nur katholische Ansiedler in das Land ihrer calvinistischen magyarischen Untertanen zog, verewigte Kaiser Joseph das Andenken an sein erstes Regierungsjahr, 1780, durch sein berühmtes Toleranzedikt, das allen christlichen Kirchen freie Religionsübung gestattete und, als er drei Jahre später die Kolonisationsarbeit in Ungarn, nach zwölfjähriger Pause, wieder aufnahm, versprach er seinen Ansiedlern Gewissensfreiheit, Kirche und Schule für jede Religionspartei. Auch seine sonstigen Bedingungen waren noch günstiger als die früheren. So ist es kein Wunder, daß in drei Jahren nicht weniger als 41000 Menschen durch ihn eine neue Heimat fanden.

Im ganzen wurden unter Maria Theresia und Joseph dem Zweiten 80000 Deutsche in Südungarn angesiedelt; dazu kommen noch die 32000 Seelen, die sich in den ersten vierzig Jahren der habsburgischen Herrschaft, wenn auch unterstützt durch das Entgegenkommen des Gouverneur-Generals Merri, eines ganz hervorragenden Verwaltungsmannes, doch mehr oder weniger auf eigne Faust im Banat ansässig gemacht hatten.

Die Kolonisation unter Maria Theresia und Kaiser Joseph dem Zweiten hat den Staat 7 Millionen Gulden gekostet, wogegen die Ansiedler 2 Millionen Kapital ins Land hereinbrachten.

Nach dem Tode Kaiser Josephs wurde die Kolonisationspolitik wie seine meisten Lieblingsprojekte von der Regierung nicht fortgeführt, obgleich noch Land genug dagewesen wäre: Nach wenigen Jahren waren bereits zweitausend von den besiedelten Bauernstellen wieder frei, ganze Familien waren ausgestorben, andere waren wieder fortgelaufen und wieder andere waren als „unverbesserlich" abgestiftet worden. Infolge der Napoleonischen Kriege und wohl auch der Jagd- und andern Fronden im Reich kamen aber immer wieder Ansiedler von selbst, so im Jahre 1802 zwei- bis dreitausend Schwaben und im Jahre 1816 neunhundert Württemberger, Badenser und Hessen, von denen es in der Chronik heißt, daß sie „geld- und hilflos bei Temesvar herumirrten"; einer solchen Nachwandererschar, die auf gut Glück daherkam und deshalb zwei Jahre unter Zelten kampieren mußte, bis die Regierung zur Ansiedlung Platz schaffte, verdankt auch Neupasua seine Entstehung. Diese Nachwanderungen waren an Zahl unbedeutend und es ist fast unbegreiflich, wie sich die Zahl der Deutschen im Lauf von hundertfünfzehn Jahren von 120000 auf 700000 erheben konnten, um so mehr, als am Anfang, infolge der Seuchen, die natürliche Vermehrung gering war. Später, als durch Anlegung von Kanälen und Austrocknung der Moräste die Gesundheitsverhältnisse sich verbesserten, ging die Zunahme der Bevölkerung rascher vor sich.

Wenn man bei uns in einer Stube ein Familienbild mit recht vielen Kindern sieht, so ist es immer ein Vetter in Amerika: so ungefähr wie dort liegen die Verhältnisse bei den Schwaben im Banat. In beiden Ländern ist in den bäuerlichen Kreisen die Geburtenhäufigkeit groß, die Erziehung billig und später Land für die Herangewachsenen unter günstigen Bedingungen zu erwerben. Wie die deutschen Farmer in Amerika suchen die Schwaben im Banat ihre heiratsfähigen Kinder möglichst bald selbständig zu machen, gewöhnlich zunächst auf einem gepachteten Grund und zwar meist in einer nichtdeutschen Nachbargemeinde. Die Alten schaffen dann vielfach, soweit nicht jüngere Kinder da sind, mit rumänischen Knechten, die gelegentlich auch einmal eine Deutsche zur Frau bekommen und eingedeutscht werden. Mit gutem Bedacht haben die

Schwaben ihre Kinder von jeher womöglich in einer nichtschwäbischen Nachbargemeinde untergebracht, weil sie dort leichter aus Pächtern Gutsbesitzer werden konnten. Durch diese fortgesetzte innere Kolonisation, die sich auch über Slavonien und in letzter Zeit bis nach Bosnien ausdehnte, hat sich die Zahl der ursprünglichen ca. achtzig deutschen Dörfer wesentlich vermehrt, und zwar hauptsächlich auf Kosten der umwohnenden Magyaren und Serben.

Der lebenslustige, gesellige, gastfreie magyarische Bauer, dem es nur wohl ist, wenn er bei Tanz und Wein den großen Herrn spielen kann, will sich zur steten Arbeit nicht bequemen, zum mindesten läßt er an Festtagen viel zu viel draufgehen. In der Feststimmung kommt es ihm nicht darauf an, dem Zigeunermusikanten ins Gesicht zu spucken und ihm dann einen Guldenzettel darauf zu kleben! Den nach seiner Meinung nur rastlos büffelnden und bis zum Geiz sparsamen Schwaben verachtet er und bezeichnet ihn gewöhnlich als Hundsfott. Der Schwabe aber, der keinen höheren Genuß kennt als reichen Besitz an Vieh und Land, vertreibt ihn dafür von Haus und Hof. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Schwabe nicht auch gelegentlich „herauslangt"; am Essen wird das ganze Jahr nicht gespart und bei der „Kirbe", die dort wie im ländlichen Schwaben das Hauptfest des Jahres bildet, wird flott Geld hinausgeschlagen; aber es ist bloß einmal im Jahr Kirbe.

Das geistige Leben in den schwäbischen Dörfern steht hinter dem materiellen Vorwärtsstreben weit zurück, es beschränkt sich so ziemlich auf die Pflege des Gesangs. Leider sind auch die Aussichten für die allernächste Zukunft nicht günstig.

Es wäre unrecht, den Schwaben daraus einen Vorwurf zu machen, denn es fehlt auf den Dörfern an der nötigen Anregung und an den geeigneten Männern. Bei den Siebenbürger Sachsen besteht seit Jahrhunderten eine gebildete Oberschicht, die zugleich der Hort des nationalen Gedankens- und die Trägerin der fortwährenden Verbindung mit Deutschland ist. Diese führende nationale Schicht, welche in Siebenbürgen großenteils aus den Pfarrhäusern hervorgegangen ist, hat sich bei den Schwaben bis jetzt nicht gebildet. Die Geistlichkeit der Deutschen in Südungarn rekrutiert sich großenteils aus dem Bauernstand und hat im allgemeinen wenig wissenschaftliches Interesse.

Dazu kommt, daß die Pfarrer der reformierten Gemeinden in der Baranya und Batschka als Konfessionsverwandte der zum großen Teil ebenfalls reformierten Magyaren mit Bewußtsein im Sinn der Magyarisierung der Schwaben durch Verdrängung des Deutschen aus Predigt und Unterricht wirken. Was die katholische Geistlichkeit anbelangt, so arbeiten die Bischöfe, welche selbst Magyaren sind, ebenfalls in dieser Richtung, wenn auch vorsichtig, und auch über manchen Ortsgeistlichen wird schwer geklagt.

Höhere Schulen sind in den schwäbischen Dörfern nicht vorhanden, auch wenn diese über zehntausend Einwohner zählen, und auch in den benachbarten Städten ist für deutsches Geistesleben nicht viel zu holen, da dieses dort möglichst unterdrückt wird; so sind z. B. deutsche Theatervorstellungen nur selten gestattet.

Männer, die außerhalb des landwirtschaftlichen Betriebs etwas Hervorragendes geleistet hätten, sind deshalb, mit Ausnahme von ein paar geistlichen Würdenträgern, aus den schwäbischen Dörfern fast keine hervorgegangen.

Die Zahl der schwäbischen Bauernsöhne, die sich den gelehrten Berufsarten widmen, ist an sich eine verhältnismäßig kleine; von diesen kehrt nur eine Minderheit in die heimatlichen Dörfer zurück, und auch von diesen sind nicht alle als Träger und Verbreiter der deutschen Kultur zu betrachten, da sie bis dahin vielfach mehr oder weniger magyarisiert worden sind.

Mit dieser Gefahr der Magyarisierung hat es folgende Bewandtnis: Wie oben berichtet, wird der einzelne Schwabe im allgemeinen von seinem magyarischen Nachbarn nichts weniger als geliebt, eher beneidet und noch mehr verachtet, und wie schon bemerkt gewohnheitsgemäß als Hundsfott bezeichnet. Dies geht so weit, daß in einem behördlich empfohlenen Liederbuch für die magyarischen Volksschulen ein Lied steht, in welchem „von der schwarzen Seele des ehrlosen Deutschen" zu lesen ist. Dies verhindert die Regierung aber nicht, die Schwaben samt und sonders zum Eintritt in die große magyarische Familie dringend einzuladen, denn sie sind eben einmal eine wirtschaftliche Macht und die sichersten Steuerzahler.

Recht eindringlich ergeht nun die Einladung an diejenigen, welche die höheren Schulen besuchen, und am dringlichsten an die, welche in den Staatsdienst treten wollen. Hier heißt es schon mehr „Und gehst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt". Wer seine angestammte Nationalität, sei er nun Deutscher oder Rumäne oder Serbe, nicht in den Hintergrund stellt und womöglich einen magyarischen Namen annimmt, kommt im Staatsdienst nicht recht vorwärts, und ein Deutscher, der im Geruch „pangermanischer Gesinnung", wir würden sagen im Verdacht deutschnationalen Bewußtseins steht, kommt selbstverständlich nicht als Beamter in einen deutschen Ort. Bleiben also für die Ausbreitung geistiger und völkischer Interessen nur die freien Berufsarten wie Ärzte, Rechtsanwälte nnd Redakteure übrig. Da die Gymnasien, Realschulen usw. alle in den stark unter magyarischem Einfluß stehenden Städten sich befinden und da diese Schulen nicht zum wenigsten im Sinn von Magyarisierungsanstalten für die jungen Deutschen, Serben und Rumänen betrieben werden, so haben die Schwaben in der Stadt Temesvar ein großes deutsches Pensionat errichtet, um den jungen Leuten wenigstens in den gefährlichsten Entwicklungsjahren einen Rückhalt gegen die von allen Seiten auf sie einstürmenden magyarischen Einflüsse zu geben. Ein ähnliches Heim hat die Gemeinde Gyertyamos in Szegedin errichtet. Damit wären wir auf die Schulfrage gekommen, die in den letzen Jahren im ungarischen Parlament fast nicht von der Tagesordnung weggekommen ist und dort noch manchen Sturm erregen wird.

Die Schulfrage leitet uns über von der Schilderung der blühenden Gegenwart und der ergreifenden Geschichte der schweren Gründungsjahre der Schwabenkolonien zu dem Ausblick in ihre Zukunft.

Bezüglich der wirtschaftlichen Zukunft der Schwabenkolonien ist zu Besorgnissen kein Grund. In den letzten Jahren haben sie mit großem Erfolg das Genossenschaftswesen auf völkischer Grundlage ausgebaut und in allernächster Zeit steht die Eröffnung einer Bankanstalt bevor, welche für die Schwaben das werden soll, was die Hermannstädter Sparkasse für die Siebenbürger Sachsen ist. Bis die neue Bank von ihrem Reingewinn jährlich 100000 Kronen für kulturelle Zwecke spenden kann, wie es das siebenbürgische Geldinstitut tut, wird es freilich noch gute Weile haben.

Trüber sind die Aussichten der Schwaben in Hinsicht der Erhaltung ihres Volkstums, und zwar gerade wegen der Schulverhältnisse. Die sofort nach der Losreißung Ungarns von Österreich durchgeführte Magyarisierung der höheren Schulen hat die beabsichtigte Wirkung der Magyarisierung der Städte überhaupt und im besondern die der Entnationalisierung des dort studierenden Nachwuchses der Deutschen und Slovaken (weniger der Serben und Rumänen) prompt erzielt. Die durch die Apponyischen Schulgesetze (ab Dezember 1905) vollendete Magyarisierung der Volksschule wird manchem Bauernsohn den Übergang in

das städtische Leben und damit in die magyarisch beeinflußte Welt erleichtern und ihn so der Gefahr der Entnationalisierung aussetzen. Aber die auf dem Lande bleibende Bevölkerung, die von der Staatskrippe nichts braucht und nichts will, ist durch die sechs Volksschuljahre und auch durch die magyarische Fortbildungsschule nicht zum Aufgeben ihrer Muttersprache zu bringen. Was erreicht werden kann und nach den Klagen der Schwaben leider auch in weitem Umfang erreicht worden ist, ist nur das, daß die Volksschüler die deutsche Schriftsprache nur mehr notdürftig kennen lernen und nach der Schule weder richtig Deutsch noch Magyarisch können. Dies hindert sie aber nicht, scharf rechnen und gut wirtschaften zu lernen! Das Klassenwahlrecht und die Wahlkreiseinteilung hat es den Schwaben bisher tatsächlich unmöglich gemacht, aus eigener Kraft auch nur einen Kandidaten in den Reichstag zu bringen; es focht sie aber wenig an: das dynastische Gefühl einerseits und der Stolz der großen Bauern, die mit den armen Rumänen und Serben nichts zu tun haben mochten, ließ die Schwaben ihre Stellung an der Seite des Herrenvolkes der Magyaren nehmen, die Kandidaten der Regierung waren ohne weiteres ihre Kandidaten. Die Regierung hat auch nie verfehlt, die unerschütterliche Staatstreue der Schwaben mit zuckersüßen Worten zu belohnen, freilich nicht ohne sie gleichzeitig auf immer härtere Proben zu stellen.

Und dies geschieht, obgleich die Magyaren wissen müssen, daß außer den Schwaben und den anderen Deutschen in ihrem ganzen Reich keine Nation lebt, die mit ihren Sympathien nicht auf seiten der Rumänen stehen wird, wenn, was kommen muß, das rasch erstarkende Königreich Rumänien sie zum Kampf um Siebenbürgen und seine Vorlande herausfordern wird, wo drei Millionen Rumänen wohnen! In ihrer Verblendung hat es die magyarische Regierung durch immer rücksichtslosere Angriffe auf das Heiligtum der Muttersprache endlich doch so weit gebracht, daß das Unmögliche zur Wirklichkeit wurde: vor vier Jahren hat sich unter den Schwaben eine Partei gebildet, welche mit den Nationalitäten zusammengeht. Die auf völkischer und demokratischer Grundlage fußende „Ungarländisch-deutsche Volkspartei" fordert in ihrem Programm in erster Linie die gewissenhafte Einhaltung des Nationalitätengesetzes vom Jahre 1868, insbesondere „die gesetzlich begründete Achtung und freie Benutzung unserer deutschen Muttersprache im Gemeinde- und Munizipalleben, die deutsche Protokollsprache, wo wir dazu berechtigt sind, und den freien Gebrauch der Muttersprache im Verkehr mit den Staatsbehörden innerhalb der vom Gesetz gezogenen Schranken. Wir verwahren uns gegen jede immer wieder versuchte Einschränkung des Gebrauchs unserer Muttersprache in Kirche und Schule und gegen jede Verletzung des auf dem Gebiete derselben uns zustehenden Selbstbestimmungsrechtes, insbesondere in betreff der für die Erhaltung unserer Kultur unentbehrlichen Volksschulen mit deutscher Unterrichtssprache. Solange der Staat seiner noch heute bestehenden gesetzlichen Verpflichtung, Schulen mit der Unterrichtssprache aller Bewohner Ungarns zu errichten, die zu fordern wir nicht müde werden, nicht nachkommt, bekämpfen wir jede Verstaatlichung von konfessionellen oder Gemeindeschulen".

Daß diese Partei von der Regierung in jeder Weise schikaniert wird, ist nicht zu verwundern. Viel wunderbarer ist es, daß ihr Parteiorgan „Der deutsch-ungarische Volksfreund" dem „Aufreizungsparagraphen", dem beinahe wöchentlich eine der Nationalitäten-Zeitungen zum Opfer fällt, solange entging. Kurz vor Jahresschluß wurde der Redakteur des „Volksfreund", Victor Orendi, ein Siebenbürger Sachse, aber endlich doch von dem Damoklesschwert getroffen.

In diesem Fall hatte die magyarische Regierung übrigens eine besonders unglückliche Hand. Wegen „Aufreizung gegen die magyarische Nation" unter Anklage gestellt war ein Artikel, der nichts enthielt als eine nicht besonders geschmackvolle, aber absolut harmlose Lobpreisung des schwäbischen Volksstammes. Der Artikel stammte von einem ungarischen Militärarzt — dem wegen desselben nichts geschah — und auch das Gericht erster Instanz erkannte auf Freisprechung, nachdem der Staatsanwalt selbst erklärt hatte, daß in dem Aufsatz nichts von Aufreizung enthalten sei. Erst der höheren Instanz blieb es vorbehalten, das verdammende Urteil auszusprechen, welches von der Königl. Kurie in einer Sitzung von fünf Minuten bestätigt wurde. Solche Dinge dürfen nicht mehr oft vorkommen, sonst werden die magyarischen Chauvinisten erleben, daß die jetzt noch weitverbreitete politische Indifferenz der schwäbischen Bauern in politischen Eigensinn umschlägt. Diesen politischen Eigensinn — im guten wie im schlimmen — haben fast alle württembergischen Fürsten im Kampf mit der Landschaft (Vertretung der Stände) kennen gelernt und dem König Wilhelm dem Ersten von Württemberg hat er die Klage abgepreßt: „Das erste Wort, das der Schwabe ausspricht, heißt ‚Noi, etta'". Wie diesem seinem König gegenüber einst Ludwig Uhland „das alte gute (landständische) Recht" verfocht („das Recht, das uns Gesetze gibt, die keine Willkür bricht"), so sind auch unter den Schwaben Ungarns Männer bereit, für das durch keine Untreue verwirkte alte gute Recht zu kämpfen, das unter der Ägide des ritterlichen und gerechten Deak festgesetzt worden ist, das Recht, das den Ungarn jeglicher Nationalität und jeglicher Konfession den ungestörten Genuß dieser Güter zusichern und die Möglichkeit freudiger und aufopfernder Mitarbeit am Wohle des Staats geben wollte und hätte geben können.

Zum siebzigsten Geburtstage Otto Liebmanns

Von Fritz Medicus in Halle a. S.

Am 25. Februar vollendete Otto Liebmann sein siebzigstes Lebensjahr. Seit dem Herbst 1882 wirkt er als ordentlicher Professor der Philosophie in Jena. Vorher schon hatte er die üblichen drei Stufen der akademischen Laufbahn an den Universitäten Tübingen und Straßburg durchmessen. Die begriffliche Klarheit und die künstlerische Form seiner Vorlesungen hat in der langen Zeit seiner Lehrwirksamkeit eine gewaltige Schar von Studenten in seine Hörsäle gezogen, und viele, die seinen Geburtstag wissen oder ihn in diesen Tagen durch die Presse erfahren, werden in Gedanken zurückkehren nach dem großen Auditorium im ersten Stock des alten Jenaer Kollegiengebäudes, oder welches immer die Stätte gewesen sein mag, an der sie sich von ihm haben führen lassen durch

die Subtilitäten der Logik, durch die Intuitionen und Hypothesen der Metaphysik, durch die Systeme nnd Systemversuche der großen Denker vergangener Zeiten. Und mit ganz besonderem Danke erinnert sich wohl auch mancher, wie es der Schreiber dieser Zeilen tat, der „Philosophischen Besprechungen", die Liebmann ungemein sicher zu leiten und höchst instruktiv zu gestalten weiß.

Aber trotz der sehr großen Erfolge, die Liebmann als Lehrer der akademischen Jugend gehabt hat und hat, kann man nicht sagen, daß der Mittelpunkt seiner Wirksamkeit das Katheder wäre: Liebmann gehört zu denjenigen, die ihre Eroberungen weit über die Grenzen ihrer Universität hinaus ausgedehnt haben: Ein gut Teil der Geistesgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts ist von seinem Wirken bestimmt worden; viele Tausende, die kaum je seinen Namen gehört haben, haben durch mannigfache Vermittlungen Anteil gewonnen an den geistigen Werten, die seine Arbeit zum Besitztum unserer Zeit gemacht hat. Als er zum erstenmal literarisch hervortrat, sah es um die Philosophie, sowohl auf den akademischen Lehrstühlen wie im breiteren Publikum, ganz anders aus als heute. An den Universitäten war von philosophischer Energie wenig zu merken; die Philosophie war kraftlos geworden, matt und ihrer selbst ungewiß. Im großen Publikum aber war die Zeit des Materialismus, die Zeit der dogmatischen Metaphysik eines proletenhaft gesunden Menschenverstandes, der mit süffisanter Gelassenheit die größten Worte auszusprechen liebte. Diese Populärphilosophie war es mehr noch als die schwächliche Katheder-wissenschaft, die der damaligen Zeit ihre von Liebmann richtig erkannte philosophische Aufgabe stellte: die Überzeugung, daß „das Wesen der Dinge schwerlich so flach ist wie die Mehrzahl der Köpfe, die ihm auf den Grund gekommen zu sein glauben", mußte zu allernächst klar ausgesprochen und begründet werden. Gelang dies, so war damit der ungeschlachte Materialismus in seinem innersten Heiligtum angegriffen, und zugleich war den müde gewordenen Überbleibseln ernster Philosophie ein kräftiger Lebensantrieb zugeführt. Ein paar Rufer in der Wüste hatten sich bereits in ähnlichem Sinne vernehmlich gemacht; auch ein wirklich Starker war unter ihnen: Kuno Fischer. Ihm trat Liebmann als der erste kampfgewaltige Bundesgenosse an die Seite. Seine Schrift „Kant und die Epigonen", die er als Fünfundzwanzigjähriger veröffentlichte, hat im genauesten Sinne das Signal gegeben für eine große, weit über Deutschlands Grenzen hinaus wirkende geistige Strömung. „Also muß auf Kant zurückgegangen werden" —: ungezählte Male sind diese lapidaren Worte, die in jenem Buche am Schlusse jedes Kapitels stehen, wiederholt worden; sie haben ihren Eindruck nicht verfehlt.

Die Erkenntnistheorie war das erste Hauptthema der Arbeiten Liebmanns. Erkenntnistheorie allein konnte den Materialismus gründlich besiegen. Erkenntnistheorie allein konnte auch der unsicheren, verzagten, müden Art des nicht-materialistischen Denkens wieder Selbstgewißheit und Selbstvertrauen geben. Aber Liebmann war kein bloß formaler Geist. Er ist nie gewillt gewesen, in grauen Abstraktionen stecken zu bleiben; die Abstraktion war ihm nie Selbstzweck.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

War ihm doch auch die erkenntnistheoretische Aufgabe vom Leben gestellt worden — vom Leben, das ihn umgab, und das er zu verstehen vermochte.

Ein paar Jahre nach seiner Habilitation kam der große Krieg: als Freiwilliger ist der Tübinger Privatdozent bei den preußischen Gardefüsilieren mitgezogen; er hat auch jetzt verstanden, was die Forderungen des Lebens waren. Einst hatte er während der einjährigen Dienstzeit die Strapazen der Promotion zum Doctor philosophiae auf sich genommen: er wußte es schon, daß man — daß wenigstens er Philosoph und Soldat zugleich sein konnte. Sein prachtvolles Belagerungs-Tagebuch „Vier Monate vor Paris" gibt Zeugnis davon, wie er im Felde das, was er sah und hörte, in der Tiefe seines reichen Innenlebens verarbeitet hat. Als Denker und Dichter hat er des Königs Rock getragen; nicht als ein solcher, der in den Stunden der Muße der rauhen Wirklichkeit entfliehen will, sondern als einer, der mit den Dingen, die ihm auf seinem Lebensweg begegnen, ringt, der nicht bloß bereit ist, den letzten Herzensschlag fürs Vaterland hinzugeben, sondern der auch wissen will, was er mit seinem todesmutigen Kämpfen letzten Endes tut und warum er es tut.

Bald nach dem Friedensschluß wurde Liebmann an die wiedergewonnene Universität Straßburg berufen. Dort entstand sein erstes großes Buch: „Zur Analysis der Wirklichkeit" — ein umfassendes Werk, das die Hauptgebiete der Philosophie in eingehenden Einzeluntersuchungen behandelt. Es ist ein System der Philosophie, das jedoch — etwa im Sinne des Kantischen Kritizismus — die systematische Form ablehnt. Den Anfang macht wieder die Erkenntnistheorie; sie hat grundlegende Bedeutung. Denn wenn das Buch auch keine systematische Architektonik aufweist, so ist es doch etwas ganz anderes als eine Sammlung von Essays. Es hat seinen „logischen Plan", und dieser fordert zum Anfang die Erkenntniskritik oder Transzendentalphilosophie. Aber das philosophische Interesse wendet sich dann, nachdem die entscheidenden formalen Richtlinien gezogen sind, den konkreten Problemen zu, — wie ja auch Kant einst ein „System" in Aussicht gestellt hatte, das der lediglich propädeutischen „Kritik" folgen sollte, freilich nicht zur Ausführung gekommen ist. Wer die Eigenart der kritischen Philosophie kennt, wird ohne Schwierigkeit verstehen, daß die Natur das erste konkrete Problem sein mußte, das sich dem Denker stellte, der seine Zeitgenossen auf Kant hingewiesen hatte: das Problem der Natur ist am allerunmittelbarsten mit den Fragestellungen der Transzendentalphilosophie verknüpft. So nehmen denn in der „Analysis der Wirklichkeit" die naturphilosophischen Probleme den breitesten Raum ein; sie waren damals in der Tat am allerwichtigsten für den, der sich zu einer festen philosophischen Überzeugung durchringen wollte. Auch das zweite Hauptwerk Liebmanns, die „Gedanken und Tatsachen", deren erstes Heft die nächste Publikation nach der „Analysis" war, handelt in seinem ersten Bande von naturphilosophischen Problemen.

War also die Erkenntnistheorie dasjenige Feld gewesen, auf dem sich Liebmann die ersten dauernden und für das allgemeine Geistesleben hoch-

bedeutsamen Verdienste erworben hat, so war die Naturphilosophie das zweite Gebiet, das er in tiefgreifender Weise bearbeitet hat. Aber er ist hier nicht stehen geblieben; er hat weiter tätigen Anteil genommen an der Vertiefung der philosophischen Kultur des Zeitalters. Nach längerer, nur durch einige kleinere Publikationen unterbrochener Pause erschien 1899 die „Weltwanderung" und bald darauf der zweite Band der „Gedanken und Tatsachen" — Werke, die wieder prinzipiell Neues zu sagen haben: das ethische Problem ist erheblich über das in der „Analysis" Gesagte hinausgeführt, und das Problem der Geschichtsphilosophie ist zum erstenmal in zusammenhängender, an originalen Gesichtspunkten reicher Weise behandelt. Vernunft und Liebe treten Verehrung fordernd als die beiden Mächte hervor, die den Menschen über sich selbst erheben, die den Sinn des Daseins in sich schließen. Dies ist das dritte Hauptthema der Philosophie Liebmanns.

Überblickt man so das Schaffen Liebmanns, so sieht man, daß er nie stehen geblieben ist. Mit seinen Arbeiten ist immer auch sein Ziel vorwärts gerückt. Und ganz erstaunlich ist die Sicherheit, mit der er seinen philosophischen Weg gegangen ist: er hat nichts zurückzunehmen gehabt von dem früher Gesagten. Die späteren Auflagen seiner Werke sind hin und wieder erweitert; aber nur selten ist ein Satz verändert, und nirgends greifen die Veränderungen tief. In aller Entwicklung hat er derselbe bleiben können, der er war, als er 1865 zum erstenmal in der literarischen Welt auftrat. Mit einem tiefen und fruchtbaren Gedanken hat er seine Schriftstellerlaufbahn begonnen, und diesen Gedanken hat er mit eiserner Energie festgehalten, hat ihn durchgedacht und sich dann den neuen Problemen zugewandt, die sich gerade dadurch stellten, daß jener zu Ende gedacht war: so führte ihn der Weg mit einer Art dialektischer Notwendigkeit von der Erkenntnistheorie zur Naturphilosophie und weiter zur Ethik und Geschichtsphilosophie; doch so, daß die Themata der früheren Jahre ihr Interesse und ihre Bedeutung nicht verlieren: noch in den um die Jahrhundertwende erschienenen Heften der „Gedanken und Tatsachen" sind erkenntnistheoretische und naturphilosophische Probleme behandelt.

Daß Liebmann in solcher Weise die vor langen Jahren geschriebenen Werke auch heute noch festhalten kann, verdankt er vor allem der strengen Selbstzucht, mit der er von Anfang an gearbeitet hat. Es entspricht gewiß der Wahrheit, wenn er im Vorwort zur ersten Auflage der „Analysis" versichert, er habe sich nur schwer zu dieser Vermehrung der philosophischen Literatur entschlossen. Er haßt die laute, reklamesüchtige, leere Betriebsamkeit des Schwätzers. Auch auf dem Katheder ist jedes Wort erwogen. So meisterhaft er zu reden weiß: man merkt es ihm immer an, daß er den hohen Wert des Schweigens durch lange Jahre hindurch erprobt und das Schweigen lieb gewonnen hat. Darum erscheint er als ein im höchsten Sinne vornehmer Charakter. Schon in der Schrift „Kant und die Epigonen" fordert der Fünfundzwanzigjährige von jedem wahren Philosophen eine „immer und überall fragende" Geistes-

verfassung, „eine ernste, ruhige Versenkung — intensive Besonnenheit"; die Aufgabe sei, „die Summe dessen, wodurch die Zeit bewegt wird, erst nach allen Seiten durchzuleben, ehe der spekulative Gedanke das Fazit ziehen kann". Stets offenen Blickes, aber schweigsam ist Liebmann seinen Weg gegangen: allen Gestalten des Lebens hat er Auge und Ohr geöffnet, die vielseitige Gründlichkeit seiner Bildung ist wahrhaft erstaunlich.

In diesem Reichtum der geistigen Interessen zeigt er eine gewisse Verwandtschaft mit seinem Meister Kant, wenn er auch eine etwas andere Synthesis der Elemente darstellt, vor allem, sofern er ein viel innigeres Verhältnis zur Kunst, zu allen Künsten hat. Liebmann hat sich zu jeder Zeit auch Kant gegenüber bei aller Verehrung doch völlig selbständig gewußt. Er ist nie im Zweifel darüber gewesen, daß er mehr als ein Jahrhundert später lebt als der Königsberger. Aber gerade weil Liebmann ein Mann der neuen Zeit ist, ein Mann, der sich von Anfang an die Aufgabe gesetzt hatte, seine Zeit zu verstehen, hat er sich um Kants Geistesart im höchsten Maße verdient machen können — weit mehr als die unfreien, sklavischen, rabiaten Kantianer, die an Kant nichts Zufälliges, historisch Bedingtes sehen, sondern ihn mit seiner ganzen Existenz metaphysizieren und so zum „Ding an sich" stempeln. Liebmann hat klaren Blick für das, was an Kants Werk überzeitlich ist. In den „Gedanken und Tatsachen" sagt er einmal: „Sämtliche Einzeldoktrinen der Kritik der reinen Vernunft sind streitig oder zweifelhaft oder bereits widerlegt. Aber der ganze Standpunkt, der prinzipielle Grundgedanke des Werkes ist unveraltet und unsterblich." Und in der Gedächtnisrede, die er am hundertjährigen Todestage Kants in Jena gehalten hat, heißt es gegen Ende: „Wir wollen hoffen und wir dürfen glauben, daß der Geist der besonnensten Selbstkritik, der Geist der strengen Gewissenhaftigkeit, der Geist des kategorischen Imperativs, der Geist der reinen Vernunft, der Geist Immanuel Kants in der Menschheit unvergänglich weiterleben werde!"

Am Schluß dieser Kant-Gedächtnisrede steht ein Gedicht — sieben Stanzen, die noch einmal künstlerisch zusammenfassen, was die vorangegangene Rede ausgeführt hat. Es ist nicht das einzige Mal, daß Liebmann mit Versen an die Öffentlichkeit getreten ist: die schon erwähnte „Weltwanderung" (aus dem Jahre 1899) ist ein ganzes Bändchen von Gedichten; auch in das Belagerungs-Tagebuch und in die „Gedanken und Tatsachen" sind Gedichte eingestreut. Es versteht sich, daß diese künstlerischen Erzeugnisse in besonderem Maße Liebmanns Persönlichkeit dem Leser nahe bringen: in einer Sprache, deren hohe Vornehmheit einen Grundzug seines ganzen Wesens spiegelt, redet der Dichterphilosoph von dem, was ihn in der Tiefe seines persönlichen Seins berührt hat. Nicht bloß philosophische Themata werden angeschlagen. Die Gedichte im Kriegstagebuch reden von Kampf und Tod, von Erlebnissen auf Posten, von der Freude des Sieges — freilich niemals im bloßen Soldatenton, immer zugleich in der Weise dessen, der in der Wesen Tiefe trachtet. Auch nicht von jedem Gedicht der

„Weltwanderung" würde man, wenn man ein jedes einzeln nimmt, sagen können, daß es philosophischen Charakter trage: man nehme z. B. das innige Gedicht „Waldrätsel", voll zartesten Naturgefühls, oder das Gedicht „Wittekind", das uns das Ende der Sachsenkriege miterleben läßt. Nimmt man freilich das Buch, in dem sie stehen, als Ganzes, und versteht man es als Weltwanderung, so werden auch diese Gedichte durch den Zusammenhang, in den sie eingefügt sind, philosophisch bedeutungsvoll, und sie gewinnen die eigentümliche Bedeutung, die sie an ihrem Orte haben, gerade durch ihre ungebrochene Unmittelbarkeit, gerade durch die Abwesenheit der Reflexion. Gegen Schluß steigert sich die „Weltwanderung" zu gewaltigen Hymnen auf die höchsten Lebenswerte. Vernunft und Liebe, die wir als die letzte und höchste Aufgabe des Philosophen kennen gelernt haben, sind auch das größte Thema des Dichters Liebmann.

Hellas und Wilamowitz

Von Kurt Hildebrandt

Unter unseren bedeutenden klassischen Philologen sind nur sehr wenige, die es nicht verschmähen, auch auf einen weiteren Kreis von Laien zu wirken und die klassische Kunst in der heutigen Gesellschaft zu beleben. v. Wilamowitz-Moellendorff ist einer der wenigen, die den Willen und das Talent zu einer solchen Wirkung haben. Ob seine Wirkung in der Richtung einer von uns erhofften geistigen Kultur liegt, das ist eine Frage, die wir nicht bejahen zu können glauben, trotz aller Zustimmung, die Wilamowitz aus Kreisen der nicht nachprüfenden oder kritiklosen Laienwelt zum Teil erfahren hat.*)

Verwerflich scheint mir schon das Programm des Wilamowitz in seinen Übersetzungen griechischer Tragödien: „Meine Übersetzung will mindestens so verständlich sein, wie den Athenern das Original war; womöglich noch leichter verständlich." Die Athener empfanden den Stil des Aischylos als dunkel, erhaben und hart. Aber das ist nicht der Geschmack des Wilamowitz, er findet ja, daß Dante „etwas Barbarisches" an sich trägt. Unsere größten

*) In dem „Jahrbuch für die geistige Bewegung." Verlag der Blätter für die Kunst, Ausgabestelle: Otto v. Holten, Berlin, das in kurzem erscheinen wird, habe ich mich über diese Frage ausführlich ausgesprochen. An dieser Stelle kommt es mir vor allem auf eine kurze Zusammenfassung leitender Gesichtspunkte an, sowie auf eine gedrängte Übersicht über die bedenklichsten Fehler, soweit sie mir für einen unbefangenen Beurteiler unbestreitbar zu sein scheinen.

Klassiker verehrten die griechische Tragödie als etwas Heiliges; aus dieser Verehrung erwuchsen die Übersetzungen Hölderlins, trotz mancher Fehler von unsäglicher Schönheit im dichterischen Rhythmus, erwuchs Humboldts Agamemnon, eine Frucht des vornehmen Klassizismus. Aber Wilamowitz opfert den hohen tragischen Stil der leichten Verständlichkeit; schlimmer als das: dem modernen proletarischen Geschmack zuliebe quält er uns mit Banalitäten, wo die Tragiker die Sprache einer hohen Poesie reden. Er erreicht die trivialste Verständlichkeit, indem er für jedes ursprüngliche Bild ein abgebrauchtes, schnell faßliches setzt, für Ausdrücke heroischer Größe die einer bürgerlichen Tugend, für gewaltigen Donner ein gemäßigtes Säuseln, für Herbes und Wuchtiges Mildes und Süßes. Alle Anforderungen eines nicht völlig barbarischen Geschmackes hat er von vornherein an diesem lapidaren und wahrhaft verblüffenden Satz abprallen lassen: „Nicht den Nachbetern einer abgestandenen Kunstlehre, noch den bildungsatten Dekadents, sondern denen, die unverdorben und meinethalben ungebildet nach dem reinen Lebenswasser einer großen Kunst dürsten, will ich dienen, indem ich ihnen einige solche Werke vermittle, so gut ich kann." (II, 5.) Hat er vielleicht bei jenen Dekadents an Nietzsche gedacht, der ja so bitter über die vertrauliche Zudringlichkeit junger und alter Philologen gegenüber den erlauchtesten Werken der Griechen spottete? Unsere literarische Konvention ist heute so schlecht, das Ohr für die gesprochene poetische Sprache so abgestumpft, die Empfindung für das Ethische eines Kunstwerkes so oberflächlich, das viele nicht begreifen werden, warum ich soviel Wesens von diesen Kleinigkeiten mache. Vielleicht wird manchem eine kleine Auslese doch die Ohren öffnen.

Die prunkvolle Umschreibung eines Eigennamens mit καρα ist Wilamowitz zu erhaben und feierlich. Wo Hölderlin wörtlich übersetzt:

„O liebstes, du, des Weibs Jokastas Haupt!
Was riefest du heraus mich von den Häusern?"

sagt Wilamowitz recht prosaisch:

„Weswegen, liebste Gattin Jokaste,
Hast du mich aus dem Hause rufen lassen?"

Der Ruf der Boten, die das zehn Jahre erwartete Feuerzeichen endlich sehen: ἰοὺ, ἰοὺ, wird mit Hurra! Hurra! wiedergegeben.

Im Agamemnon (V. 140) wird die unheildrohende Artemis beschwichtigend εὔφρων, καλα ... Wohlgesinnte, Schöne angerufen. Wenn dafür „Holde Schöne" (ohne Komma) gesetzt wird, so ist es in eine leere Schmeichelei verwandelt. V. 264 übersetzt Humboldt richtig „Entsteige . . . dem nächt'gen Mutterschoße hell das Morgenrot". Diese mythisch große Poesie verwandelt Wilamowitz ins Triviale, das ihm wohl poetischer scheint: „Die Mutter Nacht hat frohe Botschaft uns beschert." Jedes Wort ist ein Weihnachten. Es klingt, als ob die Nacht nicht die Mutter des Morgens, sondern unsere Mutter sei. Das ist vertraulicher und gemütlicher. Aus der gezierten Antwort des Chorführers: „Unmöglich, doch verzeih — ich hörte wohl nicht recht?" wird

man schwerlich heraushören, daß er zu Freudentränen ergriffen ist. Wörtlich heißt es: „Wie sagst du? Vor Zweifel entging mir dein Wort." Der Ton auf dem Areopag ist eher einer modernen Schöffengerichtssitzung als Göttern und Heroen angemessen. Dike klingt schon zu göttlich, darum wird ὁπως ἀν εὐ καταγνωσθη δικη so wiedergegeben: „Daß die Verhandlung zu sichrer Urteilsfindung führt." Orestes sagt: „Rechtsbelehrung gib, Apollon." „Doch ob berechtigt oder nicht der Totschlag war, gib dein Gutachten."

„Der gefallnen Größe gibt die menschliche Gemeinheit gern noch einen Tritt" sagt Klytaimnestra, als sie den rückkehrenden König in feierlicher Rede begrüßt. Συγκολλως in den Choephoren (V. 542) ist ein ungewöhnlicher, nur in der Poesie gebräuchlicher Ausdruck. Aber auf solche Wesenswerte nimmt Wilamowitz nie Rücksicht; hier sagt er: „Paßt aufs Haar genau." Später: „Mach' ich ihn zur Leiche." Die Eumeniden sind „Ekelscheusale" und haben von „Schenkerhänden" „manchen Guß geschlürft". Ihr abscheulicher Gesang klingt so:

Wie hurtig er sei,
Wie heiß sein Blut:
Wir machen ihn kalt.

Die Antithese von „heiß" und „kalt machen" ist zwar von einer lustigen Roheit, aber mit dem griechischen Text hat sie nichts zu tun. Unerträglich banal ist auch die Konduite, die der Priester dem König Ödipus ausstellt (V. 33). Er erachtet ihn: „doch für der Männer ersten unbedingt, gewachsen jeder Lage, wie das Leben sie mit sich bringt". Wilamowitz gestattet ihm auch nicht die prunkvolle Anrede des Sophokles: ἀναξ, ἐμον κηδευμα, παι Μενοικεως (Fürst, mein Verschwägerter, Sohn des Menoikeus), sondern läßt ihn bürgerlich behaglich sagen: „Nun, lieber Schwager Kreon." Dann wird er ganz grob: „Mensch, du unterstehst dich noch?" „Du hast es ihm gesteckt." Er schimpft nicht umsonst, Kreon „macht ihm die Rechnung auf".

Schon diese kleine Auswahl beweist, daß es sich nicht um Entgleisungen, sondern um Methode handelt. Für den, der zur Kunst eine innere Beziehung hat, sind damit die Übersetzungen erledigt. Aber ich will auch denen, die an eine Kunst des Inhaltes glauben und in der Form nur ein zufälliges Gewand sehen, beweisen, daß Wilamowitz selbst inhaltlich kein Verhältnis zu Aischylos und Sophokles hat. Er hat nichts von der treibenden Sehnsucht unserer größten Geister gespürt, die immer wieder strebte, durch die Trümmer des Hellenismus zu dem so schwer zugänglichen Hochgebirge des alten Hellas zu gelangen. Er sieht im Gegenteil den modernen Normalmenschen als Ziel der Antike an und findet daher in der einzigartigen hellenischen Kultur nichts weiter als die Vorstufen unserer Moral und Wissenschaft. So bringt er freilich dem großen Publikum das Griechentum nahe, und wie wohlig geht es dem Philister ein, wenn man ihm sagt, daß auch die stolzen Griechen Menschen waren, von allen Trivialitäten des Tages gequält wie wir, nur noch nicht ganz so erleuchtet wie wir. Taub für den großen Gesang der Kunst bemüht sich Wilamowitz einzelne Worte auf-

zufangen und aus ihnen willkürlich ein seinen Bedürfnissen entsprechendes Gehäuse zu zimmern. Er teilt uns mit, daß Aischylos „die Geschichte als Exempel für seine Lehre von Schuld und Sühne dramatisiert". Nun also kennen wir den tiefen Boden, aus dem die Tragödie wuchs! Mit Kunst hat sie wenig gemein, sie ist ein moralistisches Dogma im Kostüme des Dramas! Es könnte an vielen Beispielen erwiesen werden, daß solch eine moralisierende Tendenz jede unbefangene Betrachtung der Tragödie hindert. Sünde ist das Lieblingswort des Wilamowitz, er verwendet es für eine ganze Reihe griechischer Worte. Man kann von vorn herein sagen, in der älteren attischen Tragödie immer mit Unrecht; denn der Begriff Sünde ist für uns so fest verbunden mit den Vorstellungen des Strafens und Bereuen-sollens, daß er von dieser tragischen Kunst ganz fern gehalten werden sollte. Mag dem jüdisch-christlichen Gott ein zerknirschtes Herz wohlgefallen haben, der tragische Geschmack war ein andrer: Reue und Buße wären dem tragischen Helden ganz unanständig. Heroen sind keine kostümierten Bürger; das heroische Ethos ist abgeschlossen und vollkommen, von Läuterung und Erziehung durch Leiden kann nicht die Rede sein und mit unserer offiziellen Moral hat es keinen Zusammenhang.

In Agamemnon ist als in einem reinen Bilde die große Kriegsleidenschaft von Hellas zusamengefaßt, er ist der Leu, der sich auf Troja stürzt. So versteht es auch der Chor, der nicht von Sünde redet, sondern von Notwendigkeit. „Nachdem er aber das Joch der Notwendigkeit auf sich genommen hatte . . ." (V. 219). Wilamowitz fälscht hier schon das Bild, indem er κηξ mit Schuld, κακα mit Verbrechen übersetzt. Für eine moralische Tragödie hätte es nahe gelegen, alles auf der Opferung Iphigeniens aufzubauen; da ist es doch auffallend, daß der Chor so wenig von diesem Morde singt, noch auffallender, daß Kassandra hellsehend von den Bluttaten des Atreus, von der Rache des Orestes, aber nicht vom Morde Iphigeniens spricht. Das Schuldbewußtsein würde die heroische Größe entstellen, darum läßt der Tragiker den dunklen Geschlechtsfluch wirken. Wie trotzdem Wilamowitz behaupten kann, in der Orestie habe Aischylos das Problem von Schuld und Strafe, nicht das des Geschlechtsfluches dargestellt, ist mir unbegreiflich. In ebenso künstlicher Weise konstruiert er für Klytaimnestra das böse Gewissen. Das Drama schließt mit den stolzen Worten: „Achte nicht auf das Gebelfer ihrer Ohnmacht. Unser ist die Gewalt in diesem Hause. Was wir wollen, wird Gesetz!" Ein stolzerer Abschluß ist kaum zu denken. Aber Wilamowitz weiß es besser: „sie ist innerlich gebrochen und wider ihre Natur beschwichtigend". Er verkündet als Tatsache, daß an diesen Gewissensbissen das Verständnis des Dramas hänge (II, 37). Aischylos war recht ungeschickt, von diesen psychologischen Feinheiten nichts sagen zu lassen; um so erfreulicher, daß der Übersetzer solche Lücken divinatorisch ausfüllt.

Im Orest ist es ganz offenbar, wie Aischylos der Versuchung, durch die Selbstvernichtung eines reuigen Sünders sein Publikum zu erschüttern, aus dem Wege geht. Muß man nicht taub sein, wenn man die Worte nicht hört, die

Oreſt ausſtößt, als ihm der Wagen ſeiner Seele zu entgleiſen droht: „Solange ich noch bei Sinnen bin, verkündige ich den Freunden und ich ſage, daß ich die Mutter tötete nicht ohne Recht, ſie, die vatermordende Befleckung und der Götter Haß.“ (V. 1027.) Und angeſichts dieſer Szene wagt Wilamowitz zu behaupten: „Schon indem er es tut, weiß er, daß es Sünde iſt,“ wagt pathetiſch zu verkünden, daß Oreſtes „bis zum Zittern des armen Sünders die ganze Skala der Gefühle durchläuft“. Nicht laut genug kann man in ſolche Ohren ſchreien: Den Griechen der tragiſchen Kultur war der Armeſündergeruch ekelhaft.

In Hellas war in den Zeiten des Heraklit und Parmenides die Höhe und der Herrſchaftsbereich des Geiſtes ins Unerhörte geſteigert. Welt, Götter und Seele wurden ein Spiel in den Händen der Weiſen. Ihre Religion hob ſich zur letzten Höhe, denn im Dienſte des Dionyſos wurden die Ergriffenen eins mit dem Gott, ſelbſt zum Gott. Die Tragiker, dieſe Gewalt des Dionyſos aufnehmend und ſie bändigend durch die klaren Formen des Apollon, brauchten vor den höchſten Zielen nicht zu zagen. Wie auf den Parthenonfrieſen Menſch und Gott auf derſelben Ebene ſtehen, ſo leben die tragiſchen Helden ein göttliches Leben. Durch größere Macht und Unſterblichkeit ſind die Götter ausgezeichnet, aber an Würde ſtehen die Helden nicht zurück. Vor der Tat ſchwankt Oreſtes, aber als die Erinnyen ihn ſchon hetzen, iſt er den Göttern gegenüber noch ſtolz. Von Apollon fordert er Hilfe, von Athene Recht, nicht Gnade. Den Erinnyen gegenüber vertritt er ſelbſtbewußt den Mord, den doch Apollon veranlaßte. Gerade Oreſtes iſt ein Beweis dafür, daß Leiden und Fall gar nicht notwendig zum Weſen des tragiſchen Helden gehören; um ſo mehr gehört dies Gefühl „den Göttern gleich' ich“ dazu.

In allen Dramen des Aiſchylos und Sophokles ſind die Helden von dieſem tragiſchen Stolz getragen, der ihnen verbietet, wenn ſie in Gefahr ſind, die Götter um Gnade zu flehn oder gar ſie durch Reue zu verſöhnen. Nur an Aias mag noch erinnert ſein. Sein jugendlicher Ehrgeiz war geweſen, ohne die Hilfe der Götter unſterblichen Ruhm zu gewinnen. (V. 767.) Mit unerbittlichem Stolze verläßt er Freunde, Geliebte und Sohn, als er geſcheitert iſt. Und doch ſind ihm die milderen Regungen einer chriſtlichen Moral nicht fremd; ſonſt hätte er ſie nicht ſo ſchön vortäuſchen können, als er die Einſamkeit zu würdigem Tode ſucht. (V. 650.) Odyſſeus iſt in ſeinem ritterlichen Ethos edler als die göttliche Haſſerin Athene: Er haßte, ſolange es edel war zu haſſen, aber ſeine Feindſchaft weicht vor der Rittertugend (ἀρετη) des Helden. (V. 1357.) Um den unbeugſamen Stolz und ruhigen Edelſinn dieſes Rittertums zu verſtehen, darf man nicht die Frage aufwerfen, ob vorchriſtlich oder chriſtlich; man muß empfinden, daß hier wundervolle Epochen des Menſchentums ihre geſteigerten Lebensformen offenbaren.

Man ſoll Wilamowitz nicht tadeln, daß er die Größe und Härte eines ſolchen Ethos nicht aufzufaſſen vermag. Aber es iſt wohl erlaubt, etwa am

Beispiel des Ödipus zu verfolgen, ob die Mittel, mit denen der Interpret die Größe zerbricht, zu rechtfertigen sind. Die Entwicklung im Ödipus arbeitet auf eine gewaltige Spannung hin. Mit aller Wucht erregter Darstellung erschüttert uns der Bote, Jokastes Tod und des Ödipus Blendung erzählend. Der gewöhnlichen Gesinnung ist die Tat des Königs unerklärlich (wiederholt fragt der Chor: Welcher Dämon riß dich hin?), aber zu verstehen ist sie aus der heldenhaften, kindlichen, trotzigen Seele, aus dem Stolz, der sich lieber noch selbst zerstört, als den siegenden Göttern das Werk der Zerstörung zu überlassen, aus der Leidenschaft, die noch im eigenen Leide wühlt.

Ich muß gestehen, daß ich des Wilamowitz' Erklärung für die Katastrophe nicht begreife. „Ödipus muß untergehen, weil daran die Allmacht der Gottheit hängt." Wie ist denn dann das Orakel erklärt, das schon vor der Geburt des Ödipus auf die Katastrophe hinarbeitet?! Weiter gibt Wilamowitz an, daß Ödipus und Jokaste untergehen müssen, weil sie an göttlichem Orakel gezweifelt haben. Das ist ein unübertrefflicher sophistischer Scherz. Danach würde Sophokles die Götter so darstellen: Sie verkünden dem Ödipus sein sicheres Verderben und sagen ihm: „Erkennst du unser Orakel an, so geschieht dir ja mit dem Verderben dein Wille, und erkennst du es nicht an, so sieh das Verderben als Strafe für diesen Zweifel an!" Wilamowitz zieht folgende Moral aus dem „Ödipus" (I, 13): „Mensch, erkenne dich als das, was du bist, erkenne deine Ohnmacht und die Nichtigkeit deines Glückes." Wie man sieht, eine recht alltägliche, um nicht zu sagen plebejische Moral, denn immer hat es den Trost der Enterbten des Glückes ausgemacht, daß auch den Höchsten das Glück nicht treu bleibt. Dieser bescheidene Trost ist dem tragischen Willen entgegengesetzt. Wenn eine Tragödie mit der Lehre der Nichtigkeit des Glückes ausklingt, so geschieht es, um in der gewaltigen Distanz von Höhe und Tiefe die Menschengröße um so eindrucksvoller zu besingen. Möge jeder die Erinnerung der Zeiten beleben, als Tragödien sein innerstes Wesen mit neuem Leben füllten. Kehrte er erschüttert von der menschlichen Nichtigkeit heim, mit guten Vorsätzen, die vom Chor gerühmte Mittelstraße zu wandeln, oder war er erfüllt von aller heimlichen Sehnsucht, das Leben der Heroen selbst zu leben? Nietzsche wußte, daß die Tragödie einem erhöhten Lebenswillen entflossen sei. „Die intellektuelle Vorneigung für das Harte, Schauerliche, Böse, Problematische des Daseins aus Wohlsein, aus überströmender Gesundheit, aus Fülle des Daseins." Wohl kann im Drama gesagt werden, bei der Nichtigkeit des Glückes sei das beste Los, nie geboren zu werden; aber lächelnd verbirgt sich dahinter der lebenspendende Dichter, der die Welt liebt, wie sie ewig ist, und den unendlichen Willen und das ihm ewig verbundene Leiden zur Schönheit bändigt. Inmitten der Trauer erhebt der Chor den bacchischen Gesang, den Jubel des sich immer erneuernden Daseins, und wenn wir den Sinn der Heroen in Worte zu fassen wagen, so könnten sie so sprechen: So sehr lieben wir das Leben, daß auch das Leid uns noch lieb ist, denn hohes Leid ist auch hohes Leben! Aber so

sehr lieben wir das höchste Leben, daß wir lieber die Vernichtung wählen als uns zu erniedrigen; wenig aber liegt uns an unserem Glücke, uns Schützlingen des Prometheus, uns Dionysischen!

Auf diesem Grunde müssen wir die Geschehnisse der Ödipustragödie aufbauen. Man irrt, wenn man erwartet, die Spannung löse sich, nachdem die Blutschande bekannt, Jokaste tot, Ödipus geblendet ist. Im Gegenteil, wir fühlen die Spannung sich noch furchtbar erhöhen. Denn noch schwebt die bange Frage über dem Chor, wie der König sein Unglück trägt. Hat er tröstlichen Frieden mit den Göttern gemacht, oder sich stumpfen Blicks in das Unvermeidliche gefügt, oder wird er in sinnloser Wut lästern? In atemloser Spannung hängen die Blicke an dem Tore des Palastes: In welcher Haltung wird der König hervorgehen? — Ein Heros! antwortet Sophokles . . . Ein armer Sünder! verbessert Wilamowitz.

Aus allen Antworten des Königs klingt auch jetzt noch sein Stolz, sein amor fati. Er will sein Unglück steigern, nicht lindern; er sieht es als ein Unerhörtes an, das niemand außer ihm imstande sei zu tragen. Er will sich selbst die härtesten Strafen auferlegen, um dem Richtenden zuvorzukommen. Diese heroische Größe ist nun einmal gegen des Wilamowitz Geschmack. Hier nur wenige Beispiele, wie er sie zu verringern sucht. „Wohin riß mich der Dämon?" fragt Ödipus. Der Chor antwortet: „ἐς δεινον." Hölderlin: „In Gewaltiges." Wilamowitz: „In Elend." Κακα wird mit Frevel (Hölderlin: Unglück), τλαμων, Dulder, mit Frevler übersetzt. Und nun ein Höhepunkt, Verse, in denen sich der grollende Zorn der duldenden Leidenschaft in diesem gewaltigen Donner entlädt:

ἀπαγετ' ὠ φιλοι, τον ὀλεθρον μεγαν
τον καταρατοτατον, ἐτι δε και θεοις
ἐχθροτατον βροτων.

Die Übersetzung lautet etwa:

„Vertreibt, ihr Lieben, mich, das große Verderben,
Den allerverfluchtesten und auch den Göttern
Am allerverhaßtesten der Sterblichen."

Wilamowitz:

„Nein, führet mich weg,
Ich bitt' euch, sofort
Hinweg aus dem Land,
Den Verfemten, Verfluchten.
Die Götter im Himmel,
Sie selber haben Ödipus verstoßen."

ἐχθρος, der ebenbürtige Feind, wird in „verstoßen" umgebogen, denn Wilamowitz wünscht einen armen Sünder, der an verschlossenen Türen jammert. Εἰ δε τι πρεσβυτερον ἐτι κακου κακον τουτ' ἐλαχ' Οἰδιπους heißt etwa: „Und wenn es ein Übel gab, größer als je ein Übel, das erloste sich Ödipus." Wilamowitz: Ja, jegliche Sünde, ist sie nur scheußlich, tat sie Ödipus." (!) Ich denke, Sophokles hat es schön ausgedrückt: Von einem zufälligen Schicksal, vom ‚Los'

ist Ödipus getroffen. Dem Dichter liegt alles an der ehernen Größe des Schicksals und des Helden, wenig an deren sittlicher Motivierung. Darum spielen die Gründe: das Verbrechen, der Spruch des Apollon und der Fluch, den Ödipus selbst dem Mörder des Lajos anheftet, unklar durcheinander. Wie man solche Entstellungen, die aus der heroischen Gebärde ein scheußliches Sündenbewußtsein machen, entschuldigen soll, weiß ich nicht.

Von dichterischen Qualitäten ist bei diesen Übersetzungen überhaupt nicht zu reden. Es handelt sich in zahllosen Fällen um kleine Umbiegungen, die einzeln betrachtet nicht sehr bedeutend aussehen. Aber sie sind bedeutender als die schwer zu fassenden Abflauungen, die einen wertlosen Druck von einer kostbaren Radierung unterscheiden. Nur wenige Verse seien hiernach angeführt. Wilamowitz bemitleidet Humboldt seiner Verse wegen, seine eigene Musik klingt so (Agamemnon V. 154):

„Sonst bleibt nimmer vergessende,
Tückisch am Hausherd lauernde,
Endlich schrecklich erstehende,
Kindesschlachtung vergeltende
Rache zurück!"

V. 169 Eumeniden:

„Der Sehergott hat Sündenschmutz an seinen Sitz
Selber herangeholt,
Selber gespritzt."

V. 254 singen die Erinnyen, vielleicht nach der Rodensteiner-Weis':

„Aufgepaßt,
Umgeschaut, ausgeschaut,
Daß nicht entweiche . . ."

Dem Geist des Euripides steht Wilamowitz nicht ganz so fern als dem der älteren Tragödie; aber auch diese Übersetzungen sind mangelhaft (z. B. wird Διος κακις, Zeussohn, mit „das himmlische Kind" übersetzt).

Erheblich höher als diese Übersetzungen und die Einleitungen dazu steht Wilamowitzens Übersicht über die griechische Literaturgeschichte in der „Kultur der Gegenwart". Hier beweist er ein besonderes Talent zu einer weit gespannten Darstellung eines komplizierten Stoffes, in der er das Typische und Entscheidende klar hervorzuheben weiß. Aber es ergibt sich ja aus dem schon Gesagten, daß ihm die schönsten Dinge der Antike fremd bleiben müssen. Die moderne Gelehrten-Kultur sieht er als Ziel aller Weltentwicklung an und er verehrt in den alten Zeiten nur das, was er von seinem eigenen Wesen darin ahnt. Nie sieht er das Ganze, die Erscheinung des vollendeten Werkes, und an den köstlichsten Blütenbaum weiß er nur die Frage zu stellen, welche Früchte er für seinen Keller reifen ließ. Überlegen kritisierend naht er sich den gewaltigen Vorsokratikern. (S. 32.) „Die wahrhaft entscheidenden Männer erkannten, daß dieser Weg falsch war. Wissenschaft braucht die kahle Rede, die uns nicht auf den Flügeln des Gesanges erhebt, sondern zu Fuße geht." Woher weiß denn Wilamowitz, daß der Eros dieser Philosophen kahle Wissenschaft erzeugen wollte? — Das

Bild der Sappho bildet Wilamowitz nach seinem Wunsche pensionsmütterlich um. Ist denn wirklich jede Liebe gleich ein Laster, wenn ihr etwas Sinnlichkeit beigemischt ist? Die unentwegte Unterscheidung von fleischlich und seelisch ist bequem, aber ungeheuer grob. Und wenn Sappho nun doch etwas freier lebte, als Wilamowitz wünscht, müßte sie dann vor ihm erröten? Oder würde ihre hohe Stellung in der Dichtkunst davon berührt? Daß Wilamowitz in einer kurzen Übersicht so viel Zeit für diese moralische Frage findet, beweist, daß ihm das reine Auge des Beschauenden fehlt. — Plato ist mit bloßem Wissen nicht beizukommen, wenn nicht die Seele über Jahrtausende hinweg zur Seele spricht. Was für Plato die Kunst, was für ihn die Mania war, kann Wilamowitz nicht ahnen. Von den Dialogen sagt er: „Ihr Stil war gewissermaßen gar kein Stil, denn er war immer wieder anders." (!) Mit Verehrung redet er von dem Göttlichen in Plato. Kein geringes Selbstgefühl muß also im modernen Philologen wohnen, wenn er auch diesem Göttlichen freundlich auf die Schulter klopft und ihm vorhält, wie er es hätte anfangen sollen, um berechtigten Ansprüchen zu genügen. „Am richtigsten wäre es gewesen, wenn er dann zur Lehrschrift übergegangen wäre. Denn im Laufe der Zeit seiner Schulleitung kam ihm doch der Drang, nicht bloß zu widerlegen und poetisch zu spielen, sondern die eigenen ernsten Gedanken zusammenhängend zu entwickeln. Aber er hatte die Form des Gesprächs, der Untersuchung statt der Lehre so entschieden als die einzig berechtigte bezeichnet, daß er nicht zurück konnte." Da hat uns nun Wilamowitz das jammervolle Mißgeschick des Philosophen enthüllt: die besten Mannesjahre hat er in poetischer Spielerei vergeudet, es fehlte ihm eben doch der rechte Ernst, und als er das selbst einsah, war er zu kleinlich und feige, auch nur das Programm der äußeren Form zu ändern! Der Interpret sieht nicht, daß eine Idee sich oft reiner und unenthüllter im Bilde offenbart als in logischen Entwicklungen. Es ist ergötzlich, zu welchen Fehlern sich auch ein kluger Gelehrter in einfachen Urteilsfragen versteigen kann, wenn er da belehren will, wo er hinnehmen und lernen sollte. Die ungemeine Entwicklung und die Gegensätzlichkeiten Platos beweisen doch jedem Sehenden, daß er sich nie an ein früheres Programm gebunden hat. Aber ich brach zu früh ab — da stand noch ein Sätzchen verlegen im Winkel: „Er konnte auch von der Poesie nicht lassen." Das ist nun allerdings sehr traurig, daß Plato, aus dem Wilamowitz so gern den kahlen Wissenschaftler destillieren möchte, durchaus nicht von der Poesie lassen konnte. Hier liegt der tiefe Grund, warum Wilamowitz den Philosophen, den er liebt, züchtigt. Platos Reich war größer und grenzenloser als das des Aristoteles, der nur im ganzen Gebiete des Wissens herrschte. Die Welt will er schauen, und mehr: sie bilden nach seinem Bilde. Liebe zum Schönen und der Trieb, das Schöne zu schaffen, fließen ihm im Eros zusammen. Dem Priester und Dichter, König im Reich der Seelen und Schöpfer einer Welt, was wäre ihm das zufällige Wissen gewesen! Wilamowitz steht nicht im Dienste dieses geistigen Reiches und er

lehnt schroff das weitestgespannte und tiefestgegründete Werk des Mystikers Plato ab, das im Bilde Monotheismus, Pantheismus und Polytheismus bewältigt. „Die Konstruktion des Weltalls und gar den Bau des menschlichen Körpers in lauter Bildern und Metaphern zu beschreiben, war doch ein Mißbrauch." (Timaios.) Erwin Rhode, bei dessen Animismus Wilamowitz sich nicht beruhigen zu dürfen glaubte, nannte diesen Mißbrauch „Sublime Mystik". Er muß wohl ein recht unklarer Schwärmer gewesen sein!

Die Betrachtung der fachwissenschaftlichen Werke gehört nicht zum Thema. Wir wollen sie aber billigerweise streifen, denn in ihnen lebt das, worin Wilamowitz' Bedeutung liegt. Wenn der Kunstrichter schweigt, erscheint der Meister der Historie: Es ist ein Genuß, seinen geistreichen Kombinationen zu folgen und, was nach den Übersetzungen kaum glaublich scheint, er zeigt wirklich Stil in seiner Rede, die trotz der Sachlichkeit persönlich und nicht trocken ist. Man könnte von Wilamowitz sagen: Er ist nur dann ganz flach, wenn er philosophiert; nur dann ganz banal, wenn er dichtet; und nur dann ganz unkünstlerisch, wenn er nicht zu Gelehrten redet, sondern das unverdorbene Publikum zur Kunst erziehen will. Dies Paradoxon ist leicht zu verstehen: seine edelsten Kräfte verbraucht Wilamowitz — wie es sein gutes Recht ist — im Kreise reiner Gelehrsamkeit; aber wenn er aus diesem Kreise treten will und auf das große Leben wirken, so glaubt er mit hingeworfenen Behauptungen und stümperhaften Übersetzungen Dank zu verdienen. So anspruchslos sind wir nicht! In der Wissenschaft ist jede Kraft nutzbar; wenn sie nur an die rechte Stelle gesetzt wird. Wer aber als Meister die höchste Kunst und Lebensweisheit verkünden will, muß berufen sein, und nur wer die ganze Seele hingibt, darf in den Seelen das Schöne zeugen. An der Pforte von Hellas stehen Winckelmann, Herder, Goethe, Jean Paul, Hölderlin: In ihnen wirkten Dionysos und Apollo selbst, und darum sollen uns noch ihre Irrtümer heiliger sein als unfromme Gelehrsamkeit.

4)

Im Kampf gegen die Übermacht

Roman von Bernt Lie

Berechtigte Übersetzung von Mathilde Mann

(Fortsetzung.)

Aus dem Kirchen- und Schulfonds war eine Summe zum Bau eines Schulgebäudes in der Storsleter Gemeinde bewilligt worden. Der Bischof hatte nach der Einführung mit Sören Römer über die Sache geredet und ihm erklärt, daß es sich darum handele, ob dies Geld zu einer erforderlichen Reparation des Schulhauses in Storslet selbst oder zu einem Neubau am Ende des Fjordes verwendet werden sollte. Der Bischof selbst wolle keine Entscheidung treffen, sondern sie dem Pfarrer überlassen, der bessere Gelegenheit als irgendein anderer habe, sich mit den Verhältnissen vertraut zu machen.

Diese Schulhausfrage hatte Sören Römer die größten Schwierigkeiten bereitet. Über nichts stritt man sich so sehr wie hierüber. Und da der Streit hier wie stets verdeckt geführt wurde, nur in verblümten Andeutungen und auf allerlei privatgastfreundliche Weise, lebte er in einer beständigen Angst, in seinem Wohlwollen und seiner Höflichkeit bald dem einen, bald dem anderen zuviel gesagt oder versprochen zu haben.

Noch verwickelter wurde die Sache, als ihm klar wurde, daß in Sandövär, nämlich bei Herrn Dankert Steenbuks, für eine dritte Möglichkeit gewirkt wurde, nämlich für die Errichtung eines ganz neuen Schulkreises für das große Schärengebiet da draußen, mit Lehrer und neuem Hause.

Er mußte sich selbst sagen, daß alle drei Forderungen die größte Berechtigung hatten. Aber die endgültige Entscheidung hing von übersichtlichen Aufklärungen, von bestimmten, offenen Aussprüchen ab, — und es war ihm nicht möglich, einem der Teile diese abzuringen. Wandte er sich in dieser Sache schriftlich an irgend jemand, so erhielt er regelmäßig die Antwort, diese Frage könne man ja am besten mündlich, bei der nächsten Begegnung, bereden. Nach jeder Richtung hin ausweichend. Und er begriff, daß trotz aller Erbitterung und Mißgunst eine tiefe Angst unter diesen Menschen herrschte, einander offen zu verletzen oder zu beleidigen.

So verging die Zeit, die Stunde der Entscheidung rückte näher, und der Pfarrer hatte ein peinigendes Gefühl, daß aller Augen auf ihm ruhten in sicherer Erwartung einer für sie, nicht aber für irgendeinen andern günstigen Entscheidung. — —

Endlich, eines Tages im März, durchbrach Herr Willatz Steenbuk den Nebel und das Schweigen und ging bei Tische direkt auf die Sache los, indem er — mit entschiedener Unterstützung von seiten der Madame, Tante Marena und Jungfer Kane — den ersten Rang der Storsleter Hauptgemeinde und ihre ersten Ansprüche auf die bewilligte Summe Geldes hervorhob.

Der Pfarrer gab keine bestimmte Antwort. Aber er war Herrn Willatz außerordentlich dankbar dafür, daß die Frage auf diese Weise in das helle Licht des Märztages gezogen wurde.

Am Nachmittag ging er die Landstraße entlang, um noch ein letztes Mal zu überlegen. Er beabsichtigte an diesem Tage seine Entscheidung zu treffen und der Sache ein Ende zu machen.

Auf dem Heimwege, als er den einigermaßen festen Entschluß gefaßt hatte, daß das Geld diesmal für Storslet verwendet werden sollte — kam ihm Jungfer Thorborg entgegen.

„Entschuldigen Sie, wenn ich störe," sagte sie und blieb stehen.

„Aber wie können Sie nur so etwas denken . . ."

„Der Herr Pfarrer sehen so ganz schrecklich nachdenklich aus!" lachte sie. — „Aber ich möchte Ihnen so gern etwas sagen. Sie müssen nur nicht böse werden, daß ich mich in Ihre Angelegenheiten mische . . ."

„Ich werde sicher nicht böse, Jungfer. Reden Sie nur!"

Sie hatten angefangen, zusammen weiterzugehen. Jetzt blieb sie stehen und sah ihm in die Augen:

„Sie sollen dem Oheim in dieser Sache mit dem Schulhaus nicht zu Willen sein!" sagte sie sehr bestimmt.

„So — o?"

„Nein. Denn es ist verkehrt!"

„Ist es verkehrt? Ich sollte doch gerade meinen . . ."

„Ja, das hab' ich mir gedacht. Daß der Herr Pastor die Entscheidung treffen würde. Denn der Oheim Willatz ist stark. Das weiß ich."

„Herr Steenbuk entscheidet aber doch die Sache nicht für mich, Jungfer! Sie müssen doch einsehen, daß ich die Gründe gegeneinander abwäge . . ."

„Ja, Sie haben mir vorhin versprochen, daß Sie nicht böse werden wollen. Und da will ich Ihnen denn sagen, daß hier Gründe vorliegen, die ein Fremder nicht klar sehen oder beurteilen kann. Darf ich so offen zu Ihnen weiterreden, Herr Pastor?"

„Ich bin Ihnen ja nur dankbar . . ."

„Ja, das ist alles ganz gut. Aber jetzt haben sie sich seit zwei, drei Jahren um diese Schulhausangelegenheit gezankt, und die ganze Gemeinde mit beiden Filialen weiß so herrlich eingehend und genau, um was es sich im Grunde handelt. Es handelt sich nämlich ganz und gar nicht um das Schulhaus. Ich habe nie bemerkt, daß Oheim Willatz oder irgendeiner von den andern ein so brennendes Interesse für die Schule im Kirchspiel hätte. Ach nein, das Ganze ist nichts als lauter Eitelkeit. Und hier handelt es sich um einen alten, alten Streit. Und zwar gilt der niemand weiter als den Storms am Ende des Fjords. Die Familie Storm ist die allerälteste hier oben, und sie ist gewissermaßen von altersher — ich möchte sagen ein wenig feiner als alle die andern. Und das haben sie nicht recht vertragen können — die andern. Schon seit ihrer frühesten Jugend haben die beiden Oheime ganz still und ununterbrochen gegen die Storms am Ende des Fjords angearbeitet. Und sie sind tüchtig in ihrer Arbeit gewesen. Am Ende des Fjords macht sich die alte Macht nicht mehr geltend. In alten Zeiten ging die Leitung und das Regiment von da drinnen aus. Jetzt, ganz allmählich, ist die Herrschaft hierher, nach Storslet, übergesiedelt, — und nach Sandövär vielleicht auch. Und nach allem, was ich davon weiß, ist es bei diesem Kampf gegen das Fjord-Ende nicht immer so ganz anständig zugegangen. Das ist ja nun ihre Sache. Aber daß jetzt das Fjord-Ende um das neue Schulhaus betrogen wird,

was es so bitter nötig hat — dazu sollten der Herr Pfarrer die Hand nicht reichen. Denn das ist, offen gestanden, eine ganz gemeine Geschichte!"

„Ich verstehe aber nicht . . ."

„Verhält es sich nicht so, daß sowohl hier als auch in Sandövär ein Zuschuß von mehreren hundert Speziestalern aus Privatmitteln versprochen ist, falls die Betreffenden ihren Willen bekommen?"

„Ja. Und das ist doch ganz prächtig . . ."

„Aber der alte Storm am Fjord-Ende, der hat nicht viele Taler, die er versprechen könnte, der Ärmste. Und das wissen die andern."

Sie schritten weiter nebeneinander dahin, und sie fuhr eifrig und schnell fort: „Und darauf rechnen sie bei dieser Sache wie bei so vielerlei anderem."

Sie hielt wieder inne. Sie stemmte die Hände in die Seiten und sah ihn mit blitzenden, dunkelblauen Augen an:

„Wäre ich an Ihrer Stelle, Herr Pfarrer, wissen Sie, was ich dann tun würde?"

„Nun? — Nein?"

„Ich würde alle diese Protzen, die hier in Storslet und die da drüben in Sandövär, zusammenberufen und zu ihnen sagen: Daß es ein Spott und eine Schmach für sie ist, so reich und so mächtig, wie sie alle zusammen sind, daß sie die Schulen haben so verfallen, die Lehrer wegreisen und die Kinder ringsherum in Unwissenheit aufwachsen lassen. Daß das Geld, das jetzt aus dem Schulfonds bewilligt ist, bis auf den letzten Heller drinnen an dem armen Fjord-Ende angewendet werden muß, wo keine Protzen sitzen und sich blähen, aber daß Sie, Herr Pfarrer, ganz sicher darauf rechnen, daß hier und in Sandövär Jackwitz und Danker, Steenbuk und Willatz und alle die andern wohl Mittel und Wege finden werden, um der Gemeinde zu einem Schulhaus zu verhelfen. Das würde ich ihnen gerade ins Gesicht sagen."

Der-Pfarrer mußte über ihre Beredsamkeit und ihre Schneid lächeln:

„Es ist auf jeden Fall ein Glück, Jungfer, daß Sie diese Sache nicht zu führen haben! Sie würden sicher die ganze Gemeinde kränken und beleidigen."

„Nein, das würde ich nicht tun. Aber wissen Sie, was ich auf diese Weise erreichen würde?"

„Nun —?"

„Ich würde mir Respekt verschaffen, Herr Pfarrer!" sagte sie und schlug die Hände zusammen, daß es klatschte. „In erster Linie würde ich die Liebe des ganzen Fjord-Endes mit groß und klein für alle Zeiten gewinnen. Und dann würde ich diese mächtigen Päpste dahin bringen, daß ihnen vielleicht ein wenig bange vor mir würde. Es könnte gar nicht schaden, wenn sie einmal ein wenig aus ihrer Ruhe aufgerüttelt würden! Und im Grunde ihres Herzens wissen sie alle ganz genau, was recht und was richtig ist: daß das Fjord-Ende vor allen andern ein Schulhaus haben muß. Also eine Gefahr liegt hier nicht vor."

Sören Römer schritt eine Weile sinnend dahin.

„Ich — ich werde mir überlegen, was Sie mir da gesagt haben, Jungfer," sagte er.

„Ach was, überlegen! Ach!" rief sie aus, „wenn Sie das nur tun wollten, mit Kraft und Schneid und ihnen gerade ins Gesicht — ach, wie Sie mir da gefallen würden, Herr Pfarrer!"

Er lachte.

„Sie sind ja eine förmliche Walküre, Jungfer Thorborg!"

„Nein — aber — ich möchte gern — ich wollte so gern, daß Sie so recht — einmal so recht — ein Mann wären!"

„Finden Sie denn, daß ich sonst nicht — so recht ein — Mann bin?"
„Ja," sagte sie ganz begeistert, „das finde ich ja gerade!"
Sie sah ihn so an, daß er fühlte, wie er unter ihrem Blick errötete. — —

— —

Das Fjord-Ende bekam sein Schulhaus.

Aber seit jenem Tage war Jungfer Thorborg des Pfarrers feste Ratgeberin. Er kam jedesmal zu ihr, wenn er meinte, daß er ihrer Kenntnis von Menschen und Verhältnissen bedurfte. Und das war immer häufiger der Fall, je mehr sie ihm mit ihrem hellen, schnellen Verstand und ihrem klaren Blick behilflich war.

Als nun die Tage länger wurden, lernte er das Schneeschuhlaufen von ihr. Und Jungfer Thorborgs Lachen erklang auf den winterlichen Bergabhängen — wenn ihr geistlicher Lehrling kopfüber in den Schnee purzelte, oder wenn sie fand, daß er zu dumme Fragen stellte und der Verschlagenheit der Welt gegenüber zu arglos, zu wenig mißtrauisch war.

(Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 27. Februar 1910.

(Der Tod des Reichstagspräsidenten. Reichstagsverhandlungen. Die Beschlüsse der Wahlrechtskommission. Die Landwirtschaftswoche. Graf Aehrenthal in Berlin. Österreich, Ungarn, Rußland und der nahe Orient.)

An demselben Tage, an dem wir unsere letzte Betrachtung abschlossen, hat der deutsche Reichstag einen schweren Verlust erlitten; der Präsident Graf Udo zu Stolberg-Wernigerode erlag der Krankheit, die ihn schon seit längerer Zeit gefesselt hielt. Auch die politischen Gegner dieses trefflichen, hochgesinnten und aufrechten Mannes scharten sich schmerzbewegt um seine Bahre; auch für sie war er der Mann, der die Achtung und das Vertrauen aller besaß, und wenn sie ihn bekämpfen mußten, war es nie die Person, der sie entgegentraten. Graf Stolberg hatte vielleicht Vorgänger auf dem Präsidentenstuhl, die den nicht selten schwierigen Situationen kaltblütiger und gewandter gegenüberstanden, aber an Unparteilichkeit und vornehmer Liebenswürdigkeit konnte er von niemand übertroffen werden. Wie er einst als junger Offizier auf dem Schlachtfeld für Deutschlands Einheit geblutet hat, so hat er als Beamter in hohen Vertrauensstellungen furchtlos und treu für sein Vaterland gewirkt; so hat er sich in seiner parlamentarischen Tätigkeit als charaktervoller Vertreter unabhängiger Überzeugungen bewährt. Mitten aus seiner verantwortungsvollen und segensreichen Amtstätigkeit hat ihn der Tod abgerufen; unter den jetzigen schwierigen Verhältnissen wird es besonders schwer sein, ihn zu ersetzen.

Der Reichstag ist jetzt in der Etatsberatung zum Etat des Reichsamts des Innern vorgeschritten. Es ist das bekanntlich in jedem Jahre die gefährlichste Klippe für den rechtzeitigen Abschluß des Etats. In den vorhergehenden Debatten

hatte der Reichstag viel Selbstbeherrschung geübt. Ohne Flüchtigkeit und ohne allzu starke Einschränkungen notwendiger Kritik war doch diesmal überflüssiges Reden und sinnlose Zeitverschwendung vermieden worden. Aber bei dem Etat des Innern hat doch die Flut der Resolutionen und Anträge wieder den Damm der guten Vorsätze durchbrochen. Man darf aber trotzdem hoffen, daß der Uferlosigkeit der sozialpolitischen Debatten rechtzeitig vorgebeugt wird. Staatssekretär Delbrück, der zum ersten Male als Inhaber des Amts, das vor einem Jahr noch vom jetzigen Reichskanzler geleitet wurde, vor dem Reichstag steht, hat sich nicht mit einem eigentlichen Programm eingeführt; das wäre jetzt auch wohl gar nicht einmal zu empfehlen gewesen. Er hat nur die Grundsätze auseinandergesetzt, nach denen er in seinem Amt zu wirken gedenkt. Es geht daraus hervor, daß er auf derselben Linie wie seine Vorgänger fortzuschreiten gedenkt, — bei dem staatsrechtlichen Verhältnis zwischen Reichskanzler und Staatssekretär ist dies allerdings nach der Lage der Sache selbstverständlich, — und daß er diesen Grundanschauungen entsprechend vor allem bemüht sein wird, auf den Ausgleich der sozialen Gegensätze hinzuwirken. Das wird ihm natürlich von dem sozialpolitischen Radikalismus als eine Begünstigung des Unternehmertums ausgelegt. In Wahrheit ist es undenkbar, daß eine erfolgreiche Sozialpolitik im Deutschen Reich auf anderen allgemeinen Grundsätzen aufgebaut werden könnte, als sie der Staatssekretär jetzt bekannt hat. Wie sich im einzelnen die Ausführung gestalten wird, kann man wohl ruhig abwarten.

Auch der Kampf um die preußische Wahlrechtsreform hat den Reichstag, soweit es möglich war, beschäftigt. Die Sozialdemokraten interpellierten den Reichskanzler wegen der Äußerungen, die er als Ministerpräsident im preußischen Abgeordnetenhause über das Reichstagswahlrecht getan hatte. Es war dem Reichskanzler natürlich ein leichtes, diese Interpellation dadurch zu beantworten, daß er die beanstandeten Sätze seiner großen Rede im Abgeordnetenhause durch einige weitere Ausführungen in dem Sinne interpretierte, wie sie von jedem nicht gerade übelwollenden oder in vorgefaßte Meinungen verrannten Menschen von vornherein verstanden werden mußten und verstanden worden waren. Die ganze Verhandlung war ein Komödienspiel. Die Abgeordneten, die an den Äußerungen des Reichskanzlers Kritik übten, mußten sich, um die ganze Situation nicht ins Lächerliche zu ziehen, den Anschein geben, als hätten sie ernstlich geglaubt, der Reichskanzler führe etwas gegen das Reichstagswahlrecht im Schilde. Freilich mußte dieser heilige Ernst, mit dem etwas behauptet wurde, was innerlich doch kein verständiger Mensch mit einiger politischen Bildung für möglich halten konnte, erst recht komisch wirken. Aber äußerlich führten die Herren Volksvertreter ihre Rolle mit der Würde römischer Auguren durch. Ein Uneingeweihter hätte wirklich glauben können, daß eins der Grundrechte des deutschen Volkes in Gefahr sei. Wie wir über die Stellungnahme des Reichskanzlers zu dieser Frage denken, haben wir früher schon ausgesprochen. Sein Standpunkt scheint uns vollkommen korrekt und die Aussprache darüber notwendig. Gerade die Sorge für die Festigkeit des Reichs, die jedem Deutschen am Herzen liegen muß, bedingt die Forderung, daß an den Grundlagen die die Weisheit der Gründer des Reichs als historisch notwendige Bedürfnisse des deutschen Volkes erkannt hat, nicht gerüttelt wird. Zu diesen Grundlagen gehört auch der Föderalismus, der die Eigenart der deutschen Stämme und der einzelnen Staatenbildungen zur Geltung bringt. Die Erkenntnis dieser Notwendigkeit fordert eine gegenseitige Rücksichtnahme der deutschen Bundesstaaten, sie sollte aber auch überflüssige und schädliche Empfindlichkeiten ausschließen. Wir Preußen haben uns der Kritik enthalten, wenn andre Bundesstaaten in Fragen, die nicht zur Kompetenz des Reichs

gehörten, ihre Angelegenheiten nach eigenem Wunsch regelten; jetzt haben wir eine preußische Angelegenheit zu ordnen und können verlangen, daß die andern Bundesstaaten dieselbe Rücksicht gegen uns walten lassen. Trotzdem wird man uns nicht vorwerfen können, daß wir über die Einmischung der öffentlichen Meinung in Süddeutschland in eine Frage der preußischen Gesetzgebung eine unnötige Empfindlichkeit zur Schau getragen haben, obwohl wir Grund genug dazu gehabt hätten. Um so lächerlicher ist es, wenn süddeutsche Stimmen, die selbst nicht starke Worte genug über die innern Verhältnisse und Einrichtungen Preußens finden konnten, sofort Zeter schreien, wenn der preußische Ministerpräsident ein ganz allgemein gehaltenes, ruhiges Wort der Kritik über Einrichtungen ausspricht, die zufällig in andern Bundesstaaten eingeführt sind, dort auch ganz am Platze sein mögen, sich aber für Preußen nicht eignen. Im übrigen gehört schon ein hohes Maß von Begriffsstützigkeit in politischen Dingen dazu, wenn man nicht einsieht, daß man das Reichstagswahlrecht dort, wo es jetzt besteht, für zweckmäßig und notwendig halten kann, daß man es aber wegen bestimmter Mängel, die ihm — wie allen menschlichen Einrichtungen — anhaften, an andern Stellen nicht eingeführt sehen möchte, wo sich diese Mängel als ein Hindernis für die zu erfüllenden besondern Zwecke darstellen.

Inzwischen hat die Wahlrechtskommission des Abgeordnetenhauses die erste Lesung der Vorlage beendet. Das vorläufige Ergebnis dieser Beratungen ist überraschend genug. Nachdem sich schon zu Anfang eine Mehrheit für das geheime Wahlrecht gefunden hatte, haben die Konservativen ihre Bereitwilligkeit erklärt, der Vorlage auf dieser Grundlage zuzustimmen, falls die indirekte Wahl beibehalten würde und dann wenigstens die Abgeordnetenwahlen unter Wahrung des Prinzips der Öffentlichkeit stattfänden. Das Zentrum ist auf diesen Kompromißvorschlag eingegangen, und auch die Freikonservativen haben sich ihm vorläufig angeschlossen. Damit war für positive Vorschläge eine vorläufige Mehrheit in der Kommission gewonnen. Die Nationalliberalen mußten diesen Beschlüssen insoweit zustimmen, als sie ihrer alten Programmforderung gemäß die Einführung des geheimen Wahlrechts wenigstens bei den Urwahlen nicht zurückweisen konnten, während die Frage, ob direkte oder indirekte Wahl, von ihnen niemals in den Vordergrund geschoben worden war. Im Gegenteil schien die Beibehaltung der indirekten Wahl eine notwendige Folge des Festhaltens an dem Dreiklassensystem zu sein, wenn man künstliche und in ihren Wirkungen schwer zu übersehende Methoden der Stimmenberechnung vermeiden wollte. Das Dreiklassensystem aber entspricht durchaus den überlieferten Ansichten und Wünschen des gemäßigten Liberalismus. So stimmten die nationalliberalen Kommissionsmitglieder dem Kompromißvorschlag in zwei Punkten bei; nur darin trennten sie sich wieder von der Kommissionsmehrheit, daß sie auch für die Abgeordnetenwahlen, nicht nur für die Urwahlen, geheime Abstimmung wünschten. Ob nun die Kommissionsbeschlüsse der ersten Lesung aufrechterhalten werden, steht zunächst noch nicht fest. Auch die Regierung hat bisher noch nicht in Aussicht stellen können, daß sie ein Gesetz auf dieser Grundlage annehmen wird. Für sie ist die Lage wesentlich verändert. Die Rückkehr zur indirekten Wahl würde nach der Auffassung des Staatsministeriums den Kernpunkt der Wahlrechtsreform vollständig verschieben. Der Übergang zur direkten Wahl erschien der Regierung als ein Fortschritt von Bedeutung und als ein Zugeständnis von so bemerkenswerter Wirkung, daß die andere Frage der öffentlichen oder geheimen Wahl dahinter als nebensächlich zurücktrat und die Beibehaltung der öffentlichen Wahl als notwendiges Gegengewicht gegen die vorgeschlagene Neuerung angesehen wurde. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß die

Beibehaltung der indirekten Wahl, also der Verzicht gerade auf den Vorschlag, in dem die Regierung das weiteste Entgegenkommen bewiesen zu haben glaubte, auch die Frage der geheimen Wahl in ein anderes Licht rückt. Die Frage erscheint eben jetzt in anderem Zusammenhange, doch wird sich darüber jetzt noch nichts Bestimmtes sagen lassen, da ja noch nicht einmal feststeht, wie sich die Fraktionen zu der Arbeit ihrer Vertrauensmänner in der Kommission stellen werden. Erst die zweite Lesung wird größere Klarheit bringen.

Der Kompromiß hat die Sozialdemokratie in die äußerste Wut versetzt. Ihre Presse tobt über die „Verräterei" des Zentrums. Die Partei versucht nun die Massen immer mehr aufzuhetzen und arbeitet weiter mit dem aussichtslosen und törichten Mittel der Straßendemonstrationen. Sie tut sich dabei selbst den größten Schaden, denn sie hilft dadurch die Abneigung der ruhigen Bürger, denen das ordnungswidrige Treiben zuwider ist, gegen die Erhöhung des Einflusses der breiten Masse verstärken. Eine auf der Straße revoltierende Masse braucht den Polizeistaat; je häufiger und ärger sie die Ordnung stört, desto mehr liefert sie den Beweis, daß das wichtigste Staatsbürgerrecht nicht ohne Garantien in ihre Hände gegeben werden kann.

Die vergangene Woche war zugleich die „große Landwirtschaftswoche" in Berlin, die durch die Generalversammlung des Bundes der Landwirte im Zirkus Busch eingeleitet wurde. Die Lage brachte es mit sich, daß die Ansprachen, die immer bei dieser Gelegenheit gehalten zu werden pflegen, diesmal einen besonders aggressiven Ton gegen alle Andersdenkenden anschlugen. Das ist nicht zu verwundern. Diskussionen gibt es dabei nicht. Die Führer treten nacheinander vor eine gleichgestimmte, willig folgende Zuhörerschaft, die die gewohnten Schlagwörter hören, sich an ihnen begeistern, das Bewußtsein ihrer Macht gestärkt sehen will, eine Zuhörerschaft, die eine frische und derbe Kost auch in der Rede verlangt. Die Redner in einer solchen Versammlung würden ihr Geschäft schlecht verstehen, wenn sie anders sprächen als in grobkörnigen Ausfällen gegen jede Art von Gegnern. Da jeder verständige Patriot bereit sein wird, die wahren Interessen der Landwirtschaft zu verfechten, so hat der Bund es leicht, seine Gegner als Feinde der Landwirtschaft und als Schädlinge zu brandmarken, wenn sie auch nur die Auswüchse der agrarischen Bestrebungen und die politischen Machtgelüste ihrer Führer bekämpfen. Diesmal konnte es nicht ausbleiben, daß das Bild der innern Kämpfe des vergangenen Jahres aus Anlaß der Reichsfinanzreform noch einmal aufgerollt wurde, und dabei gab es natürlich noch mehr Gehässigkeiten und Angriffe als gewöhnlich. Aber eben deshalb erübrigt es sich, auf die in dieser Generalversammlung gehaltenen Reden näher einzugehen, da es zwecklos ist, den alten Streit wieder aufzurühren.

In diesen Tagen hat der österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen, Graf Aehrenthal, in Berlin den Besuch erwidert, den Herr v. Bethmann Hollweg im vergangenen Herbst in Wien abstattete. Graf Aehrenthal hat hier die vertrauensvolle und herzliche Aufnahme gefunden, auf die er als verantwortlicher Leiter der auswärtigen Politik des verbündeten Nachbarreichs, sowie auf Grund seiner loyalen und ausgezeichneten Führung dieser Politik Anspruch hat. In ihm hat die Dreibundpolitik stets einen verständnisvollen Förderer und eine zuverlässige Stütze gehabt. Mit dieser Anerkennung verbindet sich bei uns die Bewunderung für einen Staatsmann, der den in der habsburgischen Monarchie vereinigten Kräften nach einer längeren Zeit der Verworrenheit, des Schwankens und des Stillstandes wieder klare, feste Ziele gewiesen hat und mit Energie an ihre Verfolgung gegangen ist. Freilich drängt sich dabei auch der Gedanke auf,

daß einem solchen Staatsmann gegenüber an unsere auswärtige Politik höhere Anforderungen als sonst gestellt werden müssen, wenn der Schwerpunkt der Dreibundpolitik nicht in weiterem Maße, als es dem wahren Kräfteverhältnis der Nationen entspricht, nach Wien hinübergleiten soll. Es ist zu verstehen, wenn hier und da bei uns eine gewisse Beunruhigung rege geworden ist, ob nicht die Verwicklungen im nahen Orient, an denen wir jedenfalls weniger interessiert sind als Österreich-Ungarn, und die gleichzeitige Annäherung zwischen diesem Staate und Rußland geeignet sind, die deutsche Machtstellung zu beeinträchtigen, vielleicht sogar das Gefüge nicht nur des Dreibunds, sondern auch der deutsch-österreichischen Freundschaft zu lockern. Das Kommuniqué, das als Ergebnis der Unterredungen zwischen Herrn v. Bethmann Hollweg und Graf Aehrenthal veröffentlicht worden ist, läßt insofern eine Antwort auf diese Bedenken zwischen den Zeilen lesen, als daraus hervorgeht, daß gerade die Balkanfragen einen bemerkenswerten Raum in diesen Besprechungen eingenommen haben. Es wird darin neben den Sympathien für die Konsolidierung der Verhältnisse in der Türkei die Bemühung um die Erhaltung des status quo auf der Balkanhalbinsel betont. In diesem Zusammenhange ist wohl zu bemerken, daß die Verhandlungen zwischen Rußland und Österreich-Ungarn über diesen Punkt tatsächlich nicht hinausgekommen sind. Eine Formel für ein weitres gemeinsames Handeln in den Balkanfragen haben die beiden Mächte vorläufig nicht gefunden. Und auch jene Einigung über den status quo zwischen Rußland und Österreich hat wohl nur den bedingten Wert, daß sie den Eindruck verhüten soll, als seien die öffentlich mit einiger Betonung eingeleiteten Annäherungsversuche Rußlands resultatlos geblieben. Wir reden von einem bedingten Wert. In Wien wird man wissen, warum. Deutschland bleibt nach wie vor der stärkste und zuverlässigste Rückhalt Österreich-Ungarns. Die Balkanfragen bergen noch viele Rätsel und Sorgen. Die Keime zu neuen Unruhen in türkischen Provinzen, Zwischenfälle an der bulgarischen Grenze, innere Schwierigkeiten, die dem neuen Regime in der Türkei entstehen, die innern Verhältnisse in Serbien, die kritische Lage der griechischen Dynastie — lauter ungelöste Fragen, die geeignet sind, die Politik der europäischen Großmächte in Mitleidenschaft zu ziehen. Anderseits freilich sind manche Spannungen verschwunden, die noch vor einem Jahr zwischen den Großmächten selbst bestanden, und so wird es vielleicht wieder gelingen, auch jetzt die Wetterwolken im Orient zu zerstreuen.

Berichtigung. In dem Aufsatz „Das Preußenbuch“ von Gustav Wustmann in Nr. 8 der „Grenzboten“ ist in zwei Fällen durch Fortfallen von Buchstaben der Sinn zweier Lesarten unklar geblieben. Seite 359, Zeile 23 heißt es richtig: „Quell der Wunden“ (nicht: Wund). Seite 359, Zeile 29 sollte stehen: „Alle Sünden“ (nicht: A e). — In der Anmerkung Seite 360 ist die richtige Jahreszahl 1859 (statt 1854).

Kunst und Kritik

Alle Künstler schelten über die Kritiker. (Solange sie sie nicht brauchen.) In offenen, ehrlichen Worten macht der Künstler seinem Zorn Luft, kommt man auf dieses Thema zu sprechen. Es ist daher ganz anziehend, einmal den Spieß umzudrehen und zu untersuchen, was denn die Künstler kritisch leisten, da sie doch ihrerseits so entschieden über die Kritiker zu Gericht sitzen. In Aufsätzen, Briefen, Tagebüchern, Unterredungen, Büchern finden wir das Material, das die Künstler als Kritiker, als Schriftsteller zeigt. Merkwürdig, so schlecht sie auf die Kritik zu sprechen sind, so gern übernehmen sie dieses verhaßte Amt und walten da ganz persönlich und rücksichtslos.

Wir sehen, daß sie alle untereinander uneins sind. Was der eine emphatisch behauptet, widerruft der andere. Persönliche Auffassung hindert den einen, das redliche Streben des anderen zu verstehen. Selbst über scheinbar objektive Themen — Technik, Komposition usw. — werden sie nicht einig. Ganz zweifellos, ihre Bemerkungen sind interessant, aber zur Klärung der Fragen tragen sie nicht bei.

Rodin, der Phantasievolle, z. B. betont ausschlaggebend das technische Wissen, die bewußte Überlegung; alles komme auf Technik an. Ebenso Böcklin: „Es ist ungeheuer viel Handwerkliches in der Kunst, viel Erfahrungssache dabei, viel Probieren nötig, viel mechanische Arbeit." Damit ist aber schon eine Hindeutung auf etwas anderes gegeben, das Feuerbach näher ausführt: „Gesegnet sei die Stunde, die mich Herr der Technik werden ließ, um jetzt dem Geist unbeirrt nachgehen zu können." Millet, der Bauernmaler, leugnet jede Manier ab. Habe er eine Manier, so sei er schlecht in den Stoff eingedrungen. Ludwig Richter fordert: „Der Geist muß sich die Technik bilden." Stauffer-Bern bekennt: „Alle Technik taugt nicht viel, wenn noble, wahre Empfindung sie nicht begleitet." Und Walter Crane: „Wir müssen unser technisches Wissen und Können bis aufs äußerste ausbilden, aber wir dürfen unsere Phantasie, unseren Schönheitssinn, unser Gefühl nicht vernachlässigen, denn ohne das haben wir nichts auszusprechen. Maison betont: Technik sei das Untergeordnete. Bis wir schließlich zum Gegenpol angelangt sind, wo Böcklin wiederum sehr deutlich seine Meinung ausspricht: „Technik kann jeder Schafskopf haben." Ihm sekundiert Crane, es sei hoffnungslos, durch rein technische Prinzipien etwas erreichen zu wollen. Und Meissonnier, der genaue Künstler, meint, man möge in der Technik noch so stark sein, um ein ganzer Künstler zu sein, müsse man es anderswo zu sitzen haben. So sind wir in einem Kreislauf am entgegengesetzten Ende angelangt und die Runde kann von neuem beginnen.

Wo die Künstler von dem reden, was sie vorhaben, was sie arbeiten, wie sie es sich denken, wie sie formen, da begegnen wir manch auffallendem Wort. Denn immer redet der, der mit dem Stoff selbst ringt, mit einer Sachkenntnis, die dem abgeht, der nur draußen steht und die Dinge genießend betrachtet. Wo die Künstler aber vom Wesen der Kunst im allgemeinen, von der Wirkung und Erscheinung ihrer Schöpfungen, also von dem Eindruck nach außen reden, da überschreiten sie schon ihr ureigenes Gebiet, auf dem sie die Herren sind, und sind eben weiter nichts als — Kritiker.

Hier aber sind sie meist enger, befangener, da ihnen die Zucht und Meisterung fehlt, die vorurteilsloses Betrachten vieler Dinge nebeneinander bringt. Im großen Zusammenhange des Daseins hat eben jedes Kunstwerk zwei Seiten, die innere (das Schöpfende) und die äußere (das Wirkende). An dem einen arbeitet der Künstler, das andere erlebt der Zuschauer, der Betrachter.

Diesen Eindruck abzugrenzen, zu bestimmen, dazu ist der Kritiker da. Will man ernsthaft gegen ihn reden, so bringt man das Werk um einen beträchtlichen Teil seines Wertes, der eben darin besteht, daß er sich nach verschiedenen Seiten spiegeln kann. Das Geschaffene will betrachtet sein, dieses Betrachten registriert der Kritiker. Wie der Künstler mit seiner Anschauung, die aus dem tieferen Erleben und dem Können kommt, den Kritiker belehrt, so ergibt sich aus dem Zusammenwirken der Kritik etwas Allgemeines, das man Zeitwille nennen mag, das rückwirkend wieder das Schaffen der Künstler beeinflußt. So wirkt alles zusammen; Welt und Natur kennen nichts Einzelnes, Zusammenhangloses.

Indem der Kritiker sagt, wie ihm das Werk des Künstlers *erscheint*, ist schon ausgesprochen, daß im letzten Grunde jede Kritik subjektiv ist. Aber diese Subjektivität ist himmelweit entfernt von Einseitigkeit und Enge. Sie hat einen weiten Spielraum, von der Parteinahme des für eine bestimmte Richtung begeisterten Fanatikers bis zu der ausgleichenden, gerechten Betrachtungsweise des Liebhabers, der die Entwicklung und daher das Einzelne verstehen will.

Wenn nun schon die Kunst nicht nach einer Regel zu handhaben ist, sondern immer Persönlichkeits- oder Geschmackssache bleibt, so ist das um so selbstverständlicher bei der Kritik, bei der es sich um die Aufnahme einer Erscheinung durch die Sinne handelt. Selbst wenn ein anerkannter Künstler oder die Masse der Schaffenden ihr Urteil abgeben, behält die anders lautende Kritik ihren Wert. Und da Kritiker auch Menschen sind, die sich noch entwickeln, muß man ihnen auch gestatten, von Zeit zu Zeit ihre Meinungen zu ändern und diese Revision ihrer Anschauungen offen zu bekennen. Ja, man muß darin einen schätzenswerten Freimut sehen. Geht es doch den Künstlern und ihren Werken ebenso; also muß, da die Werke sich ändern, auch die Wirkung und demgemäß die Kritik wechseln.

Ohne Zweifel ist unsere Kritik noch sehr bildungsfähig. Wir können gut eingestehen, daß die persönliche Note oft fehlt, die Mittel, die Meinungen darzustellen, nicht künstlerisch genug sind und eine falsch verstandene Wissenschaftlichkeit sich lehrhaft breit macht. Wenn wir aber von der Kritik als Problem reden, zielen wir auf den idealen Kritiker. Wo ist er? wird der Künstler fragen. Aber: Wo ist der ideale Künstler? mag man dagegen fragen. Ernst Schur

Neue Bücher

Die Redaktion behält sich die Besprechung einzelner Werke vor.

Muszkat-Muszkowski, Jac.: Spartacus. Xenien-Verlag, Leipzig. M. 4.—.

Remmerich, Dr. Max: Kultur-Kuriosa. Albert Langen, München.

Gelzer, Dr. Heinr.: Byzantinische Kulturgeschichte. J. C. B. Mohr, Tübingen. M. 3.—.

Steenbergen, Albert: Henri Bergsons intuitive Philosophie. Eugen Diederichs, Jena. M. 2.50.

Sezauer, Dr. med. F.: Vom „Welträtsel Mensch". Max Kielmann, Stuttgart. M. 1.50.

Storch, Karl: Eulen und Meerkatzen. Creutz'sche Verl.-Buchh., Magdeburg. M. 3.60.

Teich, Ludwig: Neuer Glaube. I. Teil: „Die Daseinsbedingungen." Selbstverlag. Kommissionsverlag Otto Wigand, m. b. H., Leipzig. M. 3.—.

„Darwin," seine Bedeutung im Ringen um Weltanschauung und Lebenswert. 6 Aufsätze von Bölsche, Apel, Wille, David, Penzig, Naumann. „Hilfe" G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. M. 1.—.

Schauinsland, Prof. Dr.: Darwin und seine Lehre. Franz Leuwer, Bremen.

Saulz, Prof. Dr. Aug.: Wahres und Falsches an Darwins Lehre. Ernst Reinhardt, München. M. 0.80.

Hinze, Adolf: Die Grundlagen des Monismus. E. O. Hinze, Halle a. S.

Kant, Immanuel: Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. Neudruck der ersten Ausgabe (1764). Buchhandlung P. Brandt, Berlin-Steglitz. M. 0.80.

Muckermann, Herm.: Grundriß der Biologie. I. Teil: Allgemeine Biologie. Herder'sche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. B. M. 4.—.

Stöhr, Dr. Adolf: Lehrbuch der Logik. Franz Deuticke, Wien. M. 12.—.

Mechanik, Dr. med. Max: „Marsiana" Vorträge eines Bewohners des Mars usw. Ferd. Dümmler, Berlin. M. 12.—.

Seligmann, Dr. S.: Der böse Blick. Band 1—3. Herm. Barsdorf, Berlin W. M. 15.—.

Kröger, Otto: Die Weltanschauung absoluten Idealismus. Herm. Haacke, Bad Sachsa. M. 2.—.

Hachet-Souplet, Pierre: Untersuchungen über die Psychologie der Tiere. Deutsch von Friedr. Streißler. E. Ungleich, Leipzig. M. 3.—.

Volkmann, Paul: Materialistische Epoche und monistische Bewegung. B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.—.

Volkmann, Paul: Naturwissenschaften und Monismus. M. 1.—. Teubner-Leipzig.

Jacoby, Günther: Der Pragmatismus. Dürr'sche Buchhandlung, Leipzig. M. 1.20.

Carpenter, Edward: Der Freiheit entgegen. 4. Band. Freier literar. Verl. Berlin-Tempelhof. M. 3.—.

Schmid, Bastian: Biologisches Praktikum für höhere Schulen. Teubner, Leipzig. M. 2.—.

Simon, Jos. Aldr.: Die Wissenschaft der Philosophie als das System der Panästhesis. Band 1. Otto Wigand m. b. H., Leipzig. M. 9.—.

Schulz-Mehsin, Otto: Glück und Persönlichkeit. „Neues Leben." Wilhelm Borngraeber M. 2.—.

Windelband, Wilhelm: Die Philosophie im deutschen Geistesleben des 19. Jahrhunderts. J. C. B. Mohr, Tübingen. M. 2.—.

Baerting, Marie: Die zukünftige Welt. E. Pierson, Dresden. M. 1.—.

Meins, Emil: Strebe zum Ewigen. Selbstverlag. M. 2.25.

Muth, Karl: Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis. Jos. Kösel'sche Buchhandlung, Kempten i. B. M. 1.80.

Kattenbusch, Dr. Ferd.: Ehren und Ehre. Alfred Töpelmann, Gießen. M. 1.25.

Steffen, Dr. Gustav: Lebensbedingungen moderner Kultur. Gustav Fischer, Jena. M. 7.—.

Apel, Paul: Überwindung des Materialismus. II. Aufl. Conrad Skopnik, Berlin-Zehlendorf.

Cizycki, Dr. Paul von: „Geradeaus." Karl Curtius, Berlin. M. 2.—.

Mossisovicz, Dr. phil Edgar: Die Gesichtsbildung des Genies. Rich. Lincke, Dresden. M. 1.—.

Werner, Otto: Kraft und Stoff, Bewußtsein und Leben. Max Kielmann, Stuttgart. M. 2.40.

Buek, Dr. Otto: Immanuel Kants kleinere Schriften zur Naturphilosophie. II. Aufl. I. Abteilung. Dürr'sche Buchhandlung, Leipzig. M. 4.—.

Volkelt, Joh.: System der Ästhetik. 2. Band. C. H. Beck'sche Verlags-Buchhandlung, München. M. 10.50.

Bergson, Henri: Einführung in die Metaphysik. Eugen Diederichs, Jena. M. 1.50.

Sidgwick, Henry: Die Methoden der Ethik. Deutsch von Dr. E. Bauer. 1. Band. Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig. M. 4.50.

Shaftesbury: Ein Brief über den Enthusiasmus. Die Moralisten. Deutsch von Dr. Max Frischeisen-Köhler. Dürr'sche Buchhandlg., Leipzig. M. 3.—.

Großmann, O.: An den Grenzen des Wissens. Stiftungsverlag, Potsdam. M. 1.25.

Driesch, Hans: Philosophie des Organischen. 1.—2. Band. Wilhelm Engelmann, Leipzig.

Christiansen, Broder: Philosophie der Kunst. Claußen & Feddersen, Hanau. M. 6.—.

Schöppa, A.: Die Phantasie. Dürr'sche Buchh., Leipzig. M. 2.—.

Kullmann, G.: Drei Daseinsstufen. II. Aufl. Carl Ritter, G. m. b. H., Wiesbaden. M. 3.—.

Kraepelin, K.: Einführung in die Biologie. B. G. Teubner, Leipzig. M. 4.—.

Schaefer, Dr. H.: Allgemeine gerichtliche Psychiatrie. Ernst Hofmann & Co., Berlin. M. 2.40.

Bruno, Giordano: Kabbala, Kyllenischer Eiel Reden, Inquisitionsakten. Deutsch von Ludwig Kuhlenbeck. Eugen Diederichs, Jena. M. 6.—.

Wolff, Dr. Carl: Schillers Theodizee bis zum Beginn der Kantischen Studien. Haupt & Hammon, Leipzig.

Heußi, Karl: Kompendium der Kirchengeschichte. II. Hälfte, II. Abtlg. J. C. B. Mohr, Tübingen. M. 1.60.

Jentsch, Carl: Christentum und Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. E. Haberland, Leipzig. M. 10.—.

Kittel, Rud.: Geschichte des Volkes Israel. Zweiter Band: Das Volk in Kanaan. II. Aufl. F. A. Perthes, Gotha.

Wilisch, Erich: Der Kampf um das Schlachtfeld im Teutoburger Walde. Teubner, Leipzig. M. 1.—.

Prähistorische Zeitschrift. 1. Band. Prähistorischer Verlag, Südende-Berlin.

Schenk-Koch: Lehrbuch der Geschichte. IX. Teil. Oberprima. Teubner, Leipzig. M. 3.—.

Fittig, Dr. Ernst: Levold von Northof. Aug. Pott, Witten. M. 1.50.

Heyderhoff, Julius: Joh. Fr. Benzenberg, der erste rheinische Liberale. Ed. Hintz, Düsseldorf. M. 4.20.

Verantwortlich für den politischen Teil: George Cleinow in Berlin-Schöneberg, für den nichtpolitischen Teil: Dr. Paul Mahn in Charlottenburg-Westend. Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

An Paul Heyſe

Zu ſeinem achtzigſten Geburtstag

Von Karl Woermann-Dresden

Die Mutter meiner Mutter lehrte lieben
Mich, Heyſe, dich in meines Lebens Lenze.
Ich las mit ihr, was damals du geſchrieben,
Francesca, Thekla, die Novellenkränze.
Daß du der echten Dichtkunſt treu geblieben,
Die Wahrheit uns im Goldpokal kredenze,
Das lehrt' an deines Sanges warmem Wehen
Die teure Frau, die alte, mich verſtehen.

Und als den Frühling dann, der froh verronnen,
Mit blütenreich'rem Sommer ich vertauſchte,
Da war's mir, wenn ich an dem Zauberbronnen,
Dem deine Kunſt entſtrömte, ſaß und lauſchte,
Als ob der Urquell aller Lebenswonnen
In ſeinen klaren blauen Tiefen rauſchte.
Und raſche Sehnſucht fühlt' ich mich berücken,
Dich ſelbſt zu ſehen, dir die Hand zu drücken.

Mein Sehnen ward erfüllt. Es kam die Stunde,
Da ich dir selbst ins Auge durfte schauen.
Es kamen Monde, da an deinem Munde
Ich lauschend hing mit fröhlichem Vertrauen,
Da ich an deines Hauses Tafelrunde,
Poeten zugesellt, mich durft' erbauen;
Und wahrlich, was ich ward in meiner Weise,
Ich dankt' es dir und deinem Sternenkreise.

An vierzig Jahre sind seitdem verflossen;
Uns trennte bald der Wirbelstrom der Zeiten.
Die damals Freunde waren und Genossen,
Sind heut verstreut in fernen Erdenweiten.
Ja, viele, die wir warm ins Herz geschlossen,
Schon sahn wir in den Schoß der Erde gleiten;
Und selten nur auch führten gleiche Gleise
Zusammen uns noch auf des Lebens Reise.

Dann drohten neue Zeiten mit Vernichtung
Den alten, hellen Schönheitsidealen.
Die Malerei nun reichten und die Dichtung
Uns neue Früchte dar in neuen Schalen;
Und ich gesteh' es, daß die „junge Richtung"
Auch mich entflammte mit ersehnten Strahlen;
Doch nimmermehr sank in den neuen Flammen,
Was echt und schön gewesen war, zusammen.

Und immer wieder aus des Tages Dröhnen
Zog's mich zurück zum längst bewährten Alten,
Zog's mich zurück zum alten Ewigschönen,
Das du naturfrisch wußtest zu gestalten,
Zu deinen Erdentöchtern, Erdensöhnen,
Durchglüht vom Hauche himmlischer Gewalten,
Zu dir, den mich, eh' jüng're noch ich ehrte,
Die Mutter meiner Mutter lieben lehrte.

Und sieh! Da nun du achtzig Jahr vollendet,
Strahlst fest du in der Sonnensterne Reihe.
Kometengleich verschwand, was nur geblendet,
Daß flücht'gem Wahn es flücht'gen Glanz verleihe.
Doch leuchtend glänzt das Licht, das du gespendet,
Heut in erneuter Himmelsstrahlen-Weihe.
Was immer neu entstehn mag und verrinnen,
Das deutsche Volk wird sich auf dich besinnen.

Und ich muß heute endlich laut dir sagen,
Daß ich geliebt dich, seit ich dich gelesen,
Laut sagen, daß von dumpfen Erdenplagen
Und Seelensorgen ich durch dich genesen,
Laut sagen, daß seit meiner Jugend Tagen
Ein Stern an meinem Himmel du gewesen,
Und dir gestehn, daß ich dich lieben werde,
Solang' mir lacht die Blütenpracht der Erde.

Die große Politik und der Zustand Indiens

Der Zusammenhang der indischen Verschwörung mit der europäischen Politik wird in Europa meist viel zu wenig gewürdigt. Wendete man ihm die gebührende Aufmerksamkeit zu, so fände der Kampf der Engländer gegen das schleichende Ungeheuer mehr Interesse als bisher. Der Zusammenhang besteht darin, daß etwaige indische Unruhen die Kräfte Englands stark zersplittern würden, wenn sie zusammenfallen mit einer europäischen Krisis, an der England beteiligt wäre. Und umgekehrt, daß letzterer Fall die indischen Dinge schneller ins Rollen bringen würde, als wenn über der Politik Europas ein blauer Himmel lachte. Auch die Möglichkeit liegt nahe, daß die Ägypter die Gelegenheit benutzen, um sich die ersehnte Unabhängigkeit wieder zu verschaffen. Am Nil ist dem lebenden Geschlecht sehr wohl die Zeit in Erinnerung, wo die englische Khaki-Uniform noch unbekannt war. Die Ermordung des Ministerpräsidenten Butros Pascha ist ein Feuerzeichen. Ob die beiden Länder eine solche Umwälzung zu ihrem Heile vollziehen

würden, das ist eine ganz andere Sache. Wir glauben nicht daran. Beide verdanken den Engländern außerordentlich viel. Der indische Koloß würde sich aus eigenem noch gar nicht helfen können. Er würde Stadien der schlimmsten Anarchie durchzumachen haben. Und dann käme doch wahrscheinlich wieder die Unterwerfung unter die jetzigen Herren. Doch das ist gar nicht das Problem, um das es sich bei der Frage handelt, ob England im Fall seiner Beteiligung an einer europäischen Verwicklung auf höchst unangenehme Rückwirkungen zu rechnen habe. Wie gering auch die Aussichten der Inder auf dauernden Sieg sein mögen, sicher ist, daß der Ausbruch eines ernstlichen Aufruhrs die Engländer nötigen würde, einen Teil ihrer Kräfte auf seine Bewältigung zu verwenden.

England selber denkt wohl weniger an die Rückwirkung eines etwaigen indischen Aufstandes auf die Lage Europas. Ihm ist die Notwendigkeit, seine wertvollste Kolonie sich zu erhalten, indem es sie gegen Aufruhr schirmt, wichtig genug, um sich ihr ganz zu widmen. Es bedarf nicht eines Ausblicks in entferntere Möglichkeiten. Es hat viele Sachverständige, die nach langjährigem Aufenthalt in Indien heimgekehrt sind und nun naturgemäß eine wichtige Stimme haben, die aber fast nur die Sache selbst betrachten, so daß diese in England fast allein erörtert wird. Und doch ist man dort keineswegs blind gegen die Wirkungen, die der Sieg Japans über Rußland auf das indische Volk ausgeübt hat. England selber hat sich bemüht, dem indischen Volke und seinen Fürsten, soweit diese noch im Suzeränitätsverhältnis stehen, Furcht vor Rußland beizubringen. Je näher die Russen der indischen Nordgrenze kamen, als sie Turkistan, Merw, die Tekke-Turkmenen unterwarfen, vollends, als sie die transkaspische Eisenbahn und gar die Militärbahn von Merw nach der afghanischen Nordgrenze bauten, desto mehr verstand England, die Inder mit Sorge für ihre eigene Sicherheit gegenüber den Russen zu erfüllen. Mit ihnen auch den Emir von Afghanistan und den Maharadschah von Kaschmir, zwei Lehnsfürsten, die am ersten die Flut heranströmender Kosakenregimenter über sich ergehen zu lassen hätten. Nun aber hat ein asiatisches Volk, dessen Einwohnerschaft nur ein Sechstel der indischen zählt, die gefürchteten Russen in einem offenen Kriege völlig besiegt! Man kann sich denken, wie das auf die Inder wirken mußte. Und in der Tat hat seitdem die Unregierlichkeit der Inder erst ihren Anfang genommen. Eben auf die gebildeten Kreise hat das Beispiel im höchsten Grade sinnverwirrend gewirkt. Die heutigen Brahminen sind nicht mehr die träumerischen Priester von ehedem. Auf Englands eigene Anregung haben sie sich Schulerziehung und Weltkenntnis verschafft. Sie haben in Indien studiert und ein Teil von ihnen hat die Hochschulen von Europa und Amerika besucht. So klein dieser ist, so hat er doch wie ein Sauerteig in der trägen Masse des Brahminentums gewirkt. Im geheimen in Priesterschulen und Konventikeln, öffentlich auf den indischen Universitäten haben diese hochgebildeten Leute ihre Kenntnisse weiter verbreitet. Die Schwäche Englands bildet einen vielbehandelten Gegenstand. Daneben stellt man „das Recht und die Macht des indischen

Volkes". Und nun glaubt man allen Ernstes, mit solchen Phrasen das Ziel „Indien für die Inder", in ferner Zukunft die Unabhängigkeit erringen zu können.

Uns erscheint das schon aus dem einen Grunde lächerlich, weil die ganze bewaffnete Macht des Landes den Engländern zur Verfügung steht, während Japan eine vortreffliche, wohlgeleitete und wohlgedrillte Armee besaß. Die wichtige Waffe der Artillerie behält England ausschließlich den weißen Soldaten vor. Engländer blicken nicht so optimistisch auf diesen Stand der Dinge. Es wird betont, daß trotz aller Waffenfabrikations- und Waffeneinfuhrverbote die Eingeborenen im Besitz gefährlicher Schußwaffen seien. Die Bombe ist als eine neue hinzugekommen. Sie und der Revolver haben unter den nicht bewaffneten Engländern und vollends unter den im englischen Dienste stehenden Indern manche Opfer gefordert. Eine ungewisse Sache ist die Treue der eingeborenen Truppen, ohne welche die englische Herrschaft sogleich erschüttert werden würde. Noch sind keine Zeichen von Ungehorsam unter ihnen hervorgetreten. Ein Glück, daß sie zum großen Teil aus Mohammedanern bestehen; die Anhänger des Propheten sind noch immer nicht an dem aufrührerischen Treiben beteiligt; als Minderheit im Lande ist ihr Platz naturgemäß an der Seite der fremden Herrscher. Aber ganz kann man doch auch die Hindus nicht vom Militär ausschließen, sonst gewinnt dieses noch mehr den Charakter eines Werkzeuges gegen die Masse des Volkes. Ob nicht eines Tages die brahminische Agitation in die Massen der Hindusoldaten bringt, weiß niemand.

Die Verschwörer lassen sich nicht leiten von dem, was wir vernünftige, ruhige Überlegung nennen. Sie arbeiten still und im verborgenen weiter an der Aufreizung der brahminischen Jugend. Seit wir im April 1909 an dieser Stelle über die „Britischen Reformen zur Beruhigung Indiens" berichteten, sind wieder höchst auffällige Begebenheiten eingetreten. Am 2. Juli hatte man im Indischen Klub zu London eine Festlichkeit abgehalten, um die dort lebenden Inder zu ehren und zu unterhalten. Am Schluß schoß ein junger Brahmine einen der verdientesten und menschenfreundlichsten früheren anglo-indischen Beamten mit dem Revolver kurzerhand nieder; auch ein herbeieilender Hindu-Arzt fiel dem Rasenden zum Opfer. Es erwies sich, daß der Mörder ein politischer Fanatiker war. Im November machte der Vizekönig Lord Minto eine Reise durch den Westen des Landes. In Ahmedabad, unfern Bombay, fuhr er am 14. November mit seiner Gemahlin, begleitet von einer militärischen Schutzwache, durch die Menge. Plötzlich wurde ein Gegenstand vor seinen Wagen geschleudert, der sich bei der Untersuchung als eine Bombe erwies, die nur deshalb nicht geplatzt war, weil sie auf weichen Sand gefallen war. Fast gleichzeitig wurden aus der Menge zwei Speere gegen den Vizekönig geschleudert, die von der Schutzwache mit Säbeln abgewendet wurden. Die Sache machte tiefen Eindruck. Nur um ein Haar blieb der erste Würdenträger des Landes vor der Ermordung bewahrt. Und dann: dieser Vorfall ereignete sich im Lande der Mahratten, die

eins der kräftigsten, kriegerischsten Völker Indiens sind, die zweitausend Jahre lang einen eigenen Staat gebildet haben, dem erst 1818 durch die Englisch-Ostindische Kompagnie ein Ende gemacht wurde. Man wußte wohl, daß in diesem der Hindu-Religion anhängenden Volke die alten Traditionen noch lebten und daß es auf die Wiederkehr der Zeiten der von Geschichte, Sage und Dichtung verklärten Nationalhelden hoffe. Jetzt trat klar zutage, daß die Verschwörung aus ihrem eigentlichen Sitze, aus Bengalen, nach Westen übergegriffen hatte. Bald sollte das in einem neuen Flammenzeichen hervortreten. Am 21. Dezember wurde der Bezirkspräsident Jackson in Nasik, einem religiösen Wallfahrtsort der Brahminen, ermordet. Nasik liegt ebenfalls im Mahrattenlande, ein wenig nordöstlich von Bombay. Jackson war ein menschenfreundlicher Mann und selbst bei den Brahminen beliebt, weil er ein eifriger Sanskritforscher war. Der Mörder war ein Chitpavan-Brahmine, aus einem der allerersten und fast als heilig verehrten Geschlechter, um die sich auch die Engländer bemüht hatten und aus dem sie schon manches Mitglied zu ihrer Verwaltung herangezogen hatten. Er gab offen zu, daß er durch politische Beweggründe angestachelt sei; er habe in der Hindupresse gelesen, daß Jackson seine Amtsgewalt gegen die Verschwörer gebraucht habe, darum habe er ihn getötet. Die Polizei forschte nun nach und fand auch hier manche Anzeichen von Beteiligung an der Verschwörung. Der „Times" wurde unterm 6. Januar aus Bombay gemeldet:

„Die täglich wachsenden Beweise vom Umfang der Verschwörung haben jedermann verblüfft; man ist erstaunt, nun durch den Mord die Unwirksamkeit der Geheimpolizei an den Tag gekommen ist und die unentdeckte Anhäufung von Waffen ergeben hat. Man ist in lebhafter Erregung hinsichtlich der Regierungsmaßregeln, durch die dem Bankerott der Geheimpolizei abzuhelfen wäre und durch die man die bekannten Häupter der Anarchisten aus der Provinz Dekkan in London und Paris unschädlich machen könnte. Ferner möchte man die Maßregeln gegen die Hindupresse kennen, deren vergiftendes Wesen den Hauptanteil an der Bearbeitung der Gemüter hat. Von allen, Engländern und Indern, die den Dekkan kennen, hört man die einmütige Überzeugung, daß die gewissenlose Hindupresse die Wurzel des Übels ist und daß ihre Unterdrückung den Dekkan umgestalten würde. Besonnene Leute fragen, wie viele Mordtaten man noch abwarten wolle, bevor das Unkraut ausgerottet werden solle. Loyale Inder sind am meisten erstaunt über die Ohnmacht einer großen Regierung gegen eine Handvoll bekannter Häupter der Verschwörung."

Der Terrorismus hat seitdem nicht geruht, nur trafen seine Schläge nicht Weiße, sondern Eingeborene. Unterdessen hatte sich ergeben, daß die Verwaltungsreform Lord Morleys, über die wir im April v. Js. berichtet haben, ihren Zweck verfehlt hat. Die Mohammedaner konnten noch leidlich zufriedengestellt werden, aber die Hindus fuhren fort zu murren. Die warme Zustimmung einzelner verschlug nicht gegen den von der Presse stets geschürten Unwillen der

Hindus. Da sie so wenig Vertreter zu wählen hatten und diese noch meist aus erlesenen Wählerschaften hervorzugehen hatten, so blieb das Volk an dem ganzen Vorgang so gut wie unbeteiligt. Die Reform hat keinen Eindruck gemacht.

England schritt nun zu neuen Maßregeln. Es verband solche der Milde und des Versöhnungsversuchs mit Zeichen der Strenge und Kraft. Ähnlich war es im Dezember 1908 gewesen. Damals gab die eine Hand die Reformen, die doch immerhin ein Fortschritt waren, die andere griff fest zu und verschickte eine Anzahl verdächtiger Brahminen kurzerhand nach Landesteilen, wo sie kein Unheil anrichten können. Meist blieb der neue Aufenthaltsort unbekannt, doch ist es sicher, daß einige der Verhafteten nach Hinterindien verbannt waren, wo statt des Brahmanismus der Buddhismus herrscht. Man hatte so recht in die geistig leitenden Kreise des Brahminentums gegriffen: Priester, Universitätslehrer, Advokaten, Redakteure wurden betroffen. Unter diesen manche, die als Träger höchster religiöser Ehrenstellungen eine fast abergläubische Achtung genießen. Damals berichteten auch englische Korrespondenten, daß die Stimmung sehr erbittert sei. Es scheint, daß der Zorn in das allgemeine Reservoir des Anarchismus geflossen ist, denn im einzelnen hat man kaum von Folgen jener Maßregel gehört.

Jetzt sind diese Leute sämtlich freigelassen worden; man hat ihnen die Rückkehr in ihre Heimat erlaubt. Gleichzeitig schreitet die anglo-indische Regierung gegen die Hindupresse ein. Sie hat den dem Angelsachsen so tief im Blute sitzenden Grundsatz der Preßfreiheit verlassen. Vor einem halben Jahrhundert hat sie das Aufkommen einer Eingeborenen-Presse ja selbst begünstigt. Im Gefühl ihrer Macht hat sie sie ruhig schimpfen lassen, vertrauend darauf, daß sie ein Gegengewicht finden würde. Das ist jedoch nicht der Fall gewesen, und gerade in den letzten Jahren hat die um sich greifende anarchistische Verschwörung sich immer mehr der Presse bemächtigt. Man muß nicht denken, daß diese in einem Lande, wo die Schulbildung noch so rückständig ist, nicht viel zu bedeuten habe. Wer die Kunst des Lesens versteht, bildet um sich Gruppen von Zuhörern, die seinen Worten lauschen. Die Dinge gehen dann von Mund zu Mund weiter. So ist die Wirksamkeit der Hetzarbeit durch die Zeitungen gar nicht zu bestreiten. Es ist nun bemerkenswert, daß unter dem jetzigen liberalen Regiment die Axt an die indische Preßfreiheit gelegt wird. Wenn auch das Parlament zu Westminster nicht selbst entscheidet, so geht doch der Minister für Indien, Lord Morley, nicht vor, ohne der Zustimmung seiner Partei sicher zu sein. Und ebenso ist gewiß, daß der Vizekönig Lord Minto vorher bei seinem Minister angefragt hat, ehe er die Maßregel dem großen indischen Rat unterbreitet hat. Dieser wird sie unstreitig genehmigen. Das Preßgesetz sieht vor, daß neu zu gründende Zeitungen eine Geldbürgschaft hinterlegen; anfänglich wurden 5000 Rupien genannt, jetzt scheint man die Summe auf 2000 ermäßigen zu wollen. Dies dient zur Sicherheit des Wohlverhaltens. Läßt sich das Blatt eine Herabsetzung der Regierung oder eingeborener Fürsten, oder eine Unter-

wühlung des Gehorsams in Heer und Flotte, eine Aufreizung zur Gewalttat, eine Boykottdrohung oder dergleichen zuschulden kommen, so ist das hinterlegte Geld verfallen und die Zeitung wird unterdrückt, wenn sie nicht eine entsprechend höhere Bürgschaft stellen kann. Beim zweiten Vergehen verfällt auch diese und das Blatt wird endgültig unterdrückt. Zugunsten bereits bestehender Zeitungen ist bestimmt, daß die erste Bürgschaft wegfallen kann. Die Maßregel ist streng und durchgreifend. Kein Land der weißen Rasse würde sie sich gefallen lassen. In Europa und Amerika beruht das ganze politische Leben heutzutage auf der Preßfreiheit. Das indische Volk läßt sich die Unterdrückung seiner Zeitungen wahrscheinlich gefallen. Auf einem andern Blatt stehen die dauernden Wirkungen, die dadurch hervorgerufen werden. Die Engländer halten diese für günstig, und da sie die größte Autorität haben, so kann man ihnen nicht ohne weiteres widersprechen. Ausgemacht ist ein Erfolg jedoch noch nicht. Die Druckerpresse stellt sich auch in den Dienst der geheimen Gesellschaften. Mit Flugblättern kann auch viel geleistet werden, zumal wenn diese von dem Nimbus des Gefährlichen umgeben sind. Der Mystizismus spielt ohnehin eine außerordentliche Rolle in der ganzen terroristischen Bewegung Indiens. Die Brahminen sorgen dafür, daß die Götter sich in dem ihnen genehmen Sinn betätigen, und die fanatisierte Menge kann solchem Humbug keinen Widerstand leisten. Da wird es unausbleiblich sein, daß die Unterdrückung der den Indern jetzt zu einem Volksbesitztum gewordenen nationalen Presse wieder als ein neuer Ausfluß der Fremdherrschaft erscheint und neuen Stoff zur Agitation gegen diese liefert. Die Engländer werden wenig davon erfahren, was in der geheimen Literatur gegen sie gesprochen wird; die Gelegenheit zur Widerlegung wird verringert sein. Daß es vergeblich ist, den Geheimdruckereien nachzuspüren, haben die Dinge in Rußland gezeigt. In den großen Städten wie Bombay und Kalkutta werden sie sich leicht verbergen können, noch leichter in den entlegenen Dörfern, am leichtesten in den Tempeln, die kein fremder Fuß betreten darf. Religiöse Heiligtümer zu schonen, ist immer englische Politik gewesen: aus nur zu guten Gründen. Wenn man das Feuer des Fanatismus anfachen will, so muß man hohe indische Tempel entweihen.

Gleichzeitig mit dem Preßgesetz-Entwurf ist noch ein anderer Gedanke aufgetaucht, ebenfalls ein Vorschlag vom Charakter der starken Hand: die Ernennung Lord Kitcheners zum Gouverneur von Indien. Vollzogen ist sie im Augenblick, da wir diese Zeilen niederschreiben, noch nicht. Lord Kitchener weilt in Australien. Natürlich kann man nach den Zeitungsmeldungen der Sache noch nicht ganz auf den Grund sehen. Aber eben das Echo in der englischen und indischen Presse läßt erkennen, daß man es mit einem ernsten Vorschlag zu tun hat und welcher Tendenz dieser ist. Lord Kitchener ist der angesehenste und verehrteste General des Königs von England nächst Lord Roberts, dem Bezwinger Afghanistans und Oberbefehlshaber im Burenkriege. Dieser hat aber das siebenundsiebzigste Jahr vollendet und kommt für den als dauernd anzusehenden Posten

des Gouverneurs von Indien nicht mehr in Frage. Kitchener ist am 24. Juni 1850 geboren und als Jüngling zum Soldaten erzogen. Schon 1870 riß es ihn fort, als Freiwilliger im französischen Heere zu kämpfen. Er wählte später das Ingenieurkorps und kam in solchem Beruf nach Palästina, Armenien und Ägypten. 1882 trat er in den ägyptischen Dienst über; der Krieg gegen den Mahdi gab ihm Gelegenheit, sich auszuzeichnen. 1892 wurde er Oberbefehlshaber des ägyptischen Heeres. In dieser Stellung ging er mit größter Behutsamkeit vor. Aber schließlich erreichte er durch einen Hauptschlag seinen Zweck, indem er 1898 das Heer der Derwische bei Omdurman vernichtete. Bald darauf war er als Generalstabschef des Lords Roberts am Burenkriege ehrenvoll beteiligt. Von 1902 bis zum August 1909 war er Oberbefehlshaber der indischen Truppen. Kriege hat er nicht zu führen gehabt; sein Verdienst ist die starke Organisation der Verteidigung, die Einführung der Dezentralisation in der militärischen Verwaltung und die Ausbildung und straffe Disziplinierung des Heeres. Er führte seine Aufgaben so kraftvoll durch, daß er sogar mit dem gleichfalls hochverdienten Vizekönig Lord Curzon in Konflikt kam, wobei dieser ihm weichen mußte. Als er im August vorigen Jahres sein Amt ehrenvoll verließ, feierte der von der liberalen Regierung eingesetzte Vizekönig Lord Minto seine Verdienste. Jetzt scheint er selber das Amt des höchsten Vertreters Englands übernehmen zu sollen.

Ein Freundesgruß an Paul Heyse

Von Wilhelm Speck

Am 15. März wird das Dichterhaus in der Luisenstraße zu München, das ich immer nur in einem stillen Frieden habe ruhen sehn, gewiß von vielem Leben erfüllt sein. Gäste werden von nah und fern kommen, Sträuße und Lorbeerkränze wird man hineintragen, und der Dichter wird das alles, was über ihn kommt, mit freundlichem Lächeln und in schöner Geduld über sich ergehn lassen. Doch werden ihn innerlich wohl sehr verschiedenartige Gefühle bewegen: Freude und Wehmut, Genugtuung, das achtzigste Lebensjahr in so guter Verfassung erreicht zu haben, und Verdruß, daß es so schnell geschehn, wo es doch gar nicht geeilt hätte, Dankbarkeit, so viele liebe und werte Menschen bei sich zu sehn, und ein heimlich Gelüsten, sich mit seinen Lieben auf irgendeine ferne Insel zu flüchten. Über dem allen aber eine männliche Entschlossenheit, sein berühmtes „Dulde, geduldе

dich fein" zu beherzigen und auch diese Aufgabe, wie so viele andre, glänzend zu lösen. Bange mag es ihm erst vor der heranschwebenden papierenen Wolke werden, den Briefen seiner vielen Freunde und Verehrer, und Versen und Aufsätzen und ganzen Büchern, alles freundliche Gaben, die dem Dichter gewiß manch neuen Einblick in das, was er gewollt und erreicht hat, eröffnen würden, wenn er sie nur gründlich studieren wollte. Ich fürchte aber, er wird es nicht tun, sondern höchstens aus dem übervollen Strauße ein paar einzelne Blüten herausſuchen, jedenfalls aber wird er das, was ich hier schreibe, nicht lesen, und es ist mir sehr recht. Denn da ich weiß, daß er mir nicht zuhört, kann ich nun um so behaglicher von ihm erzählen, an allerlei „schlichte Menschlichkeiten" zurückdenkend, die ja leider mich selbst vielfach angehn, aber doch, wie ich hoffe, auch für andere des Dichters Bild mit dem warmen Schimmer überglänzen, mit dem es sich in meinen Augen spiegelt.

Den Dichter Paul Heyse kenne ich ja natürlich schon seit der Jugendzeit, das heißt, so ganz natürlich ist das nicht. Heyses Bücher wurden uns selbstverständlich nicht empfohlen, man war damals ja bei weitem ängstlicher als heute. Überhaupt aber dachte man damals wenig daran, die jungen Menschen auch in die Literatur ihrer Zeit einzuführen, sondern meinte, wenn man sie gründlich in die Vergangenheit und besonders in die große klassische Periode hineingeführt habe, dann würden sie auch fähig geworden sein, sich in der Gegenwart zurecht zu finden und das künstlerisch und menschlich Wertvolle aus dem Wust des Unzulänglichen und Schlechten mit sichrem Blick herauszusuchen.

Eine große Täuschung! Meine Literaturgeschichte aus dem Jahre 1879 schließt mit Immermanns Münchhausen, als dem einzigen Roman von wirklichem Kunstwert, den unsre Zeit hervorgebracht habe. Der Verfasser schrieb's in den fünfziger oder sechziger Jahren und der neue Herausgeber hatte nichts hinzuzufügen gehabt. Dabei war Otto Ludwigs Lebenswerk schon vollendet und er selbst schon gestorben, der grüne Heinrich, die Leute von Seldwyla, auch die Züricher Novellen waren erschienen, Raabe hatte schon so viel von seiner köstlichen Kunst geschaffen, Storm und Heyse wie auch mancher andre hatten schon viele Jahre ihren Reichtum gespendet, und was heute zu den Kleinodien der Literatur gerechnet wird, in die Welt hinausgeschickt. Aber die Literaturgeschichte schwieg darüber, aus wissenschaftlichen Gründen gewiß, weil sie eben Geschichte bieten wollte und daher von den „Tageserzeugnissen" absehn zu müssen glaubte.

Andre waren freilich nicht so schweigsam, aber während man sich den geringsten Dichtersmann der Vorzeit nicht entgehn ließ, wußte man wohl in den neuen Zeiten noch nicht recht Bescheid und stand ihren Erscheinungen unsicher gegenüber, vorsichtig das Ende abwartend, vor dem man keinen glücklich preisen soll. Ich erinnere mich noch, damals etwas über W. Raabe gelesen zu haben, so kühl, so maßvoll und zurückhaltend im Ausdruck, so matt im Klang, daß wer den Ton im Ohre hatte, in dem vorher selbst von Dichtern gesprochen

worden war, die man nicht gerade zu den ersten und besten rechnete, vermuten mußte, es sei um den Wilhelm Raabe nicht gerade zum besten bestellt, man wolle ihn wohl registrieren, nicht aber für ihn interessieren. Ich gebe nur den Eindruck meiner Erinnerung wieder, um zu zeigen, daß es kein bloßer verdrießlicher Zufall war, daß ich — und wie viele haben es mir auch geklagt — von so vielem, was jetzt mein Entzücken ist und es auch schon damals gewesen sein würde, so lange keine oder doch keine deutliche Sehnsucht erweckende Kunde erhielt.

Von Paul Heyse ist jedoch schon in meiner letzten Schülerzeit einiges an mich gekommen, zunächst, was mich damals am meisten anzog, eine Anzahl seiner schönsten Gedichte, nachher auch einige Novellen und der Roman „Kinder der Welt", von dem ich einen tiefen, jedoch zwiespältigen Eindruck empfangen habe. Es war also recht wenig, aber doch genug, mir des Dichters Bild unauslöschlich einzuprägen und mich die Größe und Schönheit seiner Kunst ahnen zu lassen. Dachte ich nun an ihn, so glänzte es mir aus der Ferne entgegen, etwas Schönes und Leuchtendes, noch geheimnisvoll Verschleiertes, dem ich aber noch einmal nahe kommen würde, das mir künftige stille, große Freuden verhieß.

Es dauerte aber geraume Zeit, ehe es dazu kam, zunächst nahm mich die Berufsarbeit ganz für sich in Anspruch und beschäftigte mir Herz und Gedanken. Als ich dann aber, wieder an die Sehnsucht meiner jungen Jahre anknüpfend, in der Welt der Dichtung Erquickung zu suchen begann, da lernte ich sie alle nacheinander kennen, die großen Sterne, die noch in meine Zeit hineingeleuchtet hatten oder noch immer hineinleuchteten, und also auch und ganz besonders den Meister der Novelle, Paul Heyse. Ich war wohl vorher zufällig an Novellen geraten, die mir bei aller ihrer dichterischen Schönheit nicht recht lagen, sonst hätte es mich gewiß schon früher zu ihm hingezogen, jetzt aber führte mich das Glück sogleich zu meinen besonderen Lieblingen hin, „Lorenz und Lore", dieser vom keuschesten Duft der Poesie überhauchten Novelle, und „Auferstehung", „Beppe dem Sternseher", „Dem letzten Centaur" und andren mich immer von neuem zu sich hinlockenden Geschichten. Da las ich ja auch manches, was mich kühler berührte, oder was mich sogar verstimmte, doch ging ich nie leer und unbefriedigt von der Lektüre weg. Denn überall zeigte sich mir die wunderbare Kunst, auch den sprödesten Stoff zu meistern, und an einem Einzelschicksal ein bedeutendes allgemein menschliches Problem deutlich zu machen, das besonders organisierte und unter besondern Umständen lebende und handelnde Menschen auf ihre Art gelöst oder zu lösen versucht hatten. Dazu kam dann natürlich die herrliche Kunst der Darstellung, der Sprache. Bei jedem Wiederlesen leuchteten mir neue Schönheiten auf und immer deutlicher hörte ich den Ton jeder einzelnen Stimme heraus, jedes Schwanken und Schweben, den helleren oder dunkleren Klang, das, was sonst nur das Ohr der lebendigen Stimme abzulauschen vermag, was aber hier, ohne daß es uns der Dichter sagen muß,

aus dem Rhythmus der Wortfügung ganz von selbst leise, aber unüberhörbar hervorklingt.

So lebte ich mich immer tiefer in des Dichters Seele hinein, und er wurde mir bald ein lieber Freund, der mir manchen stillen Abend schön und golden gemacht hat. Ihm auch persönlich näher zu treten, so wie es mich zu Wilhelm Raabe hingezogen hatte, das kam mir jedoch nicht in den Sinn. Vielleicht schreckte mich, was mich angezogen hatte, die vornehm-ästhetische Kultur, auch wieder zurück, ich sah in ihm einen Grandmaître oder Grandseigneur, zu dem schwer hinzugelangen wäre. Außerdem wehte es mich doch auch zuweilen in seinen Büchern kalt und fremd an, der Hauch einer Welt, die nicht die meine war.

Schließlich lockte er mich aber doch eines Abends, an dem ich wieder einmal über einem seiner Bücher geträumt und geschwelgt hatte, aus meinem Winkel heraus und zu sich hin. Ich mußte ihm einmal danken, und tat es auch, ohne mich lange zu besinnen. Was ich ihm geschrieben habe, weiß ich nicht mehr, nur das Gefühl ist mir geblieben, daß es ein sonderbarer Dankesbrief gewesen sein muß, denn, wie ich glaube, habe ich ihm vor allem das, was mir da und dort unerfreulich gewesen war und mich im Genießen gestört hatte, vorgehalten und habe dabei auch ganz tröstlich an das Allerzarteste, an seine Weltanschauung, gerührt. Er mag wohl ein sehr erstauntes Gesicht gemacht haben, als er diesen Herzenserguß durchlas, doch wird sein feines Ohr wohl auch sogleich durch den wunderlichen Dank einen Ton hindurchklingen gehört haben, der seinem Herzen sympathisch war, denn er antwortete mir mit einem wundervollen Briefe, voll liebevollen Ernstes und Vertrauens, sowie man sich wohl einmal in einer vertrauten Stunde über die innersten Gedanken mit einem alten Freunde bespricht. Und in der Tat, wie schon in seiner ersten Novelle die Umrisse seiner künftigen Dichtergestalt erscheinen, so offenbart sich auch schon in diesem ersten Briefe der ganze teure Freund, der er mir nachher geworden ist.

Das geschah im Jahre 1899. Ich habe seitdem mehrere hundert Briefe von ihm erhalten, einen immer schöner als den andern, alle voll frischen Lebens, voller Liebenswürdigkeit. Obwohl ja stets beschäftigt, ununterbrochen mit neuen Gedanken und Plänen umgehend, war er immer bereit, ein Stück seiner Zeit zu opfern und mir mit einem Brief oder einer Karte eine frohe Stunde zu schenken. Als ich kürzlich seine Briefe ordnete, bewegte es mir das Herz, wie ich da hier und dort einen Satz oder eine Seite wieder las und mich daran erinnerte, an wie vielem er so warm und herzlich teilgenommen hatte, an persönlichen Erlebnissen und auch an meiner Tätigkeit als Geistlicher, die ihm nach so manchem Urteil, das ich von verschiedenen Seiten über ihn gehört hatte, eigentlich recht gleichgültig hätte sein müssen. Man hat ihn wohl einen dezidierten Nichtchristen genannt und ihm auch jedes Bedürfnis der Andacht abgesprochen. Ein hartes und ungerechtes Urteil, das er selbst schon in seinen

Büchern widerlegt! Er kämpft ja darin öfters gegen Vertreter der Religion, sein Angriff richtet sich aber stets gegen Menschlichkeiten, die den Gedanken und dem Wesen der Religion widersprechen, gegen Engherzigkeit, Lieblosigkeit, Selbstgerechtigkeit, gegen Schein und Trug und jenen Pharisäismus, der sein Urteil schon aus dem Munde Christi empfangen hat, niemals aber gegen eine lautere und echte Religiosität. Er mag dabei zuweilen auch nicht immer mit der Unparteilichkeit und nicht mit dem liebevollen Verständnis, womit er sonst seine Menschen und ihre Irrtümer und Gebrechen betrachtet, verfahren sein. In einem seiner Sprüche sagt er:

„Alles verstehn heißt alles verzeihn,
Im Sittlichen gilt es freilich,
Doch tragt ihr's in die Kunst hinein,
So wird es unverzeihlich."

So wie in der Welt der Kunst, hält er es wohl auch in der Welt der Religion: Da fordert er volle Reinheit, Wahrheit und Ehrlichkeit. Wo er sie aber findet, da zeigt er auch die wärmste Sympathie und liebevolles Verständnis selbst für die Stimmungen einer streng konfessionellen Seele. Man braucht nur an den alten Pfarrer im „Merlin" zu denken.

Ähnlich steht es wohl um den Vorwurf, er vertrete das Recht der Sinnlichkeit. Sein Kampf gilt nicht der Moral selbst, sondern gilt moralischen Urteilen, die ihm engherzig, unwahr und, weil rein äußerlich und konventionell begründet, sogar unmoralisch erscheinen. Er will immer wieder zeigen, daß Sinnlichkeit nicht durch irgendwelche Formen, sondern allein durch den Adel des Herzens und durch eine tiefe, die ganze Seele erfüllende Liebe geheiligt werde, daß, was an sich unheilig sei, auch unheilig bleibe, und was an sich heilig sei, auch durch den Mangel ganz äußerlich vollziehbarer Formen nicht unrein werden könne. Anderseits aber bezeugt er durch den regelmäßig tragischen Ausgang solcher Novellen wieder das Recht dieser Formen und daß, wer sich von ihnen frei macht, möge er auch nicht im moralischen Sinne schuldig werden, doch schuldig wird gegen sich selbst, vielleicht auch gegen andre, und es mit Schmerzen büßen muß, wenn er treuloser Leidenschaft und bloßer Sinnlichkeit zum Opfer gefallen sein sollte. Die bloße Sinnlichkeit beurteilt Paul Heyse nicht anders als ein strenger, aber verständiger Moralist. Mit wie tiefer, erschütternder Reue läßt er zum Beispiel den Georg im „Merlin" den Fehltritt einer schwachen Stunde büßen und ihn als ein unverzeihliches Verbrechen gegen die wahre Liebe anklagen. Er läßt ihn alles, womit sich gewöhnliche Menschen in einem solchen Falle zu entschuldigen und zu trösten pflegen, überdenken, und sagt dann: „Für jeden andern mochten die mildernden Umstände hinlänglich Kraft haben. Für ihn galt ein andres Gesetz und nach diesem mußte er sich verdammen."

Es erübrigt sich ja eigentlich, hiervon zu reden, es gehört aber zu den wundervollen Entdeckungen meines Verkehrs mit Paul Heyse, daß ich nicht nur

seine Kunst immer besser verstehn lernte, und immer neue Lichter darin glänzen sah, sondern daß mir auch die edle und vornehme Persönlichkeit des Dichters selbst immer klarer vor die Augen trat.

Die Stunde, wo ich ihm eine eigne Erzählung übersenden konnte, brachte diesen mir so wertvollen und lieben Verkehr in große Gefahr. Heyse versteht ja, wie er es in dem vorher erwähnten Spruch selbst ausspricht, in künstlerischen Dingen keinen Spaß und kann recht scharf werden. Es lief indessen in diesem Falle gut ab. Er schrieb mir sogar, noch ehe er die Novelle gelesen hatte, ein freundliches Wort und meldete die Ankunft des Buches mit der Bemerkung, er habe eine philosophische oder theologische Abhandlung erwartet und sei nun froh überrascht worden, ein dichterisches Buch zu empfangen. Welch ein liebenswürdiger Zug seiner Natur sich mir in dieser Bemerkung offenbarte, das begriff ich freilich erst später. Damals nahm ich es als selbstverständlich an, daß einem Dichter nichts Lieberes passieren könne, als mit einem neuen Dichterwerk beglückt und überrascht zu werden. Später dachte ich anders darüber. Es ist zuweilen schmerzlich, wenn sich ein vorher harmloser Verehrer und Freund plötzlich als Mitstrebender entpuppt. Zuweilen geht dabei eine lange und schöne Freundschaft in die Brüche. Dichter, übrigens auch die Meister andrer Künste und Wissenschaften, haben gewöhnlich wenig Zeit für ihresgleichen, am wenigsten natürlich für eben erstandne, ihnen vielleicht ganz unbekannte Talente. Es wird ihnen aber auch saurer als gewöhnlichen Sterblichen, diesen unbefangen und fröhlich entgegen zu treten, ihr eigner Schatten steht ihnen hindernd im Wege, ihre ans Modellieren gewöhnte Hand beginnt sogleich an dem fertigen Werk herumzuformen, und Menschen und Dinge nach dem eignen Bilde umzuschaffen, anstatt sie einfach hinzunehmen und in ihrem Rahmen ruhig zu betrachten. Jedenfalls ist es ein peinliches Gefühl, möglicherweise einem freundlichen Menschen unfreundlich antworten oder sich mit einigen diplomatischen Worten durchhelfen zu müssen. Es wäre also wohl zu verstehn gewesen, wenn Paul Heyse, zu dem so viele Trostbedürftige hinpilgern, geschrieben hätte, er hätte sich auf eine Schrift über irgendeine gelehrte Frage gefreut und sei nun durch den Empfang einer Dichtung vorläufig recht erschreckt worden. Er ist aber anders als die meisten Dichter, er hört so gern zu und kann so schön zuhören. Wie vielen hat er mit warmem Herzen gelauscht, wie manchem den Weg ins Leben hinaus gebahnt. Wenn es mich nicht selbst beträfe, würde ich seine Erlaubnis erbeten haben, den Brief, worin er sich über ein andres Buch aussprach, als Beweisstück seines liebevollen Versenkens hierhersetzen zu dürfen. Wie er da jeden Klang, auch den leisesten, in sich vernimmt, wie er in die Falten der Darstellung und des Geschehns so tief und so aufmerksam hineinschaut, jeden Sprung und Fehler, aber auch alles, was er loben kann, bemerkt, und sich darüber scharf und zugleich so mild und zart äußert! Bei solchem teilnahmsvollen Betrachten eines Werkes, worin, selbst wenn es voller Mängel wäre, doch so viel ernste Arbeit steckt, so manche schwere Stunde und so manche

schöne Hoffnung, wird auch ein schlimmes Urteil immer noch erträglich sein, und wenn das Urteil ein wirkliches Talent trifft, wird es dieses fördern und zu neuen Anstrengungen anspornen.

Nach so langem freundlichen Verkehr hatte es seine Bedenken, dem Dichter nun auch noch von Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten. Es war aber natürlich meine Sehnsucht, ihn einmal aufzusuchen, und ich fuhr, als die Zeit dazu gekommen war, auch ganz glücklich und in den frohesten Gedanken nach München. Dort erst dachte ich daran, daß es immer ein verlegenes Stück ist, mit jemand erst persönlich Bekanntschaft zu schließen, nachdem man schon lange mit ihm in Freundschaft verkehrt hatte, daß die Gefahr aber, einander fremder, statt bekannter zu werden, in meinem Falle besonders groß sei. Ich empfand die Notwendigkeit, mich anzustrengen, um den Freund nicht allzusehr zu enttäuschen, und sah ihn, zu dem ich aus der Ferne immer traulich hinübergesehn hatte, nun in der Würde seines Alters und seiner Kunst. Da war ich denn glücklich wieder bei dem lange verloren gegangenen Bilde eines Grandseigneurs, wie man ihn mir einmal genannt hatte, angelangt. In dieser Not kam mir jedoch das Schicksal freundlich zu Hilfe, indem es mir gerade eine Stunde vor dem Besuch ein verzweifeltes Zahnweh auf den Hals schickte. Als mich dann der Zahnarzt notdürftig hergestellt und mit einer Arznei für alle Fälle versehn hatte, waren mir alle törichten Gedanken vergangen, ich wollte nicht mehr geben, sondern nur noch empfangen. Wie mir darauf der Dichter auf der Schwelle seines Zimmers still und freundlich entgegentrat, griff das Schicksal zum andern Mal helfend ein, indem es just in diesem Augenblick von dem Jodfläschchen in meiner Tasche den Verschluß löste und meine rasch zugreifende Hand schön gelb und braun übermalte. Es war nicht gerade nett, aber nützlich, denn während ich die unerwünschte Färbung abwusch, verschwand auch meine Befangenheit, und ich konnte mich mit Paul Heyse, der inzwischen das unheilvolle Fläschchen aufs kunstvollste verschnürte, nun sogleich ohne jedes fremde Gefühl unterhalten. Über einem zweiten Besuch leuchtete von Anfang an ein freundlicher Stern. Ich fand den Dichter in einer goldnen Dämmrungsstunde vor seinem englischen Shakespeare und er trat mir mit dem Glanz der großen Dichtersonne in den Augen entgegen. Über dieser Stunde schimmert in meiner Erinnerung der Glanz der Poesie, die Paul Heyse und die auch mir eine Heimat der Gedanken ist.

Als mir der Dichter im vorigen Jahre mit der Zueignung seines letzten Novellenbandes eine rührende Freundlichkeit erwies, da dachte ich daran, daß gerade zehn Jahre um waren, seit ich zuerst an seine Tür geklopft hatte, und daß er mir wohl mit der Widmung sagen wolle, die Spanne Zeit, die mir Köstliches gebracht hatte, bedeute auch ihm eine gute und liebe Erinnerung.

Ich habe von diesem allen nur erzählt, um an meinem Erlebnis zu schildern, was viele andre auch erlebt und erfahren haben. Es ist Paul Heyse immer eine liebe Pflicht und eine Herzensfreude gewesen, andern „Zeit und Muße" zu weihn, sich aufstrebender Talente treulich anzunehmen, das Tüchtige zu

ermutigen, das Unzulängliche vor Schaden zu bewahren. Es erzählte mir einmal einer, der mit seinen Geistesschätzen auch zu dem Dichter gepilgert war, mit glänzenden Augen von seinem Besuch, obwohl er anders beschieden worden war, als er es gehofft hatte, nämlich daß ihn die Art seines Talents darauf hinweise, nicht ein Täter zu werden, sondern ein guter Hörer, was auch nichts Geringes bedeutet.

Heyse sagt selbst einmal: „Mit problematischen Talenten hab' ich viel Zeit vertan." Vertan, nicht verloren. Mitlebend mit der Zeit und allem, was in ihr an neuem Leben erstand und sich darin entfaltete, sich freuend an allem, worin echtes Dichterblut oder doch wenigstens „ein Tropfen Herzblut" floß, ist er selber jung geblieben. Seine Jugend zeigt sich in seiner erstaunlichen Fähigkeit, noch immer Neues und Fremdes in sich aufzunehmen, sich noch immer so warm zu begeistern. Und wenn er bis ins achtzigste Jahr hinein des schönen Amtes gewaltet hat, „dieser Welt verworrnes Bild leise deutend zu gestalten", und wenn er sich auch bis zuletzt immer wieder einmal mit Problemen beschäftigt hat, für die das höhere Alter gewöhnlich erkaltet, so folgte er nicht dem Gesetz alter Gewohnheiten, sondern dem Drang der Jugend, von der noch immer so viel in ihm steckt.

Das Haus, das er sich erbauen wollte, steht ja nun fertig da, und ihm selber wird zumute sein, als habe er nun nichts mehr zu tun. Aber wenn ein Haus fertig geworden ist, dann ist noch immer vieles zu bessern und einzufügen. Man errichtet zwar keine neuen Mauern mehr, pflanzt aber etwa einen schönen Baum in den Garten, setzt einen Rosenstock an die Mauerwand und baut auch wohl noch ein leichtes Sommerhaus neben das eigentliche Haus. So wird Paul Heyse auch jetzt nicht das Arbeiten aufgeben. Möge er sich und uns alle noch lange damit erfreuen. Möge sich auch das erfüllen, was ich ihm in einem andern gereimten Geburtstagsgruß als Wunsch zugerufen habe:

Laß die Augen heut in Lust
Durch die vollen Saaten schweifen,
Laß die nimmermüde Hand
Froh den Erntekranz ergreifen.
Und es folg' den achtzig Jahr',
Die das Lebenswerk vollbrachten,
Eine lange goldne Ruh',
Es in Frieden zu betrachten*).

*) Auch ein den „Grenzboten"-Lesern wohlbekannter Schriftsteller, Dr. Heinrich Spiero, hat Paul Heyse als Angebinde ein schönes, feines Büchlein auf den Geburtstagstisch gelegt. Es ist mir eine Freude, darauf hinzuweisen und es zu empfehlen: „Paul Heyse, der Dichter und seine Werke." (Cotta, Stuttgart.)

Das Elsaß

In patriotischen Kreisen hört man oft mit leiser Verwunderung und Bedauern die Klage, daß die Elsässer noch so gar nicht geneigt sind, ihre Hinneigung zu Frankreich fahren zu lassen und sich in die Zugehörigkeit zum Reiche zu fügen. Sie sind doch in überwiegender Mehrzahl deutschen Stammes, sprechen ihren deutschen Dialekt als Muttersprache, waren erst durch die große Revolution in den engeren französischen Staat einbezogen. Woher nun dieses Widerstreben? Die Reichsregierung hat sich mit ihrer Versöhnung viel Mühe gegeben; aber ruhiges und freundliches Verfahren hat ebensowenig genützt wie Strenge und Barschheit. Mannigfach sind die Versuche zur Erklärung der für Deutschland so auffallenden, ja beschämenden Tatsache, vielfache Heilmittel werden empfohlen; aber die Hauptsache wird kaum gestreift. Ein bereits halbvergessener Historiker, der zugleich in politicis große Erfahrung besaß, Bernhardi, hatte sie bereits vor 1870 in kurze Worte zusammengedrängt; im ersten Bande der russischen Geschichte (erschienen 1863), der eine vorzügliche Darstellung der Zeit des Wiener Kongresses bis Waterloo enthält, spricht Bernhardi (S. 480) von der Wiedergewinnung des Elsaß und Straßburgs. Bernhardi erklärt die damals genau so wie jetzt vorhandene Abneigung der Elsässer zur Rückkehr in die alten Verhältnisse durch die bedeutenden Vorteile, die die französische Revolution für die Bevölkerung gebracht habe, vor allem durch die Sicherung des bäuerlichen Grundeigentums infolge der Aufhebung der Hörigkeit mit ihren großen Fronden und Lasten. Dann fährt er fort: „Dazu kommt, daß ein Großstaat seine Angehörigen durch die Weite des Horizonts, die sich in ihm für jeden einzelnen öffnet, durch die Macht der großen und bedeutsamen Interessen, die er jedem einzelnen nahelegt, mit einer Gewalt an sich fesselt, die in beschränkteren Verhältnissen durch nichts ersetzt werden kann ... Der Versuch dagegen, einzelne Provinzen des großen Reichs abzulösen, um sie in die Bedingungen eines kleinen, unbedeutenden und abhängigen Staates zu versetzen, der an den größeren Weltereignissen nur leidend, nicht bestimmend, teilnimmt, kann nicht so leicht gelingen. Was vorausgehen müßte, damit Deutschland seine verlorenen, schönen Grenzlande nicht allein wiedergewinnen, sondern auch mit Sicherheit an sich fesseln könne, sagt sich wohl jeder selbst."

Niemand wird bezweifeln, daß diese Worte auf das Jahr 1814 genau passen; fraglich dagegen ist, ob die Lage nach 1870 wesentlich zu unsern Gunsten verändert ist. Versuchen wir es, an der Hand dieses Zitats, ohne Rücksicht auf unsere Eigenliebe, einen Vergleich zu ziehen! Dabei sollen, um nicht ins Uferlose zu geraten, alle örtlichen und persönlichen Beziehungen, alle Übergangsschwierigkeiten, ferner auch das altfranzösische Sprachgebiet außer Betracht bleiben; es stehen mithin nur die allgemeinsten Verhältnisse zur Erörterung, wie bei Bernhardi.

Auf der einen Seite steht Frankreich, ein geschlossenes Gebiet mit einer seit Jahrhunderten im Ausgleich begriffenen Bevölkerung, mit einer ruhmreichen Geschichte, die mehr als einen Anstoß zu Bewegungen des ganzen Zentraleuropas gab; mit einem glänzenden Heere, dem noch vor sechzig bis siebzig Jahren das halbe Europa zu Füßen lag; mit einer alten, bis auf die Römerzeiten zurückreichenden Kultur, die lange Zeit in der ganzen Welt bewundert war, der insbesondere Deutschland erst seit etwa hundert Jahren angefangen hatte sich zu entziehen; mit wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen ersten Ranges; mit einer Industrie, die auf großen und wichtigen Gebieten ihresgleichen nicht hatte; mit einer festorganisierten Regierung, die trotz der vielfachen und starken Erschütterungen des letzten Jahrhunderts die vorhandenen Kräfte einheitlich nach dem Wunsche des Landes zusammenfaßte; mit einer Konstitution, die unter Ablehnung von Standesunterschieden freie Bahn für alle Aufstrebenden bot; endlich mit einer Hauptstadt, deren Anziehungskraft bis in die entferntesten Winkel aller Erdteile wirkte. In diesen homogenen Staat waren die Elsässer als vollberechtigt aufgenommen und hatten sich mit gutem Erfolge in allen Gebieten des Lebens beteiligt; besonders in der Armee spielten sie eine größere Rolle, als ihrer Zahl zukam. Für ihre Landesprodukte aus Industrie und Ackerbau fanden sie ein mehr als wohlhabendes Absatzgebiet. Die Mehrzahl von ihnen gehörte der in Frankreich herrschenden Konfession an. Die Verschiedenheit der Sprache war zwar ein Hindernis, wurde jedoch mit Hilfe der schon langen Kenntnis der französischen Literatur rasch überwunden. So fühlten sich die Elsässer in der neuen Gemeinschaft bald behaglich, und wenn ihnen ihr provinzialer Akzent und ihr wenig gewandtes Wesen auch hier und da Schwierigkeiten bereiteten, so wußte doch die französische Liebenswürdigkeit verletzenden Spott zu verhindern. Die Elsässer waren ihrer Meinung nach aus engeren, unbedeutenderen Verhältnissen in eine größere, bedeutendere, höhere Gemeinschaft versetzt, und dadurch hatten sie nicht nur bedeutende materielle und ideelle Vorteile, sondern auch ihrer Eitelkeit war geschmeichelt.

Aus dieser günstigen Lage wurden sie 1870 gegen ihren Willen und gegen ihr Hoffen herausgerissen. Sie wurden dem neuerstandenen Reiche angeschlossen, dessen Wiederauftauchen den ganzen Erdteil keineswegs angenehm überrascht hatte, dessen Erfolge überall mit großem Mißtrauen betrachtet wurden. Was bot nun dieses Reich dem Elsaß als Ersatz für das, was es ihm mit Frank-

reich genommen hatte? Was hat es später getan, um die schönen Grenzlande mit Sicherheit an sich zu fesseln?

Nun konnte wohl kein Mensch erwarten, daß das neugeborne Reich sofort oder auch nur im Verlauf weniger Jahre die Stelle Frankreichs in vollem Umfange ausfüllen sollte; dazu war es doch gar zu jung. Mit dem eben abgeschlossenen siegreichen Kampfe und der sich anschließenden Annahme der Reichsverfassung war doch nur die allererste, gröbste Arbeit getan, es mußten ihr längere Jahre stetiger, intensiver Arbeit zum Ausbau des großen Werkes folgen. Die Konstituierung des Reichs und das gemeinsame Heer bildeten doch nur die schützenden Mauern des Geländes, während im Innern noch das alte Chaos fortbestand; hier konnte nur eine lange Arbeitsperiode helfen, welche die ganze Nation zusammenfassen mußte. Womit ist nun Deutschland in dieser Richtung vorgegangen?

Um zunächst die politische Form des Landes vorwegzunehmen, so hatte sich die Lage des Elsaß entschieden verschlechtert. Es war bis dahin die vollberechtigte Provinz eines Großstaats gewesen, in dem es keine politischen Grenzen mehr gab, von dessen Zentrum aus die Verwaltung für alle gleichmäßig geordnet war, in dem seit der großen Revolution alle Standesunterschiede aufgehoben waren und auch mehr und mehr aus der Gesellschaft verschwanden. Jetzt sah es sich als Glied eines Bundes von zirka fünfundzwanzig Staaten, von denen die meisten kleiner waren als es selbst. Bunt waren ihre Verfassungen, sehr wechselnd ihre Verwaltungsgrundsätze, groß der Unterschied ihrer Stammeseigenschaften. Zusammengehalten wurden sie nur durch das Heer, die gemeinsame Sprache und die neue Verfassung; über die Tragweite der noch auf ihrer Höhe befindlichen patriotischen Bewegung der letzten Jahrzehnte gingen die Anschauungen weit auseinander. Unter den Gliedern dieses Reichs war nur eins, das sich zwar nicht an innerer Ausgeglichenheit, aber doch an Macht mit Frankreich in Vergleich setzen ließ; es hatte erst vor kurzem durch die Aufnahme sehr großer neuer Provinzen eine bedeutende Kraft zur Assimilierung bewiesen. Aber Preußen lehnte die Angliederung des Elsaß ab, ein anderer Staat vermochte nicht an seine Stelle zu treten, somit sah sich das Elsaß auf seine Landesgrenzen beschränkt, ohne große und bedeutsame Interessen, ohne weiten Horizont, auch nach 1874. Es war sich selbst überlassen und mußte sich in seinen vier Wänden einrichten. Dabei war es darin nicht einmal Herr, sondern Kaiser und Bundesrat behielten sich die letzte Entscheidung vor. Diese Ordnung verriet wenig Vertrauen in den neuen Zustand, keiner der Staaten wollte Last und Verantwortung des Anschlusses auf sich nehmen. Im Elsaß dagegen und erst recht jenseits der neuen Grenzen mußte die Gründung eines Kleinstaats alle Hoffnungen auf Rückgängigmachung der Abtrennung zu heller Glut entfachen; sie war ein Fehler.

Sehr erfreuliche Fortschritte wurden dagegen unter der Leitung des großen Staatsmannes auf zahlreichen und wichtigen Gebieten des Verkehrs- und Rechts-

lebens gemacht, und zwar ohne jeden Verzug und ohne den Ausbau des Schutzes nach außen zu vernachlässigen. Das Zollwesen wurde vom Zollverein übernommen, Post und Telegraphen, Münze und Währung, das Maßsystem einheitlich geordnet, eine gemeinsame diplomatische Vertretung im Auslande eingerichtet. Gerichtsverfassung und Gerichtsverfahren mit gemeinsamem Kriminalrecht sind ebenfalls bereits seit 1879 gleichmäßig geordnet; seit 1900 ist auch das Zivilrecht gemeinsam. Alle diese Arbeiten ersten Ranges stellen einen ganz bedeutenden Fortschritt im Sinne eines Ausgleichs der alten Trennungen im Innern der Nation dar und haben ohne Zweifel auch ihre Wirkung auf dauernden Zusammenschluß getan. Doch gerade auf das Elsaß Eindruck zu machen waren sie alle wenig geeignet; denn hier waren alle diese Fortschritte bereits siebzig bis achtzig Jahre früher unter Napoleon gemacht, sie waren bereits ein sicherer Besitz des Kleinstaats, dem der frühere deutsche Zustand nur für eine wenig zeitgemäße Rückständigkeit gelten konnte.

Als nun jedoch nach Verlauf von etwa zehn Jahren die starke patriotische Erregung von 1870 größerer Ruhe und Beschaulichkeit Platz gemacht hatte, kam die einigende Bewegung nach und nach in langsameres Tempo und stockte bald ganz. Wie der weitere Verlauf gelehrt hat, wurden hiervon besonders schwer die Finanzen betroffen, dasjenige Gebiet, auf dem Fehler am verhängnisvollsten zu wirken pflegen, auf dem das reiche Frankreich seine früheren Angehörigen recht verwöhnt hatte. Bismarck hatte diesen Mangel des neuen Reichsbaues rechtzeitig erkannt und fing bereits Mitte der siebziger Jahre die Ausbesserung an. Aber sein vorzüglicher erster Plan, den Geldbedarf des Reichs durch Erwerb der Eisenbahnen zu decken, kam nicht über die ersten Anfänge hinaus und scheiterte am Widerstande der Partikularstaaten, z. B. des preußischen Finanzministeriums. Dadurch sah Bismarck sich zum Wechsel des Zollsystems gezwungen; 1879 begann der Schutzzoll mit seinem circulus vitiosus, der alle Preise in die Höhe getrieben und doch dem Anwachsen der Schulden nicht gesteuert hat. In dem betriebsamen Elsaß erfreute sich diese Maßregel keineswegs großer Sympathien, sondern vergrößerte nur den Abstand vom geliebten Frankreich. Nach 1879 setzte sehr bald die soziale Gesetzgebung ein; sie nahm für lange Zeit ziemlich ausschließlich die ganze Aufmerksamkeit der politischen Kreise in Anspruch und drängte die einigende Arbeit, an der sie doch nur mittelbar Anteil hatte, ziemlich vollständig in den Hintergrund; es wurden nur die bereits begonnenen Arbeiten, vor allem die am Bürgerlichen Gesetzbuch, fortgesetzt; jetzt sind auch diese vollendet und von jenen Aufgaben ist es still. Damit drängt sich die Ansicht auf, daß man in den leitenden Kreisen des Reichs die Ziele der Bewegung von 1870 für erreicht hält, daß es nur des Ausbaues im einzelnen bedürfe, vor allem auf finanziellem Gebiet, daß dagegen noch weitergehende Bestrebungen zentralisierender Art abzuweisen seien, weil sie teils nicht in der Verfassung begründet seien, teils den Verträgen von 1870 widersprächen; das Reich sei fertig.

Die hierfür verwandte Formel ist die von dem föderativen Charakter des Reichs; es soll nicht gestattet sein, wider den Willen der einzelnen Mitglieder in die Verwaltung über die jetzigen Verfassungsbestimmungen hinaus und gegen die Verträge einzugreifen. Wie bei dergleichen Rechtssätzen immer, so kommt auch hier alles auf die Auslegung an; es würde einem geschickten Dialektiker leicht sein, aus diesem Satze das bekannte Liberum veto abzuleiten, das im alten Deutschen Bunde eine so verhängnisvolle Rolle spielte und bekanntlich das große polnische Reich zum guten Teile ruiniert hat; von ihm hat die bekannte Redensart von der „polnischen Wirtschaft" ihre bösartige Bedeutung. Drohen solche Zustände auch bei uns? Wie sehr haben sich schon in den verflossenen vierzig Jahren die Anschauungen geändert, nach denen sich die Behandlung der Einzelstaaten einrichtet! Bei der Begründung des Reichs blieben bekanntlich mancherlei Vorrechte einzelner bestehen; am bedeutendsten waren die Bayerns, von denen man im Norden wie im Süden peinlich überrascht war, deren Annahme im Reichstage besondere Vorkehrungen durch Bismarck erforderte. Anderseits ist bekannt, daß manche der kleineren Fürsten, z. B. von Baden, Oldenburg, Thüringen, dem Reiche viel weiter gehende Zugeständnisse zu machen bereit waren; sie schätzten ihre Lage richtig ein. Bismarck hat (nach Busch) zugegeben: „Der Vertrag mit Bayern hat seine Mängel, aber er ist so fester. Was fehlt, mag die Zukunft beschaffen." Gegen Wilmowski hat er sich geäußert: „Alles andere findet sich, nachher wirkt die Gemeinsamkeit der Tatsachen von selbst ... Die gemeinsamen Interessen verschaffen sich von selbst Luft und Gestaltung." Hat der große Staatsmann richtig prophezeit? Den Hansestädten gegenüber hat er freilich die „gemeinsamen Interessen" vertreten; er zwang sie, vor fünfundzwanzig Jahren, gegen ihren Willen in den Zollverein einzutreten und ließ ihnen nur ein eng begrenztes Freihandelsgebiet. Als damals das bayerische Bundesratsmitglied von Rudhardt sich im Bundesrat so aussprach, wie es jetzt für recht gilt, daß nämlich nur mit Zustimmung des betroffenen Staats, nicht durch Gesetz allein, vertragsmäßige Verabredungen geändert werden könnten, wurde er in der nächsten Soiree von Bismarck derartig zur Rede gestellt, daß der bedauernswerte Mann mit seiner Gemahlin den Salon verließ und sein Amt niederlegte. Im Norden dagegen besteht noch eine weitere bedeutende Anomalie, nämlich das Fehlen eines aus Volkswahlen hervorgegangenen Vertretungskörpers in Mecklenburg, bis heute fort, weil einige hundert Gutsbesitzer ihre Vorrechte nicht aufgeben wollen; Bundesrat und Reichsregierung sind der Ansicht, nichts dagegen zu haben! Welcher Wechsel der Anschauungen! Mehr und mehr werden wieder die Interessen der Partikularstaaten das alleinige Maß; höher und höher heben sich wieder die Landesgrenzen, jeder Staat denkt nur an sich; in wichtigsten Verkehrsangelegenheiten, Eisenbahnen, Flußkanalisationen, will niemand auch nur geringes zugunsten des Ganzen aufgeben. Von einigender Arbeit hört man nichts mehr. So stellen sich auch die Elsässer auf diesen Standpunkt: „Elsaß für uns!" Statt großer

bedeutsamer Interessen eines Großstaats finden sie im Reichstage nur Zank um Finanz- und Personenfragen.

Die Anschauung, das Reich sei fertig, liegt auch dem Schlusse der großen Rede des Reichskanzlers im Abgeordnetenhause vom 10. Februar d. Js. zugrunde. Er sagt, die deutsche Zersplitterung entspräche einem tiefen Zuge des deutschen Wesens, der freilich die Quelle des politischen Elends sei, zugleich aber mit dem Reichtum und der Innerlichkeit der deutschen Kultur eng zusammenhänge ... Die jetzt endlich gefundene politische Form könne daher nur ein föderativer Staat sein. Die Wichtigkeit des Gegenstandes möge es gestatten, auch abseits des Themas hierauf mit wenigen Worten einzugehen. Daß der Reichtum und die Innerlichkeit unserer Kultur durch die Zersplitterung begünstigt oder gar hervorgerufen sei, muß ernstlich bezweifelt werden; unsere Kultur hat sich trotz der Zersplitterung entwickelt, aber ist dadurch solange aufgehalten. Weder in England noch in Frankreich haben Kultur und geistige Entwicklung unter der Einheit gelitten, vielmehr ist beides zusammen gediehen. Daß in Deutschland derselbe Weg hätte eingeschlagen werden können, dafür ist gerade der preußische Staat der beste Beweis. Der Herr Ministerpräsident kann doch unmöglich der Meinung sein, daß die preußische Kultur hinter denen der anderen Staaten zurückgeblieben sei. Ebensowenig haben bisher die Provinzler, Ostpreußen, Märker, Sachsen, Westfalen, Rheinländer, etwas von der besondern Richtung ihrer Stammesart aufgegeben, sie sind keine Berliner geworden. Die Unterdrückung unseres Stammeslebens durch einen Zentralstaat sowie die Abhängigkeit unserer Kultur von einer Mehrzahl von Mittelpunkten ist eine Legende, die am wenigsten in Preußen ausgesprochen werden sollte. Die vom Kanzler angeregten Gedanken kann man versuchen dahin zu beantworten, daß alle politischen Kräfte ausschließlich Vereinigung verlangen, wie die Römer das durch ihre faces andeuteten, daß dagegen alle Kulturzweige ihre Eigenart ebensogut im einzelnen ausbilden, und in zahlreichen Mittelpunkten ebenso gedeihen. Für letztere wird bei den vom Kanzler richtig geschilderten deutschen Neigungen noch lange gesorgt sein; beides nebeneinander kann ohne erhebliche Konflikte, ohne gegenseitige Störung nicht nur bestehen, sondern sich gegenseitig fördern. Politische Elemente können sich aber ohne Zusammenfassung nicht bewähren, in der Organisation liegt vielmehr das ganze Geheimnis ihrer Kraft. Ihr deutlichstes Beispiel aus neuerer Zeit ist Napoleon der Erste. Der Kanzler hat somit recht, wenn er sagt, daß in der Zersplitterung, diesem tiefen Zuge unseres Wesens, die Quelle des politischen Elends zu suchen sei; damit hat er diese Neigung als Fehler, als Mangel an Selbstzucht zugunsten des Ganzen, an Altruismus gekennzeichnet. Es ist noch immer unsere wichtigste Aufgabe, diesen Fehler endlich abzutun und Unterordnung unter das Ganze zu lernen. Leider gehören die starken Ansätze dazu schon wieder der Vergangenheit an, der Anlauf war zu kurz; die Erwartungen Bismarcks sind getäuscht, noch immer gilt das andere Wort von Blut und Eisen.

Fahren wir nun in unserer Besprechung fort, so finden sich weitere Rückschritte in Deutschland auch in der Gesellschaft: die alten Standesunterschiede kommen wieder zur Geltung. In Frankreich hatte die große Revolution den Adel in der Theorie beseitigt; nach der Julirevolution, namentlich aber nach 1848, ist diese Theorie auch in die Praxis übergeführt und die alte Aristokratie scheint vorläufig auf die engsten, machtlosen Kreise beschränkt, so daß tatsächlich zurzeit jedermann jede Laufbahn offen steht; auch im Elsaß überwiegen demnach demokratische Anschauungen. Ganz anders in Deutschland. Die mit der Bureaukratie eng verbündete Aristokratie, namentlich die ostelbische, hat es verstanden, überall, sogar in der Armee, die nur Kameraden kennen sollte, ihre früheren Vorrechte wiederherzustellen und ihre besonderen Kreise einzurichten, so daß schon das frische Leben der Universitäten davon durchseucht wird. Ausdruck dafür ist die Scheidung der Gesellschaft in Hochwohl-, Wohl- und Nichtgeborne, der Ursprung ist slawisch, aus dem Osten importiert, im Westen und Süden kannte man davon vor 1870 wenig oder nichts. Wenn der preußische Kriegsminister den Unterschied für die Armee in Abrede gestellt hat, so hat er damit nach der Regel gehandelt: quod non est in actis, non est in mundo; die Spatzen pfeifen es vom Dache*).

Die dunklen Schatten dieses Bildes können durch die Vorgänge im Reichstage nur noch verstärkt werden. Der Parteihader, der älteste und schwerste Fehler der Deutschen, vergiftet das politische Leben und verhindert jeden ersprießlichen Fortschritt zur Befestigung im Innern, und zwar, wie leider hinzuzusetzen ist, mit bewußter Absicht der größten Partei; die auswärtigen Einflüsse sind noch keineswegs ausgeschaltet. So ist es dahin gekommen, daß die wenigen Polen, eine Fraktion, die zu einer fremden Nation gehört, welche notorisch auf Trennung von Deutschland und Ruin seiner Macht hinarbeitet, bei dem Versuche der Konservativen und des Zentrums, den Kanzler Bülow zu stürzen, den Ausschlag geben konnten. Wäre ein solcher Vorgang in Paris auch nur denkbar gewesen? Hätte beim ersten Versuche dazu sich nicht ganz Frankreich wie ein Mann erhoben und die Täter als Hochverräter behandelt, und das mit Recht? Aber in Deutschland geht mit diesen Parteien die Reichsregierung Hand in Hand! Welche Gefühle mögen dabei die Elsässer bewegt haben!

Das Ergebnis der vorstehenden Zeilen ist, daß die Konzentrationsbewegung in Deutschland stockt, daß die politische Entwicklung keinerlei Anziehungskraft auf das Elsaß ausübt, daß von großen und bedeutsamen Interessen, welche die Elsässer fesseln könnten, keine Rede ist. Sie sehen sich auch jetzt auf die engen Verhältnisse ihres Ländchens beschränkt, dessen Leitung ihnen nicht einmal überlassen ist. Alles bedeutet einen Rückschritt für sie, dessen Weite sie notwendig sehr groß einschätzen.

*) Der Fall des Kriegsgerichtsrats Boldt in Königsberg i. Pr., der wegen seiner Tätigkeit im Ostmarken-Verein vom Bunde der Landwirte denunziert, gezwungen wird, die politische Betätigung zu unterlassen, ist der jüngste Beweis für unsre Auffassung.

Zu diesem allen kommt nun noch ein letzter Punkt, der Unterschied zwischen französischer und deutscher Kultur. In einem vielbemerkten Aufsatze der „Deutschen Rundschau" hat Professor Steinhausen kürzlich das Urteil des Auslandes über die Deutschen behandelt; er führt darin aus, daß die romanischen Völker, also auch die Franzosen, in Anlehnung an die altrömischen Verhältnisse, die Deutschen noch immer für Barbaren hielten. Allerdings kann man bei so manchen Äußerungen von Franzosen, z. B. Huret, das Gefühl nicht unterdrücken, daß sie recht oft mit dem Gedanken nach Deutschland kommen, hier Entdeckungen machen zu wollen, wie etwa ein gewiegter Reisender ins Innere von Brasilien oder Asien geht. Daher mag die Grundstimmung jener Nationen wohl richtig von Professor Steinhausen getroffen sein. Daß unsere Anschauung eine andere ist, ist zwar selbstverständlich, kommt hierfür aber nicht in Betracht, da es eben gilt, die Meinung der Ausländer zu schildern, nicht die unsere. Legt man also diesen französischen Maßstab der Stellung der Elsässer zugrunde, und das tun sie selbst ohne Zweifel, so erhält man wieder für die Aufnahme in das französische Reich eine wenn auch nur ideelle Verbesserung, welcher durch die Vorgänge von 1870 eine entsprechende Verschlechterung folgte. Weiter auf diesen Gegenstand einzugehen, erübrigt sich; seine Wichtigkeit ist aber zu groß, z. B. wenn man an die holde Weiblichkeit denkt, als daß er ganz hätte übergangen werden können.

Die Elsässer empfinden die Wiedervereinigung mit ihren alten Stammesgenossen als Verschlechterung, als capitis diminutio, sie halten sich für deklassiert. Die Gemeinsamkeit der Sprache und Abstammung ist nicht stark genug, um dieses Gefühl zu überwinden. Diesem Gefühl nach haben die deutschen Staaten wenig getan, um ihnen ihren Verlust zu ersetzen, und auch für die Zukunft sind die Aussichten gering; die Wunde klafft noch weit.

Die Einrichtung eines neuen Kleinstaats mußte das Vertrauen in die Dauer des neuen Zustandes bedenklich auf beiden Seiten der Grenze stören, vielmehr alle Hoffnungen auf Rückkehr des alten Zustandes wach erhalten, und zwar um so mehr, als die alte Misere der deutschen Zersplitterung noch immer fortdauert, ja sogar als Vorzug dargestellt wird. Die Deutschen haben noch immer nicht die Einsicht in die Ursache ihrer Schwäche gewonnen. „Was vorangehen müßte, damit Deutschland seine verlorenen schönen Grenzlande auch mit Sicherheit an sich fesseln könnte, sagt sich wohl ein jeder selbst!"

Berliner Salonleben

Von Eugen Zabel

Mit Recht genießt Berlin den Ruf, eine der gaſtfreieſten Städte der Welt zu ſein und einen geſelligen Verkehr zu entfalten, der an Reiz und Mannigfaltigkeit nirgends übertroffen wird. Der ſchüchterne Provinziale, der mit leichtem Gepäck und ſchweren Sorgen zum erſten Male in unſern Hauptſtraßen dem Strom der Menge folgt und ſich nach einem neuen Wirkungskreis umſieht, empfindet das ebenſo lebhaft wie der verwöhnte Ausländer, der im Automobil nach ſeinem Prunkhotel fährt und mit einflußreichen Empfehlungen ausgeſtattet iſt. Wer tüchtig vorwärts ſtrebt und ſich auf irgendeinem Gebiet auszeichnet, darf darauf rechnen, daß dort, wo er Verſtändnis und Förderung gefunden hat, auch die Türen zu den Familienzimmern ſich ihm gaſtlich öffnen. An das Märchen von der ſteifen Ungemütlichkeit Berlins, das früher im Auslande gern verbreitet wurde, glaubt ſchon lange niemand mehr. Unſer Geſellſchaftsleben hat ſich immer weitere und angenehmere Kreiſe zur Aufnahme alles deſſen gebildet, was ſich aus der Flut des Alltäglichen bemerkenswert hervorhebt, und bleibt in der Kunſt, nicht nur an Tiſch und Teller, ſondern auch an Geiſt und Gemüt zu feſſeln, hinter keiner anderen Weltſtadt zurück.

Wir dürfen es uns als beſonderes Verdienſt anrechnen, zu dieſer Höhe der Geſelligkeit gelangt zu ſein. Denn das Talent, ſich an innerlich verwandte Menſchen anzuſchließen, eine anmutige Plauderei zu ſpinnen und ungezwungen aufeinander Rückſicht zu nehmen, iſt uns nicht wie manchen anderen Völkern angeboren. Das Verbindliche und Gefällige in den Umgangsformen der Franzoſen und Italiener, die immer bemüht ſind, ſich von der angenehmſten Seite zu zeigen, ohne dabei den Kern ihres Weſens zu verraten, iſt uns von der Natur aus nicht geläufig. Auch die Gemütlichkeit einer Unterhaltung im engliſchen „home“, wenn ſich die Gäſte um das flackernde Kaminfeuer verſammeln, war ſchon lange ſprüchwörtlich, bevor wir dieſem Beiſpiel zu folgen ſuchten. Der Ruſſe ruft in ſeinem Gaſtzimmer dem Deutſchen, wenn der Tiſch gedeckt iſt, immer erſt die Worte: „Bitte, ohne Umſtände!“ zu, damit er aus ſeiner Zurückhaltung heraustrete und ſich ganz wie zu Hauſe fühle. Wir ſchätzen vor allem die Treue der Freundſchaft, die den Menſchen ſo zeigt,

wie er sich aus dem Grund seiner Seele vertrauensvoll und offen erschließt, und den Mut der Persönlichkeit, die von ihrer Eigenart nicht abweichen will und sich dabei bis zur äußersten Schärfe behauptet. Die Mitte zwischen diesen beiden Gegensätzen, alles, was auf einem ungezwungenen Nehmen und Geben von geistiger Anregung, von Verstehen und Dulden fremder Ansichten beruht, wird bei uns erst durch langjährige Übung und Erfahrung erreicht. Aber Berlin hat auch auf diesem Gebiet allmählig eine unbestrittene Meisterschaft erlangt. Die Kreise, die sich um kluge und interessante Frauen sowie um Männer von geistiger Bedeutung bilden, haben es zu großem Ansehen gebracht und bemerkenswerte literarische Wirkungen hervorgerufen. Sie stehen mit dem unaufhaltsamen Werden und Wachsen unserer Stadt in engstem Zusammenhang und ihre Entwicklung weist eine Anzahl leuchtender Punkte auf, bei denen wir gern verweilen, um mit hervorragenden Menschen Grüße auszutauschen.

Was wir heute einen Salon nennen, haben die Franzosen während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Paris geschaffen. Als der Hof sich nach Versailles zurückzog, begann die bürgerliche Gesellschaft in der Stadt, die damals für den Geschmack von ganz Europa maßgebend war, sich in ihrer Selbständigkeit zu fühlen und eine öffentliche Meinung zu bilden. Gaben früher Geburt und Besitz den Ton an, so übernahmen jetzt Geist und Talent die Führung für weite Kreise, die dadurch in ihren Gedanken und Empfindungen von Grund aus umgewandelt wurden. Eine Anzahl eigenartig gebildeter Frauen schufen in ihrer Häuslichkeit neben- und nacheinander Sammelpunkte für Gelehrte, Künstler und Schriftsteller, die sich über Tagesereignisse mit einer Freiheit und Schärfe aussprachen, wie man es früher nicht kannte. Das Ungezungene und Liebenswürdige der Formen, die sich dabei entwickelten, vereinigten Einheimische und Fremde zu einer gleichgestimmten Gemeinde. Ein Zündstoff von Esprit, der von einem zum andern übersprang, erzeugte ein Kreuzfeuer glänzender Einfälle. Ein Vierteljahrhundert lang war Madame Geoffrin die Königin des Salons, den sie bei ihren Mittag- und Abendgesellschaften mit meisterhaftem Takt beherrschte. Bürgerlicher Herkunft, vielseitig angeregt, wohlhabend und wohltätig, einflußreich und fördernd, wo sie sich irgendwie nützlich machen konnte, abends immer zu Hause, gewann sie jeder freien, selbständigen Begabung die Anerkennung und Teilnahme jener aristokratischen Kreise, die sich solange vor Leuten ohne Titel und Orden vorsichtig abgeschlossen hatten. Sie verstand es im Verkehr ihrer Freunde die Unterhaltung auf bestimmte Ziele hinzulenken, sie nach Belieben anzufeuern und zu dämpfen, weiter zu führen, abzubrechen und aufs neue in Schwung zu bringen. Man beleuchtete die Dinge von den verschiedensten Gesichtspunkten, befolgte dabei aber immer den Grundsatz Voltaires, daß man langweilig wird, wenn man alles sagen will. Ihr Salon wurde viel bewundert, beneidet und sogar auf der Bühne in dem Lustspiel „Le bureau d'esprit" harmlos verspottet. Um den Hausherrn, einen früheren Oberst der Nationalgarde, der sich zu einem

tüchtigen Geschäftsmann entwickelte, kümmerte sich dabei niemand. Er stand ganz im Schatten seiner Frau und einzelne Gäste wußten gar nicht, wer er war. Als man sich teilnehmend nach dem alten bescheidenen Herrn erkundigte, der sich an seinem gewohnten Platz bei Tisch nicht mehr sehen ließ, sagte Madame Geoffrin: „Das war mein Mann! Er ist gestorben."

Um eine solche Rolle in der Gesellschaft zu spielen, brauchte man weder jung noch hübsch, weder hochgeboren noch reich zu sein. Die Marquise du Deffand war eine Greisin und schon seit dreißig Jahren erblindet, als sich in ihrem Salon die ersten Persönlichkeiten ihrer Zeit begegneten und kein Sieger oder Besiegter, sondern nur gleichwertige ritterliche Streiter auf diesem Kampfplatz der Geister zu finden waren. Mit dem Geschick eines amerikanischen Prärie-reiters, der seinen Lasso schwingt, fing sie die Berühmtheiten von Paris ein, eröffnete mit Besuchen, Briefen, Fragen sowie einer eigentümlichen Mischung von Schmeichelei und Widerspruch einen wahren Sturm auf sie und ruhte nicht eher, als bis sie ihre Freunde geistig förmlich ausgepreßt hatte. Die Marquise du Deffand besaß einen wahrhaft männlichen Geist voll tiefer Bildung, der alles auf die kritische Goldwage legte, um festzustellen, wo die Unterschiede zwischen dem Echten, dem Nachgeahmten und dem ganz Wertlosen im Bereich des geistigen Schaffens lagen. Statt des erloschenen Augenlichts besaß sie in der Literatur und Philosophie ihres Jahrhunderts ein überaus feines Sehvermögen. Aus ihrer Schule ging Fräulein de l'Espinasse hervor, die mit ihrer Erscheinung niemanden gefesselt hätte, wenn sie weniger klug und unterrichtet, schlagfertig und verbindlich gewesen wäre. Ihre Wohnung war höchst bescheiden eingerichtet und Tafelfreuden konnte man bei ihr nicht erwarten. Schon als sie bei ihrer Meisterin als Gesellschaftsdame wohnte, stiegen hohe Offiziere, Staatsmänner, Geistliche, Männer der Kunst und Wissenschaft zu ihr in die Dachstube hinauf, um von ihrer Plauderkunst zu naschen. Als sie sich später selbständig machte, erfuhr man bei ihr alles, was sich auf dem Gebiet der Politik und Philosophie, des Theaters und der Literatur ereignete. Sie wirkte mit ihrem Geist und Temperament wie heute eine gut redigierte und reichhaltige Tageszeitung. Auch bei ihr gab es einen ernstgehaltenen Leitartikel, ein flottgeschriebenes Feuilleton, Korrespondenzen aus dem In- und Ausland und eine Ecke für hübsch zurechtgemachten Stadtklatsch. Fräulein de l'Espinasse glich in Wahrheit einer elektrisch geladenen Leydener Flasche, die bei jeder Berührung zu knistern und Funken zu sprühen anfing. Ahnten diese liebenswürdigen Männer und Frauen, daß sie mit ihren geistsprühenden Betrachtungen und Zwiegesprächen, ihren treffenden Witzen und boshaften Anekdoten in die Pariser Gesellschaft die ersten Funken warfen, aus denen später die gewaltige Flamme der französischen Revolution aufschlagen und die Welt erschrecken sollte?

Diesem Pariser Vorbild folgten die Salons, die sich vor hundert Jahren während der sogenannten Genialitätsperiode in Berlin bildeten. Ihre Führerin war die zierliche dunkeläugige Rahel Levin, die Frau Varnhagens von Ense,

der alles beschnüffelte, belauschte und beschrieb, sobald er in der preußischen Hauptstadt etwas Interessantes gewittert hatte. Sie selbst war nur in ihren Briefen und Gesprächen schöpferisch. Mit ihrer weichen, einschmeichelnden Stimme wußte sie so klug zu plaudern, mit ihren beredten Mienen so spannend zu schweigen, so anregend zuzuhören! Ihr Seelenleben war so empfindlich und beweglich wie die Quecksilbersäule eines Barometers, die ebensogut Sonnenschein und Wärme wie Sturm und Regen verkündet. Sie war einem beständigen Temperaturwechsel unterworfen und übertrug diese Stimmung auch auf ihre Umgebung. In dem unaufhörlichen Spiel ihrer Laune lag die Wärme des Gemüts neben der Bitterkeit der Ironie, der leicht hingeworfene Spaß neben den Eingebungen tiefer Weisheit. Etwas Prophetisches und Phantastisches gab ihrem starkgeistigen Wesen eine seltsame Weihe. Damit bannte sie jeden, an dem sie Gefallen fand, in ihre Kreise und spielte auf den Empfindungen der Menschen wie ein Künstler auf den Saiten seines Instruments. Sie war die „liebe Kleine" des genial überschäumenden, blonden, blauäugigen Hohenzollernprinzen Louis Ferdinand, den Fontane als „Liebling der Genossen" und „Abgott schöner Frauen" in seinem frühen Heldentod so schön besungen hat. Alexander von Humboldt, der große Naturforscher jener Tage, erzählte ihr von seiner Besteigung des Pik von Teneriffa und des Chimborasso und sein Bruder, der Staatsmann Wilhelm, von seinen Sprachstudien und Beziehungen zum Dichterhof von Weimar. Ludwig Tieck ließ die Flackerlichter seiner Märchen- und Zauberpoesie vor ihr tanzen und führte sie in die Geheimnisse des altenglischen Theaters ein. Im Vorzimmer legten bei ihr Generäle ihre Degen, Diplomaten ihre Dokumentmappen, Professoren ihre Kollegshefte, Damen aus allen Ständen ihre kostbaren Mäntel ab. Die Räume ihrer Wohnung, die solange in der Mauerstraße, mit dem Blick in die Französische Straße, erhalten blieb und erst jetzt dem Neubau der Deutschen Bank weichen muß, waren von einem Abglanz der Unsterblichkeit durchleuchtet. Heinrich Heine, der in seiner poetischen Bedeutung von ihr voll gewürdigt wurde, nannte sie abwechselnd die „liebe, gute, kleine Frau mit der großen Seele" und die „geistreichste Frau des Universums". Ihr ganzes Denken und Sinnen stand unter dem Zeichen Goethes, dessen alles überragende Größe sie zu einer Zeit klar erkannte, als Unverstand und Neid sein Bild noch vielfach zu trüben versuchten. Dieser felsenfeste Glaube an den Dichter, der für sie eine Offenbarung bedeutete, gab ihrem Leben einen Zug von Größe, Wahrhaftigkeit und Güte, der auch die kleinen Münzen der Unterhaltung vergoldete und zu wertvollen Andenken an das still geheimnisvolle Walten ihrer Persönlichkeit stempelte.

Daneben huscht ein wundersam reizvolles Naturkind, blendend wie ein vom Himmel herabgefallenes Meteor und dann wieder voll lieblicher Verträumtheit und Schwärmerei, durch die Räume ihrer Wohnung und erfüllt sie mit dem erquickenden Walbduft ihrer Persönlichkeit — Bettina von Arnim. Sie scheint aus einem Schäferidyll längst zurückliegender Zeiten in das moderne

Stadtleben hinübergesprungen zu sein und sich verlegen und scheu umzusehen, als ob sie fragen wollte, weshalb die Menschen denn so ganz anders wie sie sind. Sie sitzt in Frankfurt zu den Füßen von Goethes Mutter und bringt dem Weisen von Weimar eine so glühende Leidenschaft entgegen, daß dieser mit ernster Jupitermiene solchem Überschwang Einhalt gebieten und sich schließlich sogar auf sein Hausrecht berufen muß. Um die Briefe und Gespräche, die sie mit Goethe lose verbanden, läßt sie ein tropisches Ranken- und Blütenwerk freier Phantasien in dem schönen Buch emporschießen, in dem sie sich, obwohl Gattin und Mutter, immer als Kind fühlt und dem Einzigen, Gewaltigen als ihrem Erwecker, Befreier und Geliebten im Licht romantischer Verklärung ein Denkmal errichtet. Und als Dritte Charlotte Stieglitz, die liebliche und nach Liebe dürstende, stolze, unglückliche Frau, die aus dem mittelmäßigen Dichtertalent ihres Mannes ein großes Schaffen hervorzaubern wollte, indem sie sich in wahnwitzig rührender Überspanntheit selbst den Tod gab. In ihrem weißen Schlafgewand im Bette liegend stieß sie sich eines Nachts mit schrecklich ruhiger Überlegung einen Dolch, den sie sich als Braut gekauft hatte, mitten ins Herz. Diese in romantischer Überhitzung ausgeführte, furchtbare und völlig zwecklose Opfertat ließ sie in den Augen der Zeitgenossen als eine moderne Alceste erscheinen, die für ihren Gatten zum Hades hinabstieg. Der Berliner Salon hatte sich plötzlich in den blutbefleckten Schauplatz einer Tragödie verwandelt, wie man sie sich erschütternder nicht denken konnte. Aber ihre Spuren verwischen sich wieder, sobald wir an das Haus von Henriette Herz, der Frau eines bekannten, philosophisch durchgebildeten Berliner Arztes denken, eine saubere, klare Frauenseele, in der sich Geist und Leben rein widerspiegelten, die Klugheit mit Güte vereint in ihrem lieben Gesicht ausdrückte, von Mirabeau bis Schiller eine Schar der erlesensten Geisteshelden in ihrer Plauderecke versammelte und Männern wie Wilhelm von Humboldt, Schleiermacher und dem jungen Börne eine über die Freundschaft hinausstürmende Zuneigung einflößte.

In diesen Kreisen haben viele Ausnahmemenschen für die Entwicklung ihres Geistes und Charakters bleibenden Gewinn gezogen. Dankbar mußte man zu solchen Bildungshöhen emporschauen, denn dem Leben Berlins haftete damals in Meinungen und Sitten noch manches Beschränkte an, so daß Alexander von Humboldt von einer intellektuell verödeten, kleinen unliterarischen und dabei überhämischen Stadt sprechen konnte. Lange hatte sich Weimar zur geistigen Hauptstadt Deutschlands aufgeschwungen. Goethe und Schiller sind nur ein einziges Mal und auf kurze Zeit in Berlin gewesen, jener als jugendlicher Dichter des „Werther", dieser ein Jahr vor seinem Tode. Aber schon begannen sich einflußreiche Kreise für die Freunde von Kunst und Wissenschaft zu bilden wie in dem Hause des reichen Bankiers Beer, dessen Söhne es später in der Welt zu hohem Ansehen bringen sollten: Wilhelm Beer, der auf seiner kleinen Privatsternwarte in Berlin wichtige Beobachtungen über die Beschaffenheit des Mondes und des Mars anstellte, Michael Beer, der Bühnendichter, Verfasser des

„Struensee" und der Älteste und Berühmteste, Meyerbeer, Generalmusikdirektor der Berliner Oper, der von seiner Wohnung am Pariser Platz aus die Fäden seiner Erfolge über die ganze gebildete Welt spann. Dieser starkgeistige Hauch behauptete sich später in verschiedenen Berliner Häusern wie in dem von Franz Duncker in der Potsdamer Straße, wo so mancher Gelehrte, Bildhauer, Maler und Schriftsteller an den Donnerstagen ein gern begrüßter Gast war. Zu den Männern, die Frau Lina zu fesseln wußte, gehörte auch die Aufsehen erregende Erscheinung Ferdinand Lassalles, der als Volkstribun die Welt auf eine neue wirtschaftliche Grundlage stellen, zugleich als Gelehrter und Dichter glänzen und dabei das Leben eines abenteuernden Genußmenschen führen wollte. Der Vorkämpfer für die allgemeine Volksbeglückung, der dem Dunckerschen Hause schräggegenüber, Ecke Eichhornstraße, wohnte, ahnte bei seinen üppigen Diners und geistigen Orgien damals gewiß nicht, daß er in einen romantischen Liebeshandel verwickelt werden und im Duell einen Tod finden sollte, der ganz außerhalb seiner sozialistischen Kämpfe und Träume stand. Die alte Genügsamkeit des Berliner Salons mit dem dünnen Tee, den schmalen Brötchen, der traulichen Öllampenstimmung, dem zugeknöpften Geheimratstum hatte schon viel reichlicheren Ansprüchen an Küche und Keller, geschmackvoll eingerichteten Wohnungen und Persönlichkeiten Platz gemacht, die ihren Wert auch äußerlich betonten und an der Mode nicht mehr achtlos vorübergingen.

Seit dem gewaltigen Einheitskriege begann Berlin immer mehr Sammel- und Mittelpunkt für das geistige Leben von ganz Deutschland zu werden. Entscheidend war vor allem das amerikanische Tempo in der Zunahme der Bevölkerung. Als das sechzehnte Jahrhundert zur Neige ging, umfaßten Berlin und Cölln am Wasser ganze zwölftausend Einwohner. Diese Zahl war während des entsetzlichen Krieges, der Deutschland zerrüttete und eine ganze Generation in Roheit und Barbarei heranwachsen ließ, auf etwas über sechstausend Seelen zusammengeschmolzen, als der Große Kurfürst die Regierung antrat. Unter seinem Zepter vermehrte sich die Anzahl der Seelen um das Dreifache. Der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. erlebte ein Wachstum der Bevölkerung von 60000 auf 90000 Menschen, und als Friedrich der Große 1786 starb, war sie bei 145000 angelangt. Beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. verzeichnete man bereits 330000 und als König Wilhelm die Herrschaft übernahm, stand fast eine halbe Million Menschen am Ufer der Spree auf den Beinen. 1877 hatte Berlin die erste Million erreicht und begann dabei den Vergleich mit Paris und London herauszufordern. Aus einer Militär- und Beamtenstadt war ein stolzer Wuchs von Handel und Industrie, von Kunst und Wissenschaft, von Literatur und öffentlicher Meinung erblüht. Die Aussicht auf Erwerb und Besitz, die Steigerung des Verkehrslebens machten in den Provinzen eine Menge Kräfte frei, denen die werdende Weltstadt mit goldenen Träumen winkte. Die Vertiefung von Bildung und Geschmack führte zu einer erfreulichen Verfeinerung der Sitten und Gewohnheiten. Der gefährliche Über-

fluß der Gründerjahre und der wieder erwachende Sinn für das Kunstgewerbe erzeugten und befriedigten Bedürfnisse, an die man früher nicht gedacht hatte und die auch den freundschaftlichen Verkehr im Salon umgestalteten. Man wurde beweglicher bei der Berührung der einzelnen Stände und Berufsklassen, empfänglicher für neue Eindrücke, die überall auftauchten, und vertrauensvoller in der Art, wie man Gastfreundschaft übte. An gewissen Tagen begannen die Wohnungen einflußreicher Persönlichkeiten einem weitgezogenen Kreis von Freunden ohne weiteres offen zu stehen. Das Bild der Geselligkeit veränderte sich von Grund aus, durch die Beziehungen, die der freie Künstler- und Schriftstellerstand unterhielt und nach allen Richtungen ausstrahlen ließ. Alexander Freiherr von Sternberg tauchte als glänzende Erscheinung in den Berliner Salons auf, um in ihnen Studien für seine Romane zu machen, in denen er das Leben vornehmer Häuser mit den Zeitfragen so lebendig und geistreich zu verbinden wußte. Karl Gutzkow schuf in dem „Nebeneinander" seiner „Ritter vom Geist" ein kaum noch übersehbares Kulturgemälde mit Berlins und Preußens aufsteigendem öffentlichen Leben im Hintergrunde. An der Ecke der Tauben- und Charlotten-Straße hatte der wundersamste aller Berliner Erzähler, E. T. A. Hoffmann, gewohnt und von hier den Weg zur Weinstube von Lutter und Wegner gefunden, wo sein Freund, der geniale Schauspieler Ludwig Devrient, auf ihn wartete. In den beiden „Lesekonditoreien" von Spargnapani, Unter den Linden, wo später das Dresselsche Restaurant eröffnet wurde, und Stehely dessen Spur in der Charlotten-Straße, gegenüber dem Schauspielhause, ganz verwischt ist, saßen die Schriftsteller und Gelehrten, die Politiker und Journalisten über ihren Zeitungen. Sie sammelten den Stoff der öffentlichen Meinung, der im Verkehr mit Frauen ausgefeilt und geschliffen wurde.

Diese neue Art der Geselligkeit fand in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre einen charakteristischen Ausdruck in den Montagsabenden bei Ernst Dohm, die sich während der Monate Januar und Februar einer besonderen Beliebtheit und Berühmtheit erfreuten. Der Herausgeber des „Kladderadatsch" hatte es mit der Überlegenheit seines Geistes und der Schärfe seines Witzes verstanden, seinem Blatt als satirischer Spiegelung von Politik und Gesellschaft eine Bedeutung zu sichern, die von keiner anderen Zeitschrift dieser Art erreicht oder gar übertroffen wurde. Wie man jede Nummer mit dem verschmitzt lachenden Gesicht auf dem Titel in der Erwartung eines wirkungsvollen „Schlagers" in die Hand nahm, so übte auch die Persönlichkeit Dohms mit der eigentümlichen Mischung von Verbindlichkeit und Ironie, Würde und Ungezwungenheit auf seine Umgebung eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Seine Frau erschien mit ihren dunkeln, träumerischen Augen in dem schmalen blassen Gesicht, der bescheidenen altmodischen Weise, sich zu kleiden, der milden ruhigen Art, sich in Sprache und Benehmen zu geben, wie eine Märchenerzählerin aus längst verflossener Zeit. Mit einem Lustspiel eroberte sie sich damals das Berliner Schauspielhaus und wurde eine glänzende, spottlustige

Vorkämpferin der Frauenbewegung. Die vier Töchter von Hedwig Dohm waren damals gerade herangewachsen, jede in Erscheinung, Denkweise und Charakter gleich interessant und doch von Grund aus verschieden.

Diese Montage bildeten eine gesellschaftliche Verbindung zwischen dem alten und dem neuen Berlin, den Zeiten des „tollen Jahres", aus denen der „Kladderadatsch" hervorgegangen war, und der modernen Weltstadt. Alt und jung betrat das Haus in der Potsdamer Straße nahe der Brücke, das schon längst einem Neubeu gewichen ist, in erwartungsvoller und gehobener Stimmung. Die Treppen ächzten unter den Füßen, wenn man die drei Stockwerke zu der Wohnung emporstieg, die wahrlich nichts Überflüssiges oder Luxuriöses enthielt und durch die Zimmer eines befreundeten Nachbarn für diese Empfangsabende erweitert wurde. Die Kleiderablage war so beschränkt, daß sich die Überzieher der Herren an den Wandhaken zu riesigen Ballen aufbauschten, unter denen es manchmal nicht leicht war beim Nachhausegehen sein Eigentum herauszusuchen. Die Zahl der Besucher erreichte gelegentlich eine solche Höhe, daß einige von ihnen im Vorzimmer wie eingekeilt standen. Die Korridortür ließ sich dann nur schwer nach innen öffnen und man mußte vorsichtig sein, um den Drücker einer europäischen Berühmtheit, die in diesen Engpaß geraten war und weder vorwärts noch rückwärts konnte, nicht in den Rücken zu stoßen.

In diesem Hause verschwanden alle Unterschiede des Standes und Besitzes, des Alters und der Jugend, der geistigen Bedeutung und der natürlichen Vorzüge von Schönheit und Anmut vor der „Sitten Freundlichkeit", die im beständigen Wechsel von interessanten Persönlichkeiten die Räume an frostigen Winterabenden in geradezu einziger Weise erwärmte. Es blieb allen ein Rätsel, wie in dieses fortwährende Gewirr und Gewühl um die neunte Stunde plötzlich Ordnung und Ruhe hineinkamen. Die Gäste, die sich solange stehend unterhalten hatten, fanden an kleinen schnell hereingetragenen Tischen Platz, bedienten die Damen, und während die Teller klapperten und die Gläser klirrten, entwickelte sich in der ungezwungensten und angenehmsten Stimmung eine Unterhaltung, die keinen Augenblick stockte oder schwerfällig wurde, sondern wie auf der Wand einer Kinematographenbühne immer neue Bilder schnell vorüberziehen ließ. An diesen Dohmschen Montagen feierten Geist und Schönheit wirkliche Triumphe. Die Gäste bewegten sich im Gefühl völliger Freiheit und Unabhängigkeit. Niemand dachte daran, Einfluß oder Förderung durch diese Besuche in Anspruch zu nehmen. Man erschien in diesen schlicht bürgerlichen Räumen, weil man sich von dem Austausch der Meinungen und der Begegnung mit interessanten Menschen mit Recht eine Fülle geistiger Anregung versprach.

Diesem Beispiel folgten andere Schriftsteller, die sich damals auf der Höhe ihres Schaffens und ihrer Erfolge befanden. Friedrich Spielhagen zeigte sich auch an seinen Gesellschaftsabenden als der schneidige Kavalier, Freund des Komforts und der interessanten Gesellschaft, der aus seinen Romanen zu

uns spricht, Julius Stettenheim als der unermüdlich scherzende Vater des „Wippchen", Paul Lindau als ein wirklicher Gesellschaftskünstler, dem es stets gelang, die verschiedensten Gruppen in einen Fluß von Gemütlichkeit zu bringen, der oft erst am frühen Morgen wieder abflutete. Julius Wolff, der Dichter des „Rattenfängers", stand in engen freundschaftlichen Beziehungen zu den bildenden Künstlern, die in dem gastlichen Heim von Ludwig Pietsch den Hausherrn als wohlwollenden, hilfsbereiten Freund und Kenner des schönen Scheins, sowie als modernen Odysseus verehrten, wenn er nach glücklicher Beendigung seiner Weltfahrten sich wieder an seinen Schreibtisch setzte und als L. P. das Urteil des Publikums in entscheidender Weise bestimmte.

Den Künstlern standen große prächtige Räume, für deren Ausschmückung sie durch ihre Schöpfungen selbst am besten sorgten, ein beständig wechselnder Kreis von Könnern, Kennern und Gönnern sowie von weiblicher Anmut und Würde in allen Abstufungen zur Verfügung. Der gefeierte Porträtmaler Gustav Richter, Anton von Werner und Paul Meyerheim zogen durch ihre klugen, weltgewandten Frauen Berühmtheiten von fern und nah an. Wer denkt nicht an die gesellschaftlichen Feste, denen die herrlichen Räume von Meister Reinhold Begas' Wohnung in der Stülerstraße durchrauscht wurden, oder die Besuche in seinem Atelier, das mit den Schöpfungen seiner Phantasie und seines Meißels einem kostbaren Museum glich! Neben dem Genie des Bildhauers, der die Straßen und Plätze Berlins mit seinen edelsten Eingebungen schmückte, waltete hier ebenfalls die unwiderstehliche Liebenswürdigkeit von Frau „Grete", die jeden Gast persönlich zu behandeln und in ihm die holde Täuschung hervorzurufen wußte, als ob dieses reiche Aufgebot von Geist und Lebensfreude eben nur zu seinem persönlichen Wohlbefinden erdacht und durchgeführt sei. Bei dieser Unterhaltung gab jeder ungefähr so viel, wie er empfing, und in diesem Konzert von Meinungen und Temperamenten waren die weiblichen Stimmen in der glücklichsten Weise besetzt. Zur höchsten Vollendung und Pracht steigerte sich das Berliner Salonleben an den Empfangsabenden der lebensfreudigen, musikalisch hochbegabten Fürstin von Bülow im Palais des Reichskanzlers, dessen Räume mit so mustergültigem künstlerischen Geschmack umgestaltet waren, daß man glauben konnte durch einen alten italienischen Palazzo zu schreiten, während der Geist des großen deutschen Einigers über der auserlesenen Blüte von Geselligkeit schwebte und ihr eine geschichtliche Bedeutung verlieh.

Wenn Rückert mit seinem Spruch: „Gesellschaft braucht der Tor und Einsamkeit der Weise" recht hätte, würden wir Berliner in einer der törichtesten Städte der Welt leben, denn von dem Fallen der Blätter im Herbst bis zum Sprießen des frischen Grüns im Frühling sind unsere Salons gastlich geöffnet. Die Achtung vor dem Fleiß und Talent bildet den Grundton unserer Geselligkeit, bei welcher der eine den andern zu übertreffen sucht. An Freundlichkeit und Entgegenkommen, Reichtum des Gebotenen in geistiger und materieller

Beziehung, Mannigfaltigkeit der ab- und zuströmenden Persönlichkeiten, in denen wir alte Bekannte wiederfinden oder neue Freundschaften schließen, sucht der Verkehr in unsern Salons seinesgleichen. Nur in einem Punkt machen wir uns das Leben unnütz schwer und haben gewisse Unbequemlichkeiten noch nicht ganz überwunden.

In allen anderen Weltstädten sind die Grenzen zwischen Arbeit und Vergnügen, den Berufsstunden und Mahlzeiten für jedermann genau und gleichmäßig gezogen. Bei uns werden diese Schranken jedoch willkührlich hin und her geschoben. Wer mit den Lebensgewohnheiten seiner Bekannten nicht genau vertraut ist, muß immer erst genau überlegen, ob ihnen sein Besuch willkommen oder störend ist. In jeder anderen Metropole setzt man sich um ein Uhr zum zweiten Frühstück und um sieben Uhr zum Mittagsmahl an den Tisch. Diese Regel wird so genau beobachtet, daß man während der Zwischenzeit in den französischen Speisehäusern nur unter erschwerenden Umständen einen Gang und in London während gewisser Stunden am Sonntag überhaupt nichts zu essen bekommt. In Berlin herrscht dagegen in dieser Beziehung der Grundsatz Friedrichs des Großen: jeden nach seiner Fasson selig oder vielmehr satt werden zu lassen. Überall raucht der Schornstein zu verschiedenen Zeiten, bei dem Professor X. um halb zwei Uhr, wenn er von der Universität kommt, beim Kommerzienrat Y. um drei, bei dem Architekten Z., der sich eine Unterbrechung seiner Arbeit früher nicht gestattet, um vier, bei Müller und Schulze, die vorher schnell ein Beefsteak oder Kotelett zu sich genommen haben, vielleicht erst um fünf oder sechs. Wer zum ersten Male nach Berlin kommt und seine Besuchsreise macht, kann es erleben, daß dienende Geister ihn während der ganzen Zeit an der Tür mit der Bemerkung empfangen, die Herrschaften seien gerade bei Tisch. Er ringt dann wohl nach Fassung, wenn so viele Mühe umsonst vertan und er lieben Menschen überall in die Suppe gefallen ist.

Bis zum französischen Kriege aß man in Berlin ungefähr um zwei Uhr gleichmäßig Mittag. Das galt vom preußischen Königshof bis zu einfach bürgerlichen Familien. Seitdem ist die Hauptmahlzeit immer weiter, mit verschiedener Beschleunigung hinausgerückt und in vielen Fällen sogar auf den Abend verlegt worden. Dadurch sind viele alte Gewohnheiten umgestürzt, ohne daß man sie durch feststehende neue Gebräuche ersetzt hat. Die meisten speisen später als gewöhnlich, wenn sie eingeladen sind oder Gäste bei sich sehen. Mancher hat bereits vorher gegessen und kränkt die Hausfrau, wenn er ihren Gaben nicht fleißig genug zuspricht. Ein anderer erscheint wieder zur festgesetzten Stunde so hungrig, daß er bei Tisch mehr an seinen Magen als an die schöne Nachbarin denkt, für deren Unterhaltung er sorgen soll. Karl Gutzkow entwickelte einmal scherzhaft den Gedanken, daß wir deshalb keine Nationalbühne haben, weil wir gegen halb neun Uhr abends, wenn sich die Perepetien der Dramen entwickeln, plötzlich Hunger bekommen und statt des Bratens mit unbewußter Verwechselung der Gegenstände Dichter und Schauspieler zerfleischen.

Die Sache klingt komisch, hat aber in Wirklichkeit auch ihre ernste Seite. Man beachte nur die Zuschauer in den Zwischenakten, wie sie sich auf belegte Brötchen stürzen, während die Stimmung eines Bühnenwerks in ihnen nachzittern soll. Shakespeare läßt seinen Menenius Agrippa im „Coriolan" die treffende Bemerkung machen: „Wer Mittag gegessen hat, ist milde." Unser Appetit zur unrechten Zeit vermindert unsere Aufnahmefähigkeit und macht unser Urteil oft lieblos und ungerecht.

In jüngster Zeit hat man Versammlungen zur Besprechung der Frage abgehalten, wie man einen breiteren Fremdenstrom nach Berlin lenken und welche Mittel man anwenden könnte, um ihnen einen längeren Aufenthalt möglichst angenehm zu gestalten. Von denen, die sich zu Worte meldeten, hat keiner daran erinnert, wie unbequem die Verschiedenheit unserer Tageseinteilung für unsere Freunde aus der Provinz und die fremden Gäste ist. Wer London kennt, erinnert sich an das charakteristische bunte Leben auf den Promenaden-, Reit- und Fahrwegen des Hydepark. Dem Pariser ist der Anblick des Bois de Bologne mit den eleganten Kavalieren hoch zu Roß und den verführerischen Frauenerscheinungen in den Equipagen und Automobilen ein unentbehrliches Lebensbedürfnis. Ebenso hängt der Römer an seinem Monte Pincio und der Petersburger an seinem Newski Prospekt mit den wechselnden Bildern, die zu bestimmten Tageszeiten an seinen Blicken vorbeiziehen. Warum haben wir in Berlin noch immer keinen Korso? Die wundervollen Anlagen des Tiergartens und Kurfürstendamms bis zu den Wald- und Villengegenden des Grunewalds fordern zu einer solchen Veranstaltung mit der damit verbundenen glanzvollen Entfaltung unseres gesellschaftlichen Lebens geradezu heraus. Aber wir kennen diese Sitte ebensowenig wie das, was die Franzosen „flanieren" nennen, das gemächliche, gemütliche, absichtslose Spazierengehen, wobei man stehen bleibt, um mit einem Freunde zu plaudern oder ihn eine Strecke zu begleiten, die Ausschmückung eines Schaufensters zu betrachten, ein schönes Gegenüber zu grüßen oder den Himmel zu befragen, ob er Regen oder Sonnenschein senden werde. Die gemeinsamen Wagenfahrten werden bei uns immer nur künstlich an einzelnen Tagen und zu bestimmtem Zweck ins Leben gerufen, haben sich aber als regelmäßige Gepflogenheit nicht einbürgern lassen. Das ist auch leicht begreiflich, solange die Muße des einen den Pflichten des andern in die Quere kommt, ein Teil der Gesellschaft sich zerstreuen will, während der andere zu derselben Zeit Berufssorgen mit sich herumträgt. Wieviel angenehmer wäre der lange Vormittag, der nur durch eine kurze Frühstückspause unterbrochen wird bis zu der Hauptmahlzeit zwischen sechs und sieben Uhr, mit der jeder sich für den übrigen Teil des Tages seiner Freiheit bewußt wird!

Wer spazieren geht oder fährt, will selbstverständlich sehen und gesehen werden. Man greift an schönen Tagen noch einmal so gern zu Hut und Stock, um im Frühling den Flieder blühen zu sehen und im Winter den frisch gefallenen Schnee unter den Füßen knirschen zu hören, wenn man auch seine

Freunde unterwegs weiß und sie an bestimmten Gegenden treffen kann. Der viel verspottete Herdentrieb der Menschen kommt dabei zu seinem guten Recht, denn neben der Einsamkeit des Dichters und Denkers hat auch die „sociabilité", wie die Franzosen das Bedürfnis und Talent zur Geselligkeit nennen, seine anziehenden Seiten, die gepflegt werden müssen. Neuerdings scheint durch die Fünfuhrtees ein bestimmter Rhythmus in das Salonleben der Berliner zu kommen, aus dem sich dabei eine Anzahl neuer gesellschaftlicher Größen entwickeln. Diese Art von Zusammenkünften ist eigentlich aus den alten, so häufig verspotteten Kaffeegesellschaften hervorgegangen, verhält sich aber zu ihnen wie das elektrische Licht zu den Talgkerzen, die alle zehn Minuten geputzt werden mußten. Unsere Damen haben nicht nur ihren Salon erweitert und verfeinert, sondern in den großen Hotels und den Teestuben unserer Warenhäuser eine ganz neue Zwischenstufe der Geselligkeit geschaffen, bei der man sich zwanglos näher tritt, kennen lernt und die Vorstudien der Freundschaft anstellt. Man sehnt sich von üppigen Gastmahlen, bei denen man stundenlang an den gedeckten Tisch gefesselt wird, nach leichterer Form der Aussprache, nach Bevorzugung der geistigen Kost vor dem verschwenderischen Aufwand von Speisen und Getränken. Dafür sprechen auch die Frauenklubs, die in Berlin ins Leben gerufen wurden und bereits so viel Erfreuliches nach verschiedenen Richtungen geschaffen haben. In diesen Vereinigungen findet sich manches gesellschaftliche Talent, das die Kunst der Pariser Salonköniginnen im achtzehnten Jahrhundert auf das moderne Leben überträgt und unserem freundschaftlichen Verkehr nach der Goetheschen Losung „Tages Arbeit, abends Gäste!" immer mehr den Schliff der Vollendung zu geben vermag.

5)

Im Kampf gegen die Übermacht

Roman von Bernt Lie

Berechtigte Übersetzung von Mathilde Mann

Aber Mitte April kehrten die Lofotenfahrer heim, Boote, Jachten und Schiffer Jens Rasmussens Galeas. Und da hatte es ein Ende mit dem gemeinsamen Schneeschuhlaufen und den heimlichen Beratungen. Der Pfarrer war sich bald klar darüber, daß es nur ein mäßiges Vergnügen war, ohne Gesellschaft auf den schneebedeckten Abhängen herumzupurzeln. Und Jungfer Thorborg ward von all der Geschäftigkeit verschlungen, die die Ankunft der Fische verursachte. Wieder wimmelte das ganze Storsleter Gehöft von Menschen — von Männern, Frauen und Kindern, die Fische wuschen, Fische aufhängten und Fische im Freien ausbreiteten. Und da waren Berechnungen und Abschlüsse und Sortieren und Kalkulieren — und Sang und Lustbarkeit bis tief hinein in die hellen Nächte.

Von seinem Studierzimmerfenster mußte der Pfarrer Römer es mit ansehen, wie sein Platz an der Seite seiner guten Ratgeberin von dem aus der See und vom Fischfang heimkehrenden Helden eingenommen wurde.

Der Mai ging dahin, und der Juni kam und mit ihm der Hering im Fjord. Und man feierte das Netzfest und das Tonnenfest und das Salzfest und dann schließlich das Heringfest mit Tanzen und Singen und allerlei Kurzweil. . . .

Und währenddes zog der Sommer ins Land, und es war, als verlöre das ganze Haus seine Wände und Türen und zöge in den sonnenhellen Tag hinaus und bliebe auch gleich die sternenhelle Nacht da draußen.

Und der Pfarrer ward heimlos und einsam unter seinen Mitmenschen, die an alles dachten und sich um alles bekümmerten, außer um den Pfarrer da oben auf dem Boden. Und er erinnerte Herrn Willatz daran, daß das Pfarrhaus ja nun fertig sein sollte, — während die Arbeit dort begonnen war, um nach Verlauf einer Woche wieder abgebrochen zu werden.

„Das macht der Hering, Pfarrer! Der Hering, der Hering! In zehn Meilen Umkreis kriegen Sie keinen Mann, der Ihnen auch nur einen Nagel in die Wand des Pfarrhauses einschlägt," antwortete Herr Willatz und stürzte von dannen, die Feder im Munde und die Hand voll von losen Hundertkronenscheinen.

„Aber haben der Herr Pfarrer es nicht ganz gut oben auf dem Boden?" fragte Tante Marena sehr sanft, wenn er ihr seine Not klagte.

„Ja — ach — ich habe es ja ganz außerordentlich . . ."

Aber Sören Römer fühlte sich keineswegs ganz außerordentlich.

— —

An einem goldenen Septembertag saß der Pfarrer Sören Römer in der Luke von Herrn Willatzens Speicher, auf dem einstweilen der mittlerweile angelangte liebe alte Hausrat seines Kindheitsheims untergebracht war, und ließ die Beine über die See hinausbaumeln, die unten über dem niedrigen Strand farbenreich schillerte und gegen die Brückenpfeiler schlug und plätscherte.

Er hatte unter seinen Sachen da oben eine Bücherkiste hervorgesucht, hatte sie selbst aufgeschlagen, und nun saß er in der Nachmittagssonne da, ganz versunken in seiner Mutter abgenutztem alten Johann Arndt.

Es war still um ihn her. Zu dieser Zeit, wo die Leute ihren Mittagschlaf hielten, war niemand im Speicher. Auch oben im Hause schlief alles. Das Storsleter Gehöft war wie ausgestorben. Und der Hafen war leer. Vor drei Tagen waren die Bergenser Kutter davongesegelt — mit Fischen und Vorratskisten und Jens Rasmussen.

Unten auf den Dielen lag ein Haufe Bücher, die er aus der Kiste genommen hatte, während er nach seinem deutschen Kommentar zum Römerbrief suchte. Er hatte beschlossen, seine überflüssige Zeit zum Studieren zu benutzen . . . Jetzt war er indessen bei Johann Arndt hängen geblieben und bei den von seiner Mutter mit der ihm wohlbekannten, feinen Schrift geschriebenen Randbemerkungen.

Er kannte jeden Titel. Seit seiner frühesten Kindheit erinnerte er sich der Schriftzeichen und im Laufe der Jahre der Worte und Erklärungen der Mutter dafür . . .

Er ward durch ein Knarren der Treppe aus seinen Betrachtungen aufgescheucht. Er fuhr in die Höhe und wandte sich um.

Durch die Treppenluke kam Jungfer Thorborg herauf.

Sie ging so still, und als wolle sie den schlafenden Nachmittag nicht wecken, flüsterte sie:

„Ich dachte, ich könnte Ihnen vielleicht mit irgend etwas behilflich sein."

„Danke, Jungfer, ich helfe mir selber. Ich habe nur nach einem Buch in der Kiste da gesucht."

„Und nun haben Sie es gefunden?" Sie zeigte auf Johann Arndt.

„Nein, das wollte ich eigentlich gar nicht haben, aber ich blieb dann dabei sitzen . . ."

„Und da habe ich Sie vielleicht gestört?"

„Keineswegs. Es ist ein Andachtsbuch, das meiner Mutter gehört hat. Sehen Sie hier — ihre Handschrift am Rande!"

Thorborg beugte sich über das Buch und er zeigte und las ihr vor. Blätterte dann weiter und las. Und Thorborg setzte sich neben ihn in die Luke — die Beine hinausbaumeln lassend, so wie er. Er blätterte und las.

Da sah sie mit großen Augen zu ihm auf:

„Sie muß eine sehr gelehrte Frau gewesen sein!" sagte sie.

„Mutter —? Ach nein; gelehrt war sie wohl eigentlich nicht. Ausgenommen in Gottes Wort. Denn darin war sie bewandert wie niemand, den ich kenne."

„Und sie hat so tief über das nachgedacht, was sie so las . . ."

„Ja. Dies hier stammt aus der Zeit, als meine Mutter sich sehr einsam fühlte. Es ist vor meiner Geburt geschrieben; sie war damals gar nicht glücklich und suchte ihren Trost im Lesen."

„War — Ihre Mutter — unglücklich —?"

„Ach ja, ach ja! Das muß man wohl sagen. Insoweit das zeitliche Glück in Betracht kam . . ."

Thorborg fragte weiter. Und ehe er es sich versah, saß Sören Römer da und erzählte von seiner Mutter. Er malte ihr Bild Zug für Zug, und seine Erinnerung ermüdete nicht, neue hervorzusuchen . . .

Und die See schlug und plätscherte gegen die Brückenpfeiler da unten, und die Nachmittagssonne schien warm und golden halbwegs durch die offne Speicherluke auf den Pfarrer und das Buch und auf Thorborg, die seiner Rede lauschte.

* * *

Seit dieser Stunde war es, als hätten sie einander wiedergefunden nach einer Reise oder einer langen Abwesenheit. Es wurde nichts darüber gesagt. Aber wenn sie nun regelmäßig während der Herbsttage zusammen die Landstraße entlang oder auf die Fischberge hinausgingen, so begegneten sie sich in einer stillschweigenden gegenseitigen Freude darüber, daß sie das rechte Verhältnis zueinander wiedergefunden hatten, nachdem alles das, was im Laufe des Sommers zwischen sie getreten, wieder verschwunden war. Und das Verhältnis selbst wurde dadurch vertraulicher und näher. Sie hatten etwas Besonderes für sich, unberührt von allem andern; das war ihnen beiden lieb und um so lieber, als sie lange Zeit kurz davor gewesen waren, es zu verlieren.

Sie redeten über viele Dinge. So wie früher verhandelten sie über Fragen aus seiner Amtstätigkeit, und sie erteilte ihm Aufschlüsse und Ratschläge. Aber nichts war ihr lieber, als wenn Sören Römer ihr von sich selbst, von seiner Mutter und von seinem Leben erzählte.

Dieser Lebenslauf, so still, so einförmig, so aller Erlebnisse bar — setzte sie in Erstaunen. Und sie fragte — oft mit Ungeduld — nach der Welt, die ja doch um ihn herumgelebt hatte! Nach den Menschen . . . nach Freunden, Frauen . . .!

Durch diese ihre Fragen ward er sich zum erstenmal des Schattens bewußt, der über seinem Leben gelegen hatte. Seine graue Freudlosigkeit, die er nie empfunden hatte, weil er den Inhalt des Lebens nur bei Gott, im Jenseits gesucht

hatte. Und ohne es selbst zu merken, lag ein schwermütiger Ton über seinen Antworten.

Nicht daß er ein bestimmtes Entbehren erkannt hätte. Er war ja zufrieden und war es fast sein ganzes Leben hindurch gewesen. Nur von seiner traurigen Kindheit sprach er mit Bitterkeit. Er beklagte, daß er niemals Kameraden und Freunde gehabt, nie gespielt oder an dem gewöhnlichen frischen Leben der Knaben teilgenommen hatte; hierin fand er nun eine Erklärung dafür, daß er nach so vielen Richtungen hin unbeholfen und unkundig mit den Verhältnissen des Lebens war. Mit Eifer verfolgte er diese neue Selbsterkenntnis immer weiter. Er war in einer Seestadt aufgewachsen, war der Sohn eines Seemanns. Und er konnte kein Segelboot lenken! Er hatte keine Ahnung von Fischen und Fischerei, — und doch war der Fischfang der Broterwerb und Betrieb seiner Geburtsstadt gewesen. Erst hier in diesem Jahr auf Storslet war er der Wirklichkeit des Lebens nähergetreten.

Und er wandte sich an Jungfer Thorborg mit einem Dank, der aufrichtig und warm war und seinem eigenen, eben wachgerufenem Verständnis entsprang.

„Sie sind mein erster Lehrmeister im Leben gewesen, Jungfer," sagte er.

Und sie verstand ihn — auf ihre Weise. Wenn er von seiner Mutter sprach, von ihrer Frömmigkeit, von ihrer köstlichen Anleitung in geistigen Dingen, da erschien es Thorborg, als habe sie den Platz der Mutter in seinem Leben als Erbschaft übernommen — um ihn in all der lebenden Freude des Lebens zu leiten, das ihn zu lehren seine Mutter keine Zeit oder kein Glück gehabt hatte.

* * *

Der Winter zog düster herauf. Ein Sturmwetter nach dem andern sauste über das Meer, über die Schären und in die Fjorde hinein, in sich immer steigernder Wut durch den spärlich bestandenen Birkenwald über den Hofplatz und die bebenden Häuser. Aber im Hochgebirge hüllte das Schneetreiben wie ein wildflatternder Schleier Spitzen und Zinnen ein.

Die Bergen-Fahrer kehrten heim. Madame Steenbuk und ihre Mägde brieten und schmorten, brauten und backten. Und das Weihnachtsfest kam heran. Nach Neujahr nahmen die Gastmähler ihren Anfang. Und Herr Willatz schiffte sich mit allen den Seinen in dem Hausboot ein und zog zu Besuch nach Sandövär, nach Urö, Büresund und zu Storms an das Ende des Fjords.

Aber Pastor Römer war nicht mit dabei. Er lehnte höflich alle freundlichen Einladungen ab. Und als der große Weihnachtsschmaus auf Storslet abgehalten wurde, wußte er es so einzurichten, daß er in der Filiale am Ende des Fjords in Anspruch genommen war.

Um keinen Preis der Welt wollte er den ersten Abend und die erste Nacht in Storslet noch einmal wieder durchleben. Und er scheute diese Gastmähler wie die Pest.

Im übrigen war Sören Römer verstimmt und war es schon lange gewesen. Seit dem Tage, an dem Jens Rasmussen als Nummer Eins mit seiner Galeas von den Lofoten heimkehrend in den Hafen einsegelte, hatten die langen Spaziergänge und die guten Unterredungen mit Jungfer Thorborg ein Ende gehabt. Und er entbehrte sie und fühlte sich einsamer denn je zuvor.

Thorborg war freundlich gegen ihn wie immer; wenn das Wetter danach war, fragte sie ihn auch oft, ob sie nicht zusammen spazierengehen wollten. Dann gingen sie ihre gewohnten Wege. Aber es war nicht mehr so wie früher. Da war etwas, das seine Zunge band und die frühere Vertraulichkeit hinderte. Und bald hörten ihre Spaziergänge ganz auf.

Er hatte fast vergessen, wie sie ihn früher so häufig gestützt hatte. Um so stärker wirkte es jetzt auf ihn, zu sehen, wie sie ein ganz anderer Mensch wurde zwischen allen den rohen Männern und in all der unschicklichen und zügellosen Lustigkeit. Er zog sich aus ihrer Nähe zurück, denn sie verletzte ihn bis ins Herz hinein.

Er sah sehr wohl, daß Thorborg die Veränderung bei ihm bemerkte. In der ersten Zeit glaubte er auch, daß sie es sich zu Herzen nehme. Aber bald gestaltete sich ihr Verhältnis ganz anders. Sie begann, einen übermütigen, ja herausfordernden Ton ihm gegenüber anzuschlagen; ja sie machte sich oft ganz offen lustig über ihn ...

Sonst war sie, ganz gegen ihre Gewohnheit, sehr wechselnder Laune. Den einen Tag konnte sie stumm, hart und finster sein, am nächsten war sie wie besessen vor Wildheit ...

Auch daran war dieser Schiffer schuld! Es war ihm ganz klar, daß der Verkehr mit Jens Rasmussen einen verderblichen Einfluß auf sie ausübte. Im übrigen war er nicht blind dafür, daß jetzt auch zwischen jenen beiden unbeständige Witterung herrschte. Zuzeiten mit heftigen Szenen. Eines Nachts, als die Familie mitsamt Jens Rasmussen von einem dreitätigen Fest in Sandövär heimkehrte, hörte er sie in ihrer Kammer neben seinem Zimmer in starker Erregung auf und nieder gehen, und noch lange nachdem er zu Bett gegangen war, konnte er sie weinen hören.

Ein paar Tage später tanzte sie wieder mit ausgelassener Freude mit keinem andern als mit dem hübschen Schiffer. Und als dieser im Januar wieder nach den Lofoten hinauffuhr, schieden sie, allem Anschein nach, als die besten Freunde. —

— —

„Warum sind Sie eigentlich böse auf mich?" fragte sie ihn plötzlich eines Abends, als sie allein im Zimmer saßen. Es war acht Tage nach der Abreise der Lofoten-Fahrer.

„Ich, Jungfer Thorborg? Weswegen sollte ich wohl böse auf Sie sein?"

„Warum wollen Sie denn nicht mehr mit mir plaudern?"

Er errötete. Er wollte ausweichen, fühlte aber, daß es eine Feigheit sein würde. Er hatte sich schon lange vorgenommen, mit ihr zu reden, sobald sich ihm eine Gelegenheit bieten würde. Und nun war der Augenblick gekommen.

„Sie — Sie sind so ungleich, Jungfer Thorborg."

„Ungleich? Man kann doch unmöglich immer gleich sein!"

„Zuzeiten kenne ich Sie gar nicht wieder. Sie sind dann ein ganz anderer Mensch als meine Freundin und gute Ratgeberin. Ein fremder Mensch, den ich nicht verstehe ..."

„Eine Dirne, meinen Sie. Sagen Sie es nur ganz offen, Pfarrer! Eine tanztolle Dirne!"

„Ich meine nichts dergleichen. Aber es will mir scheinen, als wenn Sie — in gewissen Hinsichten — sich ein wenig mehr beherrschen sollten. Sie schaden sich selbst, scheint es mir, durch eine Zügellosigkeit und — und ..."

„Nein," sagte sie hart. „Ich bin nicht weiter — „fein"."

„Sie sind ganz sicher fein genug in Ihrem Herzen und Sinn, Jungfer Thorborg. Aber ich finde zum Beispiel wirklich nicht, daß ein Mann wie Schiffer Rasmussen — der gewiß nach vielen Richtungen hin ein trefflicher Mensch ist — ich finde doch eigentlich nicht, daß es sich für Sie paßt, seine Gesellschaft und seinen Verkehr allen andern vorzuziehen!"

Sie wandte sich hastig nach ihm um:

„Hat jemand schlecht von Jens Rasmussen — und mir gesprochen?"

„Ganz und gar nicht. Ich rede nur mit Ihnen über das, was ich selber bemerkt zu haben glaube. Und weil Sie mich fragen, was mich verletzt hat. Und ich sage Ihnen meine Ansicht, weil es mir so herzlich leid getan hat, Sie so zu sehen, daß ich finden mußte, Sie waren weder gut noch schön. Sie haben mich auch betrübt, indem Sie ungezogen gegen mich waren, Jungfer Thorborg. Sie haben mehr als einmal ..."

„Ja, ich weiß es, Pfarrer!" sagte sie plötzlich flehend. „Ich weiß, daß ich häßlich gewesen bin. Und ich habe mir schon lange vorgenommen, Sie deswegen um Verzeihung zu bitten. Es war auch eigentlich gar nicht meine Absicht. Aber — aber ..." Sie richtete sich straff auf und sah ihn trotzig an: „Sie können auch einen Stein reizen mit all Ihrer Tugend! Wenn Sie nur ein lustiges Lachen hören, gleich sind Sie wie ein Grabkreuz auf dem Kirchhof!"

„Nein, nein ..."

„Ja, ja! Sie hassen es geradezu, wenn sich die Leute ein bißchen amüsieren. Ja, das tun Sie!"

„Ich bin wirklich weit davon entfernt ..."

„Sie hassen es, sage ich Ihnen. Und das tun Sie nur, weil Sie selbst nie ein wenig Lustbarkeit kennen gelernt haben!"

Sprachlos vor Staunen saß er da, daß er auf einmal der Angegriffene war. Und sie stimmte ein schallendes Lachen an, als sie sein Gesicht sah.

„Ja, ja! So ist es. Es ist der reine Neid, Herr Pastor!" lachte sie.

Hier wurde ihre Unterhaltung durch Jungfer Kane unterbrochen, die sich mit ihrer Stickerei zu ihnen setzte.

Aber am nächsten Nachmittag kam Thorborg auf die Diele heraus, während er im Begriff war, seinen Rock anzuziehen.

„Wollen Sie Begleitung haben oder nicht?" fragte sie.

„Ich nehme sie mit Dank an ..."

Und dann gingen sie. Lange schritten sie schweigend nebeneinander her.

„Es war gestern nur ein Scherz von mir, — das mit dem Neid!" sagte sie endlich.

„Ich habe es sehr wohl verstanden!" erwiderte er gekränkt.

„Ja, ich kann wirklich nicht wissen, was Sie verstehen. Denn Sie sehen auch jetzt aus wie — das Grabkreuz."

„Ich habe ernste Dinge im Kopf," sagte er.

„Ja, das haben Sie stets," entgegnete sie.

„In Veranlassung unserer Unterredung gestern abend," sagte er streng.

„Sie haben aber doch verstanden, daß es nur ein Scherz war! Sie sagten es ja eben selber."

„Aber wir begannen in allem Ernst. Und mir ist die Sache ernst, Jungfer Thorborg."

„Huh!" sagte sie.

Sie schritten eine Weile schweigend dahin.

„Ja, ich will Ihnen nicht lästig werden mit meinem Ernst, wenn es Ihnen mißfällt, Jungfer!" sagte er endlich.

„Ach, ich höre Ihnen ja so gern zu, Herr Pastor! Ich bitte ja um nichts weiter, als daß ich hier neben Ihnen gehen und meine Strafpredigt anhören darf ..."

„Sie spotten über mich!"

„Nein, hören Sie einmal! Was verlangen Sie denn eigentlich, daß ich sagen soll ..."

„Nun, ich mag mich ja geirrt haben — diesmal."

„Natürlich haben Sie sich geirrt. Und Sie irren sich öfter, als Sie glauben — unzählige Male. Denn Sie sind gar nicht daran gewöhnt, mit so einer, wie ich es bin, zu plaudern . . ."

„Sie sind wohl ebensowenig daran gewöhnt, mit einem, wie ich es bin, zu reden," entgegnete er.

Da blieb sie stehen.

„Aber ich bin kein Geistlicher," sagte sie. „Es ist nicht mein Beruf, die Menschen auszuhorchen und zu verstehen, wie sie es meinen und wie sie sind, — ehe ich sie verurteile."

Er sah sie verwundert an. Es waren ja große Dinge, die sie ihm da sagte!

Und sie gingen weiter den Weg entlang und sprachen von den Freuden des Lebens und ihren Übertreibungen. Und sie kamen nach Hause zurück, ohne damit fertig geworden zu sein, und setzten die Unterredung am nächsten Tage und an dem darauffolgenden und noch an vielen andern Tagen fort.

Sie kämpften hart. Und der Pfarrer verlor. Er mußte es sich jeden Abend, wenn er zu Bett ging, sagen, daß sie über ihn triumphierte. In erster Linie weil sie so schlagfertig war. Wenn er seine Sache auf das beste und erfolgreichste zu verfechten glaubte, konnte sie mit einer einzigen, überraschenden Wendung das Ganze gegen ihn herumdrehen. Er war überhaupt beständig auf die Defensive angewiesen. Und das war ganz gegen die Natur und das Wesen der Sache. Denn er wollte ja doch züchtigen! Aber damit kam er nicht weiter; sie gestand nämlich stets und in übertriebenem Maße ihre Schuld ein, wo es sich um Übertreibungen und Ungezogenheiten handelte. Und um bis zu diesen durchzudringen, sah er sich gezwungen, wieder und wieder Zugeständnisse zu machen, — Tanz und Spiel und Verliebtheit, das alles war an und für sich sehr schön, und nur Toren, ja eigentlich nur ganz gottlose Personen konnten etwas dagegen einzuwenden haben! Er wurde hier viel weiter getrieben, als er es wirklich meinte oder wollte und stand daher in diesem Streit in sich auf schwankendem Boden.

Jeden Abend nahm er sich vor, die Sache am nächsten Tage auf andere Weise anzugreifen. Aber jeden Tag spielte er die Rolle eines Schülers, während sie sich zu seiner Lehrmeisterin in des Lebens Lust und Freuden aufschwang.

Er merkte es nicht — vielleicht merkte auch sie es nicht —, aber ein immer häufiger wiederkehrender Gegenstand ihrer Unterhaltungen wurde — die Liebe. Niemals wurde Jungfer Thorborg so warm und beredt, als wenn sie sein strenges Urteil über diejenigen bekämpfte, die in Liebe fehlten. Es mangelte nicht an Stoff, aus dem man schöpfen konnte, nämlich die schon jetzt zahlreichen Beispiele aus seinen drei Gemeinden. Von aller Moral stand die der Liebe unter diesen Menschen sicher am niedrigsten. Und hier war er unerschütterlich in seinem Urteil und taub für alle ihre Entschuldigungen und Erklärungen.

Bis sie eines Tages — glühend heiß — die Hände in die Seiten stemmte, wie sie es zu tun pflegte, sich vor ihn hinstellte und fragte:

„Haben Sie schon jemals geliebt, Herr Pastor!"

„N—nein. Das habe ich zwar nicht . . ."

„Aber wie können Sie da nur urteilen?"

„Es gibt doch menschliche Dinge, die wir alle kennen, ohne sie gerade selbst erlebt zu haben."

Da lachte sie laut und höhnisch:

„Und Sie glauben, daß Sie die Liebe kennen, — ohne sie — „gerade" — erlebt zu haben! Viel dummes Zeug haben Sie schon geredet, Pastor, aber dies ist denn doch das dümmste." (Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 6. März 1910.

(Der neue Reichstagspräsident. Parteien und Regierung. Die Wahlrechtsvorlage. Der Fall Wetterlé.)

Die Wahl des neuen Reichstagspräsidenten hat am 1. März stattgefunden. Graf Schwerin-Löwitz ist durch Akklamation an die Stelle des verstorbenen Grafen Stolberg gesetzt worden. Der neue Präsident, der sich, obwohl konservativer Großgrundbesitzer und sehr eifriger Landwirt, niemals in den Extremen seiner Standesgenossen bewegt hat, ist bekanntlich seit Jahren Präsident des deutschen Landwirtschaftsrats und gehörte längst zu den bedeutendsten und angesehensten Mitgliedern seiner Partei im Reichstage. Trotzdem hatte er in der Partei selbst keine eigentliche Führerrolle; vielleicht machte ihn auch seine maßvolle, vermittelnde Art dazu weniger geeignet. Eben diese Eigenschaft hat aber wohl den Ausschlag gegeben für seine Wahl zum Präsidenten, und man darf als sicher annehmen, daß seine Persönlichkeit allen Parteien, auch denen, die ihm als scharfe politische Gegner gegenüberstehen, Vertrauen einflößen wird.

Als die Präsidentenwahl im Reichstage in Aussicht stand, wurde in der Presse hier und da behauptet, das Zentrum wolle die Gelegenheit benutzen, den ersten Sitz im Präsidium in Anspruch zu nehmen. Man pflegte es ja als Regel anzusehen, daß die stärkste Fraktion des Reichstags den Präsidenten zu stellen habe. Wenn das Zentrum beim Beginn der gegenwärtigen Tagung von dieser Regel nicht zu seinen Gunsten Gebrauch machen wollte, so wurde das mit der Rücksicht auf den Grafen Stolberg erklärt. Nach dem Tode dieser Persönlichkeit fiel — so schien es — die erwähnte Rücksicht weg. Die Meinung, daß das Zentrum diesen Erwägungen folgen werde, — oder vielleicht korrekter ausgedrückt, daß dahin gehende Strömungen im Zentrum die Oberhand gewinnen würden, — hat sich als Täuschung erwiesen. Es ist auch leicht einzusehen, warum. Der Fraktion liegt im Grunde nichts daran, in welcher Stelle des Präsidiums sie vertreten ist, wenn sie auch aus Gründen der Partei-Reputation darauf hält, daß sie vertreten ist. Taktisch wichtiger als diese Etikettenfrage ist für das Zentrum die Weiterführung und — wenn möglich — Vollendung der Arbeit, die ihm die parlamentarische Herrschaft sichert. Diese Arbeit hat mit der Sprengung des Bülowschen Blocks begonnen. Aber die Sprengung genügt nicht; die Hälften müssen auch endgültig auseinandergebracht werden. Prinzipien braucht das Zentrum — außer auf kirchlichem Gebiet — nicht zu haben, und die Wähler folgen ja doch durch dick und dünn. Die Fraktion braucht sich also auch nicht zu fürchten, daß ein kleines Opfer an Selbstbewußtsein ihr schaden könnte. Deshalb schmiegt sich das Zentrum gewissermaßen an die Konservativen an; die größere Partei folgt willig und scheinbar entsagungsvoll der kleineren und heuchelt völlige Interessen-

gemeinschaft. Man weiß im Zentrum eben sehr genau, daß die Vorstellung des „schwarz-blauen" Blocks das sicherste Mittel ist, um das letzte Bindeglied zwischen Konservativen und Liberalen zu zerstören. Eine Abschüttelung von konservativer Seite hat man nicht zu befürchten. Die Konservativen lassen sich natürlich sehr gern eine Gefolgschaft gefallen, die vielen in ihren Reihen grundsätzlich sympathisch ist und einer traditionellen Anschauung entspricht, und die ihnen vor allem eine Bundesgenossenschaft gewährt ohne Verpflichtung und ohne Gegenleistungen.

Den Konservativen kommt es überdies gelegen, daß sie für ihre eigene Parteitaktik freie Hand und eine Art von Rückendeckung erhalten. Sie möchten gern den Anschein erwecken, als ob der Reichskanzler ganz in ihrer Hand und ganz mit ihnen eines Sinnes sei. Formell wird dabei freilich immer betont, daß man kein parlamentarisches Regiment, sondern eine unabhängige, starke Regierung will, die man dann mit Freuden unterstützen kann. Wie das in Wirklichkeit zu verstehen ist, hat sich in der Art gezeigt, wie man mit der Regierung umspringt, wenn man glaubt, ihr den Vorwurf machen zu müssen, daß sie der konservativen Partei an den Wagen gefahren sei. Lehrreich war in dieser Beziehung der Vorfall im Abgeordnetenhause, als der Abgeordnete v. Pappenheim die unter dem Pseudonym „Germanicus" erschienene Schrift „Fürst Bülow und seine Zeit" zur Sprache brachte. „Germanicus" hatte für die erste Auflage des Buchs, die ein warmes Bekenntnis zu der Politik des damaligen Reichskanzlers und Ministerpräsidenten enthielt, ein Empfehlungsschreiben des Ministers v. Moltke erhalten. der das Buch nicht aufmerksam gelesen, aber einen Eindruck von seiner patriotischen Tendenz gewonnen hatte. Die zweite Auflage machte eine Umarbeitung erforderlich, worin den Konservativen wegen ihrer Haltung bei der Reichsfinanzreform harte Wahrheiten gesagt wurden. Von dieser zweiten Auflage wußte der Minister nichts. Das schützte ihn aber nicht davor, daß Herr v. Pappenheim in sehr erregter, herrischer Weise, mit der Faust auf den Tisch schlagend, ihn im Abgeordnetenhause zur Rede stellte und ihm unter dem Beifall seiner Fraktionsgenossen ein Kapitel über seine Pflichten las. Wurde dort die Peitsche der Partei geschwungen, wo es galt, einen auch nur scheinbar unbotmäßigen Minister zur Raison zu bringen, so bedient sich die Partei auch reichlich des Zuckerbrots, um den Eindruck zu erwecken, als sei es *ihre* Regierung, die jetzt an der Spitze steht. Natürlich ist damit nicht gemeint, daß eine Partei der Regierung zustimmt, wenn sie Grund dazu hat. Warum soll sie das nicht? Das konservative Lob gegenüber Herrn v. Bethmann hat aber einen etwas eigentümlichen Charakter. Man läßt den taktischen Zweck deutlich erkennen, unterstreicht alles, was den Eindruck verschärfen könnte, daß der Kanzler liberalen Gedanken fremd gegenüberstehe, und hebt mit einer beflissenen Absichtlichkeit lobhudelnd immer wieder die Eigenschaften hervor, in denen sich der jetzige Kanzler besonders von seinem Vorgänger unterscheidet. Es ist fraglich, ob der Reichskanzler daran besonderes Wohlgefallen empfindet. Es gibt Anzeichen dafür, daß es ihm peinlich und bedauerlich ist, in dieser Weise nach der rechten Seite hin festgelegt zu werden, denn er hat den ehrlichen Willen, über den Parteien zu stehen und allen gerecht zu werden, soweit er es verantworten zu können glaubt. Aber die konservative Taktik ist von ihrem Standpunkt aus so uneben nicht, denn unser Liberalismus geht in solchen Fällen nur zu leicht in die Falle, die ihm gestellt wird. Dazu kommt die Unruhe und Ungeduld, die Schnellebigkeit und Vergeßlichkeit unserer Zeit überhaupt. Man vergißt ganz, daß bei der Eigentümlichkeit unserer Einrichtungen und der Parteien bis jetzt noch jeder Kanzler je nach der übernommenen Erbschaft Jahre gebraucht hat, bis er seiner Politik einen persönlichen Stempel zu

geben vermochte, sofern er es überhaupt vermocht hat. Wenn man einmal ernstlich darüber nachdenkt und die Vergangenheit in voller Ehrlichkeit Revue passieren läßt, werden vor allem unsere Gemäßigtliberalen Zweifel hegen müssen, ob es gegenwärtig richtig ist, sich lediglich um äußerer Erscheinungen und Eindrücke willen von einem wohlmeinenden und überzeugungstreuen Kanzler weiter abdrängen zu lassen, als die Sache unbedingt fordert, — ob es nötig ist, ihn künstlich an einen schwarz-blauen Block zu ketten, dessen Sklave er vielleicht gar nicht sein will. Es können sehr leicht wertvolle Möglichkeiten der politischen Entwicklung auf diese Art verbaut werden.

Im Abgeordnetenhause ist schneller, als es gedacht werden konnte, auch die zweite Lesung der Wahlrechtsvorlage in der Kommission beendet worden. Sie hat die wesentlichen Ergebnisse der ersten Lesung bestätigt, allerdings mit andern Abstimmungsverhältnissen, da diesmal Freikonservative und Nationalliberale auch in den Punkten, in denen sie früher mit der Mehrheit gingen, von ihr abgerückt sind. Die Lage ist also unverändert.

Noch ein paar Worte über den jetzt vielbesprochenen „Fall Wetterlé", dessen Tatbestand wir wohl als bekannt voraussetzen dürfen. Die Gemahlin des Statthalters Grafen Wedel hat zweifellos einen Fehler gemacht. Als geborne Schwedin, die sich fast ausschließlich in den Kreisen der internationalen Diplomatie bewegt hat, war sie sich der politischen Tragweite ihrer Handlungsweise, bei der sie in voller Harmlosigkeit einer freundschaftlichen Regung folgte und gar nicht mit ihrem Gemahl Rücksprache genommen hatte, durchaus nicht bewußt geworden. Das ist bedauerlich, aber die Entrüstung durfte sich nicht an eine falsche Adresse wenden. Vor allem war es richtig, daß dieser Herr Wetterlé, der die Freundlichkeit einer Dame gegen ihn und seine Mutter in einer empörend unritterlichen und niedrigen Weise ausnutzte, nicht den Triumph erleben durfte, daß er mit einem so verächtlichen Mittel dem kaiserlichen Statthalter Verlegenheiten bereitete. Die Frucht dieses Vorfalls mußte die Kennzeichnung dieser politischen Gemeinheit sein; was von der andern Seite aus Unkenntnis und Unüberlegtheit gefehlt war, trug eine heilsame Lehre schon in sich selbst.

Wahlrechtsdemonstrationen. Herr Professor Dr. Liszt, ein vielfach beachteter und anerkannter Gelehrter, hat kürzlich eine Wahlrechtskundgebung im Zirkus Busch veranstaltet. Da er seiner eignen Popularität nicht recht traute, hat er im Einverständnis mit Pastor Naumann sich als Vertreter der „Intellektuellen" hingestellt und bei zahlreichen gradherzig veranlagten Naturen auch tatsächlich den Glauben erweckt, als handle er im Auftrage einer gewissen Mehrheit von Intellektuellen. Dies Auftreten eines Mannes wie Liszt verdient die schärfste Verurteilung und zwar um so schärfere, als die ganze Veranstaltung darauf hinauslief einer zum großen Teil ungebildeten Menge in würdeloser Weise zu schmeicheln. Seitens der Berliner Gelehrtenwelt ist diese Auffassung Herrn Liszt deutlich zum Ausdruck gebracht werden.

Liszts Auftreten hat nicht nur bezüglich der „Massen" geschadet, sondern auch deshalb, weil es erneut Hader in die bürgerlichen Kreise hineingetragen hat. Die Mitglieder der nationalliberalen Partei, die sich an der Versammlung beteiligt haben, werden auch von den eignen Parteifreunden scharf angegriffen. Ist nun aber ihr Verbrechen so groß? Haben sie Schaden angerichtet, oder sind sie selbst geschädigt?

Man stelle sich vor:

Die Regierung hat einen Wahlrechtsentwurf eingebracht, der nirgends im Lande Beifall findet, und hat die politische Durchsetzung des Entwurfs so ungeschickt vorbereitet, daß selbst jene Politiker, die mit jeder Regierung durch dick und dünn zu gehen pflegen, nicht wissen, wie sie ihr helfen könnten. Diese klägliche Lage wird im Landtage durch den Bund der Landwirte und das Zentrum nach Kräften ausgenutzt zum Unfegen des Landes. Infolge dieser Entwicklung und sonstiger Erscheinungen — z. B. Handhabung der Rechtspflege — steigt eine Erbitterung im Lande auf, die sehr lebhaft an die Zeit vor 1848 erinnert. Inmitten aller „vormärzlichen" Symptome erörtern die Mittelparteien vom Freisinn bis tief ins konservative Lager die Frage: Wie kommen wir aus der Patsche? Alle rufen durcheinander, jeder hat das Allheilmittel, niemand kann für seine Ansicht eine Mehrheit finden. Die Regierung sitzt verschüchtert in der Ecke wie eine griesgrämige Gouvernante und weiß das Instrument Presse nicht zu handhaben. So kommt es, daß die Stellungnahme zu den heutigen Verhältnissen nicht in erster Linie diktiert wird von der Zugehörigkeit zu einer Partei, sondern von der Stärke des Unwillens und des Temperaments jedes Einzelnen. Die Tatkräftigeren, aber durch die Staatsorganisation zur Untätigkeit Verdammten sehen das Heil in starken Protesten. Starke Proteste können im wesentlichen mit Hilfe großer Massen hervorgerufen werden. Die großen Massen aber sind durch die sozialdemokratische Partei organisiert. — — — Was tun? — — — Protestiert muß werden, — es handelt sich nicht um ein paar Landtagsmandate; ideelle Güter sind in Frage gestellt — letzten Endes geht es tatsächlich um Monarchie oder Adelsoligarchie oder Republik. Also bedient man sich der vorhandenen, leider sozialdemokratischen Organisationen. Die Königstreuen und wahren Patrioten im Vertrauen darauf, daß der am Stammtisch geäußerten Erregung entsprechend tausende Gleichgesinnte zusammenströmen werden, um die bei guten und schlechten Diners hundertmal gelobte Treue gegen König und Staat als Staatsbürger auf dem politischen Schlachtfelde zu betätigen, — die Republikaner, im sichern Bewußtsein, Tausende von Straßenjungen und einige hundert Arbeiter hinter sich zu haben.

Die Republikaner rechnen richtig, wenigstens in Berlin und Frankfurt. Der Zirkus Busch, sonst Tummelplatz der Diederich Hahn und Oertel, war jüngst gefüllt mit — sagen wir „Republikanern". Nur wenige Königstreue waren da. Dies Häuflein stimmte seine Reden auf den Ton der Versammlung, um sich überhaupt Gehör zu verschaffen: natürlich ging seine Stimme im Sturm unter. Durch einen aus dem Hinterhalt vorbereiteten Eingriff des Herrn Naumann wird die vorher verabredete Resolution erweitert. „Einstimmig" beschließt die Versammlung die Einführung des Reichtagswahlrechts in Preußen. Ein Straßenumzug krönte das Werk der Mittagsstunde zu Ehren des Popularität heischenden Gelehrten.

Nun kommt das Beste. Die sich als staatserhaltend bezeichnenden Männer, die das Häuflein der Königstreuen im Zirkus Busch am Sonntag *nicht* unterstützt haben, erheben in der Presse ein Lamento über den Niedergang politischer Einsicht und Moral! Nein, wie kann man nur?! Nein, diese „Intellektuellen"! — Und fragt man: „Warum sind *Sie* nicht hingegangen?" Da antwortet einer: „Ich kann doch nicht in eine von X organisierte Versammlung gehn!" und der andre: „Ich werde mich doch nicht Beleidigungen aussetzen!" und ein Dritter, der gewöhnlich am lautesten über die Agrarier, Zentrum und die Abhängigkeit der Regierung von beiden schimpft: „Das politische Forum ist der Landtag!" Gewiß ist es der Landtag, aber nicht in Zeiten wie den jetzigen. Es hieße Vogel-Strauß-Politik treiben, wollte man verkennen, daß dank der Entwicklung im vergangenen Jahr

und dank den sich täglich mehrenden Fällen von Übergriffen auf allen Gebieten der Schwerpunkt von Regierung und Parlamenten fortverlegt ist ins Land. Darum heißt es das Land und das Volk zu den politischen Mittelpunkten zurückzuführen. Was hätte unter diesem Gesichtspunkt näher gelegen, als daß von den hunderttausend Offizieren und Beamten Berlins, die doch durch den Wahlrechtsentwurf der Regierung „gehoben" werden sollten, wenigstens tausend in die Versammlung der „Intellektuellen" gingen? Keiner erschien! Denn hier fehlt der Eifer, weil auch hier das Einverständnis mit der Regierung fehlt. Wer heute Einfluß auf die Massen gewinnen will, muß dorthin gehn, wo sich die Massen zusammenfinden. Dazu gehört Mut und Selbstverleugnung. Mögen jene Publizisten, die heute ihren Scharfsinn vergeuden, um die überrumpelten Liberalen zu verunglimpfen, lieber ihre Kraft dafür einsetzen, daß bei der nächsten Kundgebung tausend Reserveoffiziere zugegen sind, die in die verhetzten Massen Samenkörner des Vertrauens gegen Monarchie und Staat streuen! Und sie werden kommen, wenn die Haltung der Regierung und ihrer ausführenden Organe ihnen selbst vertrauenswürdig erscheint.

Neue Bücher

Die Redaktion behält sich die Besprechung einzelner Werke vor.

Bernecke, Walt. Friedr. Heinr.: Jacob Heinr. Bernecke, Bürgermeister und Chronist von Thorn (1672—1741). Paul Engel, Riesenburg (Westpr.). M. 6.30.

Goltz, Colmar Frhr. v. d.: Kriegsgeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert. 1. Teil: Im Zeitalter Napoleons. Georg Bondi, Berlin. M. 10.—.

Boeck, v. der, Gen. d. Inf.: Preußen-Deutschlands Kriege. Bd. III. 1806 u. 07. Vossische Buchhdlg., Berlin.

Wittichen, Friedr. Carl: Briefe von und an Friedr. v. Gentz. Bd. I. R. Oldenbourg, München. M. 10.—.

Henze, E.: Torgau und Umgegend. II. Aufl. Fr. Jacob, Torgau.

Seepe, A.: Schill und seine Tapferen. Lützow und seine schwarze Schar. A. Helmich, Bielefeld. M. 0.75.

Heitz, P.: Wie man vor Hohenkungsperg gezogen ist und wie es gewonnen ward. S. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel), Straßburg i. E. M. 2.50.

Schütz, Fried.: Werden und Wirken des Bürgerministeriums. Georg Wiegand, Leipzig.

Busch, Dr. Wilh.: Rückschau des Generals von Suckow. J. C. B. Mohr, Tübingen. M. 4.80.

Stieda, Wilh.: Die Universität Leipzig. S. Hirzel, Leipzig. M. 2.40.

Eulenburg, Franz: Die Entwicklung der Universität Leipzig. S. Hirzel, Leipzig. M. 6.—.

Wundt, Wilh.: Festrede zur 500jährigen Jubelfeier der Universität Leipzig. Wilh. Engelmann, Leipzig.

Weller, Prof. Dr. Karl: Württemberg. Geschichte. G. J. Göschen, Leipzig. M. 0.80.

Bovenschen, Dr. jur & phil. Rud.: Die Kurhessische Gewerbepolitik 2c. N. G. Elwert, Marburg. M. 4.—.

Birt, Th.: Eine römische Literaturgeschichte. II. Aufl. N. G. Elwert, Marburg.

Seeliger, Ewald Gerh.: Hans Rintfleisch, eine schlesische Historie aus d. 15. Jahrhundert. Verlags-Anstalt, Hirschberg.

Roy, Berthold: Deutschlands Frühling kehrte wieder. II. Bd. Als neu das Deutsche Reich erstanden war. Stephan Geibel, Altenburg. M. 3.60.

Schwartz, Ed.: Charakterköpfe aus der antiken Literatur. I. u. II. Reihe. Teubner, Leipzig. Je M. 2.20.

Engel, Eduard: Kurzgefaßte Deutsche Literaturgeschichte. F. Tempsky, Wien. G. Freytag, Leipzig. M. 4.—.

Hasse, Else: Dantes göttliche Komödie. Jos. Kösel'sche Buchhandlung, Kempten. M. 5.40.

Pflaum, D. Chr.: Die Poetik der deutschen Romantiker. Deutscher Schriftenverlag, Berlin. M. 2.50.

Lahnstein, Ernst: Das Problem der Tragik in Hebbels Frühzeit. Fr. Frommann, Stuttgart. M. 4.—.

Lassen, Ad.: Aristoteles Nikomachische Ethik. Eugen Diederichs, Jena. M. 5.—.

Dürr, Joh. Friedr.: Das griechische Unterrichtswesen. Dürr'sche Buchhandlung, Leipzig. M. 4.—.

Otto, Berth.: Die Sage vom Doktor Heinrich Faust. III. Aufl. K. C. Th. Scheffer, Leipzig. M. 3.—.

Leyen, Dr. Fr. v. d.: Deutsches Sagenbuch. Teil IV. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München. M. 3.—.

Wilken, E.: Altnordische Erzählungen. Verlag für Literarische Kunst und Musik, Leipzig. M. 3.—.

Schillers Liebesfrühling. C. F. Amelang, Leipzig.

Bode, Dr. Wilh.: Stunden mit Goethe. IV. Bd. I. Heft. E. S. Mittler & Sohn, Berlin. M. 1.—.

Müller-Bohn, Herm.: Theodor Körner. Fr. Emil Perthes, Gotha. M. 1.—.

Paul, Friedr.: Schiller und der Neuidealismus. Xenien-Verlag, Leipzig. M. 3.50.

Wiens, Luise, geb. Freiligrath: Freiligraths Briefe. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart. M. 3.50.

Herre, Paul: Barbara Blomberg. Quelle & Meyer, Leipzig. M. 3.60.

Penzig, Dr. Rud.: Moritz von Egidy, Lebendige Gedanken eines Toten. Wilh. Schwaner, Schlachtensee. M. 0.40.

Genfel, Dr. jur. Jul.: Die Wahrheit über Helen Keller. Rob. Lutz, Stuttgart. M. 1.20.

Zweiniger, Arthur: Der lebendige Homer. E. A. Seemann, Leipzig.

Benfusan, S. L.: Tizian (Meisterbilder in Farben). Harmonie, Berlin.

Israels, Jos.: Rembrandt (Meisterbilder i. Farben). Harmonie, Berlin.

Warnecke, Dr. Friedr.: Goethe und Schiller. Herm. Böhlau Nachflg., Weimar. M. 0.60.

Schmittborn, Dr. Otto: Christoph Ernst Frhr. v. Houwald als Dramatiker. N. G. Elwert, Marburg.

Löscher, Hans: Der junge Goethe. Wilhelm Schwaner, Schlachtensee. M. 9.75.

Welder-Steinberg, Dr. Augusta: Theodor Körners Briefwechsel mit den Seinen. Quelle & Meyer, Leipzig. M. 3.80.

Uhle, P.: Schiller im Urteil Goethes. B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.25.

Schmidt, Max. E. V.: Franz Junghuhn. Dürr'sche Buchhandlung, Leipzig. M. 8.70.

Meinsma, K. O.: Spinoza und sein Kreis. Karl Schnabel, Berlin. M. 12.—.

Richter, Raoul: Friedrich Nietzsche. Dürr'sche Buchhandlung, Leipzig. M. 4.80.

Stier, Alfr.: Schiller, der Dichter des deutschen Idealismus. Fr. Emil Perthes, Gotha. M. 9.80.

Bach, W. C.: Ernst v. Baudel. A. Helmichs Buchhandlung, Bielefeld. M. 0.40.

Konnerth, Hermann: Die Kunsttheorie Conrad Fiedlers. R. Piper & Co., München und Leipzig.

Kirchberger, Th.: Anfänge der Kunst und der Schrift. Paul Neff Verlag (Max Schreiber), Eßlingen.

Lazarus, Dr. Joh.: Das Unzüchtige und die Kunst. J. Guttentag, Berlin. M. 3.50.

Roeßler, Arthur: Rud. von Alt. Carl Graeser & Co., Wien. M. 10.—.

Richter, Johannes: Die Entwicklung des künstlerischen Gedankens. Quelle & Meyer, Leipzig. M. 4.—.

Schnorr v. Carolsfeld, Franz: Künstlerische Wege und Ziele. Georg Wiegand, Leipzig. M. 3.—.

Hornesser, Aug.: Mensch und Form. Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig. M. 3.—.

Brebt, Dr. E. W.: Deutsche Lande, Deutsche Maler. Probeheft. Theodor Thomas, Leipzig. M. 10.—.

Gombel, Lic. Karl: Volkstum, Kultur und Volksbildung. Quelle & Meyer, Leipzig. M. 0.60.

Kahn, Dr. Rob.: Das volkstümliche Vortragswesen. Quelle & Meyer, Leipzig. M. 0.90.

Driesmann, Heinr.: Wege zur Kultur. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München. M. 2.25.

Lang, Otto: Am Wendepunkt der Ideen. Ges. für graphische Industrie, Wien.

Blacher, Dr. K.: Die Lehre Christi als naturwissenschaftliche Grundlage der Religion. F. Wassermann, Reval.

Praktische Fragen des modernen Christentums. 5 Vorträge von Traub, Jatho, Meyer, Niebergall, Förster. Herausgegeben von Dr. Heinrich Gefken. Quelle & Meyer, Leipzig. M. 2.50.

Luther, Dr. Arthur: Jesus und Judas in der Dichtung. Claus & Feddersen, Hanau. M. 1.—.

Pauk, Joh.: Zur Religion. B. G. Teubner, Leipzig. M. 1.20.

Knopf, Rud.: Paulus. Quelle & Meyer, Leipzig. M. 1.—.

Grotjahn, Alfr. u. Paul Georg: Die Bibel ausgewählt. Insel-Verlag, Leipzig. M. 2.—.

Verantwortlich für den politischen Teil: George Cleinow in Berlin-Schöneberg, für den nichtpolitischen Teil: Dr. Paul Mahn in Charlottenburg-Westend. Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

SOCIÉTÉ PHILANTROPIQUE FRANÇAISE

FEST-ABEND

Künstler-Konzert — Grosser Ball

am Sonnabend, den 12. März 1910, abends 9 Uhr
im **„Mozart-Saal"** am Nollendorf-Platz.

Karten zu 10, 5 u. 3 M. bei **Bote & Bock** und **Kaufhaus des Westens.**

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

„Grenzboten"

das Abonnement zum II. Quartal 1910 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jeder Buchhändler und jeder Briefträger entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW. 11.

Für obige Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.

Weltanſchauung, Politik und politiſche Parteien

Von Geh. Reg.-Rat Prof. L. von Savigny-Münſter

In einem in München gehaltenen Vortrage, der jetzt in den Hiſtoriſch-politiſchen Blättern, Heft 1 d. Js., vorliegt, hat Freiherr von Hertling das Problem des Zuſammenhangs von Weltanſchauung und Politik unterſucht. Die Zentrumspreſſe hat den dort ausgeſprochenen Gedanken in leicht erkennbarer politiſcher Abſicht die weiteſte Verbreitung gegeben. Und da die Fragen der Parteibildung und Gruppierung zurzeit im Vordergrunde ſtehen, ſo ſcheint es erwünſcht, dazu grundſätzlich Stellung zu nehmen.

Freiherr von Hertling geht davon aus, daß in der Weltanſchauung, d. h. der Geſamtanſicht über Gott, Welt, Menſch, auch Vorſtellungen über Staat, Staatsgewalt und Recht enthalten ſeien, und daß dieſe Weltanſchauung zugleich praktiſche Lebensanſchauung ſein müſſe, die Urteile über Wert und Unwert menſchlichen Handelns einſchließt. Damit iſt der Zuſammenhang von Weltanſchauung und Politik, als dem Streben nach einer beſtimmten Geſtaltung des menſchlichen Gemeinlebens, gegeben. Weitaus die meiſten verdanken freilich ihre Weltanſchauung zunächſt der ſozialen Umgebung, der ſie angehören, in der ſie aufgewachſen ſind und ſich bewegen. Mit ihr verbindet ſich das beſtimmt gerichtete Intereſſe einer ſozialen Gruppe oder Klaſſe, und aus dieſer ſozialen Schichtung erwachſen die politiſchen Parteien. Aber nicht dieſe gewohnheitsmäßig überkommene Denkweiſe eines Standes, die mit den Intereſſen dieſes Standes untrennbar verknüpft iſt, haben wir im Sinne, wenn wir nach dem Verhältnis von Politik und Weltanſchauung fragen, ſondern die grundſätzliche Stellung, welche der Politiker zu den höchſten Problemen der Welt und des Lebens einnimmt. Dieſen Zuſammenhang von Weltanſchauung und Politik erläutert von Hertling an der Geſchichte unſerer Sozialpolitik, ihn findet er erkennbar gegeben in der Politik der Sozialdemokratie,

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

die geradezu ihre in die Tat übersetzte materialistische Weltanschauung sei. Ergibt sich daraus, so fragt er, nicht umgekehrt die Möglichkeit einer christlichen Politik, welche die christliche Weltanschauung im Bereiche des Gemeinlebens in die Tat übersetzt? Können sich nicht alle staatserhaltenden Parteien auf dem Boden des Christentums zusammenfinden? Der Redner betont die Schranken der Verwirklichung dieses Gedankens: einmal greift das Christentum weit über den Rahmen politischer Betätigung hinaus, und anderseits gibt es zahlreiche Fragen des politischen Lebens, für welche sich aus den Lehren des Christentums eine abschließende Beurteilung nicht entnehmen läßt. Nur mit diesem doppelten Vorbehalt hat der Satz, daß sich die staatserhaltenden Parteien auf dem Boden der christlichen Weltanschauung sammeln sollen, einen guten und richtigen Sinn. Aus der theistisch-teleologischen Weltansicht, die das Christentum voraussetzt und in sich einschließt, ergibt sich somit nach dem Herrn Vortragenden eine grundsätzliche Orientierung der politischen Betätigung: der Staat ist zunächst in seiner Gesetzgebung an die sittliche Ordnung und die aus ihr sich ergebenden obersten Rechtsgrundsätze gebunden; ferner fließt aus dem Begriff der menschlichen Persönlichkeit ein bestimmter Umfang unveräußerlicher Rechte; und endlich sind die Bürger gehalten, zur Verwirklichung des Staatszweckes beizutragen, und eben darum verpflichtet, den Anordnungen der staatlichen Obrigkeit im Rahmen des sittlich Zulässigen und ihrer Zuständigkeit Gehorsam zu leisten. So heißt denn auf dem Boden des Christentums zusammenstehen aus der Hand des christlichen Glaubens und der christlichen Sittenlehre die grundsätzliche Orientierung entgegennehmen, welche für das staatliche Leben und die politische Betätigung entscheidend ist. Und hier berührt von Hertling das Problem des Verhältnisses von christlicher Weltanschauung zu ihrer spezifisch katholischen Ausprägung, der katholischen Glaubens- und Sittenlehre. Er betont, daß für den katholischen Politiker natürlich die Glaubens- und Sittenlehre seiner Kirche das Verhalten bestimmen müsse; er wird keinen Schritt unternehmen, der ihn damit in Widerspruch bringt. Aber die Tragweite dieser Antwort solle nach der positiven Seite nicht überschätzt werden. Über die einzelnen politisch praktischen Fragen gebe die katholische Lehre regelmäßig ebensowenig einen Aufschluß wie die des Christentums überhaupt. Doch werde für das religiöse Gebiet die Entscheidung dem Katholiken regelmäßig grundsätzlich vorgezeichnet sein. Freilich hänge das positive Zurgeltungbringen von dem politisch Möglichen ab: Öffentliche Angelegenheiten ausschließlich nach Maßgabe der katholischen Lehrbestimmung zu gestalten, sei nur so lange möglich, als die Gesamtheit oder doch die überwiegende Majorität eines Volkes sich zum katholischen Glauben bekennt. Es sei nicht möglich, wo in einem paritätischen Staate verschiedene Bekenntnisse tatsächlich nebeneinander zu Recht bestehen. So ergibt sich für von Hertling ein enger Zusammenhang der Weltanschauung, d. h. der persönlichen Stellung zu den letzten und höchsten Problemen, mit dem politischen Leben und damit der Einfluß des religiösen Elementes auf das politische Verhalten.

Das ist im wesentlichen der Gedankengang der feinen Ausführungen von Hertlings. Sie stellen gewissermaßen einen Versuch dar, das neuerlich besonders betonte Programm des Zentrums wissenschaftlich zu fundamentieren, soweit die Bildung und Gruppierung der Parteien in Frage steht. Sein Kernpunkt ist „die Bildung und Sammlung der staatserhaltenden Parteien auf dem Boden der theistisch-teleologischen, d. h. der christlichen Weltanschauung".

Ich verzichte darauf, naheliegende Einwendungen gegen die wissenschaftlichen Grundlagen zu machen, die nur im Rahmen ausgiebiger theoretischer Erörterungen möglich und nützlich wären. Dagegen erscheint es notwendig, die praktisch-politischen Folgerungen aus dieser Grundauffassung prüfend ins Auge zu fassen. Es wird sich zeigen, daß die Einschränkungen, die der Vortragende vorsichtig andeutete, sobald man aus der Welt der Abstraktionen hinaustritt in den Raum der praktischen Wirklichkeit, in dem die Sachen sich nun einmal hart zu stoßen pflegen, in erheblich verstärktem Maße geltend zu machen sind.

Zunächst rächt es sich, daß von Hertling allein von der für seinen Zweck geeigneten Gegenüberstellung von Materialismus und theistisch-teleologischer Weltanschauung, wie er sie auffaßt, ausgeht. Es würde sich gezeigt haben, daß mannigfache dazwischenliegende Möglichkeiten idealistischer Weltanschauung, soweit die Ordnung des Gemeinlebens in Frage kommt, oft zu ganz ähnlichen Resultaten führen, wie der Redner sie für die christlichen Bekenntnisse nachweist. Gerade das von ihm herangezogene Beispiel der Geschichte unserer Sozialpolitik und ihrer ethischen Grundlagen ist hier bezeichnend: Wohl recht viele unserer sozialpolitischen Theoretiker werden sich nicht zur theistisch-teleologischen Auffassung im Sinne des Herrn Redner bekennen und doch ganz ähnliche Folgerungen in der Richtung sozialer Gerechtigkeit anerkennen. Übrigens darf es auch den Anhängern der positiven christlichen Bekenntnisse erfreulich sein, festzustellen, wieweit über den engeren Kreis hinaus die christliche Gesittung und die aus ihr sich ergebenden Betätigungen der Nächstenliebe Gemeingut unserer Gesellschaft geworden sind.

Viel wichtiger aber ist, daß der Redner bei der Berührung der Grundlagen unserer Parteibildung und Gruppierung das wichtigste ideale Moment nicht erwähnt. Ich meine die praktisch-politischen Ideale, die über die Einzelinteressen der Parteien als beherrschende, Richtung gebende Zwecke sich erheben, die aber wenig oder gar nichts zu tun haben mit den letzten Grundlagen religiöser Weltanschauung, wie sie von Hertling bei der Betonung des theistisch-teleologischen doch vorzugsweise im Sinne hat.

Das zeigt sich schon bei der Religions- und Kirchenpolitik, die doch zunächst von der religiösen Weltanschauung betroffen sein müßte. Auf der Basis „christlicher Weltanschauung" haben nebeneinander Platz die Auffassungen, die dem Papste eine direkte Gewalt auch in den weltlichen Dingen und eine allgemeine Herrschaft über das Recht zusprechen, und die Vertreter der staatlichen Suprematie über das Recht, die die Staatsgewalt dabei nur an die sittlichen Normen ihres

eigenen Gewissens gebunden sein lassen: Bonifaz VIII. und der evangelische Summusepiskopus. Auf ihr stehen sowohl die Vertreter mittelalterlichen Glaubens- und Gewissenszwanges, die, wie jüngst jener römische Propaganda-Professor, das mittelalterliche Ketzerrecht mit all seinen Folgernngen als noch heute geltend behaupten, die sehnsüchtig nach den Scheiterhaufen ausschauen, auf denen das Mittelalter Weltanschauungsfragen zum Austrag brachte. Auf ihr stehen auch jene gesinnungsverwandten, aber feineren Politiker, die vorsichtiger, „temporum ratione habita", das praktisch leider Unmögliche auch theoretisch zu verhüllen geneigt sind. Aber auf ihr haben ebensogut Platz die Vertreter der Glaubens- und Gewissensfreiheit, die diese Errungenschaften des modernen Staates als einen Fortschritt aus der Nacht des Wahns zu reineren Höhen des Menschentums preisen. Werden aus dem Gegensatz in diesen höchst praktischen Postulaten des mittelalterlichen Kirchenstaatstums, des Glaubens- und Gewissenszwangs einerseits, der Staatssouveränität und der Gewissensfreiheit anderseits, nicht zwingend gemeinsame und gegnerische politische Aktionen sich ergeben, während die Übereinstimmung in den dahinterliegenden metaphysischen Fragen dafür bedeutungslos ist?

Und die ganz vorwiegende Bedeutung dieser praktisch-politischen Ideale für das politische Leben, gegenüber der religiösen Weltanschauung, wird gewaltig verstärkt, je mehr wir in das rein weltliche Gebiet eintreten. Hier scheiden diese Ideale wahrhaft die Geister, müssen sie zwingend Parteibildung und Gruppierung beeinflussen. Ein Beispiel für viele aus unserer politischen und Parteigeschichte! Wie bestimmend mußte und muß nicht die Stellung zum Einheitsgedanken des deutschen Volkes, zu seiner 1866 und 1870 herbeigeführten Verwirklichung unter Preußens Führung, zu Kaiser und Reich sein! Auf der einen Seite stehen die, welche diese Lösung ersehnten, denen sie die Erfüllung der schönsten Hoffnungen bedeutete, oder die doch, als unter mehreren möglichen die Entscheidung in dieser Richtung fiel, um der ersehnten Einheit willen gern bereit waren, alle einmal gehegten Sonderwünsche zu vergessen. Auf der anderen Seite sehen wir Großdeutsche, die fort und fort als die Besiegten von 1866 sich fühlen, die kaum die Sehnsucht nach einem Umschwung in ihrem Sinne auch heute verbergen, jene Männer der Historisch-politischen Blätter, die noch jetzt im Sinne konfessioneller Machtpolitik „von dem bei Königgrätz und Sedan besiegten Katholizismus" sprechen. Dort stehen Welfen und Partikularisten wie jener Joerg, dem die Preußenfeindschaft Lebensaufgabe war, der, wie er 1870 Bayern den Treubruch predigte, Jahrzehnte hindurch in eben diesen Historisch-politischen Blättern das Leben des Reiches mißgünstig, scheltend und wohl auf die „Nemesis" hoffend begleitete. Dort stehen Polen, die die Erfüllung ihrer nationalen Wünsche von Deutschlands Niederlage, seiner Zerstückelung erhoffen, die jederzeit bereit sind, den Augenblick der Schwäche zum Überfall zu benutzen, zu blutigem Aufstand, wie schon dreimal im neunzehnten Jahrhundert. Dort stehen die westlichen Protestler, die sehnsüchtig die Augen nach dem französischen Befreier

richten. Sind nicht die hier gezeichneten Gegensätze beherrschende für das politische Leben? Was bedeutet gegenüber einer solchen Kluft die Übereinstimmung in den Fragen der theistisch-teleologischen Weltauffassung für die praktische Politik? Während die einen Deutschlands Größe und Macht als Hauptziel ansehen, ihre Stellung zum Monarchen, zu Heer und Marine, zur auswärtigen Politik, zur Nationalitätenpolitik und in wie vielen anderen Beziehungen dadurch vorzugsweise bestimmen lassen, werden die anderen, wenn und soweit sie wirklich von christlichen Gedanken sich leiten lassen, höchstens notdürftig „dem Kaiser geben, was des Kaisers ist", wobei ihr Haß oder ihre Gleichgültigkeit gegen Kaiser und Reich das auf ein Minimum reduzieren wird. Es erscheint doch sehr erwünscht, daß die Geschicke des deutschen Staates nicht dem „Pflichtgefühl", auch der frömmsten Polen und Protestler, anvertraut sind!

Ganz ähnliches gilt von den Gegensätzen in der Grundauffassung des Staates, einerseits der universalistischen, die die Staatszwecke weit hinaus erstreckt und den Einzelnen zum Dienste und zur Hingabe an das Ganze bestimmt, die die Aufgabe der Gegenwart im Dienste der Zukunft sieht; anderseits der individualistischen, die das Individium und seine Interessen in den Vordergrund stellt, den Staat ausschließlich als Wohlfahrtsanstalt für die Individuen der Gegenwart zu betrachten geneigt ist. Ergeben sich daraus nicht zahlreiche politisch-praktische Folgerungen, was die Staatsverfassung, den Staatsdienst, das Staatsbürgerrecht, die Staatslasten, die Staatsaufgaben nach außen und innen angeht? Und können nicht, wie die Geschichte und die Gegenwart beweist, die Vertreter beider Anschauungen, die in der praktischen Politik meist Antipoden sein müssen, in gleicher Weise auf dem Boden der christlichen Weltanschauung stehen?

Ein beherrschendes politisches Sammelzeichen bieten ferner die praktischen Verfassungsideale der Monarchie und der demokratischen Republik. Auf dem Boden des teleologischen Theismus, ja der positiven christlichen Sittenlehre kann ebensowohl der Royalist wie der Republikaner stehen: sowohl der Politiker, der das Heil unseres Volkes nur in der Erhaltung der historischen Monarchie sehen kann, dem daher die Pflege dieser Verfassungsgrundlage und ihrer Lebensbedingungen ein leitendes Prinzip sein wird, wie auch der Demokrat, der vielleicht als frommer Christ die Barrikaden nicht besteigen wird, dem aber Deutschlands Zukunft unweigerlich in der Richtung der Republik zu liegen scheint, und der daher die politische Arbeit der Gegenwart nur als eine vorbereitende für dieses Endziel ansieht und gestaltet.

Wir könnten das ganze Staatsleben durchwandern und würden noch vielen solchen politisch-praktischen, oft der Entwicklung und Wandlung unterworfenen Idealen begegnen, die die Geister scheiden und die, wie ein Blick in Geschichte und Gegenwart lehrt, tatsächlich, neben und über den Klassen und den materiellen Interessen, ein sehr wesentliches Element der Parteibildung und Gruppierung sind. Und sie alle vertragen sich regelmäßig mit der theistisch-teleologischen, der christlichen Weltanschauung!

Eine scheinbare Ausnahme unter unseren Parteien macht die Zentrumspartei. Dort sehen wir wohl all diese Gegensätze praktisch zu einer unbedingt geschlossenen Partei vereinigt. Dort erhebt sich eben über den politisch-praktischen Idealen *eines*, das sie alle beherrscht: das Konfessionsinteresse mit allen seinen Folgerungen. Wäre die Partei wirklich für ihre einheitliche Geschlossenheit allein auf die christliche Weltanschauung, wie man jetzt gern euphemistisch sich ausdrückt, angewiesen, so müßte sie bei der Verschiedenheit der in ihr vereinigten Interessen und politischen Ideale ratlos der großen Mehrzahl der politischen Probleme gegenüber stehen. Denn wie von Hertling richtig sagt: „es führt keine gradlinig verlaufende Schlußkette von den Vorschriften des Evangeliums zu bestimmten staatlichen Einrichtungen oder Maßnahmen hinüber". Tatsächlich hat sie aber einerseits das richtunggebende Ideal des mittelalterlichen Kirchenstaatstums, das ihren Mitgliedern mehr oder weniger deutlich als angebliche „katholische Staatslehre" vor Augen steht, anderseits den die Disziplin erzwingenden Schluß: die Interessen der katholischen Kirche und des katholischen Volksteils bedürfen einer starken, geschlossenen politisch-parlamentarischen Partei, darum ist die Einheit und Geschlossenheit der Partei oberstes politisches Gesetz!

Die Betonung der „christlichen Weltanschauung" als beherrschendes politisches Sammelzeichen hat also für die Konfessionspartei, die der politisch ziemlich leeren Form einen konkreten konfessionell katholischen Inhalt zu geben weiß, einen guten Sinn. Und als *eines* der abgrenzenden Merkmale werden auch andere Parteien, die entschlossen sind, den christlichen Charakter unseres Staates zu wahren und antichristliche Tendenzen dort abzuwehren, die Betonung des „Christlichen" nicht entbehren können. Dagegen ist die dem Zentrum notwendige *Überspannung* des in ganz ihm eigentümlichem Sinne verstandenen Prinzips für andere Parteien, die diesen Weg nicht zu beschreiten gewillt sind, irreführend und gefährlich. Sie führt zu einer rein *taktischen* Bewertung politischer Ziele, die *eigenen* Wert besitzen sollten, sie verleitet zu sachlich unbegründeter politischer Gemeinschaft und Gegnerschaft, sie kann nicht leben, ohne den Namen Gottes gröblich zu mißbrauchen und damit unnötige Verbitterung des politischen Kampfes, ja Vergiftung des sozialen Zusammenseins zu erzeugen. Freilich hat Freiherr von Hertling vorsichtig und mahnend auf die Schranken dieses politischen Prinzips hingewiesen. Aber es steht zu befürchten, daß von diesem Golde abwägender Mäßigung des Gelehrten, wenn es der politische Agitator als Scheidemünze in den Verkehr bringt, nichts mehr zu bemerken sein wird. Da werden, wie wir alltäglich sehen, die politischen Dinge grob zufahrend auf den einfachsten Nenner zurückgeführt und rasch die Brücken geschlagen zu dem seiner Wirkung stets sicheren Schlagwort: „Hie Christentum, hie Atheismus". Wahrlich zum Schaden der politischen Bildung unseres Volkes und eines gedeihlichen friedlichen Zusammenwirkens!

Freilich sind Ausnahmezustände im politischen Leben möglich, die sogar den Zusammenschluß der Konfessionsangehörigen nahelegen: wenn z. B. die

Konfession, wie in dem Kulturkampf der siebziger Jahre, um ihre Lebensinteressen kämpfen muß. Ebenso wird die Verteidigung christlicher Sitte, der Stellung der christlichen Kirchen, der Erhaltung der christlichen Schule gegebenenfalls die Anhänger „christlicher Weltanschauung" sogar zu positiver gemeinsamer Aktion mit bestimmtem Zwecke zu sammeln geeignet sein. Aber auch da ist es notwendig, die Grenzen des möglichen und nützlichen Zusammengehens deutlich zu betonen. Mittelalterliches Kirchenstaatstum und staatliche Kirchenhoheit, die Schule als Veranstaltung des Staates und die reine Kirchenschule, die Beschränkung auf die konfessionelle Volksschule und die Konfessionalisierung des gesamten Bildungswesens werden da dicht am Anfange stehende Marksteine sein, an denen die Wege auseinandergehen. Der Wahlspruch dessen, der es unternimmt, mit der Konfessionspartei unter dem Banner der „christlichen Weltanschauung" eine Strecke weit im politischen Leben zu marschieren, wird heißen müssen: „Trau, schau, wem!"

Dem christlichen Gedanken gehört wahrlich ein großes Gebiet im Leben der Einzelnen und der Völker, wo er zu ihrem Heile zu herrschen berufen ist. Hüte man sich, ihn, unbelehrt durch die Irrungen der Vergangenheit, gewaltsam über die natürlichen Grenzen seiner befruchtenden Wirksamkeit in den Streit des politischen Alltags hinauszerren zu wollen!

Charlotte von Stein und Sophie von Löwenthal

Von August Hildebrand

In Lenaus Leben hat eine entscheidende Rolle Sophie von Löwenthal gespielt. Die Liebesklänge, Zettel in Tagebuchform, die Castle erst kürzlich dank der Güte des Sohnes der Sophie vervollständigt herausgeben konnte, gewähren nebst den übrigen Briefen einen Einblick in diese das ganze Wesen des Dichters erfüllende Liebe. Schon früh, ehe diese glühenden Bekenntnisse völlig bekannt waren und ehe die Welt wußte, daß Sophie schriftstellerische Begabung besaß, hat man den ungeheuren Einfluß erkannt, den sie auf sein Leben und Dichten ausgeübt hat, und sie deswegen mit Frau von Stein verglichen, die in gleicher Weise für Goethes Leben und Dichten von entscheidender Bedeutung geworden ist. Auf den ersten Blick sollte man sich über diese Zusammenstellung wundern, besonders wenn man an das Wesen der beiden Dichter denkt; denn größere Gegensätze als sie sind wohl kaum denkbar. Der eine eine lichte Gestalt, erhaben durch ihre majestätische Ruhe, mit einem weiten, weltumfassenden Blick, umstrahlt von der

Sonne des Glückes und des Ruhmes, ein Liebling der Götter und Menschen, der andere eine dunkle Gestalt, umrauscht vom düsteren Mantel der Melancholie, im Auge unruhig flackerndes Feuer der Leidenschaft, umlauert von einem finstern Dämon, und doch das Herz so voll von heißer Sehnsucht nach Glück und Versöhnung. Und doch weisen sie in ihren Beziehungen zu den beiden Frauen Ähnlichkeiten auf, die nicht bloß äußerer Art sind, Ähnlichkeiten, die auf den tiefsten Gefühlen des Herzens beruhen. Wir schauen die Frauen allerdings nur im Spiegel der Dichterseele, sie würden ruhmlos der Vergessenheit anheimgefallen sein, hätte nicht ein Strahl der Dichtersonne ihren Pfad erhellt.

Sicher ist es ein merkwürdiger Zufall, daß dieses für beide Dichter einflußreichste Verhältnis ein Jahrzehnt etwa dauert, bis es ein jähes Ende nimmt. Beide Dichter stehen nicht mehr in der ersten Jugend, die Sturm- und Drangjahre sind verbraust, sie haben bereits die ersten Erfahrungen in der Liebe gehabt. Goethe hat schon eine Friederike heiß geliebt und ist mit einer Lili verlobt gewesen, zwei Erlebnisse unter vielen, die am tiefsten, wie seine Briefe an Frau von Stein beweisen, in sein Herz eingeschnitten haben. Lenau hat schon seine bittere Enttäuschung mit der unwürdigen Berta erlebt, die ihm dann den Mut nimmt, um ein edles Mädchen, Lotte Gmelin, die Nichte G. Schwabs, zu freien. Beide umglänzt schon der Dichterruhm. Als gefeierte Genien legen sie ihre Huldigungen den Geliebten zu Füßen. Und diese blühen nicht mehr im Liebreiz erster zarter Jugend, sie sind Gattinnen und Mütter. Ihre Gatten legen der erwachenden Neigung keine ernsten Hindernisse in den Weg, sie sehen es sogar nicht ungern, daß die Dichter ihren Frauen Seelenfreunde werden.

Zu den Kindern der Geliebten stehen sie in dem denkbar innigsten Verhältnis. Sie sind überhaupt große Kinderfreunde. Lenau erscheinen die Kinder als eine Hauptbedingung menschlichen Glückes, sie sind die einzige Realität auf Erden, alles andere ist ihm nur glänzendes Elend. Goethe findet, daß Christus recht hat, uns auf die Kinder zu weisen; denn von ihnen könne man leben und selig werden lernen. Sie lassen sie nicht nur in ihren Briefen grüßen oder bringen ihnen etwas von der Reise mit oder beschenken sie sonst, sondern sie spielen auch mit ihnen, erzählen ihnen Märchen, ja sie unterrichten sie und lassen es an Mahnungen nicht fehlen. Sie nehmen sie sogar auf Reisen mit, sie erzeigen ihnen alles Gute und Liebe, fühlen sie doch, wie der Kinder Anblick ihnen wohltut und daß die Liebe auch durch die Herzen der Kinder geht. Sie lieben die Geliebten in den Kindern und die Kinder in ihnen, an ihnen genießen sie jeden Augenblick im stillen des Glückes, daß sie ganz den Geliebten gehören. Sie tauschen mit den Kindern Zärtlichkeiten aus. Goethe küßt die Kinder in der Mutter Seele hinein, Lenau glaubt beim Küssen der Mutter Hauch zu spüren. Goethe, der in günstigeren Verhältnissen als Lenau lebt und ein Besitztum sein eigen nennt, kann noch mehr für die Kinder tun, sie in seinen Garten laden, sie bei Gewitter über Nacht behalten, ja seinen Liebling Fritz lange

bei sich wohnen lassen. Lenau ist von rührender Sorge um die Kinder, selbst in der schlimmsten Zeit kurz vor dem Ausbruche des Wahnsinns, wo körperliche und seelische Leiden ihn beinahe erdrücken, erweist er den Kindern seine Teilnahme. So fehlt an diesem innigen Verhältnis nur das eine, daß der Geliebten Kinder nicht auch der Dichter Kinder sind. Wie sehr hat Lenau sich dies gewünscht! Und Goethe hat hervorgehoben, daß die Kinder, besonders Fritz, ihm und der Geliebten gemeinsame Freude machen. Ist es da ein Wunder, daß die Kinder, die die unendliche Liebe der Dichter fühlen, diese vergelten? Sophiens Kinder erinnern sich gern des Abwesenden und sagen ihm gute Nacht, als wenn er zugegen wäre. Die Kinder der Frau von Stein und namentlich Fritz gedenken noch lange voller Dankbarkeit der Liebe und Sorge, mit der Goethe sie behandelt hat. Die Erinnerung an diese glückliche Zeit, in der sie ihnen viel verdanken, ist in ihnen nie erloschen. Goethes Liebling Fritz gibt noch in späterer Zeit wertvolle Erklärungen zu den Briefen Goethes an seine Mutter, Lenaus Liebling Arthur sorgt für die Herausgabe alles auf seine Mutter und seine Familie Bezüglichen.

Auch der äußere Verkehr gestaltet sich zwischen den Dichtern und ihren Geliebten in ganz ähnlicher Weise. Sie beschenken die Frauen, und auch diese erwidern ihre Geschenke. Die Dichter bringen ihnen allerhand Sinniges von ihren Reisen mit. Bei Goethe bestehen die Erinnerungen oft in Zeichnungen, Lenau bricht öfter zur Erinnerung an wunderbare Gegenden und Stimmungen Blätter und überreicht sie Sophie. Die Frauen verehren ihrerseits allerlei Selbstgearbeitetes und Nützliches. Bei dem wohlhabenden Goethe ist dieser kleine Verkehr noch reger, da er ihr aus seinem Garten Blumen und Lebensmittel schicken kann. Doch beruht dieser Verkehr auf Gegenseitigkeit. Er wohnt ja in nächster Nähe der Frau von Stein. Lenau, der Unbehauste, hat sogar öfter seine Wohnung direkt bei Löwenthals aufgeschlagen. Mittags und auch abends sind sie oft bei den Geliebten zu Gaste. Sie gehen mit ihnen spazieren und führen ihre Abhandlungen aus. Beide unterweisen ihre Geliebten, Lenau in Musik und Latein, Goethe im Zeichnen und Englisch. Sie tauschen Bücher aus. Vor allem wollen sie gern wissen, was ihre Geliebten am Tage vorhaben, was sie denken und fühlen, sie wollen ihr liebes Orakel hören. Aber sie geben den Geliebten auch von allem Kunde, was ihren Geist und ihr Herz bewegt. Von den Reisen schreiben sie längere Briefe, fast jeden Tag und öfter sogar zu verschiedenen Zeiten des Tages schreiben sie ihre Gedanken und Gefühle nieder, Goethe in Form von kleinen Billetten, die er der Geliebten zustellen läßt, Lenau auf Zetteln oder in Büchern, die er bei Gelegenheit der Sophie vorlegt. Und diese Aufzeichnungen machen den Eindruck des Momentanen und Temperamentvollen. Sie erwachen aus süßen Träumen, in denen sie ihre Geliebten schauten, ihr erster Gedanke ist, ihnen zu schreiben, sie erkundigen sich nach ihrem Befinden und nach dem Plan des Tages, sie freuen sich auf die nächste Zusammenkunft, sie wünschen wenigstens eine Zeile von ihrer Hand zu

sehen. Erst dann geht der Tag für sie an, wenn sie die geliebten Züge ihrer Hand erblicken. Sie stehlen sich jeden Augenblick ab, um ihren Lieben zu schreiben und ihnen zu sagen, wie sie sie vermissen. Sie sehen oder hören nichts, das sie nicht im Augenblicke mit ihnen teilen wollen. Sie finden keine Ruhe, ehe sie sich nicht ihre Gedanken und Gefühle vom Herzen geschrieben haben. Und wenn sie zusammengekommen sind, scheiden sie ungern von ihnen. Beim Aufwachen nennen sie zuerst der Geliebten Namen, sie schlafen nicht ein, ohne ihnen in Gedanken gute Nacht gesagt zu haben. Ja, bis auf einzelne Gedanken und Ausdrücke ähneln sich beide Dichter. So ruft Goethe aus: „Was wäre ein Tag, ohne dich zu sehen", und Lenau ist jeder Tag aus dem Leben gestohlen, den er ohne sie verleben muß.

Wie wunderbar klingt bei beiden der Hymnus, den sie der Liebe singen! Sie ist ihnen eine der heiligsten Angelegenheiten der Menschheit, dem Lenau die stärkste Macht im Himmel und auf Erden, sie hat die Welt erschaffen, sie erhält sie, und nur durch sie lernen wir sie begreifen; Goethe ist sie der Sonnenschein der Welt, der Born, der nie versiegt, das Feuer, das nie erlischt. Das Verhältnis zu den Geliebten dünkt ihnen das reinste, schönste und wahrste, das sie bisher zu einem Weibe gehabt haben, nur die Mutter bei Lenau und die Schwester bei Goethe ausgenommen. Leer und kalt ist es sonst draußen in der Welt, voll und warm aber bei ihnen. Sie richten die Gedanken immer wieder auf die Geliebten; was sich nicht auf sie beziehen läßt, hat keinen Wert für sie. Ihre Liebe wird ihnen so unentbehrlich wie die Luft und die Sonne, ihr Leben wäre nichts ohne diese Liebe. Sie leben nur bei und in ihnen und durch sie. Sie sehen überall der Geliebten teures Bild, Lenau bis zur visionären Deutlichkeit, vor dessen Zudringlichkeit er sich nicht zu retten vermag. „Dein Bild wandelt um mich herum," sagt Goethe, „wenn ich sitze und arbeite. Du bist mir in alle Gegenstände transsubstantiiert. Ich sehe dich in allen Gestalten immer vor mir." Mit tausend Wurzelfasern ist Lenau an seine Geliebte angelebt, Goethes Seele hat tausend Assoziationen, um Erinnerungen an sie anzuknüpfen. Ihre Seelen sind an die der Geliebten angewachsen, so beteuern beide in übereinstimmender Weise. So wird denn diese Liebe ihnen eine Quelle des Glückes, sie gibt ihnen ein Gefühl der Heimatlichkeit, wie Lenau sich ausdrückt. Goethe ist es, als wenn er ein wohlgegründetes Haus zum Geschenk erhalten hätte, drinnen zu leben und zu sterben und alle seine Besitztümer drinnen zu bewahren. Es kommen selbst einem Lenau Augenblicke, wo das Herz im Himmel ist und jeden Wunsch vergißt, wo er sein Haupt in ihrem Schoße birgt und alle Kümmernisse verschmerzt. Wie eine süße Melodie die Menschen in die Höhe hebt, ihren Sorgen und Schmerzen eine weiche Wolke unterbaut, so ist Goethe seiner Geliebten Wesen. Beide werden nicht müde, zu beteuern, daß diese ihre Liebe das einzige und schönste Band ihres Lebens ist. Die Worte fehlen ihnen, um die Größe ihrer Liebe und Sehnsucht auszudrücken.

Beide sehen in dieser Liebe, der sie ewige Dauer zuschreiben, die schönsten Aussichten vor sich liegen. Es ist ihnen, als könnte sie kein Übel berühren. Beide geben wunderbare Schilderungen ihrer erwartenden Sehnsucht. „Du denkst dir nicht mein Erwarten und meine Sehnsucht um drei, vier Uhr, wo mir jeder Augenblick dich bringen konnte. Jetzt, da es Nacht wird, sinkt mein Vertrauen nach und nach, und die Resignation tritt ein“ (Goethe). „Wo bleibst du denn so lang'? Es ist schon halb acht. Komm' doch einmal nach Hause! Es ist schon ganz dunkel. Meine Feder geht wie ein Wanderer bei Nacht durch das Labyrinth meiner Liebe, aus dem ich nimmer herausfinde. Komm'! komm'! Wo bleibst du nur so lang'? Die Uhr pickt in einem fort und mahnt mich an deine Verschwendung“ (Lenau). Jedes Fäserchen ihres Wesens reißt sie zu ihnen, und wenn sie von ihnen fort sind, werden sie nicht eher beruhigt, bis sie wieder ein paar Zeilen mit der Versicherung ihrer Liebe lesen. Mit weher Empfindung suchen beide die Orte auf, wo ihre Geliebten weilten, sie beneiden diejenigen, welche sie täglich sehen und grüßen können, Lenau die Tagelöhner in ihres Vaters Garten, Goethe ihre Kinder. In der Ferne wird es Goethe bei allem Umherziehen nicht wohl; denn er hat keinen Ort, woher er kommt und wohin er geht; Lenau kann alle Liebe, mit der ihn seine Freunde in der Ferne umgeben, nicht seine Geliebte ersetzen. Bei allem Guten und Schönen, das sie sehen, gedenken sie nur der Geliebten. Was sonst ihre Seelen erhob, macht jetzt nur den Wunsch rege, es mit ihnen zu genießen. Eine schöne Gegend würde sie noch mehr freuen, wenn ihre Geliebten bei ihnen wären. Sie wünschen sie sich lebhaft an ihren Arm, sie sind das Liebste, womit sie alle schönen Gegenden zieren. Selbst in weiter Ferne sehen sie sich nach der Geliebten Wohnung um. So schickt Goethe seiner Lotte vom Gipfel des Brockens die Gedanken der lebhaftesten Liebe zu oder „er steht viel gegen die Fenster, wo er sich sein Glück hinter den Bergen denkt“. Lenau freut sich in der Ferne über die Selbsttäuschung, daß, wenn er einen Ausflug nach einem dem Wohnort Sophiens zugelegenen Punkte gemacht hat, er ihr näher sei und seine Gedanken zuschicken könne. Wie sehnen sich beide, daß die Entfernung zwischen ihnen und ihren Geliebten überwunden wäre! Sie wünschen, daß die vielen Berge schon überstiegen wären; mit der Peitsche möchten sie hinter den Stunden her sein, die sie von ihren Geliebten trennen. Diese sind eben der Magnet, der Anker und der Talisman ihres Lebens. „Du hast die Schlüsselgewalt über mein Herz“ (Lenau). „Die Schlüssel, mit denen du mein ganzes Wesen zuschließest, daß nichts außer dir Eingang findet, bewahr' wohl!“ (Goethe). Wenn sie sich so recht ihrer Liebe bewußt werden, dann fühlen sie auch, daß ihr ganzes schweres Glück an einem so einzigen Faden hängt. Darum durchziehen ihre Briefe die rührenden Bitten, die Geliebten möchten doch ja ihre kostbare Gesundheit schonen. Sie quälen sich mit Besorgnissen, wenn die Geliebte krank ist. „Dein Wohl ist mein Wohl und dein Leiden das meine. Wie kann ich leben und am Leben mich freuen, wenn du krank bist!“ ruft

Goethe voller Qual aus. „Mein ganzes Glück, meine ganze Zukunft wohnt in deinem schönen Leibe mit deiner süßen Seele, meine ganze Freude ist nur ein einziges zitterndes Blatt. Wenn ich dich verlöre, könnte mich Gott trösten?“ fragt Lenau aus verzweifelnder Seele heraus. Als ihre Geliebten wirklich krank geworden sind, wünschen sie, sie wären bei ihnen, um sie warten und pflegen zu können. Traurige Gedanken steigen in ihnen auf. Goethe weint in der Nacht recht bitterlich, da er sich vorstellt, daß er sie verlieren könnte. Gegen alles, was ihm wahrscheinlich begegnen kann, hat er ein Gleichgewicht in sich selbst, gegen dies einzige nicht. Bei Lenau würde kein Tropfen Bluts so treulos sein, nach seiner Sophie Tode sein Wesen zu treiben.

Was das Äußere ihrer Geliebten betrifft, so preisen die Dichter an ihnen nur die Augen. Aus ihnen trinkt Goethe einen Tropfen Anodynum, in ihnen liest er die Gewißheit, daß er geliebt wird. Lenau schaut in den Augen seiner Sophie die ganze Fülle des Göttlichen, in ihnen zeigt sich der Stoff, aus dem einst unser ewiger Leib gemacht werden wird, wie in einer prophetischen Hieroglyphe, in ihrem Schwellen und Sinken atmet die Seele. Bei beiden ist der Liebe ein gut Teil Schwärmerei und Sinnlichkeit beigemischt, bei dem vorsichtig sich äußernden Goethe allerdings in weit geringerem Maße als bei Lenau, den seine Leidenschaft gleich bis an die äußerste Grenze hinauszieht, die Goethe in weiser Mäßigung durchaus respektiert. Und doch verrät dieser seiner Lotte, wie sein Verlangen nach ihr sich in allerlei Formen kleidet. Er küßt sie mit dem Kuß der Gedanken, er küßt ihre Hände tausendmal, er küßt ihrer Schleife einen guten Morgen auf, in zärtlicher Erinnerung an sie sogar das S, das sie vor vier Jahren in eine Höhle eingezeichnet hat. Ja, er bittet sie, ihm ein Gewand zu schenken, das sie gesponnen hat, oder es einmal des Nachts anzuziehen, um es so zu transsubstantiieren. Auch Lenau bittet Sophie um ein Gewand, das sie an sich getragen und noch ganz warm von ihrem Leibe sei. In seiner Leidenschaft möchte er am liebsten gleich unter ihren Küssen sterben. Er stammelt liebeglühende, sinnberauschende Worte. Seine Sehnsucht wird irre, sie muß am Ziel der heißersehnten Wonne umkehren. Sophie ist nicht sein Weib, das ist seine tiefe, ehrliche Wunde, die fortblutet, solange noch Blut in ihm geht. Melancholie gesellt sich als dunkle Begleiterin zu diesem Schmerze. Doch auch bei Goethe bricht, wenn auch weit seltener, der Schmerz durch alles schöne Liebesgefühl hindurch, so daß er verzweifelt ausruft: „Was hilft alles!“ Ja, manchmal sitzt ihm ein stiller, trauriger Zug über der Seele. In solchen Stunden wird er sich bewußt, daß er mit seinem Dasein und seinen Hoffnungen wie zwischen Himmel und Erde aufgehangen ist. Und doch wissen sich beide über diesen Schmerz zu erheben und sich damit zu trösten, daß dies Verhältnis so heilig und sonderbar ist. Nur Gott und die Geliebten verstehen sie. Goethe kommt seine Lotte vor wie eine Madonna, die gen Himmel fährt. Sie ist nur in den Glanz versunken, der sie umgibt, nur voll Sehnsucht nach der Krone, die ihr überm Haupte schwebt. Lenau ist seine Sophie der liebe-

vollste Gruß, den ihm Gott gesandt hat. Er muß glauben, daß sie ein Lieblingsgeschöpf eines persönlichen, liebenden Gottes ist; denn starre und herzlose Naturkräfte können nicht ein solches Wesen wie sie zustande bringen. Sie führt ihn wieder zu Gott zurück und lehrt ihn wieder an ein ewiges Leben glauben; denn das Unglück seiner Liebe verliert dadurch seinen Stachel, daß es eine Stärkung und Übung für die Ewigkeit ist. Diese Liebe ist ihm immer die heiligste Stätte seines Lebens. Alles, was er Teures und Liebes hat auf der Welt, das hat er in diese heimliche Kapelle zusammengetragen, und wie ein frommer Mönch alles im Namen Gottes tut, so tut er alles in ihrem Andenken, ihrer Liebe. Goethe wickelt gleich den Juden, die beim Gebete sich die Arme mit Schnüren umwickeln, der Liebsten holdes Band um den Arm, wenn er an sie sein Gebet richtet.

Daß in beiden der stille Wunsch rege ist, für immer auch hier auf Erden mit der Geliebten verbunden zu sein, ist selbstverständlich. Lenau mag keinen eigenen Herd, wenn sie nicht seine Hausfrau ist, und Goethe wünscht, daß es irgendein Gelübde oder Sakrament gäbe, das ihn ihr auch sichtlich und gesetzlich zu eigen machte. Sie sind stets von der Tiefe ihrer Liebe überzeugt und beteuern, daß nichts sie scheiden kann. Lenau spielt gern mit dem Gedanken, daß seiner Sophie Tod ihn nachziehen würde; Goethe kann nicht Leben und Tod von seiner Lotte trennen.

Und doch ist neben dem vielen hellstrahlenden Licht in dieser Liebe auch tiefer Schatten. Das Verhältnis der beiden Dichter zu den Frauen erleidet durch die Welt manche Störungen. „Die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß du mir etwas sein sollst!" ruft Goethe schmerzvoll aus, und Lenau verlangt, daß die Welt ihnen ihr schmerzliches Glück gönne. Er tröstet sich damit, daß man ihr Gefühl nicht beschränken könne, selbst wenn man ihnen den Umgang beschränke. Er verwünscht alle Verbindungen, die sie von ihm abziehen, ebenso wie es für Goethe ohne Lotte keine Gesellschaft gibt und mit ihr alle gesellige Freude hinweggeht. Anderseits sind es auch bald die Dichter, bald die Frauen selbst, die Anlaß zu Mißklängen in der schönen Liebesharmonie geben. So wirft Lenau seiner Sophie vor, daß sie neben ihrer Liebe noch den Wunsch nach sieghafter Geltung in Gesellschaften habe, daß andere statt seiner an der lieben Quelle säßen. Goethe kommt sich eifersüchtig und dummsinnig wie ein kleiner Junge vor, wenn Lotte anderen freundlich begegnet; es macht ihm üblen Humor, daß sie eine kleine Lust ohne ihn genießt. Beide sind in gleicher Weise von dem einzigen Wert ihrer Liebe überzeugt. Goethe meint stolz, trotz aller Vettern würde Lotte niemand finden, der sie mehr liebte; Lenau fordert Sophie auf, sich im weiten Kreise ihrer Bekanntschaften umzuschauen, ob sie einen finde, der sich an Herzenskraft mit ihm messen könne. Lotte und Sophie geben auch in ähnlicher Weise durch ihre Zurückhaltung, ihre Gleichgültigkeit, ja Kälte und ihre Hinwendung zu geselligen Freuden den Dichtern oft genug Anlaß zum Unmut, dem Lenau in seiner gewohnten schroffen Weise,

Goethe jedoch mehr in seiner Weise Ausdruck verleiht. Am meisten aber werden die Dichter durch die Zweifel verwundet, die die Frauen an ihrer Liebe gehabt zu haben scheinen. Denn völlig übereinstimmend werfen Lotte und Sophie ihnen vor, daß sie in ihrer Liebe ab- und zunehmen. Lenau tadelt deshalb Sophie heftig, daß der Zweifel bei ihr alle Türen offen finde. Wenn sie nicht gleich sein Herz hämmern höre, daß es zu zerspringen drohe, so glaube sie, es stehe still. Er nennt sie sogar scherzhaft sein liebes Zweiferl, weil sie das Zweifeln nicht lassen könne, und entschuldigt schließlich dieses Übel mit ihrer Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit. Goethe kann es nicht begreifen, warum das Hauptingrediens von Lottes Empfindungen Zweifel und Unglaube sei. Sie könne einen, der nicht festhielte in Treue und Liebe, von sich wegzweifeln. Jeder Zweifel errege ein Erdbeben in den innersten Festen der Tiefe seines Herzens; denn nur ein Hauch, nur ein Laut, der nicht stimmend von ihr zu ihm herüberkomme, verändere die ganze Atmosphäre um ihn. Manchmal befällt auch innere Unruhe die Dichter bei dieser Liebe. Sie suchen ihrer Herr zu werden, Goethe teils durch körperliche Anstrengungen, wie Fechten und Ausreiten bei Nacht, teils durch energisches Zeichnen, Lenau durch die Beschäftigung mit der Dichtkunst, der Philosophie oder gar durch die Flucht in die Einsamkeit. Ja, es kommen ihnen sogar Stunden, wo sie den Druck ihrer Fesseln empfinden, und wo der Wunsch in ihnen erwacht, sich loszumachen. Ein „Dämon" flüstert Lenau zu, er habe in der Zeit seiner Liebe seinen Willen vernachlässigt; es schlummere eine Kraft in ihm, die er nur heraufzulassen brauche, um mit einem Male auf dem Boden der alten Freiheit zu stehen. Auch Goethe schildert ein „böser Genius" die lästigste Seite seines Zustandes und rät ihm, sich durch die Flucht zu retten. Wenn er es einmal versucht, sich loszumachen, dann tut es zu weh. Dagegen bekennen die Dichter auch in völliger Übereinstimmung, daß ihnen nichts Schlimmeres begegnen könne, als wenn sie sich nur einen Augenblick mißverstehen, als wenn ihr Wesen, um mit Goethe zu reden, an das der Geliebten falsch anschlägt, mit oder ohne ihre Schuld. Am tiefsten aber sind sie betrübt, wenn sie sie beleidigt haben. Lenau beklagt seine leidenschaftliche Heftigkeit, zu der er sich hinreißen läßt, und möchte sich den Tod geben für jedes unfreundliche Wort, womit er ihr Herz verwundet hat. Ihm wie Goethe kommt es entsetzlich vor, die besten Stunden des Lebens, die Augenblicke des Zusammenseins verdorben zu haben. Goethe schilt sich deshalb verstockt und blind und sucht alles mit dem Zustand seiner Seele zu entschuldigen, darin es aussah wie in einem Pandämonium von unsichtbaren Geistern. Nach solchen Mißverständnissen kommt er sich wie ein vom Blitz Gestreifter vor, sein ganzes Wesen ist in seinem Innersten angegriffen; es ist wie der Tod, man hat ein Wort und keinen Begriff für so etwas. Ähnlich wie Lenau erklärt er nach solchen furchtbaren Stunden, in denen sie ihr Liebstes beleidigt haben, daß sie es aufgeben, je wieder eine freudige Stunde zu haben, wenn es den Geliebten nicht wieder mit ihnen wohl werden kann.

Der innige Zusammenhang mit ihnen ist nicht bloß ihrem Herzen, sondern auch ihrem Geiste unentbehrlich. Die Frauen werden auch in dieser Beziehung ihre lieben Wohltäterinnen. Tausend Gedanken gehen zu ihnen und kommen von ihnen. Es ist offenbar geistige Verwandtschaft zwischen den Dichtern und den Frauen vorhanden, die, wie Lenau einmal treffend sagt, an sympathischer Tiefe selbst die harmonischsten Beziehungen in der Natur übertrifft. Sie tauschen mit den Frauen Bücher aus mit einem Ideenreichtum, wie er der Durchschnittsfrau nicht verständlich ist. Ihr Inhalt wird besprochen, Diskurse werden gepflegt, wie sie zwischen Mann und Frau selten sind, philosophische oder künstlerische Themata werden angeschlagen. Die Frauen geben auch dem Geiste der Dichter unendliche Anregung, sind sie doch, wie ihre Geistesprodukte zeigen, nicht bloß dichterisch veranlagt, sondern verraten auch überhaupt Verständnis für alles, was Geist und Gemüt bewegt. Wir verstehen es daher, daß Goethe gern abgesondert von dem Streit der politischen Elemente in ihrer Nähe den Wissenschaften und Künsten, wozu er geboren sei, seinen Geist zuwenden möchte. Ebenso wünscht Lenau mit Sophie als Hausfrau den geistvollen Theologen Martensen und den Philosophen Baader in Kost zu haben, damit er durch den Verkehr mit solchen Menschen tiefer und größer werde.

In den Briefen schildern die Dichter ihren Freundinnen ihren Tageslauf oft in kurz hingeworfenen Sätzen, ihre Beschäftigungen und ihre Sorgen. Wir erleben ihre Reisen mit, so lebhaft sind ihre Schilderungen. Wir sehen sie in der Welt sich umtreiben, manch Urteil über die Menschen fließt mit ein. Und mit welcher Offenheit urteilen sie, Goethe z. B. über die Fürsten und Lenau über seine Freunde. Wie ernst erschließen sie ihr Herz, wenn es gilt, ihre eigensten Angelegenheiten rückhaltlos zu besprechen und alle ihre geheimen Gedanken und Empfindungen bloßzulegen! Würde Goethe sonst so offen seiner Lotte sein Herzeleid um Lili klagen und den Geist Friederikens heraufbeschwören, würde Lenau sonst das düstere Geheimnis seiner ersten unglücklichen Liebe zu der unwürdigen Berta seiner Sophie anvertrauen? Sie können sich bei den Frauen von dem Zwang des Tages erholen und dem Luft machen, was ihnen die bewegte Seele eingibt. Sie fühlen, was diese Liebe und dieses Vertrauen für ein Umkehrens in ihrem Innersten bewirkt. Lenau bekennt freudig, daß Sophie ihm den Zweifel genommen, daß sie ihn von seinen trostlos nächtlichen Grübeleien geheilt und ihn wieder zu Gott geführt habe, und Goethe, daß er ohne Lotte seinen Lieblingsirrtümern nicht habe entsagen können, daß Lotte aus dem Raubschlosse seines Herzens das Gesindel der Gedanken und Leidenschaften vertrieben habe. Drum bittet dieser auch: „Schaffe und bilde mich so, daß ich deiner wert bin. Vollende dein Werk, mache mich recht gut!" „Du bist die eherne Schlange, zu der ich mich aus Sünd' und Fehlern aufrichte." Ebenso erkennt Lenau freudig an, daß Sophie, was an seinem Talente das Beste sei, sein Herz gebildet habe. Auch er sagt: „Du mußt mich lieben als dein bestes Werk. Ich bin durch dich besser geworden. Du überschätzest mich,

aber deine hohe Meinung von mir ist mir heilsam, denn sie ist mir ein dringendes Gebot, mich ernstlich zu veredeln, damit ich nicht allzu tief unter den Gedanken bleibe, die du von mir hast." Sophie hat offenbar das Leidenschaftliche und besonders das Diabolische, das in Lenaus Charakter lag, gemildert, ebenso wie Lotte nach Goethes Geständnis ihm die Offenheit und Ruhe des Herzens wiedergegeben und ihn im Guten und im Genusse des Guten erhalten hat. Hat nicht in ihren Werken einen Niederschlag gefunden eine Fülle erhabenster Gedanken und Gefühle, die diese Liebe in ihnen hervorgezaubert hat, haben sie nicht einen Kranz wunderbarer Lieder um der Geliebten Haupt gewunden, tragen nicht manche Gestalten in ihren Werken der Geliebten unverkennbare Züge, werden sie nicht von den Dichtern zur Muse selbst verklärt? Diese Liebe feuert beide in ihrem Dichterstreben an, auf die Menschheit zu wirken, sie macht sie fleißig, ihr Geist ist bei ihnen und hilft ihnen schaffen. Nur mit halber Seele arbeitete Lenau, solange er ungeliebt war, er leidet an einer merkwürdigen Verarmung der Gedanken, wenn er der lieben Quelle ferne ist, aus der er Gedanken und Gefühle zu schöpfen gewohnt ist, ihr Lob ist der beste Haber für seinen Pegasus, sie läßt den belebenden Hauch ihrer Seele über seine Werke wehen. Lottes freundliche Zusprache bewegt Goethe, an seinen Werken zu schreiben, leicht fließen ihm die Szenen aus dem Herzen. Schreibend betet er sie an, so schildert er selbst seinen Zustand; denn seine ganze Seele ist bei ihr. „Dein Beifall," so erklärt er, „ist mein bester Ruhm, und wenn ich einen guten Namen von außen recht schätze, so ist's um deinetwillen, daß ich dir keine Schande mache." Und ganz ähnlich äußert sich Lenau: „Wenn ich etwas für meinen Namen strebe, so tue ich's um deinetwillen." Es ist kein Wunder, daß sie die Frauen zu den Vertrauten ihrer dichterischen Pläne machen und sie von dem Fortschreiten ihrer Arbeiten regelmäßig unterrichten, so daß diese Briefwechsel eine Fundgrube für die Kenntnis der Entstehung und Würdigung der Dichtungen werden. Die Dichter bitten sie um ihr Urteil nicht bloß über ihre eigenen Werke, sondern auch über fremde. Ihre größte Freude ist es, wenn sie ihnen ihre Dichtungen vorlesen können, ja sie bitten sie um Rat bei Änderungen in ihren Werken. Lenau verlangt sogar durchaus keine Gründe für das, was Sophie in seinen Werken anders wünscht, er vertraut unbedingt ihrem feinen und sicheren Gefühl. Weil beide den Einfluß fühlen, den die Frauen auf ihr dichterisches Schaffen haben, stellt Goethe Lotte dem großen William Shakespeare an die Seite, zählt Lenau Sophie den drei großen Lehrmeistern zu, Beethoven, dem Meer und dem Hochgebirge, von denen er das Beste und meiste gelernt hat.

Während die Kunst, die Liebe und namentlich das Leid die Seele Lenaus ganz ausfüllen, hat Goethe noch für alles andere Sinn, das Kleinste wie das Größte. Tausend Gedanken steigen in ihm auf und ab, seine Seele ist wie ein ewiges Feuerwerk ohne Rast. Auch bringt er es im Gegensatz zu Lenau fertig, in Resignation einen Tag zuzubringen, ohne seine Liebe zu sehen. Der schöne

Gedanke der Liebe hilft ihm diese Stunden ertragen. Ja, er vermag es sogar als ein Glück zu betrachten, daß sich des Tags über so viele Haufen Geschäfte zwischen sie und ihn legen, sonst wäre er den ganzen Tag bei ihr und wäre unglücklich, sie nicht zu sehen. Die Grazien geben auf seine Bitte seiner Leidenschaft eben die innere Güte, aus der allein die Schönheit entspringt. Wenn auch sein Herz anfangs viel unter dem Druck der übermächtigen Liebe leidet, so hat er doch stets neuen Mut zu leben, es wird ihm allmählich ruhig und recht wohl in seiner Seele, ja so still wie in einem Kästchen voll allerlei Schmucks, Geldes und Papieren, das in einem Brunnen versinkt. Auf Lenau anderseits übt diese Liebe letzten Endes eine entgegengesetzte Wirkung aus, auch wenn er selber meint, sie sei mit den Jahren immer größer und tiefer geworden. Sie ist immer leidenschaftlicher und verzehrender geworden und treibt rettungslos, wie er es selbst einmal empfindet, ins Tragische hinaus. Leider hat er wirklich recht, wenn er sich einen der schlechthin unglücklichen Dichter nennt, die weder ihrer selbst noch ihrer Werke froh werden. Sein Los war kein leichtes. Unter einem ungünstigen Stern geboren, erhält er von Vater und Mutter als doppeltes Erbteil die Leidenschaft, das Schicksal führt ihm in Sophie ein ähnlich veranlagtes Wesen in den Weg. Sie ist ebenso wie er ein träumerischer Gefühlsmensch mit dem Mangel an Willensenergie; so wird diese Liebe sein Glück, aber auch seine Wunde. Er vermag es nicht, sein Verhältnis zu ihr zu lösen. Mit einer schrillen Dissonanz endet es, die Nacht des Wahnsinns bricht über ihn herein. „Ich bin dem Schicksal zu viel schuldig, als daß ich klagen sollte" kann Goethe dagegen von sich sagen. Er ist ordentlich beschämt, daß er vor den vielen Tausenden der Menschen, deren Leben doch kümmerlich sei, so begünstigt ist. Die Loslösung von seiner Geliebten führt auch nicht zur Katastrophe, seine gesunde Natur besteht die Krise, und als ein anderer Mensch geht er aus ihr hervor, bestimmt, das meiste, dessen er persönlich fähig ist, auf den Gipfel des Glückes zu bringen und der Welt noch manches unsterbliche Werk seines Geistes zu schenken.

Eine erstaunliche Fülle von Ähnlichkeiten! Die Ähnlichkeit ist selbst in einzelnen Empfindungen und Ausdrücken so überraschend, daß der Anschein entstehen könnte, der jüngere Dichter habe sich den älteren zum Vorbild gewählt. Bei beiden war eben die Liebe zu einer Lebensmacht geworden, beide waren imstande, vermöge ihrer schöpferischen Phantasie sie zu idealisieren. Ähnliche Gedanken und Gefühle fanden drum einen ganz verwandten Ausdruck. Es braucht uns nicht zu kümmern, was man über das wirkliche Bild der beiden Frauen gesagt hat. Wir brauchen nur zu wissen, was sie den Dichtern waren und damit der Menschheit. Aber trotz aller Ähnlichkeiten darf man die durchgreifenden Unterschiede nicht vergessen, die zwischen den Frauen einerseits und den Dichtern anderseits bestehen. Wie scharf hebt sich von dem gemäßigten und zurückhaltenden Charakter Lottes, die zu Goethes Mängeln ein freundliches Gesicht zu machen geneigt ist, der Charakter Sophiens ab, wie er uns

namentlich in dem erst kürzlich veröffentlichten Mädchentagebuch entgegentritt! Sie erscheint frühzeitig altklug, dazu sentimental-melancholisch und vor allem leidenschaftlich heftig, darin eben dem Wesen Lenaus aufs engste verwandt. Deshalb findet sie auch nicht die Kraft, dem leidenschaftlichen Ansturm des geliebten Mannes Widerstand entgegenzusetzen und wie Lotte Mäßigung ins heiße Blut ihres Dichters zu tropfen. Aber auch Goethe kämpft trotz der stoßweisen Durchbrüche seiner Leidenschaft mit mehr Glück gegen sie an als Lenau, der dem Sturm sein Herz ohne allen Rückhalt auftut und auf höchster See fährt, wo sich kein Anker werfen läßt. So versucht Goethe z. B. das Andenken an Lotte wegzuhalten und ihr Bild nicht allzu lebhaft werden zu lassen. Die allmählich zunehmende Liebe macht ihn still und gesittigt. Bei Lenau dagegen ist die Liebe gleich in ihrer ganzen Leidenschaft erwacht, er verirrt sich in ihr unentwirrbares Labyrinth und stößt auf die eiserne Schranke der Pflicht, die er nicht durchbrechen kann und will. Weil sich seine Gedanken und Gefühle immer um den einen Punkt, seine Liebe, konzentrieren, wird er unruhig, ein Sehnsuchtsfieber schüttelt ihn in der Ferne, er hat keinen Sinn mehr für seinen Liebling, den holden Lenz, keinen Sinn mehr für seine Freunde. Er wird unliebenswürdig gegen sie, ja überhaupt ungerecht gegen die Menschen. Goethe dagegen nimmt die Menschen, wie sie sind; ihm wird es leicht, mit ihnen zu handeln, da er infolge der Liebe, die ihn in Anspruch nimmt, mit ihnen nicht umzugehen braucht.

Deutschtum und Schweiz

Im Jahre 1841 schrieb ein Züricher, namens Orelli*), in der Vorrede eines Buches: „Und mit diesem kleinen Denkmale erfülle ich eine heilige Pflicht gegen meine Nation, die deutsche; denn in allem Geistigen, Wissenschaftlichen, Künstlerischen bildet Deutschland und die deutsche Schweiz nur ein Volk.“ Also fühlte sich Orelli nicht bloß für seine Person als Deutscher, sondern glaubte auch durch dies öffentliche Bekenntnis seinem Buch ein empfehlendes Geleitwort zu geben.

In den siebziger Jahren hörte ich einen andern, wegen seiner scharfen Zunge gefürchteten, Züricher sagen: „Ja, sehen Sie, daß wir Schweizer Deutsche sind,

*) J. K. Lavaters ausgewählte Schriften. Herausgegeben von J. K. Orelli, Zürich 1841. Vorwort S. 5.

das ist ein — — Staatsgeheimnis, das jeder kennt, und wer es ausspricht, ist — — ein Landesverräter."

Im Jahre 1902 hielt ein Berner Professor, namens Vetter, in Nürnberg bei der Jubelfeier des germanischen Museums eine Rede, in der er sich ganz wie Orelli äußerte und ausdrücklich erklärte, daß die Schweiz in geistiger Beziehung eine deutsche Provinz sei. Diese Rede weckte in der Schweiz einen recht übelklingenden Widerhall. Zuerst erfolgte ein heftiger Angriff auf Vetter in der welschen Presse, dann eine Katzenmusik von etwa hundert Berner Studenten, meist Welschen, darauf allgemeine Hatz auf Vetter in den meisten Schweizer Zeitungen, ferner „Bedauern" der Rede Vetters durch die Berner Professorenschaft und schließlich Rücktrittsgesuch Vetters vom Lehramt. Dann legte sich der Sturm, die Regierung nahm den Rücktritt nicht an, und wenigstens ein Teil der deutschschweizerischen Presse fand nachträglich, daß Vetter eigentlich nichts anderes gesagt habe als Gottfried Keller und andere Schweizer ersten Ranges auch.

Während dieses Vetter-Krieges erzählte ein Züricher Student seinen Tischgenossen den obenerwähnten Scherz vom Staatsgeheimnis; die einen lachten, andere machten sauersüße Gesichter, aber einer schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Und das ist auch Landesverrat!"

Diese kleinen Stimmungsbilder mögen dem Leser zeigen, daß die Zugehörigkeit der Deutschschweizer zum deutschen Volke in der Zeit vor 1848 noch ungestraft erwähnt werden durfte, daß sie aber in der neueren Zeit bestritten, ja als eine Gefahr für den Staat geradezu leidenschaftlich bekämpft wird. Um diese Leidenschaftlichkeit zu verstehen, muß man sich daran erinnern, daß es zahlreiche und geistig hochstehende Schweizer gibt, die sich mit dem Bestehen eines unabhängigen freien Schweizer*staates* nicht begnügen, sondern eine „schweizerische Nation" behaupten bezw. schaffen wollen. Dieses Hochziel ist natürlich nicht erreicht, überhaupt nicht erreichbar, solange sich die Deutschschweizer als Deutsche, die Welschen als Franzosen, die Tessiner als Italiener fühlen. Sehen wir uns die Sache etwas näher an, und zwar zunächst mit den Augen eines schweizerischen Schriftstellers, Dr. jur. Max Jäger*), Gesandtschaftsrat in Rom.

Als gründlicher *Deutschschweizer* beginnt Jäger mit einer eingehenden Untersuchung des Begriffs „Nation". Er kommt zu dem Ergebnis, daß dies Wort von verschiedenen Völkern verschieden ausgelegt wird, ja daß es bei ein und demselben Volke, z. B. dem reichsdeutschen, im Laufe der Jahre seine Bedeutung geändert habe. Während Orelli, Vetter und viele andere Schweizer offenbar der Meinung waren, daß Gemeinsamkeit der Sprache und des Blutes die wichtigsten Eigenschaften einer „Nation" sind, kommt Jäger zu dem Schluß, daß die eigentliche Kerneigenschaft einer „Nation" in dem *Bewußtsein* einer völkischen Eigenart und Kultur bestehe, und in dem *Willen*, diese eigene Kultur zu wahren und weiter zu entwickeln. Diese beiden wesentlichsten Eigenschaften,

*) Die Frage einer schweizerischen Nation. Bern 1909.

Bewußtsein und Willen, besäßen die Schweizer im höchsten Maße, und deshalb bildeten sie nicht bloß einen Staat, sondern eine wirkliche „Nation". Die Verschiedenheit der Sprache sei dabei kein Hindernis, weil es unter den gebildeten Schweizern und Schweizerinnen nur wenige gebe, die nicht deutsch und französisch sprächen. Aber wenn es nach Jäger auch jetzt schon eine schweizerische „Nation" gibt, so genügt das bis jetzt Erreichte noch nicht. Der Wille zum Nationwerden müsse und werde den jetzigen schweizerischen Bundesstaat in einen Einheitsstaat umwandeln und die Schweizer mehr und mehr zu Leuten machen, die sich in ihrer Erscheinung und ihrem Wesen deutlich von ihren bisherigen Stammesgenossen als etwas Besonderes, Eigenartiges abheben.

Es soll hier nicht untersucht werden, ob die Ausführungen Jägers sich völlig mit den Tatsachen decken. Eine derartige Untersuchung in einer reichsdeutschen Zeitschrift würde wahrscheinlich als eine Fehde gegen schweizerische Hochziele oder gar als ausländische Einmischung in schweizerische Angelegenheiten empfunden bezw. mißdeutet werden. Wir wollen diese Frage lieber die Schweizer unter sich ausmachen lassen. Und tatsächlich geschieht das ja auch. Erst vor wenigen Wochen ist ein Aufsatz eines Schweizers*) erschienen, der zwar den Dr. Jäger nicht nennt, und sich nicht geradezu mit dessen Gedankengang befaßt, aber ihm mittelbar widerspricht; denn der Verfasser kommt zu dem Schlusse, daß der Deutschschweizer ein echter Deutscher ist und es zu bleiben gedenkt.

Auch gibt es seit fünf Jahren einen „Deutsch-schweizerischen Sprachverein", der ausschließlich aus Schweizer Bürgern besteht und Namen besten Klanges unter seinen Mitgliedern zählt. Dieser Verein „will Liebe und Verständnis für die deutsche Muttersprache wecken, das im Sprachgefühl schlummernde Volksbewußtsein kräftigen und der deutschen Sprache auf schweizerischem Boden zu ihrem Rechte verhelfen".

Endlich will ich zum Beweis, daß es auch heute noch kerndeutsch fühlende Schweizer gibt, einen Teil eines Briefes abdrucken, in dem ein Züricher einem zweiten sein Herz ausgeschüttet hat:

„... und in den Straßen Zürichs prangen fremde Anschläge und Aufschriften in solcher Menge, daß sie uns vergessen lassen, wo wir wandeln. In Basel ist es fast noch schlimmer. Ja, es gibt Leute, wie z. B. den Milchschokoladen-Peter in Vivis, ein Deutschschweizer mit deutschen Angestellten, der die deutsche Schweiz jetzt schon als französisches Sprachgebiet betrachtet und sich sogar in den kleinsten schweizerischen Dörflein bis an den Bodensee allüberall rein französischer Empfehlungen bedient."

Und einige Sätze weiter heißt es:

„Die neuerstandenen Gasthöfe „Grand Hôtel" und „Baur en ville", „Eden au lac" u. a., die zu fünf Sechstel von Deutschen besucht sind, vermeiden geradezu ängstlich jede deutsche Bezeichnung außen und innen, wie ja bekanntlich auch das geschmackvolle „concierge" eine Schöpfung neueren Unfuges bildet."

Wir wollen in diesen Streit der Wünsche und Meinungen keinen Spieß tragen, sondern uns auf bloße Berichterstattung beschränken. Dagegen darf es

*) „Sind wir Deutsche?" von Pfarrer E. Blocher in „Wissen und Leben", Zürich, 15. Januar 1909.

auch der empfindlichste Schweizer uns Reichsdeutschen nicht übelnehmen, wenn wir die Frage unter die Lupe nehmen, ob die Weiterentwicklung des schweizerischen Staates zu einer „Nation" *für uns* wünschenswert erscheint oder nicht, und im letzteren Falle, ob wir Mittel haben, die „Nations"werdung der Schweiz zu verhindern.

Das deutsche Volk ist ein Kulturvolk ersten Ranges. Diesen Rang zu behaupten wird für uns um so leichter sein, je größer unsere Zahl ist. Die Höchstleistungen in Kunst und Wissenschaft, die staatsmännische Begabung eines Bismarck, die Leistungen eines Zeppelin, alles das kommt so selten vor, daß ein Volk, auch ein begabtes Volk, über *eine sehr große Zahl von Menschen* verfügen muß, wenn seine Leistungen für die Menschheit ihm den Ehrenplatz eines führenden Volkes sichern sollen. Eine Ausnahme von dieser Regel machten wohl nur die alten Griechen. Die Bevölkerung Griechenlands war gewiß nicht so zahlreich wie die heutige der Schweiz, und doch hat diese Handvoll Menschen eine geradezu erstaunliche Fülle von Geistern allerersten Ranges hervorgebracht. Freilich, das hochauflodernde Feuer ist sehr bald wieder in sich zusammengesunken und dann ganz erloschen. So fabelhaft begabt nun wie die Griechen zur Zeit des Plato und Aeschylus, des Phidias und Praxiteles sind wir Deutsche leider nicht. Deshalb kann es uns nur mit Schmerz und Besorgnis erfüllen, wenn ein Teil unseres Volkes sich von der deutschen Geisteswelt ablösen will, um in Zukunft nicht mehr wie bisher seine Gottfried Keller und Böcklin, seine Johannes Müller, Albrecht von Haller, Pestalozzi und Lavater unter die Erschaffer der *deutschen* Kultur einzureihen, sondern sie als Erzeuger einer anderen, einer schweizerischen Kultur zu verwenden.

Was wir Deutsche in Europa und in der ganzen Welt zu bedeuten haben, hängt aber nicht bloß von der Schöpferkraft unserer Denker, Dichter, Forscher und Erfinder ab, sondern auch von der Menschenzahl, die unsere Sprache spricht. Das auszuführen, wird wohl kaum nötig sein. Wenn ein Schriftsteller in deutscher Sprache ein gutes Buch schreibt, so hat er Leser, soweit die deutsche Zunge klingt; sein Wirkungskreis wächst und schrumpft genau so wie das deutsche Sprachgebiet. Ferner, der Handel folgt nicht bloß der Flagge, sondern vor allem der Sprache; hier in der mehrsprachigen Schweiz ist das mit Händen zu greifen. Die Verbreitung unserer Sprache bedeutet also Verbreitung unseres Einflusses und Mehrung unseres Reichtums, d. h. unserer Macht. Wenn wir das berücksichtigen, so enthüllt sich uns ein weiterer Grund, die Loslösung der Deutschschweizer von dem geistigen Deutschland zu bedauern, denn diese Ablösung, *die Entstehung einer schweizerischen „Nation", könnte sich nur auf Kosten der deutschen Sprache vollziehen.*

Um dies klar zu machen, müssen wir etwas weiter ausholen. Die Bevölkerung der Schweiz besteht bekanntlich aus 71 Prozent Deutschen, aus 23 Prozent Franzosen und aus etwa 6 Prozent Italienern, Ladinern und Romanschen. Die Deutschen haben die Schweiz geschaffen und man kann wohl

sagen, auch heute noch „sind sie die Schweiz". Man hat dies so recht deutlich gesehen, als vor drei Jahren das Schweizervolk über ein neues Wehrgesetz abzustimmen hatte; die deutschen Kantone stimmten in der Hauptsache dafür, die welschen dagegen. Der Deutschschweizer ist eben bereit, Opfer für sein Land zu bringen, Zeit, Geld, Arbeit, wenn's verlangt wird, auch seine deutsche Sprache. Und es wird verlangt, wenigstens scheint es ihm so. Die französischen Schweizer hängen nicht ganz so fest an dem schweizerischen Staat wie ihre deutschen Eidgenossen; dafür hängen sie aber viel fester an ihrer französischen Sprache als die Deutschschweizer an der deutschen, eine Tatsache, der man nicht bloß bei Deutschschweizern und Welschschweizern, sondern bei Deutschen und Franzosen überhaupt begegnet. Die Folge ist, daß die Welschen alle Augenblicke Grund zu haben glauben, sich über Benachteiligung ihrer Sprache oder ihrer Stellensucher zu beklagen; und da die Deutschschweizer unter allen Umständen einen Sprachenstreit vermeiden wollen, so beeilen sie sich dann, die Wünsche ihrer welschen Eidgenossen zu erfüllen.

Ob jemals eine der welschen Klagen gerechtfertigt gewesen ist, vermag ich nicht zu sagen. Aber daß im großen und ganzen die französische Sprache in der Schweiz nicht nur nicht benachteiligt wird, sondern sogar eine Vorzugsstellung genießt, das kann einem Menschen, der mit offenem Auge durch das Land geht, gar nicht verborgen bleiben. Schon der äußere Anstrich des Landes, die Inschriften der Post und Eisenbahnen und die Ladenschilder zeigen die französische Schweiz als einsprachiges, die deutsche als zweisprachiges Land. Und diese Zweisprachigkeit der deutschen Schweiz scheint langsam, aber stetig zuzunehmen. Übrigens hat ein französischer Schweizer, Prof. Seippel aus Genf (jetzt in Zürich), selber dies Urteil gefällt*). Wenigstens gibt er ausdrücklich zu, daß die französische Sprache sich in einer „bevorzugten" Stellung befinde und er läßt zwischen den Zeilen lesen, daß es unklug von den Welschen gehandelt wäre, wenn sie einen Sprachenkampf herbeiführten; denn der müsse ja zu einer genauen Abwägung und zu wirklich gleicher Behandlung der beiden Sprachen führen, und dabei würde dann die französische die leidtragende sein.

Vielleicht ist es aber noch überzeugender, wenn ich statt dieses oder jenes Urteiles einige Tatsachen erzähle und den Leser dann selber seine Schlüsse daraus ziehen lasse.

In Neuenburg erscheint, natürlich in französischer Sprache, ein Tagesanzeiger. Da kam der Besitzer auf den Einfall, den Kopf der Zeitung in beiden Sprachen drucken zu lassen, aus Rücksicht auf die Deutschen Neuenburgs, die beinahe ein Viertel der Gesamtbevölkerung ausmachen. Nun, das war doch offenbare „Germanisation" der Westschweiz! Also wurde ein Straßenauflauf veranstaltet, dem Tagesanzeiger wurden die Fenster eingeworfen und von Stund an war der Kopf der Zeitung wieder rein französisch.

*) „Journal de Genève", 19. und 25. Januar 1908.

Im Jahre 1905 tagte in Lüttich, und drei Jahre später in Arel ein Verein für Kultur und Ausbreitung der französischen Sprache. Schon die Wahl des zweiten Ortes (Arel ist eine Stadt in dem deutschen Zipfel Belgiens) zeigte deutlich, daß es sich um einen Kampfverein, und zwar um den Kampf gegen die deutsche Sprache handelte. Trotzdem ließ sich der schweizerische Bundesrat auf diesen beiden Versammlungen durch je zwei Sendboten amtlich vertreten. Nebenbei bemerkt war einer dieser Sendboten ein Herr Bouvier aus Genf, der nicht lange zuvor von dem König von Preußen mit einem Orden bedacht worden war. Die Beschickung dieser beiden Versammlungen war dem Deutsch-schweizerischen Sprachverein denn doch zu stark. Er besprach das Vorkommnis in seinem Jahresbericht und bewirkte hierdurch, daß dem Bundesrat die Unbilligkeit seines Verfahrens in öffentlicher Sitzung des Nationalrats klar gemacht wurde.

Noch stärker als der Unterschied zwischen Deutschen und Franzosen ist der Unterschied zwischen Deutschschweizern und Tessinern. Kommen schon unter den französischen Schweizern einzelne Querköpfe*) vor, die einer Loslösung Genfs von der Schweiz das Wort reden, so ist unter den Tessinern eine gegenschweizerische Strömung bereits so stark, daß Herr Perucchi, der Vorsitzer des Großen Rates, vor wenigen Monaten in offener Versammlung die Äußerung tun konnte, unter sotanen Umständen müsse man sich die Frage vorlegen, ob es überhaupt noch der Mühe wert sei, bei der Schweiz zu bleiben.

Und diese Umstände waren? Daß ein tessinisches Forstgesetz von der Eidgenossenschaft beanstandet worden war, weil es gegen bestehende eidgenössische Vorschriften verstieß; und daß ein Brief verlesen worden war, den eine eidgenössische Behörde in Bern an eine kantonale des Tessin in französischer Sprache geschrieben hatte.

Kehren wir zu dem obigen Satze zurück, eine schweizerische „Nation" könne sich nur auf Kosten der deutschen Sprache entwickeln. Es gibt Deutschschweizer, die ihre, die deutsche Sprache, opfern würden, um sich von ihren Volksgenossen nördlich des Rheins möglichst stark zu unterscheiden, was ja zum Nationwerden nötig ist. Sie betonen daher ihre Mundart und lehnen das Schriftdeutsch möglichst ab. So kam es im Jahre 1909 bei einem Fachkursus für schweizerische Lehrer vor, daß die Welschen baten, man möge in Hochdeutsch, nicht in Mundart verhandeln, da es ihnen dann leichter sei, den Vorträgen zu folgen. Aber die Deutschschweizer sagten Nein! Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei ausdrücklich hervorgehoben, daß diese starke Abneigung gegen Hochdeutsch, oder wie Jäger sagt „Reichsdeutsch", nicht überall gleich stark hervortritt. In der Ostschweiz ist Hochdeutsch sogar ganz allgemein die Sprache der öffentlichen Vorträge und Verhandlungen. Desgleichen spricht man in Basel in den Vereinen und bei amtlichen Verhandlungen hochdeutsch. Und nur in Bern wird im großen Rat sowohl wie vor Gericht, desgleichen

*) Cingria-Vaneyre. Dialogues de la maison du Rouet. Jullien, Genf 1909.

natürlich auch bei sonstigen öffentlichen Versammlungen, in Mundart verhandelt. Dort werden wohl auch hauptsächlich die Deutschschweizer zu suchen sein, von denen man sich erzählt, daß sie in Fällen, wo die Mundart nicht anwendbar ist, zum Französischen ihre Zuflucht nehmen, um nur ja nicht hochdeutsch sprechen zu müssen.

Während also bei den Deutschschweizern der Wunsch nach sprachlicher Abtrennung vom deutschen Mutterboden stark vertreten ist, stehen die Welschen ganz genau auf dem entgegengesetzten Standpunkte. In der welschen Schweiz ist nämlich längst die Losung ausgegeben worden: „Fort mit der Mundart" („Mort au patois"). Und dieser Losung wird von Schulen und Behörden so allgemein nachgelebt, daß in absehbarer Zeit die französischen Mundarten der Westschweiz verschwinden müssen, also die sprachliche Verschmelzung der welschen Schweiz mit Frankreich eine vollendete Tatsache sein wird. Dazu kommt, daß die Welschen, die sich im deutschen Sprachgebiet niederlassen, z. B. die französischen Uhrmacher in Biel, für ihre Kinder französische Schulen fordern und auch ohne jede Schwierigkeit bekommen; während die Deutschschweizer, die sich in Neuenburg oder im Berner Jura ankaufen, artige Kinder sind, die nichts verlangen und daher auch nichts bekommen. Ihre Nachkommen werden durch die Schulen verwelscht, gehen also dem Deutschtum verloren; sie machen für die Welschen wieder gut, was deren kleinere Geburtenziffer schadet. Wer die Augen nicht absichtlich schließt, muß also sehen, daß trotz der stärkeren Volksvermehrung in der deutschen Schweiz eine zunehmende Verwelschung tatsächlich bereits im Gange ist. Ein französischer Schweizer drückte das einst so aus: In hundert Jahren wird die ganze Schweiz von Deutschen bewohnt sein, aber — — von französisch sprechenden. Die Bemerkung ist ja bezüglich der Zeitangabe sicher eine Untertreibung, sonst aber trifft sie den Nagel auf den Kopf.

Kommen wir endlich zu der Frage, was können wir tun, um die Loslösung der deutschen Schweiz vom deutschen Volkskörper zu verhindern? Die Beantwortung dieser Frage ergibt sich wohl am einfachsten aus dem Hinweis auf das, was die deutsche Schweiz bis jetzt bei uns festgehalten hat. Da sind in allererster Linie Goethe und Schiller zu nennen. Solange die Schweizer klopfenden Herzens die herrlichen Gestalten des Wilhelm Tell bewundern und die Ereignisse des Dramas miterleben, als ob sie lebende Wirklichkeit wären, solange wird auch das Band zwischen der deutschen Schweiz und Deutschland nicht ganz zerreißen. Und solange die Gottfried Keller, die Jeremias Gotthelf, die Konrad Ferdinand Meyer zuerst in Deutschland Verständnis für ihre Werke, dort zuerst einen Klangboden für die feinsten Töne ihres urdeutschen Geisteslebens finden, solange wird es auch nicht an hervorragenden Schweizern fehlen, die sich ihrer Zugehörigkeit zum deutschen Volksganzen bewußt sind und sich dessen freuen.

Aber nicht bloß die Geister ersten Ranges, nein, auch Leute von ganz bescheidenen Leistungen kommen hier in Betracht. Ein Beispiel möge das erklären. In Bern war eine Stelle ausgeschrieben. Es meldeten sich sechsundzwanzig

Bewerber. Die beratende Behörde suchte die zwei geeignetsten heraus und nannte sie der Regierung; der eine war Schweizer, der andere ein seit fünfzehn Jahren in der Schweiz ansässiger Reichsdeutscher. Die Wahl der Regierung fiel auf den Schweizer. Nun will ich nicht einmal behaupten, daß die wissenschaftlichen Verdienste des Reichsdeutschen größer gewesen wären als die des Schweizers. Aber das will ich behaupten, daß, wenn sie es auch gewesen wären, die Regierung den Reichsdeutschen doch nicht angestellt hätte. Denn die öffentliche Meinung hatte schon vor den Bewerbungen, sofort beim Freiwerden der Stelle „Vorpfahl geschlagen", indem sie, in Gestalt einer Ärztegesellschaft, den Beschluß gefaßt und in die Öffentlichkeit gebracht hatte, die Stelle dürfe nur mit einem Schweizer besetzt werden. Wenn die Herren eine schweizerische „Nation" erstreben, dann haben sie vollkommen sachgemäß gehandelt. Wenn wir Reichsdeutsche die Deutschschweizer bei unserem Volke festhalten wollen, dann müssen wir bei ähnlichen Gelegenheiten gerade umgekehrt verfahren. Alle durch Fähigkeiten und Leistungen hervorragenden Deutschschweizer sollten wir „entdecken" und nach Deutschland berufen, selbst auf die Gefahr hin, daß sich einmal ein Reichsdeutscher gekränkt und übergangen fühlte und gezwungen wäre, nun in der deutschen Schweiz einen Wirkungskreis zu suchen.

Leider scheint man bei uns neuerdings nicht mehr in diesem Sinne zu verfahren, sondern im Gegenteil den entstehenden Graben zwischen der Schweiz und dem Reich noch vertiefen zu wollen. Noch zu meiner Studentenzeit durften wir Reichsdeutschen auf den drei deutschen Hochschulen der Schweiz nach Belieben studieren, d. h. bei den Prüfungen wurden die in Bern, Zürich oder Basel zugebrachten Halbjahre uns ebenso angerechnet wie die im Reiche verbrachten; das ist jetzt anders. Jetzt „darf ausnahmsweise" (!) die Studienzeit an einer ausländischen Hochschule „ganz oder teilweise angerechnet werden". Früher konnte ein Reichsdeutscher in der Schweiz die ärztliche Staatsprüfung machen auf Grund einer reichsdeutschen Vorprüfung (Tentamen physicum) und der reichsdeutschen Reifeprüfung. Jetzt ist das anders. Jetzt werden von den Schweizer Behörden die im Reich abgelegten Prüfungen einfach als Luft behandelt. Als ich über diese sachlich doch sicher recht unbegründete Neuerung einmal eine mißbilligende Äußerung tat, erfuhr ich, daß diese Maßregel nur eine Wiedervergeltung von seiten der Schweiz sei, daß das Reich mit dieser Art von Schutzzoll den Anfang gemacht habe.

Die Hochschulen des Reiches sind vielfach überfüllt. Um den Landeskindern nicht durch Ausländer die Plätze wegnehmen zu lassen, ist mancherorts die Einrichtung getroffen worden, daß der Ausländer erst einige Wochen nach Beginn der Vorlesungen belegen darf, was an Platz noch übrig ist. Die Maßregel ist durchaus vernünftig. Nur sollte sie dahin abgeändert werden, daß Deutschschweizer (und selbstverständlich Deutschösterreicher auch) wie Inländer zu behandeln seien, und zwar ganz gleichgültig, ob die Schweiz Gegenrecht übt oder nicht. Gewiß, eine solche Bestimmung würde dem in Rechtsgelahrtheit

getränkten Verstand unserer Beamten eine schwere Nuß zu knacken geben. Aber sie haben es ja doch zuweilen fertig gebracht, fünf gerade sein zu lassen zuungunsten des Deutschtums. Sollte ihnen da das Kunststück nicht auch einmal zugunsten unseres Volkstums gelingen?

Aber freilich, man muß Verständnis für die ganze Angelegenheit haben. Und wie gering dies Verständnis selbst in Kreisen ist, die es angeht, das mag folgendes Beispiel lehren. Im Winter 1895 auf 1896 besprach die „Neue Züricher Zeitung" die fünfundzwanzigste Auflage von Robert Königs Deutscher Literaturgeschichte und beschwerte sich darüber, daß auch dieses Werk die Literatur der deutschen Schweiz nicht mehr berücksichtige. „Wir haben," so sagte die „N. Z. Z.", „angesichts der wahrhaft großartigen Bücher- und Zeitschrifteneinfuhr aus Deutschland das Recht, zu verlangen, daß man unser deutsches Stammesleben gerade so gut würdige wie das irgendeines politisch deutschen Landesteiles."

Wohl ebenso wichtig, wie das Zusammenhalten in wissenschaftlichen Dingen und im Schrifttum überhaupt, wäre ein freundliches Verhältnis zur Schweiz auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik. Sind die Wirkungen hier vielleicht weniger tief und dauernd, so sind sie dafür um so stärker durch die große Zahl der unmittelbar Beteiligten. Wir müssen es einer berufeneren Feder überlassen zu entscheiden, ob in dem Mehlstreit und neuerdings im Weinstreit das Deutsche Reich zu seinem wahren Vorteil gehandelt hat. Aber das darf doch auch ein Nichtkaufmann sagen, daß das Reich und die Schweiz jetzt nach dem Grundsatz verfahren: Haust du meine Müller, hau' ich deine Wurstler, von Gotha und Göttingen, und daß diese gegenseitigen zöllnerischen Nadelstiche für das Gefühl völkischer Zusammengehörigkeit ein sehr unzweckmäßiger Ausdruck sind.

Endlich ist noch ein dritter Umstand zu besprechen, der nicht Sache der Behörden oder gar der Reichsregierung, sondern so recht eigentlich Sache des deutschen Volkes, mindestens einer breiten Schicht des deutschen Volkes ist.

Jahraus jahrein flutet ein ganzer Strom von Reichsdeutschen in die Schweiz, früher nur im Sommer, neuerdings, seit das Schneeschuhlaufen und Schlitteln üblich geworden, auch im Winter. Man sollte meinen, dieses Heer von Reichsdeutschen würde das Deutschtum der Schweizer stützen und stärken. Leider ist das durchaus nicht der Fall. Im Gegenteil, zu unserer tiefsten Beschämung, aber der Wahrheit zur Ehre, müssen wir es aussprechen, die reichsdeutschen Sommer- und Winterfrischler tragen geradezu dazu bei, der deutschen Schweiz ein welsches Gepräge zu geben. Die Reichsdeutschen, die sich eine Schweizerreise leisten können, gehören nämlich meistens zu den ausgesprochenen „Bildungsschwindlern", d. h. zu den Leuten, die ihre Bildung danach abschätzen, wie geläufig sie ihre Gedanken und Wünsche in einer oder womöglich in mehreren fremden Sprachen ausdrücken können. Wenn diese guten Leute in Zürich oder Bern französisch angeredet werden, eine französische Speisekarte oder Rechnung vorgelegt bekommen, so regt sich in ihnen nicht deutsche Galle ob der Zurücksetzung ihrer Sprache, sondern ein Lächeln befriedigter Eitelkeit huscht über ihr

Gesicht: hat doch der Kellner oder Beamte ihnen ihre „Bildung" angesehen und sie als Menschen der höheren Gattung behandelt. Ich habe waschechte Schweizer bitter darüber spotten hören, daß die Reichsdeutschen schon auf dem Baseler Bahnhof anfingen, ihre französischen Sprachkenntnisse auszukramen; daß die Reichsdeutschen mit tödlicher Regelmäßigkeit von Neufchâtel, Vevey, Delemont und Sion sprächen, statt wie sie, die Deutschschweizer, von Neuenburg, Vivis, Delsberg und Sitten; daß die Reichsdeutschen in der Schweiz stets in Francs und Centimes rechneten, statt in Franken und Rappen. Ja sogar Reichsdeutsche, die keine Schweizerreise machen, beteiligen sich oft genug an diesem Krieg gegen das schweizerische Deutschtum durch Versendung von französischen Anpreisungen und Geschäftspapieren in die deutsche Schweiz (!).

Der altelsässische Pfarrer Spieser*), derselbe, der das Kernwort vom „Bildungsschwindel" geprägt hat, sagt uns Altdeutschen die bittere Wahrheit, daß wir selber die allerwirkungsvollsten Verwelscher des Elsasses seien, weil wir, von den Statthaltern bis hinunter zu den Landjägern (amtlich „Gendarmen"), bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit unsere eigene Sprache hinter der französischen zurücksetzen. Wenn die Altdeutschen selber so ungeheuren Wert darauf legen, „ein gutes Französisch" zu sprechen, wenn sie dem Französischen auf den Mittelschulen und im Prüfungswesen eine Vorzugsstellung einräumen, die das Deutsche in Frankreich selbstverständlich niemals gehabt hat oder haben wird, dann müssen doch, so urteilt der Elsässer, die Franzosen recht haben mit ihrer Behauptung von der Minderwertigkeit alles Deutschen.

Jeder Reichsdeutsche sollte es sich zur Pflicht machen, in der Schweiz kein französisches Wort zu sprechen, solange er mit Deutsch durchkommen kann. In der deutschen Schweiz versteht sich die Möglichkeit von selbst. Aber selbst in der französischen Schweiz ist Deutsch durchaus gangbare Münze. Nicht als ob die Welschen so oft, so gern und so gut Deutsch lernten wie der Deutschschweizer Französisch. Das ist ganz und gar nicht der Fall. Aber wohl auf jedem Bahnhof, in jedem Postamt, namentlich aber in jedem Gasthof der welschen Schweiz wird man Angestellte finden, die sehr gut Deutsch können, weil sie vom Eigentümer bis zum Hausknecht Deutschschweizer oder Reichsdeutsche sind**).

In meinem Vorschlage, grundsätzlich nur deutsch zu sprechen, liegt für die Schweizer, selbst für die Welschen nicht die geringste Kränkung. Ja, man kann sogar ganz ruhig deutsche Rechnungen und Speisekarten, mindestens in der deutschen Schweiz, verlangen, am wirksamsten mit Berufung auf Unkenntnis des Französischen. Nur darf man nicht tadeln und am allerwenigsten schnauzen.

*) „Elsaß-Lothringen als Bundesstaat." Berlin 1908

**) Aber wie sollen es denn diejenigen machen, die gerade um Französisch zu lernen für einige Zeit in der (französischen) Schweiz Aufenthalt nehmen? Einer meiner Söhne befand sich in dieser Lage. Ich gab ihm folgende Wegleitung mit: Auf der Hin- und Rückreise zu Rad, wo du mit immer neuen Menschen in Berührung kommst, sprichst du deutsch, nur deutsch; sobald du in Prilly, dem Aufenthaltsort, angekommen bist, wo du es immer mit den nämlichen Leuten zu tun hast, sprichst du französisch.

Denn so empfindlich und reizbar, wie wir Reichsdeutsche in allem sind, was unsere eigene liebe Persönlichkeit angeht, genau so empfindlich ist der Schweizer überall da, wo er mit Recht oder Unrecht eine reichsdeutsche Einmischung in die Angelegenheiten seines Landes wittert. Und dann, wer selber im Glashause sitzt, soll nach andern nicht mit Steinen werfen: die schamlose Bevorzugung der französischen Sprache als der „vornehmeren" kann man in Stuttgarter und Berliner Gasthöfen ebensogut erleben wie in Zürich und Bern. Also alles mahnt uns: Fangen wir bei uns selber mit der Pflege reindeutscher Sprache, wahrhaft deutscher Gesinnung und Lebensführung an; dann folgt das andere, die Festhaltung der Deutschschweizer beim geistigen Deutschland, ganz von selbst nach.

Die deutschen Schiffahrtsabgaben und das Ausland

Durch die Vorabstimmung im Bundesrat über den preußischen Entwurf betreffs Wiedereinführung der Schiffahrtsabgaben ist diese bedeutsame Frage grundsätzlich entschieden worden, und zwar im Sinne Preußens. Alle Hoffnungen der Abgabengegner auf das Festbleiben von mindestens vier thüringischen Staaten, wodurch eine Verfassungsänderung unmöglich gewesen wäre, sind fehlgeschlagen. Nur die beiden Reuß haben im Verein mit Sachsen, Hessen und Baden, die durch die Schiffahrtsabgaben am meisten betroffenen Staaten, dem führenden Bruder im Reiche die Stirne geboten. Erst am 26. Januar ist Sachsen-Meiningen abgefallen, so daß die für Preußen günstige Stimmung also erst in zwölfter Stunde eingetreten ist.

Die wirtschaftlichen Nachteile dieses preußischen Sieges haben wir bereits in Nummer 6 erörtert, auf die innerpolitischen kommen wir gelegentlich noch zurück. Der Sieg Preußens scheint uns ein Pyrrhussieg des Reichsgedankens!

Aber die Einführung der Wasserzölle auf den bedeutsamsten schiffbaren Strömen berührt die reichsdeutschen Interessen nicht allein. Von der für Dreihunderttonnenkähne zugänglichen Elbstraße gehören 109 km österreichischen Landen an und die Mündungen des Rheins liegen im Königreiche der Niederlande. Somit ergibt sich also die Notwendigkeit, mit diesen beiden Staaten ein Einverständnis zu erzielen. Im Falle einer Oberrheinregulierung bis zum Bodensee wird auch eine Vereinbarung mit der Schweiz erforderlich. Als in den Flitterwochen des Deutschen Reichs die Abgabenfreiheit auf den deutschen Flüssen gewährleistet wurde, da sprach man von einer der größten Errungenschaften des internationalen Verkehrs und begrüßte die neue Maßnahme als

eins der segensreichsten Ergebnisse der eben vollzogenen deutschen Einheit. Und noch in einer im Dezember v. Js. von den Regierungen Badens und Sachsens dem Bundesrate überreichten Denkschrift wird die Abgabenfreiheit der deutschen Ströme als „ein Wahrzeichen der deutschen Einheit und als ein Bollwerk des guten Einvernehmens zwischen den deutschen Bundesstaaten" bezeichnet. Aber heute liegen die Verhältnisse so, daß das Reich in Wien und im Haag anklopfen und die betreffenden Regierungen um ihre Bereitwilligkeit zu Verhandlungen zwecks Wiedereinführung von Schiffahrtszöllen auf Elbe und Rhein bitten muß. Denn eine einseitige Lösung der Frage ohne Rücksicht auf bestehende Verträge mit ausländischen Staaten soll nach einer Erklärung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" nicht erfolgen. Am Tage vor dieser Veröffentlichung hatte der mährische Landtag eine Entschließung angenommen, in welcher die Regierung aufgefordert wird, unter keiner Bedingung die Aufhebung der freien, durch internationale Verträge gewährleisteten Elbschiffahrt zuzulassen und unter keinem Vorwande der Erhebung von Abgaben auf der Elbe zuzustimmen. Und in der bisweilen halbamtlichen Wiener „Sonntags- und Montagszeitung" konnte man kurz vorher lesen: „Wenn die deutsche Reichsregierung nur einen Augenblick vernünftigen Erwägungen zugänglich ist, dann wird sie erkennen, daß schon das Aufwerfen der Frage der Schiffahrtsabgaben in Österreich als ein Akt der höchsten Feindseligkeit empfunden wird und daß ein weiteres Fortschreiten auf diese Weise einen Riß durch die politische Interessengemeinschaft machen müßte, der nicht ausheilen könnte." Die stets offiziöse „Politische Korrespondenz" sagte sogar bei einer Besprechung der obenerwähnten deutschen Auslassung unzweideutig heraus, man habe es in Wien „übel empfunden", daß Preußen nicht zuvor bei Österreich angefragt habe, bevor es im Reiche selbst Schritte tat, um die Mehrheit im Bundesrate für seine Pläne zu sichern. Nun stehe Österreich vor einer schon im Zuge befindlichen Aktion und sei in die Zwangslage versetzt, entweder den Bundesgenossen zurückzuweisen oder eigene Lebensinteressen zu verletzen. Deutlicher kann kaum die Erbitterung Österreichs gegen den preußischen Bundesgenossen gezeichnet werden und zwischen den Zeilen ist zu lesen, daß der Minister des Äußern der öffentlichen Meinung geradezu ins Gesicht schlagen würde, wenn er nachgäbe. Daß sich der Standpunkt der österreichischen Regierung aber genau mit dem der öffentlichen Meinung deckt, hat der Handelsminister Weiskirchner bei einer Interpellation im Reichsrat am 4. März unzweideutig festgelegt, indem er jeden Zweifel darüber beseitigte, daß Österreich zu irgendwelchen Zugeständnissen, welche die volle Freiheit der Elbschiffahrt berühren, nicht zu haben sein werde. Auch habe Graf Aehrenthal bei seinem Besuche in Berlin dem Reichskanzler gegenüber diese Auffassung bereits vertreten. Aber die Stimmung in Holland ist nicht günstiger. Nachrichten aus verbürgten Quellen wußten neuerdings zu berichten, daß die niederländische Regierung jeden Versuch von Berlin aus, etwa im Haag oder an den holländischen Gesandten mit Unterhandlungen heranzutreten, ablehnen wird. Holland wird jede auf die Rhein-

schiffahrt bezügliche Änderung, also auch die Frage der Schiffahrtsabgaben, falls diese zur internationalen Verhandlung gebracht werden sollte, an die Internationale Rheinkommission verweisen. Angesichts dieser Umstände gewinnt die neuerlich wieder aufgegriffene Erzählung vom „Briefe des Deutschen Kaisers" ganz besondere Beachtung.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hat halbamtlich erklärt, daß eine „einseitige Lösung" der Frage über die Erhebung von Schiffahrtsabgaben nicht beabsichtigt sei und auch in der Begründung zu Artikel V des preußischen Gesetzentwurfs vom 13. März 1909 heißt es, daß den für Österreich und die Niederlande aus internationalen Vertragsbestimmungen hervorgehenden Rechten „selbstverständlich nicht vorgegriffen" werden solle. Die hier in Betracht kommenden Staatsverträge sind der Vertrag zwischen dem Norddeutschen Bunde und Österreich wegen Aufhebung des Elbzolles vom 22. Juni 1870 und die revidierte Rheinschiffahrtsakte vom 17. Oktober 1868. Soweit mit dem österreichischen und holländischen Standpunkt zu rechnen ist, stehen beide Abkommen der Einführung von Abgaben auf Elbe und Rhein entgegen (Laband, Piloty und O. Mayer). Diesen Standpunkt teilt auch die preußische Staatsregierung, da den Rechten dritter Staaten „selbstverständlich nicht vorgegriffen" werden soll. Nach der Gesetzwerdung des preußischen Entwurfs über die Schiffahrtsabgaben würde es also einer Änderung des gegenwärtigen durch die Verträge vom 22. Juni 1870 und 17. Oktober 1868 bedingten Rechtszustands bedürfen. Durch etwaige Kündigung seitens des Reichs können diese Verträge jedoch nicht abgeändert werden, wie nur Ullrich (Preußische Verkehrspolitik und Staatsfinanzen S. 72) fälschlich meint. Denn es handelt sich um politische, nicht aber um soziale Staatsverträge, die in beiden Fällen eine Kündigungsklausel nicht enthalten, also auf „ewige Zeiten" abgeschlossen sind und nur auf dem Wege bundesfreundlicher Verhandlungen abgeändert bezw. aufgehoben werden können. Besonders haben die Niederlande von jeher die Unkündbarkeit der Rheinschiffahrtsakte betont. So vor allem durch den Minister des Auswärtigen in der Sitzung der Zweiten Kammer vom 12. Dezember 1904, wenn er sagte: „Durch Annahme dieses Artikels (3 der Rheinschiffahrtsakte, welcher eine Abgabe auf dem Rhein und dessen Nebenflüssen verbietet) ist die Schiffahrt auf dem Rhein für alle Zeiten gegen die Möglichkeit einer Erhebung von Zöllen gesichert, so daß eine Veränderung in dem gegenwärtigen Zustand des Rheins nicht ohne Zustimmung von Holland stattfinden kann." Bezeichnend für die Stimmung in holländischen Abgeordnetenkreisen war, daß man in jener vorerwähnten Kammersitzung von den Zöllen als einem „Überbleibsel aus der Zeit der Raubritter" sprach, die nicht nur verderblich für Handel und Schiffahrt, sondern gleichzeitig ein zum Himmel schreiendes Unrecht seien. Eine amtliche Auslassung der österreichischen Erklärung über die Unkündbarkeit des Elbzollvertrages liegt allerdings noch nicht vor, erübrigt sich auch durch die einstimmige Ansicht der namhaftesten Staatsrechtsschriftsteller. In einer Auslassung der „Neuen Freien Presse" vom

11. Februar d. Js., die von einem früheren Eisenbahn-Generaldirektor stammt, wird die Unkündbarkeit jedoch mit Nachdruck betont, so daß also auf beiden Seiten Übereinstimmung darin besteht, daß der deutschen Reichsregierung gegenüber Österreich und den Niederlanden nur der Weg des gütlichen Übereinkommens bleibt.

Für eine Neuordnung des vertraglichen Zustandes zwischen dem Reich und den beiden in Betracht kommenden Nachbarstaaten ergeben sich nun zwei Möglichkeiten. Die erste Möglichkeit ist die, daß Österreich und Holland in der Gemeinschaft der Uferstaaten auf Grundlage der Bildung des Zweckverbands und der Stromkasse mit eintreten. Eine solche Regelung entspräche in vollkommenstem Maße den preußischen Wünschen.

Aber es ist nicht an den Eintritt Hollands in einen Zweckverband zu denken, da man hierin eine Einengung der staatlichen Selbständigkeit der Niederlande erblickt, eine Auffassung, die besonders in der Zweiten Kammer am 3. März v. Js. stark betont wurde (Handelingen der Staten-Generaal. 1908/09. S. 1676 ff.). Daß auch Österreich sich von dem Eintritt in einen Zweckverband unter allen Umständen fernhalten müsse, haben die dortigen Schiffahrtsvereine, allen voran der Elbeverein, die Handelskammern von Reichenberg und Wien, denen sich hinterher die meisten anderen österreichischen Handelskammern anschlossen, der Zentralverband der Industriellen Österreichs und ähnliche wirtschaftliche Körperschaften in ausführlichen Eingaben an die Regierung begründet. Einen besonders scharfen Standpunkt in dieser Angelegenheit haben die am Elbverkehr beteiligten Eisenbahnen in einer Denkschrift an das Ministerium eingenommen. Es bliebe somit nur der zweite Weg, und zwar der, daß Holland und Österreich einer Änderung der Dinge in dem Sinne zustimmen, daß Deutschland auf seinem Gebiete die Neuordnung dem Abgabengesetze entsprechend vornimmt, die beiden anderen Staaten dagegen auf ihren Gebieten freie Hand behalten. Ein derartiger Rechtszustand hat jedoch zur Voraussetzung, daß zwischen Deutschland und den beiden anderen Staaten je ein Handelsvertragsverhältnis besteht, welches die Gleichstellung der Ausländer mit den Inländern auch in eisenbahn- und stromtarifarischer Hinsicht ausspricht. Alle österreichischen und holländischen Schiffe müßten hiernach ebenso behandelt werden wie deutsche innerhalb der deutschen Reichsgrenzen, d. h. abgabenpflichtig sein, während die deutschen Fahrzeuge in Österreich und Holland einem Abgabenzwange nicht unterlägen. Aber auf Stromverbesserungen der niederländischen Strecken wird das Deutsche Reich durch diese zweite Weise keinerlei Einfluß erlangen. In dieser Richtung können nur Zweckverbände wirksam sein.

Österreich und die Niederlande sind heftige Gegner der Schiffahrtsabgaben, weil sie mit Recht darin eine Schädigung ihrer Volkswirtschaft sehen. Namentlich wird von den Interessenten des ersten Staates darauf hingewiesen, daß die Abgaben eine Ergänzung des deutschen Schutzzolles seien und zu einer Umgehung des Zoll- und Handelsbündnisses führen könnten. Man erinnert sich,

daß die preußischen Agrarier im Kampfe um das Wasserstraßengesetz vom 1. April 1905 die Einführung von Schiffahrtsabgaben verlangt haben, um die Durchfuhr des österreichischen Zuckers zu erschweren, und man sieht in den Schiffahrtsabgaben nur das erste Zeichen einer neuen, folgenschweren Verkehrspolitik, welche als letztes und eigentliches Ziel den Eisenbahn- und Schiffsverkehr dem Einflusse der Einzelstaaten Deutschlands ganz entziehen und der preußischen Handels- und Zollpolitik dienstbar machen will. Eine solche Politik wird für Österreichs Volkswirtschaft aber als höchst bedrohlich erachtet.

Die offene Elbe ist der einzige Strom, der in Österreich einen Schiffsverkehr aufzuweisen hat, welcher sich mit den reichsdeutschen Flüssen messen kann und hinter welchem der Donauverkehr, aber auch der Schiffsverkehr von Triest weit zurückbleiben. Der Gesamtverkehr auf der österreichischen Elbestrecke von Melnik bis zur böhmisch-sächsischen Landesgrenze, welcher im Jahre 1903 mit 4,22 Millionen Tonnen seine Höchstziffer erreichte, betrug im Durchschnitt der Jahre 1903 bis 1908 (für 1909 liegen die amtlichen Ziffern noch nicht vor) etwa 3,9 Millionen Tonnen. An diesem Verkehr war der Grenzverkehr bei Schandau mit durchschnittlich 3,66 Millionen Tonnen beteiligt. Die Landesgrenze passierten tal- und bergwärts über 22000 Schiffe das Jahr. Von diesem Grenzverkehr entfielen auf die Talfahrt, also auf die österreichische Ausfuhr, im Durchschnitt der Jahre 1903/08 rund 3,2 Millionen Tonnen und auf den Bergverkehr, also die österreichische Einfuhr, durchschnittlich 0,55 Millionen Tonnen. Demgegenüber betrug der Gesamtverkehr auf der Donau 1907 nur 0,45 Millionen Tonnen, also etwa ein Neuntel des Elbeverkehrs, und in Triest stellte sich 1906 der gesamte Umschlag auf nur 1,68 Millionen Tonnen, also kaum die Hälfte des Elbeverkehrs. An der österreichischen Ausfuhr im Elbeverkehr ist die böhmische Braunkohle mit 60 bis 70 Prozent beteiligt, Zucker, Melasse und Sirup mit 12 bis 14 Prozent, der Rest entfällt auf Braugerste, Hölzer, Steine, Petroleum und Glas. Wie fördernd diesem Verkehr die Abgabenfreiheit war, läßt sich daran ermessen, daß seit 1872 sich der Elbgrenzverkehr (Ausfuhr) verzehnfacht, die Einfuhr aber verzwanzigfacht hat. Und nun denke man sich diesen Verkehr mit Abgaben belastet. Ein mit Zucker von Aussig nach Hamburg schwimmender Kahn mit 600 Tonnen Ladung würde von der Landesgrenze bis Hamburg (620 km) den Betrag von 372 Mark an Schiffahrtsabgaben zu zahlen haben, und da der österreichische Zuckerexport über die Elbe etwa 350000 Tonnen das Jahr beträgt, würden rund 200000 Mark an Abgaben entrichtet werden müssen. Die Fracht der Kohle von Aussig nach Magdeburg würde pro Tonne eine Belastung von 37 Pfennig erfahren, das ist eine Verteuerung um 7 Prozent. Die Reichenberger Handelskammer hat in dem von ihr der Regierung erstatteten Gutachten ausgeführt, daß der österreichische Elbverkehr ohnehin hart um seine Existenz kämpft und keinerlei neuerliche Belastung vertragen könne. Die Gesamtbelastung wird in diesem Gutachten unter der Annahme von 0,07 Pfennig Abgaben für den Tonnenkilometer auf

eine Million Mark geschätzt. Die österreichischen Schiffe werden deshalb schwerer als die meisten deutschen getroffen, weil sie die größte Strecke bis zum offenen Meere (Hamburg) zu durchfahren haben, auch wenn nach neuerlichen, aber nicht amtlichen Meldungen der anfänglich vorgesehene einfache Entfernungstarif durch einen Staffeltarif ersetzt werden soll.

Für Hollands gegnerische Stellung zur deutschen Abgabenpolitik auf natürlichen Wasserstraßen sind zwei Faktoren ausschlaggebend. Einmal glaubt man, daß die holländischen Schiffer die Abgaben nicht tragen können, und zwar aus Gründen, die wir in unserer vorigen Abhandlung ausführlich dargelegt haben, weil sie in gleicher Weise auch für die Verhältnisse der deutschen Binnenschiffer gelten. In Holland überwiegen die Kleinschiffe, die ohnehin schwer zu kämpfen haben. Dann aber haben die Niederlande durchaus kein Interesse an einer Stromvertiefung. Für die kleinen Kähne reichen die heutigen Verhältnisse vollkommen aus. Je größere Schiffe aber vom Meere aus den Rhein hinauffahren können, desto geringer wird der Umschlagsverkehr Rotterdams.

Man weiß in Holland sehr gut, daß die Stadt Köln seit langem dem Plane nachjagt, ihren Hafen zum Seehafen zu machen, was nach einer weiteren Rheinregulierung auch kommen wird. Jede Erschwerung des holländischen Schiffsgewerbes vergrößert den Aktionsradius der Mittelmeerhäfen, namentlich von Genua und Triest, deren Regierungen heute schon alle Anstrengungen machen, das Hinterland dieser Häfen zu erweitern. Die Eröffnung der Simplonbahn hat ohnehin schon eine starke Verschiebung der Wettbewerbsgrenze auf Kosten der Holländer zur Folge gehabt, während sich anderseits die vorübergehende Verkehrsstörung auf den italienischen Eisenbahnen im Sommer 1904 durch einen erhöhten Verkehr von Rotterdam sehr bemerkbar machte. Ob Holland durch weitere Tarifermäßigungen auf seinen Eisenbahnen den Abbruch des Verkehrs seiner Seehäfen wettmachen kann, erscheint angesichts der von Frankreich und Belgien in gleicher Richtung befolgten Politik doch sehr unwahrscheinlich.

6)

Im Kampf gegen die Übermacht

Roman von Bernt Lie

Berechtigte Überſetzung von Mathilde Mann

Er ward zum erſtenmal ſo ärgerlich, daß er ſie ſtehen ließ. Er machte Kehrt und ging nach Hauſe, geradewegs in ſeine Studierſtube.

Beim Abendbrot war er ſtumm und begab ſich gleich wieder auf ſein Zimmer hinauf. In erregten Gedanken wanderte er dort auf und nieder. Allen Ernſtes faßte er den Entſchluß, ſein Verhältnis zu Jungfer Thorborg ſonnenklar zu legen, ſich offen und ehrlich loszuſagen von all ihrem Leichtſinn und ihren frivolen Anſchauungen über die ernſteſten Dinge im Leben, — die anzuhören und ſogar ſcheinbar zu billigen er ſich aus Feigheit und Schlaffheit hatte verlocken laſſen ...

Zur Schlafenzeit hörte er ſie in ihre Kammer kommen. Er ſetzte ſich hin, nahm Feder und Tinte und fing an, niederzuſchreiben — ſo wie eine Predigt —, was er ihr ſagen wollte. Es war das Richtigſte, ſich von vornherein klar darüber zu ſein, denn es war nicht leicht, mit ihr zu diskutieren. Vielleicht würde es geraten ſein, ihr das Ganze als Brief zukommen zu laſſen; er konnte ihn für ſie hinterlaſſen, wenn er morgen nach Sandövär fuhr ...

Da knarrte — in der nächtlichen Stille — ſeine Stubentür. Er zuckte zuſammen, ſo daß ſich die Kopfhaut unter den Haarwurzeln ſchrumpfte.

Thorborg ſteckte den Kopf herein.

„Erlauben Sie?“

Er erhob ſich und ging ihr entgegen — ganz verwirrt ...

„Liebe Jungfer — bitte ſchön ...“

Sie glitt haſtig und lautlos an ihm vorüber und ſetzte ſich in den Lehnſtuhl am Tiſch. Sie war in einen Radmantel gehüllt, den ſie unter dem Kinn zuſammenhielt.

„Ich finde keine Ruhe, ehe ich Ihnen eins geſagt habe,“ begann ſie flehentlich. „Ich will Sie auch nicht lange ſtören.“

Er ſetzte ſich ihr gegenüber an den Tiſch.

„Wenn Sie etwas auf dem Herzen haben, Jungfer Thorborg, ſo wiſſen Sie ja, daß ich Sie gern anhöre!“

Sie ſaß eine Weile ſchweigend da, mit geſchloſſenen Augen. Endlich ſah ſie zu ihm auf und flüſterte:

„Hat Ihnen irgend jemand erzählt, wer ich bin?“

„Wer — Sie — ſind?“

„Was für eine Art Menſch ich bin — meiner Geburt nach?“

„Soweit ich mich entſinnen kann, hat mir niemand etwas über Sie erzählt,“ ſagte er in höchſter Verwunderung.

„Ach nein, dann würden Sie nicht so zu mir gesprochen haben, wie Sie es taten ... Das konnte ich mir ja denken. Aber ich mußte Sie doch danach fragen."

Sie richtete sich im Stuhl auf und sagte gedämpft, aber stark:

„Ich bin das, was man mit einer schonenden Bezeichnung ein Kind der Liebe nennt, Herr Pastor. Meine Mutter, Karen Steenbuk, ist niemals verheiratet gewesen. Ich habe meinen Fuß nicht über die Schwelle hier in Storslet gesetzt, ehe meine Großmutter, die alte Madame Steenbuk, tot und begraben war. Denn sie urteilte ebenso wie Sie, und ihre Tochter, meine Mutter, führte ein elendes Leben draußen in den Schären bei einer Fischerfamilie, bis zu ihrer Todesstunde verflucht von der eigenen Mutter ..."

Das Weinen überwältigte sie auf einmal, so daß sie innehalten mußte.

Sören Römer hatte sich erhoben. Er ging auf sie zu, unschlüssig, unglücklich ...

„Liebe Jungfer Thorborg," sagte er, „dies — ich ahnte ja nichts davon ..." Er ergriff ihre Hand, die aus dem Mantel hervorguckte, und streichelte sie sanft.

„Ich wollte nur, daß Sie mir verzeihen möchten, daß ich heute so heftig und abscheulich gegen Sie war," sagte sie, ohne aufzusehen.

„Ich bin ein Tor gewesen und habe Ihnen Schmerz bereitet durch meine unüberlegte Rede. So kurzsichtig sind wir Menschen, so wenig vorsichtig mit unsern Worten und unsern Urteilen. Ich kann Sie nicht genug aus meinem innersten Herzen bitten, mir zu verzeihen!"

Er ließ ihre Hand sinken und setzte sich wieder in seinen Stuhl.

„Ich bin weit davon entfernt — das müssen Sie wissen — eine Frau zu verurteilen — ohne Kenntnis zu haben von ... ja — und doch noch viel weniger Sie, das unglückliche Kind ..."

Er suchte nach Worten und tastete weiter.

Und Thorborg hob ihre dunklen Augen zu ihm empor, während er in seiner großen Anstrengung dasaß. Und allmählich steigerte sich der Glanz in ihrem Blick, in dem noch die Tränen blitzten. Als er schwieg und sie ansah, mußte er seine Augen vor dem Feuer in den ihren niederschlagen.

Es folgte ein langes Schweigen.

Da schauerte sie zusammen, als friere sie, hüllte sich fest in den Mantel und stand auf.

„Ja, — dann sind Sie also nicht mehr böse auf mich?"

„Ach — ich muß ja um Verzeihung bitten," sagte er, indem er sich erhob.

Noch eine Weile blieb sie vor ihm stehen. Dann ging sie langsam auf die Tür zu. Hier wandte sie sich um und lächelte ihm zu. Und blieb stehen.

„Ja — dann — ist da also nichts weiter ..."

„Sie sind nicht böse auf mich, Jungfer?"

„Ich? — Sehe ich so aus, als wenn ich böse auf Sie wäre?" fragte sie mit einer gedämpften Heiterkeit. Sie stand noch immer da. Und ihre Augen flammten.

„Nun, dann gute Nacht, Herr Pastor!" sagte sie auf einmal und verschwand mit einem kurzen Auflachen durch die Tür ...

— —

In der Frühe des nächsten Morgens fuhr er mit einem Boot nach Sandövär hinaus. Und während der langen Fahrt schweiften seine Gedanken wieder und wieder von dem Predigttext des morgenden Tages zu der nächtlichen Unterhaltung ab.

Und ein eigentümlicher Zufall wollte es, daß, als er am Abend allein mit Madame Dankert in dem Wohnzimmer in Sandövär saß — Herr Dankert selbst und seine Söhne waren von der großen Sonnabend-Geschäftigkeit in Kontor und

Laden in Anspruch genommen — sie gerade das Gespräch auf Jungfer Thorborg hinführte.

Sie fing ganz freundlich und vorsichtig an. Lobte Thorborgs Tüchtigkeit, die dem Schwager und der Schwägerin auf Storslet sehr zustatten komme. Es sei ja keine Tochter dort im Hause! Aber auf der andern Seite sei es ja arg genug, daß sie den ältesten Sohn von Hause fernhalte ... Also das wußte der Herr Pastor nicht? Ja, so verhielt es sich in der Tat. Der junge Kornelius Steenbuk war um Thorborgs willen aus seinem Elternhause geflohen — ja, so konnte man es wohl bezeichnen. Sie habe ihn ganz behext, — ja, der Herr Pfarrer habe auch wohl schon beachtet, wie sie hinter einem Mann her sein könne ... Und selbstredend wollte Herr Willatz seinen Sohn nicht mit so einer wie Thorborg verheiratet sehen, — es gebe doch auch eine Grenze für Güte und Gutmütigkeit ... Warum nicht mit Thorborg? Wußte denn der Herr Pastor nicht ..., daß sie der Kummer und die Schande der Familie war? Daß ihre Mutter, Karen Steenbuk, sie in unverehelichtem Stande geboren habe, — daß Thorborg mit andern Worten ein uneheliches Kind war? Karen Steenbuks unseliger Sündenfall hatte Unglück genug zur Folge gehabt! Der Vater war ein ganz gewöhnlicher Finnländer der zufällig nach Storslet kam und einen Winter dort blieb, weil er sich dort nützlich machen konnte, geschickt, wie er war, als Uhrmacher, Klavierstimmer und alles mögliche andre. Eigentlich war er Kunstschmied und hatte als Geselle in den deutschen Landen gewandert. Johan Bayabo hieß er. Und ein schöner Bursche war er, das ließ sich nicht leugnen. Von diesem Menschen ließ Karen Steenbuk sich in ihrer Jugend und Torheit verführen.

Aber das konnte man getrost sagen, seit jener Zeit hatte es ein Ende mit dem Glück und der Zufriedenheit auf Storslet. Als die alte Madame Steenbuk ungefähr gleichzeitig mit Karen starb, hätte ja alles wieder gut werden können. Aber da beredete Madame Willatz ihren Mann, die Dummheit zu begehen und das Kind zu sich ins Haus zu nehmen. Ohne auf die Ratschläge verständiger Leute zu achten, die sie vor dem Blute warnten, aus dem das Kind entsprossen war. Natürlich gab es auch Leute genug, die Willatz und seine Frau in hohen Tönen priesen, weil sie das Kind zu sich nahmen. Aber das weiß ja ein jeder: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Und in Storslet hatten sie sich selbst eine Rute gebunden. Kornelius weilte in der Fremde, und Thorberg trieb ihr Unwesen, so daß es für Christenmenschen eine Schande anzusehen war ...

Und indem sie einen dicken Strich unter ihre Worte setzte, schloß Madame Dankert und rollte ihren Strickstrumpf zusammen:

„Ich hielt es für meine Pflicht, Herr Pastor, Ihnen dies zu sagen, — da man es auf Storslet für passend befunden hat, die Sache mit Stillschweigen zu übergehen. Es ist schon soviel Trauriges und Verkehrtes zwischen Menschen passiert, was sehr wohl hätte vermieden werden können, wenn einem nur jemand zur rechten Zeit redlich Bescheid gesagt hätte! — — — — — — — — — — —

— —

Auf dem Heimwege lag er im Achtersteven des Bootes unter der warmen Felldecke und schämte sich.

Wort für Wort rief er sich in der Erinnerung Madame Dankerts lange Rede zurück. Wort für Wort schnitt ihm in das Gewissen ein, daß er ihr nicht widersprochen hatte — ihr nicht das Verwerfliche und Sündhafte vorgehalten hatte, dessen sie sich schuldig machte, indem sie auf diese Weise schlecht von ihren Nächsten sprach!

Und doch hatte ihm Thorborg selbst ein offnes Geständnis darüber abgelegt, wie es mit ihrer Herkunft beschaffen war! Er, der vor allen andern Herrn Willatz und seine Frau bewunderte und pries, weil sie das Vergehen der Schwester mit Verzeihung und Versöhnung verdeckt hatten . . .!

Er schämte sich. Und er dachte daran, wie ihn Thorborg wieder und wieder ermuntert hatte, ein Mann zu sein, mutig und furchtlos — ein Geistlicher, der die Zuchtrute des Herrn über Boshaftigkeit und Verleumdung schwang . . .

Er hatte das arme junge Mädchen verraten, das einen so preisgegebenen Platz unter ihren Mitmenschen und ihren Verwandten einnahm. Jetzt war ihm Gelegenheit gegeben, ihre Sache zu vertreten, ihr alle ihre treue Hilfe, alle ihre nützlichen Ratschläge zu vergelten . . . und er hatte es aus Feigheit versäumt.

Sie hatte recht: Er war kein mutiger Mann, kein furchtloser Diener des Herrn. Sie zu tadeln und ihr Vorwürfe zu machen, ihr, dem wehrlosen jungen Mädchen, — ja, dazu hatte er den Mut.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Während der Tage, die nun folgten, war die ganze Familie auf Storslet in heller Verwunderung über den Pfarrer. Es war, als habe er eine Schale abgeworfen; er war mitteilsam und munter wie nie zuvor, bemühte sich mit Eifer um das Wohlwollen und die Freundschaft jedes einzelnen, — ja, es war, als wolle er bei ihnen allen den Gedanken auslöschen, daß er sich unter ihnen nicht wohl fühlte.

Er besuchte Herrn Willatz auf dem Kontor und fragte ihn in vielen Dingen um Rat, und zwar mit einem Vertrauen, wie er es ihm früher nicht gezeigt hatte. Des Nachmittags blieb er lange im Wohnzimmer sitzen und plauderte mit den Frauen, und des Abends las er vor, während Herr Willatz seine Pfeife rauchte und die Damen mit ihrer Handarbeit dasaßen.

Mit Thorborg machte er lange Spaziergänge, wenn es sich so traf.

Auf diesen Wanderungen wurde nie mit einem Worte erwähnt, was sie ihm in jener Nacht über sich selbst anvertraut hatte. Aber sein Benehmen ihr gegenüber war so warm und so milde, daß sie sehr wohl seinen innigen Wunsch verstand, die Erinnerung bei ihr an das auszulöschen, wodurch er sie früher gekränkt und verletzt hatte.

Trotz und Härte schmolzen in Thorborg, und ihre Unterhaltungen waren friedlich und freundschaftlich, ohne Streit — in Ernst und in heiterem Scherz.

Und doch glaubte er zuweilen eine gewisse Unruhe und Verstimmtheit bei ihr zu bemerken. Es war oft, als wolle sie mit etwas herausplatzen; aber sie schwieg oder sprach von etwas anderm . . . Es war wohl nichts, was ihn selbst betraf; denn sie gab ihm unvorbehalten ihre Freude und ihre Dankbarkeit zu erkennen, wie sie auch darüber scherzte und lachte, daß er ja anfange „Mensch zu werden"!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Er erhielt ein Schreiben von dem Bischof mit einer Reihe von Fragen über die Ordnung des Schulwesens in seiner Gemeinde. Diese Fragen waren zum Teil so geformt, daß sie ihn zwangen, in seiner Antwort seine theologische Stellung zu gewissen Streitfragen innerhalb der Kirche zu bekennen. Und er ergriff die Gelegenheit mit Freuden; denn vom ersten Augenblick an hatte er sein Verhältnis zu dem Bischof als unwahr und ohne Klarheit empfunden, da er keine Gelegenheit gehabt hatte, sich in irgendeiner Form offen als den ausgesprochenen Gegner Seiner Hochwürden in wesentlichen Punkten des Glaubens und der Lehre zu erklären.

Wie das seine Gewohnheit war, sprach er sich Jungfer Thorborg gegenüber auf ihrem Abendspaziergang hierüber aus.

Er verbreitete sich über die streitenden Richtungen, über den Unterschied in der Grundanschauung zwischen dem Bischof und ihm.

Erst als sie sich dem Gehöft auf dem Rückwege wieder näherten, wurde er aufmerksam darauf, daß sie ihm nicht recht folgte. Unruhig und geistesabwesend ging sie neben ihm her.

„Ich bin kein galanter Kavalier für Sie," lächelte er. „Ich hätte mir ja denken können, daß diese Sachen Sie nur wenig zu interessieren vermögen!"

„Nein, nein! Sagen Sie das nicht! Ich höre ja so gern ... Sie wissen doch, wie dankbar ich für alles bin, was mich unwissendes Frauenzimmer zu lehren Sie die Güte haben ..."

An diesem Abend blieb er noch lange auf seinem Zimmer sitzen. Er arbeitete einen Entwurf zu dem Brief an den Bischof aus. Stundenlang wanderte er in Gedanken versunken im Zimmer auf und nieder; setzte sich hin und schrieb, stand wieder auf und wanderte.

Und es war bereits über Mitternacht.

Er saß über eine viel umstrittene Stelle bei Paulus gebeugt, als ein leises Pochen an seiner Tür hörbar wurde.

Geräuschlos stand er auf, ging hin und öffnete.

Draußen stand Jungfer Thorborg, wie in jener Nacht neulich in ihren Mantel gehüllt. Sie sah ihn fragend an. Und als er lächelte, glitt sie hinein. Wie das erstemal nahm sie in dem großen Lehnstuhl Platz.

„Ich höre Sie hier drinnen gehen und denken und denken. Und da dachte und dachte ich mit. Und nun komme ich, um Ihnen zu sagen, daß Sie ein Ende machen und zu Bett gehen sollen. Es ist nicht gut für einen Menschen, so bis tief in die Nacht hinein wach zu sein." Sie sprach in flüsterndem Ton und sah ihn mit mütterlicher Miene an.

„Es tut mir leid, daß ich Sie wach gehalten habe ..."

„Das braucht Ihnen nicht leid zu tun — es ist nur, daß, solange ich Sie höre und weiß, daß Sie grübeln und denken — da denke auch ich ... daß ich hineingehen und Sie ansehen muß ..."

„Die friedlichen nächtlichen Stunden sind so gut für die Gedanken!" sagte er. Er stand vor ihr am Tische.

„Ja — für den, der nur gute Gedanken hat!" sagte sie.

Nach einem kurzen Schweigen sah er sie an:

„In der letzten Zeit bedrückt Ihren Sinn etwas!"

„Ja!" sagte sie und senkte den Kopf. Dann sah sie wieder auf und sagte: „Es hat doch jemand häßlich von mir zu Ihnen geredet, Herr Pastor!"

„Wie kommen Sie nur darauf?" fragte er und errötete.

Sie beugte sich vor und lächelte.

„Ja," sagte sie, „weil Sie so von Herzen gut und freundlich gegen mich sind!"

„Ich verstehe wirklich nicht, daß das ..."

„Aber ich verstehe es, Herr Pastor. Irgend jemand hat mit häßlichen Worten von mir zu Ihnen geredet. Und ich kann mir auch denken, wer es gewesen ist. Draußen bei Oheim Dankerts hat man Ihnen von der sündhaften Schwester Karen erzählt — und von der tollen Thorborg ..."

„Sie können mir glauben, Jungfer Thorborg, daß ich mein Ohr und mein Herz nicht mit Klatsch und Verleumdungen fülle."

„Haben Sie Dank! Das habe ich auch gemerkt."

Er setzte sich, und nun schwiegen sie beide lange.

„Herr Pastor!“ sagte sie endlich, ohne ihn anzusehen, „wie würde Ihre Mutter über — über meine Mutter geurteilt haben?“

„Es verwundert mich sehr, daß Sie mich danach fragen,“ sagte er, „denn seit jener Nacht, als Sie mir von Ihrer unglücklichen Mutter erzählten, habe ich so viel wie nie zuvor über diese Dinge nachgedacht, von denen Sie und ich in der letzten Zeit so viel gesprochen haben. Und ich habe mir ganz dieselbe Frage gestellt: Wie würde meine Mutter geurteilt haben?“

Er hielt einen Augenblick inne. Dann fuhr er fort:

„Und meine Mutter hat mir geantwortet. So wie sie immer antwortet: Indem sie mich auf das Wort des Herrn verweist: ‚Wer viel geliebt hat, dem wird viel vergeben werden,‘ sagt der Herr.“

In der tiefen Stille saß sie da und sah ihn an. Die Lichter im Kandelaber schimmerten in ihren großen Augen.

Er stand leise auf und begann vor ihr auf dem Teppich auf und nieder zu gehen.

„Ich schulde Ihnen so viel, Jungfer Thorborg. Ich schulde Ihnen jetzt in den letzten Tagen auch dies, daß Sie mich dahin gebracht haben, diese Frage eingehender zu erwägen, als ich es bisher getan habe. Und meine Augen sind für große und wichtige Dinge unter den Menschen geöffnet worden, die zu kennen eines Geistlichen und Seelsorgers Pflicht ist. Weit entfernt, daß Sie und ich in diesem Punkt einig sind. Sie haben Ihrerseits eine viel zu lose und oberflächliche Auffassung. Aber ich gestehe, daß ich in der Finsternis tappte, daß ich sprach wie ein Blinder. Ich habe in dem Wort des Herrn gelesen. Und da ist ein wunderlich Ding zu sehen: Es scheint, als habe der Meister einen außerordentlich freundlichen Blick, eine besondere Verzeihung für die Liebe unter den Menschen, selbst wo sie sündigt. Mit ganz neuen Augen las ich jetzt die schöne Erzählung von der Frau, die beim Ehebruch ertappt war und die von den Pharisäern zu ihm geführt wurde. Und er sagte zu ihnen: ‚Wer von euch ohne Fehl ist, der werfe den ersten Stein auf sie!‘ Und er schwieg und beugte sich nieder und schrieb in den Sand. Und sie schlichen davon, einer nach dem andern. ‚Von dem Ältesten bis zu dem Jüngsten‘, steht da. Und als er wieder aufsah, war er allein mit dem Weibe. ‚Hat dich niemand gerichtet?‘ fragte er. Und sie antwortete: ‚Niemand, Herr!‘ Da sagte Jesus: ‚Auch ich richte dich nicht. Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr!‘“

Sören Römer schwieg. Seine Schritte klangen gedämpft auf dem weichen Teppich.

„Er, der Reinste, der Erhabenste,“ sagte er endlich wieder, „aber dessen Gottesauge aufgetan war für alles Wesen der Sünde — er richtete nicht. Und ich beuge mein Haupt und erkenne, daß sich hier eine Gerechtigkeit offenbart, die über meinen Verstand geht. Alle Liebe stammt von Gott. Daher kann Gott sie wohl nicht verurteilen. Selbst wenn sie uns zur Sünde wider seine Gebote verleitet. Die Macht der Liebe über die Menschen ist gewaltig. Und die Menschen sind gebrechlich und schwach. Sie waren mir gegenüber im Recht, Jungfer, als Sie mir sagten, ich könne nicht richten, da ich selber die Liebe nicht kenne. Vielleicht kommt sie auch einmal zu mir. Und da werde ich klüger werden.“

Er schwieg wieder und ging lange auf und nieder. Dann blieb er stehen und sah sie lächelnd an:

„Aber es ist schon spät in der Nacht —!“

Er sah nach seiner Uhr.

Thorborg zuckte zusammen, als sei sie aus einem Traum erwacht. Sie erhob sich und ging langsam auf die Tür zu.

„Gute Nacht!" rief er ihr nach.

Sie wandte sich um. Dann trat sie einen Schritt vor und breitete die beiden nackten Arme aus; der Mantel fiel herab; über die Schulter glitt das Hemd herab und entblößte ihren Hals und die eine Brust. Hochaufgerichtet mit strahlenden Augen stand sie ihm gegenüber.

„Küß' mich!" flüsterte sie.

Sören Römer schwankte hintenüber. Das Blut strömte ihm zu Kopf, er wollte sprechen, aber seine Kehle war wie zusammengeschnürt. Eine Sekunde starrte er sie an, dann wandte er sich ab und streckte beide Hände abwehrend nach ihr aus.

„Ich schenke Ihnen Liebe, Pastor!" sagte sie.

„Gehen Sie!" flüsterte er heiser. „Gehen Sie sofort auf Ihr Zimmer!"

Sie blieb noch einen Augenblick stehen; dann erlosch der Glanz, der sie umstrahlte, sie beugte sich herab und hüllte sich in den Mantel. Und mit demselben kurzen Auflachen glitt sie lautlos zur Tür hinaus.

Sören Römer blieb mitten im Zimmer stehen.

Er hatte ein Gefühl, als sei er in einen Abgrund gestürzt.

So hatte sie von ihm denken können —!

Und zu dieser Person hatte er von seiner Mutter geredet!

Er hörte sie im Zimmer nebenan. Und schnell nahm er den Kandelaber und ging in seinen Alkoven, dessen Tür er schloß. Wie im Fieber entkleidete er sich und ging zu Bett. Aber die Gedanken stürmten in seinem Kopf.

Das also war Jungfer Thorborg! Und an der Seite dieses Weibes war er jetzt ein ganzes Jahr dahingegangen — ohne Ahnung, wer sie war, und was sie in ihrem Wesen barg!

Bis sie sich jetzt entschleiert hatte!

Und der umhüllende, betrügerische Mantel von ihr fiel — und sie vor ihm stand, schamlos, entblößt ... die Arme — die Brust — der starke, schlanke Hals — die nackte Haut, die goldig schimmerte — die Augen in Glut —

Ein Schmerz durchzuckte seine Seele, ein Messerstich aus Abscheu, und er preßte die Arme um seinen Kopf; der brannte und hämmerte —: Sein Gedanke verweilte mit betrügerischem Wohlbehagen bei ihrem schönen Körper, fühlte sich mit sonderbarer, verführerischer Macht hingezogen zu dieser Weiblichkeit, die er nie zuvor in seinem Leben gesehen hatte. Und er verscheuchte das Bild voller Angst.

Aber er fand keinen Frieden. Sobald er sich seinem Zorn und Kummer, seiner bittern, jähen Enttäuschung hingab, tauchte wieder und wieder das Bild auf ... brennend heiß und stöhnend wand er sich in seiner Not.

Es war bereits gegen Morgen, als er, ohne ein Auge geschlossen zu haben, aufstand und sich ankleidete. Er schlich hinab und aus dem Hause hinaus. Mit Sturmesschritten ging er hinüber nach den Fischbergen. Bis er zum Umsinken ermattet war. Dann kehrte er in sein Bett zurück und schlief.

* * *

Als er am nächsten Tage hinunterkam, war das Frühstück schon lange beendet.

„Wir waren ganz besorgt, daß der Herr Pfarrer am Ende krank geworden sei!" sagte Madame Steenbuk. „Aber dann kam Thorborg und beruhigte uns und sagte, sie sei oben gewesen und habe den Herrn Pfarrer so schön schnarchen hören. Sie wußte auch zu berichten, daß der Herr Pastor über Nacht so unverständig lange aufgewesen sei!"

Er entschuldigte sich; er habe einen Brief an den Herrn Bischof zu schreiben ...

„Wenn nun nur der Kaffee nicht schlecht geworden ist!" sagte Madame Steenbuk und ging hinaus.

Nach einer Weile kam Jungfer Thorborg mit dem Kaffee.
„Guten Morgen!“ sagte sie munter.
Er wurde dunkelrot.
„Guten Morgen,“ sagte er fast unhörbar heiser.
Sie schenkte ihm ein und stellte die Kaffeekanne auf das Kohlenbecken.
„Joseph!“ rief sie ihm zu und lief zur Tür hinaus.
Der Tag verging und andere Tage folgten.
Und es war eine böse Zeit für Sören Römer.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 13. März 1910.

(Der Kampf um die Wahlrechtsreform. Die fortschrittliche Volkspartei. Wahlrechtsspaziergänge. Die Brüder Mannesmann.)

Was auch die Fehler des preußischen Abgeordnetenhauses sein mögen, es arbeitet jedenfalls rasch und sicher und vertut nicht die Zeit mit überflüssigen Reden. Schon ist man mit der zweiten Lesung der Wahlrechtsvorlage im Plenum beinahe fertig. Freilich kann man darüber keine reine Freude empfinden, denn trotz der schnellen und dabei keineswegs ungründlichen Durchberatung der Vorlage ist die allgemeine politische Lage zum Teil noch ungeklärt; soweit sie aber geklärt ist, sehr schwierig und unerquicklich. Für den oberflächlichen und unkundigen Beobachter zwar liegt alles außerordentlich einfach. Für die Beschlüsse der Kommission ist eine Mehrheit auch im Plenum vorhanden; diese Mehrheit, bestehend aus Konservativen, Freikonservativen und Zentrum, hat also tatsächlich ein neues Wahlgesetz geschaffen, und die Regierung brauchte nur zuzugreifen, wenn es ihr auf weiter nichts ankäme, als ihres Versprechens hinsichtlich einer Revision des Wahlrechts los und ledig zu sein. Aber eine weiterblickende Regierung kann sich auf diesen bequemen Standpunkt unmöglich stellen, wenn sie nicht die Übelstände, mit denen wir gegenwärtig zu kämpfen haben, außerordentlich verschärfen will. Bis jetzt hat die Regierung unzweifelhaft den Willen gehabt, den Riß zwischen Konservativen und Liberalen, den die Reichsfinanzreform geschaffen hat, zu überbrücken. Ob sie zur Verwirklichung dieser Absicht seit dem vergangenen Sommer immer die richtigen Mittel gewählt hat, ist dabei wieder eine Frage für sich, die wir hier nicht erörtern wollen. Aber die Absicht, über den Parteien zu stehen und zwischen den Gegensätzen zu vermitteln, war vorhanden. Wenn jedoch das Ergebnis der zweiten Lesung der Wahlrechtsvorlage die Zustimmung der Regierung findet, dann wird im Lande niemand mehr an die soeben bezeichnete Absicht oder gar an die Selbständigkeit der Regierung glauben. Und mag eine solche Erfahrung hier Schmerz und dort Freude erregen, zum Segen kann sie unsrer politischen Entwicklung in keinem Falle gereichen. Es handelt sich hier um Erwägungen, bei denen nicht die eindringende Sachkenntnis des eingeweihten Fachmanns den letzten Ausschlag gibt — wie das selbstverständlich bei vielen Fragen

der Gesetzgebung geschehen muß —, sondern der Eindruck, den der schlichte Staatsbürger aller Berufskreise von der Vertrauenswürdigkeit und Gerechtigkeit der Regierung gewinnt. Es gibt gewisse Situationen, in denen weder Menschen- noch Engelszungen bestimmte Eindrücke zu verwischen imstande sind, — Eindrücke, die mit derselben Sicherheit den Volkskörper beherrschen, wie im menschlichen Körper auf gewisse Nervenreize die sogenannten Reflexbewegungen folgen, die weder vernünftig noch zweckmäßig zu sein brauchen, ja überhaupt einem von der Logik geleiteten Willen nicht unterworfen sind.

Man mache sich unter diesem Gesichtspunkt klar, wie sich das Bild der politischen Geschehnisse einem nicht gerade auf eine bestimmte Parteileitung eingeschworenen Bürger darstellen muß. Zuerst die Reichsfinanzreform. In einer Zeit, in der unter dem Aufatmen aller Nationalgesinnten Konservative und Liberale, ohne die Eigenart ihrer Überzeugungen aufzugeben, an wichtigen Aufgaben der Gesetzgebung einträchtig zusammenarbeiten, bringt die Reichsregierung eine sorgfältig durchdachte Vorlage zur Beseitigung der ungesunden Finanzwirtschaft des Reichs ein. Diese Vorlage scheitert, und nun ergreifen Konservative und Zentrum nach Zertrümmerung des Blocks und Sturz des Reichskanzlers die Gelegenheit, um die Reichsfinanzreform nach ihrem Sinne zu gestalten. Unter dem Unwillen der Mehrheit des deutschen Volks nehmen die verbündeten Regierungen notgedrungen das Werk der neuen Reichtagsmehrheit an. Wenige Monate vergehen, in denen die Wunden, die dieser innere Streit geschlagen hat, zum größten Teil noch offen geblieben, zu einem Teil sogar noch vertieft worden sind. Und nun wiederholt sich derselbe Vorgang in Preußen. Die preußische Regierung bringt eine Vorlage ein, die man dürftig, mangelhaft und engherzig nennen konnte, die aber doch die Absicht ausdrücken sollte, den Staat nicht nach dem ausschließlichen Willen der Konservativen und des Zentrums zu regieren. Und wieder mündet die Sache dahin aus, daß dieselbe Mehrheit, die im Reichstage die Finanzreform verschandelt und die Notlage der verbündeten Regierungen ausgenutzt hat, auch jetzt die Regierungsvorlage bis zur Unkenntlichkeit verändern will und eine der grundlegenden Einrichtungen des Staats nach ihrem Willen zu gestalten sucht. Diesmal nur mit dem Unterschied, daß von einer Notlage des Staats nicht die Rede sein kann. So würde sich der Eindruck dieser Politik dem Lande darstellen, wenn die Regierung dem Ergebnis der zweiten Lesung zustimmte. Derselbe Eindruck würde auch da entstehen, wo man sich dieses Ergebnisses freuen würde. Denn was zuletzt auch bei den Siegern haften bliebe, würde doch nur der Eindruck sein: Mit dieser Regierung können wir alles machen, was wir wollen. Die einzelnen Bestimmungen der Wahlrechtsvorlage verschwinden in ihrer Bedeutung gegenüber der allgemein politischen Wirkung, die in dem gedachten Falle nur in der Überzeugung von der Schwäche der Regierung bestehen würde. Das ist aber ein viel zu teurer Preis für die Wahlrechtsreform; so viel ist diese Reform, die weder auf der rechten noch auf der linken Seite Freude macht, nicht wert. Denn man muß bedenken, daß die Frage in der nächsten Zeit doch nicht zur Ruhe kommt; erst recht nicht, wenn die durch den konservativ-klerikalen Kompromiß umgestaltete Vorlage Gesetz wird. In diese Flut des Verdrusses sollte sich die Regierung nicht hineinziehen lassen; sie muß wenigstens fest und stark bleiben und auch den Schein vermeiden, als ob sie von einer parlamentarischen Mehrheit abhängig sei.

Der Kampf der Parteien am Freitag (11. d. Mts.) war übrigens einer der interessantesten in unsrer parlamentarischen Geschichte. Wie geschickte Spieler standen sich die Führer der Nationalliberalen und Konservativen gegenüber. Der Versuch der Konservativen, durch einen Antrag auf Wiedereinfügung der öffentlichen Wahl —

wobei sie noch ihrer Berechnung unterliegen mußten — ihren Umfall zugunsten des Kompromisses mit dem Zentrum zu maskieren; die Durchkreuzung dieser Absicht durch die Nationalliberalen, die bei der Abstimmung dafür sorgten, daß Konservative und Zentrum allein blieben, die ersten also ihre Kompromißfreunde eigentlich hätten niederstimmen müssen; endlich die Vereitelung dieses Schachzugs durch die Geschicklichkeit des Herrn v. Heydebrand, der einen Teil seiner Freunde zur Stimmenthaltung abkommandierte und dadurch seine Partei künstlich wieder in die gewollte Minderheit brachte, — das alles waren Meisterstreiche der parlamentarischen Fechtkunst. Leider zeigten sie aber auch, daß die Gegensätze zwischen rechts und links nicht im geringsten gemildert worden sind. Daß die Regierung eine Erklärung über ihre Stellungnahme nicht übereilt, Herr v. Bethmann Hollweg vielmehr die Entscheidung noch offen gehalten hat, ist durchaus begreiflich.

In der letzten Woche ist der längst geplante und vorbereitete Zusammenschluß der drei linksliberalen Parteien Wirklichkeit geworden. Der Druck der Verhältnisse ist stark genug gewesen, um der neuen „Fortschrittlichen Volkspartei" zum Leben zu verhelfen; im übrigen hat sich der konstituierende Parteitag recht deutlich merken lassen, daß die Vereinigung mit viel Vorsicht und wenig Begeisterung vollzogen worden ist. Die Oberfläche ist zusammengefügt; unter ihr klaffen noch die Risse. Aber für die nächste Zeit ist die neue Organisation ein Bedürfnis und wird ihren Dienst tun.

Vor acht Tagen haben die Sozialdemokraten ihre „Wahlrechtsspaziergänge" veranstaltet und in Berlin, wie an einigen andern Orten, gegen die Polizei demonstriert, die diese Kundgebungen verboten hatte. Ferner ist das Verhalten der Polizei zum Gegenstand einer Interpellation im Reichstage gemacht worden. Die Entscheidung der Frage, ob dabei alles nach Recht und Gesetz zugegangen ist, wird Sache richterlicher Urteile sein müssen. Für die politische Beurteilung jedoch kommt vor allem in Betracht, daß alle diese Veranstaltungen im Grunde nicht den Zweck verfolgen, eine bestimmte politische Ansicht der Volksmassen zur Geltung zu bringen, — das ist nur das Aushängeschild, — sondern die Macht der Massen zur Umgehung des Gesetzes zu bekunden. Die legitime Bekundung politischer Meinungen in Massenversammlungen genügt den Aufwieglern nicht mehr; man geht mit Bewußtsein und Absicht einen Schritt weiter, — noch nicht so weit, daß man dem Gesetz Trotz bietet, wohl aber so weit, daß man es umgeht und vorsichtig, aber verständlich verhöhnt. Es gilt, nicht Meinungen zu äußern, sondern Macht zu zeigen. Das ist die wahre Bedeutung dieser Demonstrationen, über deren unmittelbare Nutzlosigkeit die Volksaufhetzer, — zu denen übrigens auch bürgerliche demokratische Kreise und Preßorgane gehören, — sich natürlich klar sind.

In der Budgetkommission des Reichstags ist jetzt bei dem Etat des Auswärtigen Amts die Angelegenheit der Brüder Mannesmann ausgiebig zur Sprache gekommen. Wir brauchen hier nicht zu wiederholen, warum wir in dieser Sache den Standpunkt des Auswärtigen Amts für durchaus gerechtfertigt halten. Wenn man jetzt die Verhandlungen der Budgetkommission aufmerksam verfolgt hat, so zeigt sich deutlich, daß die Haltung, die in den Ausführungen des Staatssekretärs v. Schoen und des Unterstaatssekretärs Stemrich erkennbar war, ihren Eindruck auf die Kommissionsmitglieder nicht verfehlt hat, obwohl die Stimmung der Mehrheit von Hause aus dem Amte gegenüber mindestens sehr kritisch war. Parteistellung und persönliche Überzeugung hatten bei dem starken Druck, der in dieser Frage fast von der gesamten Presse ausgeübt wurde, eine Anzahl von Kommissionsmitgliedern dahin geführt, sich derart festzulegen, daß sie nicht zurück konnten. Wir Deutsche haben nun einmal nicht die Unbefangenheit des Engländers,

der von Hause aus zwar noch viel eigensinniger und starrer ist als die größten Dickköpfe unter uns, der aber vor einem ihm wirklich einleuchtenden Beweis gleichmütig seinen Irrtum bekennt; bei uns gilt Rechthaberei auch nach eingesehenem Irrtum für politische Tugend und ein Zeichen von Charakter. Das muß man sich klar machen, wenn man verstehen will, warum die Budgetkommission eine den Fall wirklich abschließende Erklärung vermied, obwohl ihre Mehrheit durchblicken ließ, daß sie das Verhalten des Auswärtigen Amts richtig würdigte. Wenigstens war dies der eine Grund, warum keine abschließende und klärende Resolution angenommen wurde; der andre Grund, der als triftig anerkannt werden muß, war das Bedenken, daß die Budgetkommission gewissermaßen als Tribunal in einem Meinungsstreit zwischen dem Reich und privaten Interessen angerufen werden sollte. Das eine aber hat sich bei diesen Verhandlungen klar herausgestellt, daß die von der Mannesmannpresse festgehaltene Behauptung, das Auswärtige Amt wolle die Interessen der Brüder Mannesmann preisgeben oder habe es bereits aus Willkür oder Ungeschick getan, falsch und irreführend ist. Das Auswärtige Amt will tatsächlich für diese Interessen nachdrücklich eintreten, es lehnt nur mit Recht ab, sich dabei Mittel und Wege vorschreiben zu lassen, die mit übernommenen politischen Verpflichtungen nicht in Einklang stehen. Das führt zu einer andern Seite des Falles hinüber, die von grundsätzlicher Bedeutung ist. Die Brüder Mannesmann haben als energische und umsichtige Kaufleute jeden Vorteil wahrgenommen, der sich ihnen bot; das verübelt ihnen niemand. Aber die übergroße Bereitwilligkeit unsrer angesehenen Presse, die sich auf recht oberflächliche Kenntnis hin sogleich zu einem leidenschaftlichen Parteigängertum hinreißen ließ, hat die Herren Mannesmann doch zu recht bedenklichen Schritten verleitet. Wir rechnen dazu nicht einmal die juristischen und staatsrechtlichen Naivitäten, die in der Verwertung der Gutachten und in der Anrufung des Reichstags als entscheidender Instanz zum Ausdruck kommen. Bedenklich erscheint uns vielmehr die Art, wie sie mit den Mitgliedern der Budgetkommission im Reichstage verkehrten und sie zu beeinflussen suchten. Schon früher hat die Zudringlichkeit der Tabaks- und Spiritusinteressenten bei Steuerberatungen mit Recht Anstoß erregt; die Sache grenzte hart an öffentlichen Skandal. Die neuesten Erfahrungen im Fall Mannesmann geben Veranlassung, auf solche Vorgänge deutlich hinzuweisen. Diese Art, Reichstagsmitglieder als Vorspann für private Interessen zu benutzen und sie wie Rechtsanwälte in einem Zivilprozeß vom Vorzimmer aus direkt zu instruieren, muß verstimmend wirken und hat auch, wie wir zur Ehre der Budgetkommission hervorheben müssen, verstimmend gewirkt. Hoffentlich erinnert man sich aus diesem Anlaß überhaupt wieder der alten, strengen, nur allzu berechtigten parlamentarischen Sitte.

Berichtigung. In dem Aufsatz von Prof. Heyck „Mehr Achtung vor Frankreich!“ (Nr. 9) heißt es infolge eines Druckfehlers auf Seite 388, daß der „Nurdeutsche“ nirgends recht beliebt sei. Es muß sinngemäß heißen: der Neudeutsche.

Moderne Kinderreime

em sind nicht jene altüberkommenen Wiegenlieder, Spielverse und andere Kinderreime bekannt, die von Müttern, Großeltern und Kinderwärterinnen in der Kinderstube und von den spiellustigen Kleinen selbst in fröhlichen Reigen und bei anderen Gelegenheiten gesungen werden. Ist es doch fast überall so, wie Rückert von seiner Jugend sagt:

Ich war ein böses Kind
Und schlief nie ungesungen;
Doch schlief ich ein geschwind,
Sobald ein Lied erklungen,
Das mir die Mutter sang gelind.

Vertraut mutet uns das „Schlaf, Kindchen, schlaf!", das „Hopp, hopp, Reiterlein", das „Schneckenhaus, komm heraus" an und noch vieles andere, alles lauter altehrwürdige Bekannte nicht nur aus unserer eigenen frohen Jugendzeit, sondern aus der Ahnen Erzieherweisheit, Reime, die im Verein und Verkehr mit den Kindern entstanden, von diesen selbst gefördert und mit aufgebaut sind.

Geschieht das heute noch? Entstehen auch jetzt solche Produkte der Kinderweisheit? Dem aufmerksamen Beobachter des Kinderlebens kann es nicht entgehen, daß die sprudelnde Phantasie der Kleinen nach dieser Richtung hin noch nicht vertrocknet ist, wenn ihre Produkte auch leider für gewöhnlich nur kurzlebig sind und jener allgemeinen Verbreitung entbehren, die den alten Reimen eigentümlich ist. Einige wenige, denen man so recht ansehen kann, daß sie neueren Ursprungs sind, mögen hier folgen.

Aus einem auf dem Lande noch heute gekannten Gansreime entstand der neue, den ich in Offenbach a. M. hörte:

Bimblibim, die Elektrisch' kimmt
Ohne Schuh und ohne Strümpf.
Bimblibim, die Elektrisch' kimmt.

Auch folgender Reim hat der elektrischen Straßenbahn seine Entstehung zu verdanken.

Bimblibim, die Elektrisch' kimmt —
Was ist denn da passiert?
Da guckt ein Mann zum Fenster 'raus
Und hat sich nicht rasiert.

Wie die Elektrische, so hat den Kindern auch das modernste Straßenverkehrsmittel Gelegenheit gegeben, sich im Reimen zu üben; das Automobil wird besungen:

Töff, töff, töff,
Wer kommt denn da gefahren?
Töff, töff, töff,
Ein Mann mit schwarzen Haaren. —
Töff, töff, töff,
Wo geht die Reise hin?
Töff, töff, töff,
Nach Frankfurt, Köllen, Düsseldorf,
Töff, töff, töff,
Nach Pommern und Berlin.

Ganz eigenartig ist aber die Anteilnahme, die die Luftschiffahrt bei den Kindern gefunden hat. Sie hat ihre Reimlust sehr angeregt. Gerade in Frankfurt hatte man Gelegenheit, die Kinder während der internationalen Luftschiffahrts-Ausstellung nach dieser Richtung hin zu beobachten. Da sangen sie:

Der Ingenieur von Zeppelin
Der fuhr von Friedrichshafen
Mit seiner neusten Luftmaschin'
Mit Zeppelin, dem Grafen.

Oder:

Herauf und hinunter,
Ohne Gas und Benzin
In der Luft so zu fliegen —
Das ist der Zeppelin.

Oder:

Der Zeppelin, der Zeppelin,
Das ist ein braver Mann;
Der fährt in seiner Luftmaschin',
So weit er nur noch kann.
Erst fährt er in das Schwabenland,
Dann fährt er bis am (!) Neckarstrand,
Dann fährt er wieder heim
In seine Hall' hinein.

Mit souveräner Selbstherrlichkeit, wie wir auch unten noch an Beispielen sehen, verfahren die Kleinen mit der Sprache, wenn — es sich nur reimt. Von der Pfingstfahrt 1909 sangen die Nürnberger Kinder:

An Pfingsten kam gefahren
Ein Mann von siebzig Jahren.
Er saß in einer Blutwurst drin,
Das war der Reichsgraf Zeppelin.

Daraus machten die Frankfurter Kinder, zu denen er erst später kommen konnte:

Es kommt ein Mann gefahren
Von in die siebzig Jahren
Mit einer großen Flugmaschin' —
Das ist der Zeppelin.

„Nein, mit einer großen Dreschmaschin', heißt es", meinten andere und gaben damit einen sehr schönen und treffenden Vergleich; denn das Geräusch der Propeller ist dem brummenden Getöse einer Dreschmaschine nicht unähnlich.

Recht interessant sind die Reime, die sich in den beliebten Verdrehungen des Namens Zeppelin versuchen. Die Ähnlichkeit mit „zappeln", die Beweglichkeit des Luftschiffs und die allgemeine Bekanntschaft der Kinder mit dem Namen des Zappelphilipp aus dem Struwwelpeter boten den Kindern günstige Gelegenheiten. Einer der vielen Reime lautet:

Der Zeppel kam gezogen,
Von weit kam er geflogen —
Zeppel hin, Zeppel her,
Zeppel ist ein Zappelbär.

Wenn man bedenkt, daß der gewaltige Bär für das Volk und besonders für die Kinder noch immer den Inbegriff der urwüchsigen Kraft bedeutet, ist das eine Anerkennung!

Kinder haben immer Wünsche:

Ach Zeppelin, ach Zeppelin,
Ach gib mir doch dei' Flugmaschin'!
Du hast ja das Geld und die Sachen dazu —
Du kannst mir auch a Gefalle' tu'.

Oder wenn sie ihn noch nicht gesehen hatten, so sangen sie wie die Odenkirchener Kinder im Rheinland, als Zeppelin seine Rheinreise machte:

Schrumm, schrumm, schrumm,
Zeppel fliegt herum,
Flieg von Düsseldorf auch her,
Ha, das würd' uns freuen sehr —
Zeppel, lieber Mann,
Führ uns nur nicht an!

In der Phantasie sehen sie sich schon fliegen, unsere Kleinen, wie der Reim der Bonner Jugend verrät:

Wir fahren, wir fahren
In Zeppelins Ballon
Von Hamburg bis Bonn,
Das kost't 'ne Million.

Aber sonst ist's auch billiger, denn

. . . . . .
Von Leipzig bis nach Kiel
Das kostet gar nicht viel.

Als Graf Zeppelin auf seiner berühmten Nordfahrt bei Bitterfeld umkehrte und die Hoffnungen der Berliner nicht erfüllte, klang es nicht ohne Schadenfreude unter den Kindern von Weimar, die ihn gesehen hatten:

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Wo ist denn der Zepp geblieben?
Nach Berlin, nach Berlin
Kommt niemals der Zeppelin.

Zu diesem Reime hat ein uralter Kinderreim Pate gestanden:

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Wo ist denn mein Schatz geblieben?
In Berlin, in Stettin,
In der Straße Nummero sieb'n.

Auch das bekannte Unglück Zeppelins ließ die Kinder reimen:

Wir fahren, wir fahren
Im Zeppelinballon,
Von Leipzig nach Bonn,
Da platzt der Ballon.

So sangen die Bonner Kinder, freilich mit wenig geschichtlicher Wahrheit, denn bei Bonn war der Graf nur infolge gewaltiger Gewitter- und Sturmböen umgekehrt, während sein Luftschiff 1908 bei Echterdingen verbrannt war. Davon hieß es in Frankfurt a. M.:

Zeppelin drei, Zeppelin vier,
Zeppelin hat kein Luftschiff mihr (mehr).

Und die Kinder in der Nürnberger Vorstadt Rüppurr sangen nach der Melodie: „O Tannenbaum . . .":

O Zeppelin, o Zeppelin,
Wo bleibt denn deine Flugmaschin'?

Sie ist verbrennt im Schwabenland,
Das ist bekannt im ganzen Land —
O Zeppelin, o Zeppelin,
Wo bleibt denn deine Flugmaschin'?

Eine andere Fassung spricht aus, das sie „im Pommerland" verbrannt sei, und erinnert dadurch an das weitverbreitete Liedchen vom Maikäfer, das auch von Verbrennen redet. Überhaupt haben wohl alle Reime ein Vorbild aus früheren Zeiten. Die Kinder sind also nur umformend, nur anwendend tätig gewesen.

Auch der Parsevalballon auf der Frankfurter Ausstellung mußte sich besingen lassen:

In Frankfurt auf der Ila
Da ist es wunderschön,
Da kann man für drei Pfennig
Den Parseval schon, seh'n.
Zum drie, zum dra, zum Parseval,
Den Parseval schon seh'n.

Wie das Suchen des Reimwortes für das Kind das hervorstechende Moment ist, erkennt man besonders an dem folgenden Reime, der den kleinen Klouthballon der Ila zum Gegenstande hat:

Der Klouth, der Klouth,
Der hat 'ne große Wut,
Weil der Zeppelin hin und her
So viel besser fliegt als er.

Viel Naivität und Lebensfreude weht uns aus solchen Ursprünglichkeit und fröhliche Reimlust atmenden unscheinbaren Kinderliedchen an! Sie zeigen, daß Daseinsfreude auch heute noch nicht bei der deutschen Jugend ausgestorben sind.

P. Wehrhan-Frankfurt a. M.

Neue Bücher

Die Redaktion behält sich die Besprechung einzelner Werke vor.

Winkelmann, Arnold: „J. N. R. J." Betrachtungen über die Überschrift am Kreuz. Christl. Verein. M. 0.60.

Hunzinger, W.: Das Christentum im Weltanschauungskampf der Gegenwart. Quelle & Meyer, Leipzig. M. 1.—.

Meinhold, R.: Sabbat und Sonntag. Quelle & Meyer, Leipzig. M. 1.—.

Brakebusch, Herbert: Jesus, Theodie. Jul. Zwißler, Wolfenbüttel. M. 1.20.

Opitz, H. G.: Die Moderne auf dem Kriegspfad gegen Gott. Fritz Erhardt, Leipzig. M. 1.50.

Michelsen, Joh.: Christus, der Fisch der freien Geister. E. W. Boniels & Co., München. M. 2.—.

Göhre, Paul: Die neueste Kirchenaustrittsbewegung aus den Landeskirchen in Deutschland. Eugen Diederichs, Jena. M. 0.80.

Prezzolini, Guiseppe: Wesen, Geschichte und Ziele des Modernismus. Übertragen von Otto Ekkehard. Eugen Diederichs, Jena. M. 6.—.

Prellwitz, Gertr.: Der religiöse Mensch und die moderne Geistesentwicklung. Eugen Diederichs, Jena. M. 2.50.

Kalthoff, Albert: Vom inneren Leben. Eugen Diederichs, Jena. M. 3.—.

Schmid, Friedr. Alfred: Mönch und Philister. Carl Winter, Heidelberg. M. 3.—.

Taute, Reinhold: Die katholische Geistlichkeit und die Freimaurerei. Franz Wunder, Berlin.

Konschel, Paul: Der Königsberger Religionsprozeß gegen Ebel und Diestel (Muckerprozeß). Ferd. Beyers Buchh., Königsberg i. Pr.

Müsebeck, Dr. phil. Ernst: Carl Candidus. Ein Lebensbild. J. F. Lehmann, München. M. 1.70.

Keppler, Bischof: Mehr Freude. Herdersche Verl.-Buchh, Freiburg i. B. M. 1.80.

Buchbinder, Hilarius: Stadien auf dem Lebenswege. 6 Abteilungen. C. Ludwig Ungelenk, Dresden-A. M. 0.90.

Svenssen, Jon.: Aus Islands alten Schätzen. Autorisierte Übersetzung von Joh. Mayrhofer. Breer & Thiemann, Hamm (Westf.). M. 0.50.

Bimarius, Dr.: Kontingentierte freie Arztwahl. Pontow & Co., Leipzig. M. 0.60.

Riehl, Alois: Humanistische Ziele des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts (Vortrag). Weidmannsche Buchhandlung, Berlin. M. 0.60.

Arnim-Schlagenthin, Graf: Der Kampf ums Dasein und züchterische Erfahrung. Paul Parey, Berlin. M. 4.—.

Bach, Wilh Carl: Zum Kampfe gegen die Schundliteratur. A. Helmich, Bielefeld. M. 0.40.

Brandstäter, E.: Märkisch Westfälische Ortsnamen, aus den Urlanden erklärt. Märkische Druckerei und Verl.-Anst., Witten a. d. R.

Verantwortlich für den politischen Teil: George Cleinow in Berlin-Schöneberg, für den nichtpolitischen Teil: Dr. Paul Mahn in Charlottenburg-Westend. Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Aus dem engliſchen Parlament

Von S. Simmonds, London

Nach erbittertem, für die Liberalen ſiegreichem Kampfe verſammelten ſich am 21. Februar in dem hiſtoriſchen Parlamentsgebäude die britiſchen Volksvertreter, und mit allem Pomp hat das Königspaar eine Regierungsperiode eröffnet, die eine große Tragweite in der Geſchichte Englands zu gewinnen verſpricht.

Die bevorſtehenden Verhandlungen werden auch für das Ausland viele intereſſante Fragen behandeln. Doch um die Situation voll zu verſtehen, muß man auf das Jahr 1906 zurückgreifen. Damals wurde die konſervative Partei geſtürzt, die mit einer Unterbrechung von nur drei Jahren ſeit 1886 unausgeſetzt die Regierungsgeſchäfte geleitet hatte.

Als Haupturſache für den Sturz der Konſervativen iſt der ſüdafrikaniſche Krieg zu nennen. Der hatte von dem engliſchen Volke neben endloſen Enttäuſchungen ungeheure pekuniäre Opfer gefordert und wollte nach Beendigung jahrelang die erwarteten Vorteile nicht bringen. Um der neuen Kolonie den Wiederaufbau der Induſtrie zu erleichtern, waren von der Regierung bedeutende Subſidien gewährt worden. Auch die blieben ohne den gewünſchten Erfolg. Es hieß, daß der Arbeitermangel den Fortſchritt hemme. Man verfiel nach Übereinkunft mit der chineſiſchen Regierung auf die Einfuhr gelber Coolies. Die Maßregel fand von vornherein beim engliſchen Volke ſehr geteilte Beurteilung und erwies ſich auf die Dauer als eine ſoziale Unmöglichkeit. So entſtand der Sturm, der mit dem Sturz der konſervativen Regierung endete. Ihren Anhängern mußte er als beſonders unzeitig erſcheinen, da Mr. Chamberlain, der frühere Kolonialminiſter und derzeit gefeiertſte Staatsmann, mit hinreißender Redekunſt das Volk für die Idee zu begeiſtern ſuchte, durch Abſchaffung des ſeit den vierziger Jahren beſtehenden Freihandels und Einführung von Schutzzöllen, unter Begünſtigung

der Kolonien, die englischen Märkte und besonders die englische Industrie gegen den Handel von außen zu schützen. Der Sturz der Regierung und das Auftreten des liberalen Regimes, das den Freihandel als Basis hat, bedeutete gleichzeitig das Fehlschlagen der Chamberlainschen Propaganda.

Als die liberal-radikale Regierung im Jahre 1906 die Leitung der Staatsgeschäfte übernahm, hatte sie — obwohl ihre große Majorität ihren neuen Gesetzentwürfen eine leichte Genehmigung im Parlamente sicherte — von Anbeginn mit Schwierigkeiten zu kämpfen, da alle Vorlagen, um in Aktion treten zu können, der Sanktion des Oberhauses (House of Lords), einer notorisch konservativen Kammer, bedürfen. Die Sitze im House of Lords sind erblich, und die Mitglieder (Peers) rekrutieren sich vornehmlich aus den obersten Klassen, den begütertsten Adelsfamilien des Reiches. Abgesehen von den auf Grund ihrer eigenen politischen Verdienste zu Mitgliedern des Hauses Ernannten setzt sich der übrige, weitaus größere und daher entscheidende Teil desselben aus Peers zusammen, die ihre Sitze erblich erworben haben.

Der Abneigung der Kammer gegen liberale Maßregeln ist es zuzuschreiben, daß sie manche Gesetze, die die soziale Wohlfahrt des Landes gefördert hätten, verwarf; anderseits hat sie indessen Gesetze genehmigt, wenn sie von dem ausdrücklichen Willen der Mehrheit des Volkes unterstützt wurden.

Durch die ungewohnte starke Einmischung des Oberhauses in die Regierungsgeschäfte der Liberalen spitzten sich die Gegensätze zwischen beiden während einer vierjährigen Administration andauernd zu, und als am Schlusse des Finanzjahres 1908/1909 die Regierung im Budget ihre Bestimmungen über die Erhebung von Steuern zur Beschaffung der staatlichen Ausgaben niederlegte, versagte das House of Lords die Sanktion.

Die Liberalen stützten sich auf die bekanntlich ungeschriebene und daher mehr auf Gewohnheit basierende Verfassung, nach welcher es dem Oberhaus nicht zustehe, das Jahresbudget zu beanstanden. Das House of Lords vertritt dagegen den Standpunkt, daß es durchaus das Recht habe, Einwendungen gegen ein Budget zu erheben, welches neue gesetzliche Maßregeln einschließe, die konstitutionell als Einzelgesetze beide Kammern zu passieren hätten.

In der Tat konnte das Budget den Lords wenig gefallen. Außer einer stärkeren Besteuerung von Spirituosen, die in der früheren Einzelgesetzvorlage bereits abgewiesen war, enthält es eine Klausel zur Erhebung von Steuern auf Grund und Boden, von denen besonders die großen Landeigentümer betroffen werden. Es ist bekannt, daß der stets wachsende Reichtum der englischen Aristokratie vornehmlich in großen Grundbesitzungen besteht, welche durch die Entwicklung der Industrie und im Zusammenhang damit durch Ausdehnung und Neuerstehen von Städten von Generation zu Generation im Werte gestiegen sind. Unendlich viele, weit verzweigte Landstrecken dienen ihren Besitzern als Jagdgebiete, liegen brach, bleiben unbebaut und bedeuten mit ihrem stetig wachsenden Wert eine sichere Spekulation. Teilweise um einen Anfang zu machen,

diesem Übel abzuhelfen, und anderseits, um durch die Beschaffung der nötigen Staatsmittel der ärmeren Bevölkerung möglichst wenig neue Lasten aufzuerlegen, hat nun die Regierung im Budget die Bestimmung vorgesehen, daß die Steuer auf jedwedes Grundbesitztum in Zukunft von dem wirklichen derzeitigen Wert entrichtet werden soll und nicht, wie dies bisher bei unbebautem oder sonstigem Privatbesitz der Fall war, auf den ursprünglichen Erwerbswert, der oft nur einen kleinen Prozentsatz von dem gegenwärtigen Wert darstellt. Das Oberhaus beanstandet diese Besteuerung mit der Begründung, daß diese neue Basis der Steuererhebung in einer Einzelgesetzvorlage der Genehmigung des Oberhauses bedürfe und im übrigen eine sozialistische Tendenz verriete, indem sie auf eine von den Ultra-Liberalen befürwortete Verstaatlichung von Grund und Boden hinzielte. Die erfolgte Abweisung des Budgets bedeutete die Auflösung des Parlaments.

Es ist besonders interessant, daß in den nun entstandenen Parteikämpfen die Fragen, welche die Krisis herbeigeführt haben, ganz in den Hintergrund getreten sind. Dem Volk ist es auch ziemlich gleichgültig, ob die Lords konstitutionell das Recht haben, ein Budget zu verwerfen oder nicht. Der neue Vorschlag der Besteuerung von Grundbesitz ist an sich nicht unpopulär, doch das Volk hat zwischen zwei politischen Parteien zu wählen und sich zu vergegenwärtigen, von welcher die Landesinteressen und seine eigenen am besten gefördert werden.

Diejenige Partei, welche gewohnt war, sich von der Vorsehung als für die Regierung prädestiniert zu halten, ist die Partei der oberen Klasse, der Konservativen. Ihre Anhänger werden auch Unionisten genannt. Die Bezeichnung stammt aus den achtziger Jahren, als Gladstone im Parlament eine Vorlage einbrachte, welche Irland Selbstregierung (Homerule) gewähren sollte. Die beabsichtigte Maßregel hatte zur Folge, daß sich ein großer Teil seiner liberalen Anhänger von ihm lossagte und zu den Konservativen überging, welche für die Aufrechterhaltung der Reichseinheit (Union) in der bestehenden Form eintraten. Die Bezeichnung „Unionisten" im Sinne dieser Stellungnahme zu Irland gilt seitdem mit heute nicht mehr ganz unbedingter Berechtigung für alle Konservativen. Unter der Fahne der Liberalen steht die Arbeiterpartei, sowie mit wenigen Ausnahmen die nach wie vor nach selbständiger Regierung strebende Gruppe der irländischen Volksvertreter, auch Nationalisten genannt.

Die Hauptfrage, in der sich die beiden großen Parteien gegenüberstehen, welche die Wohlfahrt des Landes aufs tiefste berührt, ist: Erhaltung des Freihandels in liberalem Sinne gegenüber der von der konservativen Partei angestrebten Einführung von Schutzzöllen. Diese Frage ist in ihrem Einfluß auf den Gesamthandel des Vereinigten Königreichs, in ihrer Wirkung auf die Staatsmaschine so komplizierten Charakters, daß sie weit über das Verständnis des Durchschnittswählers hinausgeht. Es erklärt sich daher, daß die Parteiführer und ihre Anhänger zu gröberen Mitteln greifen mußten, um

das Volk für ihre Sache zu gewinnen. Dies gröbere Mittel war der Hinweis auf die Lage des Deutschen Reichs.

Mit der Entwicklung, dem Aufblühen der deutschen Industrie und des Handels seit den siebziger Jahren ist für England ein machtvoller Konkurrent erstanden. Mit der zeitgemäßen Erziehung der deutschen Jugend im allgemeinen, ihrer guten Vorbereitung für die Erfordernisse des Erwerbs und speziell mit dem steten Fortschritt auf allen technischen Gebieten konnte es den Deutschen gelingen, durch intelligente Ausnutzung aller Möglichkeiten nicht nur die eigene Industrie auf ihre jetzige Höhe zu bringen, sondern im Weltmarkt eine Stellung zu erringen, die in ihrer Bedeutung dem englischen Volke auf Schritt und Tritt vor Augen geführt wird. Der Freihandel in England ermöglicht es — und es wird ihm dies besonders zur Last gelegt —, daß die ausländische Industrie mit der einheimischen in ungehemmte Konkurrenz treten kann. — In diesem Wettstreit haben deutsche Artikel aller Art dermaßen das Feld gewonnen, daß sie jetzt unter den Lebensbedürfnissen des englischen Volkes einen wichtigen Platz einnehmen. Was ist natürlicher, als daß die große Menge sich fragt: Wie kommt es, daß unsere eigene Industrie uns nicht versorgt, daß wir einem fremden Lande Arbeit und Verdienst verschaffen? Wie kommt es, daß ein fremdes Land unsere Märkte erobert? Hat der Freihandel unsere einheimische Industrie ruiniert? Niemand fragt: Warum ist der Deutsche konkurrenzfähiger?

Die Vorteile des Freihandels sind freilich für die große Menge weniger in die Augen fallend. Sie urteilt nach dem, was sie sieht, und ihr Blick fällt auf große Prozessionen von „Arbeitslosen", die in langen Reihen demonstrativ durch die Straßen ziehen. Wie viele Müßiggänger sich darunter befinden, die aus allen Richtungen kommend in London zusammenfließen, um unter dem Banner der Notdurft der Wohltätigkeit zur Last zu fallen, ist nicht ersichtlich, auch bleibt die Frage offen, wie sich nach Abrechnung dieser Unverwendbaren die Anzahl der Arbeitslosen mit der anderer Länder vergleichen läßt, denn Arbeitslose gibt es jederzeit und allerorten, je nachdem wie Industriezweige von einer auf- und absteigenden Tendenz beeinflußt werden.

So war für die nach Schutzzöllen strebende Partei das Feld gut vorbereitet, um den vertagten Plan Chamberlains zu erneuerter, energischer Attacke zu bringen. Die Wahlredner machten von der günstigen Lage ausgiebigen Gebrauch und ließen es an grotesken Übertreibungen nicht fehlen. Deutschland wurde den aufgeregten Massen als ein Land vorgeführt, das ein nie gesehenes Aufblühen in Handel und Industrie einzig und allein seinen Schutzzöllen zu verdanken hat. Nur den Schutzzöllen ist es zuzuschreiben, daß die Arbeitslosigkeit in Deutschland auf ein Minimum herabgesunken ist. Man denke sich, selbst in der harten Winterzeit konnten in diesem beneidenswerten Lande nicht genügend Arbeitslose aufgetrieben werden, um in Berlin nach einem schweren Schneesturme die Straßen zu säubern! Das ganze Geschäft mußte tagelang ins Stocken geraten, nur weil es keine Arbeitslose gab, den Schnee wegzuschaufeln. Deutschland ist das Land,

wo Milch und Honig fließt. Armut ist eine „unbekannte Größe", mit der nicht gerechnet zu werden braucht. Der deutsche Arbeiter führt bei regelmäßiger Beschäftigung jahraus jahrein ein sorgenloses Leben, und was er braucht, wird ihm von der Produktion des eigenen Landes zugeführt. So hat der Zolltarif Deutschland in ein Paradies verwandelt, und alles, was es an Überfluß hervorbringt, findet bequemen, gewinnbringenden Absatz in dem durch Freihandel ruinierten Vereinigten Königreich. Doch nicht nur hat dieser mächtige Konkurrent die einheimischen Märkte erobert, nein, der Blütestand seiner Industrie hat es ihm ermöglicht, auch im Welthandel unser gefährlichster Wettbewerber zu werden und eine Flotte zu bauen, die infolge des mangelhaften Schritthaltens während der vierjährigen liberalen Regierungsperiode unsere eigenste Existenz zu bedrohen beginnt.

Die liberalen Wahlredner begnügten sich damit, an den denkenden Menschen zu appellieren. Ihre Argumente beruhten auf Tatsachen, Erfahrung und Wissenschaft und waren durchweg von einer ruhigen und vernunftgemäßen Beurteilung der wirtschaftlichen Lage des Landes geleitet. Vor allem konnte der Handelsminister in Ziffern darlegen, daß der Handel, abgesehen von zeitweiliger Depression, entgegen den Behauptungen der Opposition, stetige Fortschritte macht und sich durchaus günstig mit dem anderer Länder, welche Schutzzölle haben, vergleichen läßt. Wohl herrschen Übelstände, die der Konkurrenz eine stärkere Hand gegeben haben, als es im Interesse des Landes ist, doch lassen sich diese nur durch soziale innere Reformen beseitigen, nicht durch Abschaffung des Freihandels, unter dem das Land groß geworden ist.

Die einfache Tatsache, daß das Inselreich für die Beschaffung genügender Lebensmittel stets auf das Ausland angewiesen ist, beweist, daß die Einführung eines Zolltarifs eine Verteuerung des Lebensunterhalts im Gefolge haben muß, und somit die Lage der großen Menge nicht verbessert. Was den Import von fremden Fabrikaten anbetrifft, so kann der einheimische Fabrikant unter gleichen Bedingungen konkurrieren, und wenn er gleich leistungsfähig ist, wird er keine Schwierigkeiten haben, das fremde Fabrikat auszuschließen, wenn nicht, so ist das Volk besser daran, die billigere, wenn auch fremde Ware zu erhalten, als sich des teuren Preises wegen vielleicht ganz ohne sie begnügen zu müssen. Es geht hieraus hervor, wie falsch die Ansicht der großen Massen ist, die sich daran gewöhnt haben, fremde Waren als unwillkommene Eindringlinge anzusehen, die dem englischen Markt aufgedrängt seien. Die Gegner des Freihandels mögen insofern recht haben, als der Ausschluß fremder Fabrikate gewissen Zweigen der einheimischen Industrie zugute kommen muß. Doch würde anderseits die Einführung von Zöllen viele andere wichtige Industriezweige, z. B. solche, welche fremde Rohprodukte bezw. halbfertige Waren verarbeiten, aufs schwerste treffen, und viele geschäftige Zentren, die sich unter dem Freihandel als solche entwickelt haben, lahmlegen. Die Wahlen selbst haben die beste Antwort darauf gegeben. Alle großen Industriestädte haben fast ausnahmslos liberal gewählt.

Die Bedeutung des Inselreiches ist, wie jeder weiß, mit der Schiffahrt aufs engste verbunden. Ein wesentlicher Teil der verschifften Ladungen besteht aus fremden Waren, die von England weiterverkauft sind, und aus Durchgangsgütern. Der Tonnengehalt der jährlichen Verschiffungen von England ist größer als der der ganzen übrigen Welt zusammengenommen.

Die Gegner des Freihandels appellieren an den Patriotismus ihrer Volksgenossen. Die überseeischen Kolonien sind begierig — so sagen sie — mit dem Mutterland in intimere Handelsbeziehungen zu treten. Ist es nicht Pflicht eines jeden braven Patrioten, die ausgestreckte Hand zu ergreifen? ist es nicht Pflicht, die eigenen verwandten Kolonien günstiger zu stellen als fremde Länder, ihnen Vorzugsbedingungen einzuräumen? Der kühne Finanzminister, der Verfasser des verhängnisvollen Budgets, gibt in seiner treffenden Weise die beste Antwort darauf: Hat man je einen Kaufmann gesehen, der ein Plakat an seine Tür hängt: Ich handle vorzugsweise mit meinen Verwandten!? Es drängt sich weiter die Frage auf: sind sich diese Enthusiasten nicht bewußt, daß ein schutzzöllnerisches England, das gewissen Ländern Vorzugsbedingungen einräumt, des Vorteils verlustig geht, den es überall für seinen Export als meist begünstigtste Nation genießt? Ist dieser Export nach Ländern, die keine englischen Kolonien sind, so unbedeutend, daß man ihm keine Rechnung zu tragen braucht?

Die wissenschaftliche Lösung der Frage ist durchaus zugunsten der Freihändler. Im Welthandel geschieht die Regulierung durch Austausch von Waren. Je größer der Import ist, desto größer ist der Export, und die künstliche Einschränkung des Imports, sei es durch Zolltarif oder andere Maßregeln, hat ein Zurückgehen des Exports im Gefolge, und umgekehrt. Warum, so fragen die Gegner des Freihandels, haben andere Länder Schutzzölle? Warum sollen unsere Waren mit Zoll belegt werden, während jeder Fremde seine Artikel zollfrei bei uns einführen kann? Die Antwort darauf ist folgende: Der Handel in diesen mit Zoll belegten Ländern, speziell in Deutschland, das sich erst allmählich nach den siebziger Jahren zu einer Weltmacht aufschwingen konnte, ist nicht so fest fundiert wie der des Inselreichs, das seit Jahrhunderten keine inneren Kriege durchzumachen hatte, die seinen Entwicklungsgang unterbrochen hätten. Die Einführung von Schutzzöllen hatte den ursprünglichen Grund, der einheimischen Produktion gegenüber der weit leistungsfähigeren Konkurrenz auf die Beine zu helfen, und ein Land, das diesen Schutz genießt, bezahlt den Tribut dafür aus eigener Tasche. Beweis: Von günstiger gestellten Außenhändlern könnte es bei zollfreier Einfuhr seine Waren billiger erhalten, und soweit es auf fremde Waren angewiesen ist oder solche vorzieht, bezahlt es den Zoll selbst. Die Abschaffung eines Tarifs ist aber mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. Alle bestehenden Handelsverträge sind auf ihn aufgebaut. Der Fiskus rechnet seit Jahren mit den Einkünften, die ihm aus dieser Besteuerung erwachsen, und die Einführung eines neuen Systems würde auf lange Zeit hinaus eine bedenkliche Störung, in der Staatsmaschine wie im Handel selbst, hervorrufen. Als großer

Nachteil von Zöllen muß ferner hervorgehoben werden, daß sich, wie wir es besonders in Amerika, aber auch in Deutschland finden, unter den Großindustriellen des betreffenden Landes gar zu leicht Kartelle bilden, die den Preis ihrer Waren genau auf dem Niveau halten, der die fremden ausschließt, und sich so auf Kosten der Gemeinschaft einen unverhältnismäßig hohen Gewinn sichern.

Auf alle sonstigen irrigen und kurzsichtigen Äußerungen, die in den Wahlagitationen in Verbindung mit Welthandel und Entledigung unliebsamer ausländischer Konkurrenz gefallen sind, gab der deutsche Gesandte in London, Graf Wolff-Metternich, auf einer patriotischen Festversammlung seiner Landsleute anläßlich des Geburtstags des Kaisers die treffende und würdige Antwort, die durch die Tagespresse seinerzeit bekannt gegeben worden ist. Mit dem Sieg der Liberalen besteht kaum ein Zweifel, daß das Budget nach einigen Anfechtungen siegreich das House of Commons passieren und bei Wiedervorlegung vom House of Lords sanktioniert wird.

Die Regierungspartei will sich jedoch mit dieser Satisfaktion nicht zufrieden geben, sondern verlangt, um die demokratischen Prinzipien des Landes sicher zu stellen, eine Abänderung der Konstitution, welche ein für allemal die Anerkennung der Beschlüsse der Volksvertreter gewährleistet, nicht nur mit Bezug auf Finanzen, sondern in allen Vorlagen, die durch Abstimmung die Genehmigung des Unterhauses gefunden haben. Dieser Vorschlag, der eine wesentliche Einschränkung der Rechte des Oberhauses bedeutet, wird bei einer Diskussion im House of Commons auf alle Fälle von den Konservativen aufs energischste bekämpft werden, da sie erfahrungsgemäß besonders als Oppositionspartei in einem machtvollen Oberhaus eine wertvolle Stütze haben. Es wird daher mit allgemeiner Spannung erwartet, welche Schritte die Liberalen unternehmen werden, um ihr Ziel zu erreichen.

Im übrigen hat sich die Gruppierung der Parteien durch die Neuwahlen ganz bedeutend zugunsten der Konservativen verändert. Die Liberalen haben keine unbedingte Majorität mehr, sondern sind auf die Arbeiterpartei und die Nationalisten angewiesen. Beide werden natürlich die willkommene Gelegenheit benutzen, ihre eigenen Interessen in den Vordergrund zu schieben. Eine Förderung sozialdemokratischer Bestrebungen bedeutete jedoch den unmittelbaren Sturz der Liberalen, während zu weit gehende Konzessionen an Irland ihre Anhängerzahl wesentlich verringern würden.

Unter so schwierigen Verhältnissen ist es nicht unwahrscheinlich, daß die neue Regierungsperiode von kurzer Dauer sein wird, und das Ringen der beiden großen Parteien um die Oberhand in absehbarer Zeit nochmals in offenem Kampf und mit erneuerter Wucht zum Ausbruch kommt.

Die Bedeutung und Berechtigung des Spannenden in der Literatur

Von Alexander von Gleichen-Rußwurm

undervolle Goldsäle. Es plätschern Brunnen und duften Spezereien. Im künstlich blauen Dämmer scheint es kühl.

Mit halbgeschlossenen Lidern ruht der Sultan auf seinen Kissen; sein grausam schlaffer Mund ist spöttisch, die Hand spielt mit dem Dolch.

Doch vor ihm kauert ein Weib. Ich weiß nicht, ob sie schön ist. Sie scheint es, denn hinter der hell elfenbeinfarbigen Stirn geht immer etwas vor, wandelbar sind die Augen. Nun öffnet sich der Mund, und die feinen bräunlichen Finger reden mit lebhaftem Gebärdenspiel.

Da hebt sich der Sultan und stützt aufmerksam den Kopf in die Hand, seine Augen öffnen sich weit. Er lauscht und lauscht, die lange heiße Nacht und mehr als tausend Nächte lang.

Das ist die Macht des Spannenden; das sind die Zauber der Scheherezade, die hier um des lieben Lebens willen erzählen muß.

Der blasierte Sultan, den nichts Irdisches mehr begehrlich dünkt und den selbst die Grausamkeit langweilt, wird erfrischt, verjüngt, vielleicht gebessert durch die Kunst, die ihn von einer aufregenden Verwicklung zur andern führt, ihn, den Sicheren und Reichen, unter Räuber, Bettler und böse Geister bringt.

Das Spannende wird oft verachtet und für unkünstlerisch gehalten. Man vergißt, daß eine kunstvoll gesteigerte Spannung die besten Werke der größten Dichter ziert. Es ist auch eine Tugend der kleinsten einfachsten Erzählung, wenn sie spannend ist.

Das anmutige, leider immer seltener werdende „savoir conter“ besaß die liebenswürdige Eigenschaft, zu spannen ohne zu foltern. Man fühlt sich bei den alten „conteurs“ immer gewiegt und geschmeichelt wie von einer persönlich sympathischen Stimme, während manche moderne, nervenfolternde Geschichte den Eindruck erweckt, als höre man kreischende, unangenehm durchdringende Stimmen, die bis ins Mark gehen.

Die Gegenwart verwechselt oft das Spannende mit dem Verblüffenden. Ein typisches Beispiel bietet Frank Wedekind. Er ist geradezu der Meister des

Verblüffens, und seine Einfälle prägen sich durch einen Nervenschock, den er mit Kunst herbeiführt, dem Gedächtnis ein. Doch auf die Dauer verstimmt diese Technik des Verblüffens, wenn sie der Autor auch noch so glänzend handhabt. Wahrscheinlich, weil sie etwas Heimtückisches, Boshaftes in sich trägt, wie oft das Leben selbst. Sie weckt das Gefühl der Ohnmacht und demoralisiert.

In höherem Sinn gelungen und künstlerisch wirkt das Spannende immer bei naiv phantastischen Völkern, die wie Kinder an der Erzählung von geschickt aneinander geflochtenen Unwahrscheinlichkeiten Freude haben und sich an Missetaten harmlos ergötzen. Missetaten müssen naiv erzählt werden wie im Märchen. Sobald Reflexion hinzutritt, wirken sie quälerisch, ekelhaft oder gemein wie im Kolportageroman.

Aus der Art des Spannens bei Lektüre oder Anhören eines Werkes können wir folgerichtiger als aus anderen Kennzeichen auf den Charakter und sittlichen Wert seines Dichters schließen. Wenn die Spannung, die er in uns erweckt, sich im richtigen Moment auflöst, uns erquickt und gestärkt zurückläßt, wie nach einer heilsamen gymnastischen Übung, dann hat der Verfasser einen gesunden, ganzen Charakter. Ist die Spannung so gewaltsam, daß fieberhafte Aufregung sich des Publikums bemächtigt, daß hektische Rosen auf den Wangen glühen, daß die Finger bebend das Buch durchblättern, dann ist der allzu kunstreiche Erzähler selbst krankhaft, fieberhaft oder ein gewissenloser Trankmischer, der auf die Nerven seiner Mitmenschen spekuliert. Wenn die Spannung zur Überspanntheit führt oder wenn man die Absicht merkt und verstimmt wird, dann fehlt die naive Freude am Fabulieren, der Dichter erscheint vergrämt, ist auch vielleicht ein gebrochener Mensch, der selbst nicht mehr lebendig genug ist, seinen Geschöpfen Leben einzuflößen, und nur an der Erinnerung einstigen Empfindens saugt. Fehlt hingegen einem Werk alles Spannende, dann mag es noch so brav und gut sein, wir können auf einen trockenen und mittelmäßigen Verfasser schließen, dessen Dasein eng von der Konvention umwickelt war, dem Frau Sünde nur als plumpe Dirne erschien und niemals als das süßeste Wunder der Welt mit Schlangenblick und feinen zärtlichen Fingern. Solche Autoren mögen harmlos genug sein von Natur aus, aber sie bestärken die Engherzigkeit vieler Leute, weil sie die Vorstellungskraft nicht stark genug erregen. Die große Mehrzahl der liebloſen Urteile in der Welt läßt sich auf einen Mangel an Vorstellungskraft zurückführen.

Das vornehmste Verdienst der erzählenden Kunst beruht einfach darin, die Vorstellungskraft, infolgedessen das Empfinden und Mitempfinden der Leser zu steigern und sie, wenigstens auf Augenblicke, von der Qual des Ich zu befreien, das heißt sie lebendig für andere zu interessieren. Mit Unrecht ist es namentlich in Deutschland lange verpönt gewesen und begegnet noch heute manchem Mißtrauen, wenn Geschichte oder eine andere Wissenschaft auf spannende, unterhaltende Art geboten wird. Bölsches stärker Erfolg beruht zum großen Teil

darauf, daß er als Erster die Naturgeschichte spannend vortrug wie ein Märchenerzähler, und eine Technik einführte, die bis dahin nur in einigen französischen oder englischen Kinderbüchern mit etwas Geschick versucht worden war.

Sonst hat der Deutsche die Langeweile in der Literatur immer geschätzt und geliebt, weil er sie auch im Leben als Symbol der Tugend verehrte und in seinem behaglichen Dasein verwickelte, also spannende Situationen gründlich verabscheute. Eine langsam arbeitende Einbildungskraft macht ihm jede Intrige äußerst mühsam und in künstlerischer Darstellung schwerer verständlich, während Völker mit beweglicher Phantasie Intrigen, an denen sie sich auch im Leben gern beteiligt hätten, schneller, feiner, lebhafter ausmalen und ausspinnen. Man betrachte nur als Gegensatz zu unseren Mären und Volksdichtungen die Freude am Fabulieren im Süden, besonders Spaniens Intrigenstücke und Abenteuerromane.

Der Hintertreppenroman hat das Spannende in Verruf gebracht, die sogenannten „stillen Romane" sprechen seiner Berechtigung Hohn. Aber von ihrer gut gemeinten Langeweile hinweg greift doch mancher, wenn auch verschämt, nach Werken, die seine Phantasie lebhafter beschäftigen und seinem Spieltrieb Rechnung tragen. Das Interesse an jedem Spiel besteht darin, daß zwei Parteien sich gegenüberstehen und Zug um Zug einander zu besiegen trachten. Bei einer spannenden Erzählung waltet genau dasselbe Prinzip. Am geschicktesten verfährt ein Erzähler, der für beide Spielparteien Interesse erweckt und es fertig bringt, daß zum Beispiel „die Bösen" gewandt und geistesgegenwärtig genug sind, um Bewunderung zu erwecken.

Der Fluch der Langeweile trifft ein Werk, sobald es Tendenz zeigt ohne Naivität. Nur jemand, der nichts beweisen will, unterhält, wer aufdringlich lehrt und predigt, ermüdet.

Künstlerisch berechtigt ist und bleibt die Art, wie Scheherezade ihren Sultan unterhielt. Das Spannende löst zunächst ein gutes und ein schlechtes Gefühl bei allen Menschen aus. Das gute ist das Gerechtigkeitsgefühl, weil man vom Wunsche beseelt ist, der Würdigste möge sein Ziel erreichen. Leidenschaftliche Teilnahme für den Würdigsten veredelte sogar das Vergnügen derer, die an den Gladiatorenkämpfen Gefallen fanden, und dasjenige der Zuschauer bei den Stiergefechten. Das böse Gefühl ist der Kitzel der Grausamkeit, der sehr eng mit der Freude am Spannenden zusammenhängt. Dieser Kitzel ist das Bestialische am Vergnügen der Gladiatoren- und Stierkämpfe, er tritt heutzutage vielleicht noch widerlicher bei ganz modernen, nervenfolternden Unterhaltungen zutage, wie gefährlichen Zirkuskünsten, Looping the Loop und ähnlichen Dingen, bei denen der Reiz der Gefahr allein Lustgefühl erzeugt. Gerechtigkeitsgefühl, aber auch Grausamkeit, wird ausgelöst bei allen spannenden Erzählungen naiver Art, deren Wirkung durch Jahrhunderte dauert. Sie malen al fresco in krassen Farben Lohn und Strafe. Nicht nur im orientalischen Märchen werden selbstverständlich Köpfe niedergemäht, auch unsere deutschen, urtümlichen Märchen

enthalten Strafgerichte schrecklicher Art. Die verbrannte Hexe in „Hänsel und Gretel", die glühenden Schuhe, in denen Schneewittchens Mutter sich zu Tode tanzen muß, gehören zu keiner sentimentalen humanen Phantasie. Ebenso unerbittlich ist Boccaccio in seinen spannenden Novellen, sind die Spanier in ihren Stücken, ist im Norden etwa Walter Scott, dessen Erzählungskunst mehrere Generationen fesselte. Zu den schrecklichen Strafgerichten stehen phantastische Belohnungen in grellem Gegensatz. Die brave Jungfrau schüttelt Perlen und Diamanten aus ihrer Schürze, das Hirtenmädchen wird Königin. Aber all diese Dinge wirken nur dann fortreißend und erfrischend auf das Gemüt, wenn sie harmlos mit nimmer endender Lust am Erfinden vorgetragen sind, wenn sie niemals eine Absicht auf den Leser verraten, sondern nur tatsächlich berichten, als ginge die Wirkung niemand etwas an. Ein schalkhaftes den Leser Hinein-fallen-lassen kann auch sehr gut zur Spannung führen. So liebte Goethe in seiner Jugend, den Kameraden ein Märchen als wirklich wahr zu erzählen.

Inwieweit sich die Würze des Spannenden mit dem Wesen des Kunstwerks verträgt, ist eine der heikelsten Fragen. Die Größten selbst wußten oft nicht richtig Bescheid darin. Es heißt, daß Schiller den „Geisterseher" unvollendet ließ, weil er durch die vielen Anfragen von Damen: „wie es denn weiter ging", unruhig gemacht, fürchtete, die Fabel könne im schlechten Sinn — im Sinn der Leihbibliothek und des heutigen Feuilletonromans — spannend werden. In den von manchen Redaktionen verlangten Eigenschaften des Feuilletonromans liegt eine große Gefahr für die Literatur. Man muß dies eingestehen, auch wenn man selbst solche schreibt. Die Notwendigkeit, in jeder „Fortsetzung" etwas Spannendes zu bringen, verführt leicht zu Geschmacklosigkeiten und zu Dingen, „die an den Haaren herbeigezogen sind", um so mehr als der wenig naive, durch sensationelle Nachrichten aller Art abgestumpfte Leser nicht leicht zu spannen ist und von Beschreibungen oder tiefergehenden Gesprächen so unliebsam berührt wird, daß er sie überhüpft.

Daß Beschreibungen in früheren Kunstwerken auch spannend wirken konnten, war ein besonders anmutiger Vorzug. Wenn etwa Homer einzelne Kunstfertigkeiten genau und plastisch beschrieb, lauschten die Hörer aufmerksam, denn all diese Kunstfertigkeiten waren noch junge Erfindungen, jeder Handwerksgriff wirkte neu und interessant. Alles wurde von und vor allem betrieben, mit naivem Interesse angestaunt, wie etwa heute noch die Bauern dem Landschaftsmaler zusehen. Beschreibungen von Kunstfertigkeiten der heutigen tausendfach komplizierten Welt, wie sie Viktor Hugo und Zola in die Literatur einführten, sind nicht spannend, weil wir uns sehr schwer ein plastisches Bild machen können. Ähnlich verhält es sich mit Einzelheiten eines Kampfes. Kampfszenen galten durch viele Jahrhunderte bei Männern und Frauen für äußerst spannend, während heute fast nur Knaben regen Anteil daran nehmen. In der heroischen Zeit interessierten die von Dichtern beschriebenen Kämpfe auch sportmäßig die Männer, die selbst an ähnlichen teilgenommen hatten oder teilnehmen wollten, und die

Frauen, die bei Turnieren oder Kriegen zugesehen. Die Beschreibung von Schlachten ist heute künstlerisch so unerfreulich wie das konventionelle Schlachtenbild, weil es nicht mehr übersichtlich sein und nur eine Episode darstellen kann. Auch steht selbst militärfrommes Publikum den Anhäufungen von Blut und Greueln zu fremd gegenüber. Einige Schriftsteller wußten diese Klippe zu umgehen, indem sie mitten im Schlachtgetümmel uns nur für die Psychologie ihres Helden interessierten, dessen Seele einzeln und einsam im großen Sturm hin und her geweht wird. So beschreibt Stendhal die Schlacht von Waterloo in „La Chartreuse de Parme", so zeichnet Tolstoi in „Krieg und Frieden". Die eventuelle physische Geschicklichkeit oder Kraft des Romanhelden bleibt für den Leser ziemlich gleichgültig, während die älteren Schriftsteller auf diese gerade die spannende Wirkung gebaut hatten. Da ferner die politischen Kämpfe der Gegenwart hauptsächlich materielle Interessenkämpfe sind, das Moment pathetischer Vasallentreue und ritterlich tollkühnen Wagemuts ausgeschlossen scheint, bieten die meisten politischen Fragen der spielenden Phantasie des Dichters wenig Anregung. Um in modernen Werken Spannung zu erzielen, mußten also die feinsten Schwingungen der Seelen dargestellt werden oder die Psychologie der Massen, für die sich in früheren Zeitaltern künstlerisch kein Publikum interessiert hatte.

Außerdem bildete sich nach und nach die Darstellungsart so weit aus, daß Stoffe, die man einst nur langweilig und trocken behandeln konnte, für den Leser interessant gemacht wurden. Statt langweiliger Chroniken entstanden Geschichtswerke, deren Inhalt bei dem Laien Spannung erweckte. Ferrero, Lamprecht und die bekannteren Essayisten unserer Zeit gehören hierher. In zahlreichen Aufsätzen und vielen geschickt zusammengestellten Memoirenwerken — namentlich in französischer Sprache — kann man mühelos Kenntnisse sammeln. Trotz allen Widerstrebens der zünftigen Herren wird sogar die Philosophie in genießbarer Form geboten. Der große Ketzer Nietzsche reichte sie zuerst wie schöne Früchte in einer herrlich ziselierten Schale. Spencer schrieb nicht ohne Humor, Schleiermachers philologisch genaue, aber unverständliche Platoübersetzung weicht den formvollendeten Übertragungen moderner Autoren.

Man beginnt einzusehen, daß auch Vorträge nicht akademisch nüchtern sein müssen, daß der Redner nicht davor zurückschrecken soll, warm oder persönlich zu werden, ja in begeisterten rethorischen Schwung zu kommen. Die schönsten Reden sind Laienpredigten, wie sie Emerson, Carlyle und einige Moderne gehalten haben. Sie können mit künstlerischen Mitteln hinreißend wirken. Ich erinnere an das Pathos von Schillers Antrittsrede in Jena, an die flammenden Schönheitspredigten Ruskins, der die Kunstgeschichte so spannend zu behandeln wußte, daß seine Vorträge wie erhabene, manchmal zornige Prophezeiungen klangen und die Zuhörer zu begeisterten Jüngern machten. Es gibt keinen Zweig des menschlichen Wissens, der notgedrungen ganz langweilige Behandlung verlangt. Wie der interessanteste Tatbestand, nüchtern erzählt, nur ermüdet

und nicht im Gedächtnis haftet, weil das Gefühl kalt bleibt, so kann das Geringfügigste durch entsprechende Kunst auf das äußerste spannen, unterhalten, rühren. Diesem Zauber des Stils haben vor allem Franzosen und Italiener gehuldigt und ihre Sprachen daraufhin geschliffen. Briefe und Konversation bildeten die hohe Stufe des spannenden Stils, ebenso wie die höfisch feine Kanzelberedsamkeit. Die pathetischen oder komischen Begebenheiten des Hofes wurden mit epischer Gewalt dargestellt. So verfuhr Bossuet in seiner berühmten Grabrede der jungen, geheimnisvoll verstorbenen Madame Henriette mit dem geschickt angebrachten Aufschrei: „Madame se meurt, Madame est morte!", bei dem die ganze Zuhörerschaft in Tränen und Krämpfe verfiel. So Madame de Sévigné in ihrem Meisterbrief, der die geplante Mesalliance der Cousine des Königs anzeigte.

Jeder Schriftsteller erfindet eigene Tricks, um seinen Stil spannend zu machen. Zum Beispiel la Bruyère, der eine lange Charakteristik mit einem überraschend kurzen, ironischen Sätzchen schließt, das sie erklärt und beleuchtet, wie „Il est pauvre, il est riche". Voltaire, der mit pirouettierender Grazie die Neugier durch überraschende Zickzackzüge steigert, Stendhal, der ewig vibrierend und nervös dem Leser wie ein Aal zu entwischen scheint. Von modernen Schriftstellern ist Anatole France der einzige, der solch raffinierte Kunst als Erbteil übernommen hat und selbständig fortbildet. Ähnlich kunstvoll verfuhren englische Essayisten, wie Macaulay, wie Carlyle, der mit plötzlichen, kurzen Sätzen oder leidenschaftlich versichernden Apostrophen seine Darstellungsart fesselnd machte. Nach derselben Richtung versucht sich in Deutschland mancher moderne Schriftsteller, der die Fesseln des ewig Langweiligen nur mit Widerwillen und Ermüdung trug. Die italienische Schriftsprache wirkt leicht zu pomphaft rethorisch, um abwechslungsreich, also spannend zu wirken. Dagegen lassen die verschiedenen Dialekte, besonders der graziöse venezianische, alle Stilscherze und spielerischen Effekte zu. Im Dialekt gedieh daher besonders das Puppenspiel und die „Commedia dell' Arte", die beide gleichberechtigt mit dem Märchen das Spannende in seiner größten Unmittelbarkeit mit naivem Nachdruck zeigen.

Wenn in irgendeiner Kunstgattung das Spannende nicht nur voll berechtigt, sondern als Conditio sine qua non erscheint, so ist es in der dramatischen Kunst. Bei dem ganzen bitteren Streit zwischen Romantikern und Klassikern blieb das Spannende der Handlung als Grundbedingung jeden Dramas unbeanstandet. Es behaupteten die einen, daß die gespannte Aufmerksamkeit des Publikums durch die drei Einheiten gefördert, durch die Zerrissenheit eines Shakespeare aber gestört werde. Wenn die Klassizisten auch meist langweilig erschienen, so hatten sie doch prinzipiell das Bestreben, auf vornehme Weise unterhaltend zu sein. Es war dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts aufgespart, das spannende Moment von der Bühne auszuschalten, es für ein veraltetes, unnützes oder sogar unliterarisches Element zu erklären und die

Langeweile bühnenfähig zu machen. Aber ihr Reich hat nach der negativen Seite hin Nutzen gestiftet, denn die grobe Sensationslust hätte sonst das Theater in Beschlag genommen. Die schwerfälligsten Stücke, die doch hin und wieder fruchtbringende Gedanken enthalten, sind weniger verwerflich, als etwa die Stücke, die in den Music halls von London billige Sensation erregen und in den letzten Jahrzehnten nicht wenig dazu beitrugen, den Durchschnittsengländer für die große Kunst abzustumpfen. Ähnliches gilt vom sogenannten „Melodrame" in Paris und von den Machwerken gewisser viel gespielter Theaterautoren in Deutschland.

Über das Spannende auf dem Theater können uns zwei Stücke Schillers tief belehren. Die „Räuber" — noch heute wie vor mehr als hundert Jahren hinreißend für die unverdorbene Jugend — sind mit ganz naiver Lust am Fabulieren geschrieben, mit fast knabenhafter Freude am Gewaltsamen, Grausamen, hart und unvermittelt Spannenden. Künstlerisch bewußt mit reifster Klarheit ist das Spannende in der „Braut von Messina" stilisiert und gedämpft, so daß in dieser tiefsten Tragik menschlichen Geschehens nichts gewaltsam, gewollt, schrill, grell oder nervenquälend wirkt. Dem Geist der Antike treu, des edlen Maßes eingedenk ist dieses Werk entstanden, in dem durch die dämpfende Wirkung des feierlich gedankenvollen Chores alles Gräßliche so idealistisch gemildert erscheint, daß wir nichts Grobes, nichts Verletzendes empfinden, obwohl die Fabel so fürchterlich, so grausam spannend ist, wie eine Novelle Boccaccios oder eine Geschichte der Scheherezade. Feierlich und gedankenvoll ist hier die Spannung geworden, als ständen wir vor den Pforten des Tempels, dessen Allerheiligstes die tiefsten Lebensrätsel birgt, als bewege sich der Vorhang leise, als fielen einige Strahlen in unsere Dunkelheit und als klinge entferntes, heiliges Tönen in die einsame Stille des Herzens.

Der proletarische Klassenkampf

Von Dr. Hugo Böttger

Der proletarische Klassenkampf als Begleiterscheinung der Industrieentfaltung wird in einem künftig erscheinenden Werke „Die Industrie und der Staat" von Dr. Hugo Böttger (Verlagsbuchhandlung J. C. B. Mohr in Tübingen) eingehend behandelt. Er ist ein Hauptbestandteil jeder inneren Politik moderner Staaten geworden. Deutschland hat eine eigentliche Arbeiterbewegung erst seit fünfzig Jahren. Staat und Politik überliefern zunächst im Beginn des großbetrieblichen Gewerbelebens die arbeitende Bevölkerung so gut wie schrankenlos der Ausbeutung durch

die Fabrikunternehmer. Der preußische Kultusminister von Altenstein stellte im Beginn des vorigen Jahrhunderts fest, daß im rheinisch-westfälischen Industriegebiet Kinder von vier Jahren ab in zehn- bis vierzehnstündigen Tages- und Nachtschichten gegen einen Schichtlohn von 2 bis 3 Silbergroschen verwendet wurden. Sicherlich hat es auch vor der Industrieausbreitung Mißbrauch der Arbeitskraft der Kinder gegeben, die dann eben von ihren Eltern ausgebeutet wurden. Es war eine Funktion der Fabrik, daß sie das Elend der Kinderarbeit konzentriert in die Öffentlichkeit rückte. Der Staat legt sich alsbald ins Mittel, sobald er nämlich bemerkt, daß die Rasse in Gefahr gerät. Mit dem Schutz der Jugendlichen fängt in der Regel jede Fabrikgesetzgebung an. Gewisse Industriebezirke konnten in Preußen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts infolge der schrankenlosen Gewerbefreiheit nicht mehr genügend Rekruten stellen. Über die früheren Zustände in den Fabriken wird berichtet, daß der Fußboden mit einer klebrigen Masse aus Öl, Staub und Unrat bedeckt war, daß aus den Abtritten, die direkt an die Arbeitsräume anstießen, die Dünste in die Fabriken stiegen, daß man sich kaum zwischen Maschinen, Werkzeugen, Arbeitsstücken und Vorratsmaterialien durchwinden konnte und das Dunkel der Räume die Unfallgefahren in erschreckender Weise vermehrte. Ungehindert konnten sich jahrzehntelang lebensgefährliche Arbeitsprozesse in den Phosphor- und Quecksilberbetrieben usw. abspielen. Die Arbeitszeit kannte fast keine Grenze.

Nach und nach bekommen wir nun aber eine Fabrikgesetzgebung. Die historische Schule der Nationalökonomie und der Staatswirtschaft entdeckte auch im Wirtschaftsleben ethische Gebote und Pflichten, Gebote der ausgleichenden Gerechtigkeit und der Staatserhaltung, und bald wetteifern die Sozialpolitiker des Katheders, der Kirche, der Parteien und des Staates in dem Bestreben miteinander, das Los der arbeitenden Klassen zu verbessern und freilich auch zugleich fast das gesamte politische Leben in den einen Fokus der „sozialen Frage" zu konzentrieren. Wenn man jetzt die Bahn zurückschaut, ohne Bitterkeit und Reue, denn diese Zeit der Einkehr war notwendig, aber auch frei von politischem Optimismus, so bemerkt man allerdings, daß die Jahre der sozialen Reformen zu keinem Ruhepunkt, nicht einmal zu einer festen Zielbildung geführt, daß sie die Volksmasse nicht glücklicher und zufriedener, nur eifriger und heftiger in der Aufstellung neuer Wünsche und Forderungen gemacht haben.

Mit dem Aufkommen der kapitalistischen Unternehmung sind Arbeiterheere entstanden, die sich seit 1863 in der Sozialdemokratie politisch zu organisieren begannen mit dem Erfolge, daß sich unterm allgemeinen gleichen Reichstagswahlrecht 1871 113 Tausend und 1907 $3^1/_4$ Millionen sozialdemokratische Wähler um das rote Panier geschart haben. Bei der letzten Reichstagswahl waren 28,8 Prozent der abgegebenen gültigen Stimmen auf ein radikalsozialistisches Programm vereinigt. Gewiß hat die Arbeiterschaft mancherlei besondere Sorgen und Interessen, mancherlei besondere Forderungen an Gesellschaft und Staat, auf die ich noch eingehe; sie rechtfertigten eine Arbeiterbewegung

und eine verstärkte Anteilnahme der Arbeiter am politischen Leben, aber das Aufgehen der sozialen Klasse der industriellen Arbeitnehmer fast restlos in eine politische Partei erklärt sich doch aus noch anderen Gründen als aus den wirtschaftlichen, hygienischen und sozialen Dispositionen, welche das Industriesystem mit seiner Menschenzusammenballung, mit der größeren Arbeitsintensität, mit den Konjunkturschwankungen und Wertverschiebungen geliefert hat.

Die wachsende intellektuelle Bildung, die Entwicklung des Zeitungswesens und der öffentlichen Meinung, die Fortschritte der liberalen Ideen, die Disziplinierung der Massen durch Volksschule und Militärdienst, der starke unbefriedigte Intelligenzüberschuß in Deutschland, denen Bestätigung und richtige Placierung versagt ist; ein nahezu erstarrter Gesellschafts- und Ämteraufbau, die steigende Wirksamkeit der politischen Organisationen; die eigentümliche soziale Schichtung in Preußen und Deutschland mit dem Vorherrschen der Junker- und Militäraristokratie und mit der Unterdrückung des geistig beweglichen und agitatorisch leidenschaftlichen Judentums; das Aneinanderrücken der verschiedenen Einkommensschichten in den Städten, das die Gegensätze nicht vermindert hat; die Üppigkeit und Prachtentfaltung in den Hauptverkehrswegen, welche aufreizend wirken — alle diese Kulturerscheinungen und Strömungen erzeugten eine proletarische Kritik von der Intensität und nachhaltenden Wirkung etwa des „Kommunistischen Manifestes". In diesem heißt es an einer Stelle: „Alle bisherigen Bewegungen waren Bewegungen von Minoritäten oder im Interesse von Minoritäten. Die proletarische Bewegung ist die selbständige Bewegung der ungeheuren Mehrzahl im Interesse der ungeheuren Mehrzahl. Das Proletariat, die unterste Schicht der jetzigen Gesellschaft, kann sich nicht erheben, nicht aufrichten, ohne daß der ganze Unterbau der Schichten, die die offizielle Gesellschaft bilden, in die Luft gesprengt wird." Mit diesem kritischen Enthusiasmus wird die Masse organisiert, lernt sie ihre Kraft schätzen, setzt sie sich in vielen politischen Einrichtungen durch, obwohl das sozialistische Erfurter Programm vor der strengen sozialistischen Nachkritik in wesentlichen Punkten nicht mehr zu Recht bestehen kann, so hat sich doch die darauf aufgebaute Partei trotz gegenteiliger Prophezeiungen als sehr lebensfähig erwiesen.

Es sind im Laufe des vorigen Jahrhunderts die Träume einsamer Denker zu einer mächtigen sozialen Bewegung geworden. Zuerst die verhältnismäßig zahme Formel Fouriers, daß jeder Sozialist sei, der die Verbesserung der Gesellschaftsordnung anstrebe, und auf die sich vielleicht auch der britische Minister William Harcourt in seiner Erklärung stützen mag, daß wir alle heute Sozialisten seien. Dann aber ein die Welt durchdringender Kampfruf: Abschaffung der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen und Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Der Sozialismus hat sich inzwischen überzeugt, daß die Umgestaltung der sozialen Ordnung im Interesse der arbeitenden Klassen, der größten Mehrheit des Volkes, sich nur mit Hilfe des Staates vollziehen kann: Der Staat soll in einer riesigen Assoziation mit Großbetriebscharakter und

planvollster Produktion und Verteilung ein- und untergehen. Keine Einzelexperimente von organisierten Berufsvereinen (Produktivgenossenschaften) oder von sozialistischen Gemeinden, wie sie Owen und Thompson ins Leben gerufen hatten, denn deren wahrscheinliche Fehlschläge tragen nichts zur Propaganda des Sozialismus bei. Auch keine Versuche mehr, mit dem friedlichen Weitertragen humaner Welt-Verbesserungspläne für den Sozialismus zu wirken. Nein, das Beispiel des britischen Chartismus, der die Straße erobert, mit sinnenfälligen Lockmitteln die Massen gewinnt und die politische Praxis, die Einwirkung auf den Staat, allein gelten läßt, wird bestimmend. Das Proletariat soll zur Klassenbewegung fortgerissen werden, um die ökonomische Befreiung der Arbeiterklasse zugleich mit der Eroberung der politischen Macht zu erreichen. Nichts ist nach dieser Praxis und Auffassung zu erwarten von der Einsicht der Unternehmer und Reichen, nichts von der Einsicht des von diesen Schichten beherrschten Staates, nichts von den Predigten der Intellektuellen und Menschenfreunde, nichts von Liebe und Ausgleich, sondern alles vom politischen und sozialen Kampf, durch den das Proletariat siegreich hindurchgehen muß.

Die deutsche sozialdemokratische Partei hat zwei mächtige Triebkräfte zur Verfügung, die gewerkschaftliche Organisation, die täglich und stündlich mit anderen Kräften ringt, um den Arbeitern schon innerhalb der heutigen Wirtschaftsordnung bessere Zeiten zu verschaffen, und die politisch-transzendentale Bewegung, die der Ansicht lebt, daß innerhalb der gegebenen Wirtschaftsordnung eine der Bedeutung des Arbeiterstandes entsprechende Hebung der Arbeiterklassen ausgeschlossen ist. Diese will über die „heutige Misere" hinweg einer in weiter Ferne kommenden Generation das Heil bringen und verkündet unausgesetzt die „Emanzipation des Proletariats von der Herrschaft des Kapitalismus". Karl Marx verkündet den Lehrsatz, daß im wesentlichen nur die Arbeiterschaft neue Werte hervorbringt, und daß ihr der Mehrwert gehört: „Mit der Einführung des Privatkapitals hört die Äquivalenz des Wertes der Arbeitskraft mit dem Werte des Produktes der Arbeitskraft auf und kommt der Unterschied dem Besitzer des Kapitals zugute. Der auf den Anteil des Kapitals entfallende Ertrag ist mehr wert als das in der Erzielung des Ertrages aufgezehrte Kapital, und auf die Art beuten die (arbeits-)freien Kapitalisten die (besitz-)freien Arbeiter aus." Zur Abstellung dieser „Ausbeutung" organisiert sich die Arbeiterschaft politisch.

Die Ausbeutungstheorie ist so ziemlich noch das einzige, was sich von den wissenschaftlich-politischen Argumenten des Sozialismus am Leben erhalten hat. Zuerst fielen Konzentrations- und Verelendungstheorie. Aus dem Lager der Sozialdemokratie selbst erstanden ihre Gegner, die nachwiesen, daß nur die ersten Schritte des Kapitalismus die Lage der Arbeiterklasse verschlechtert, die weiteren aber den Arbeitern Nutzen gebracht hätten. Die kapitalistische Produktionsweise hat die Produktivität der Arbeit gesteigert und die Möglichkeit zum Steigen des Arbeitslohnes geboten. Die Hebung und Festigung der Arbeiterklasse wird also

vom ernsthaften Sozialisten nicht mehr bestritten. Die Konzentrationsidee hat in der Landwirtschaft versagt; hier hat sogar der Mittel- und Kleinbetrieb die Vorhand, während er in den Gewerben zwar zu kämpfen, aber auch zugleich seine zähe Lebenskraft bewiesen hat. Bleibt im wesentlichen nur noch die vom St. Simonisten Pecqueur mit besonderer Schärfe entwickelte historisch-philosophische Konstruktion der Ausbeutung, wonach im Laufe der Zeiten nur die Formen der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen sich ändern, die Tatsache und das Wesen der Ausbeutung jedoch unverändert bleiben. Aus diesen Ideen hat Marx geschöpft, denn schon Pecqueur erklärte, daß die Menschen im großen Prozeß der Produktion des Reichtums ihre persönliche Arbeit durch fremde ersetzen und sich bereichern, ohne zu arbeiten. Von hier ist Marx zur Mehrwertslehre, dem Zentralpunkt des Sozialismus, vorgedrungen. Er behauptete, die Ausbeutung nehme folgenden Verlauf: der im Produktionsprozeß neu entstehende, den Profit des Kapitalisten bildende Wert stamme nicht aus den Produktionsmitteln — Rohstoffen, Maschinen usw. —, da das Kapital seinen Wert nur auf die neuen Produkte überträgt, aber keinen neuen Wert schafft. Nein, der neue Wert entsteht für den Kapitalisten auf die Art, daß der Arbeiter länger für ihn arbeitet, als es nötig wäre, um das Entgelt für den Arbeitslohn darzustellen. Das Arbeitsquantum, die Leistung des Arbeiters zerfällt hiernach in zwei Teile: der erste Teil ist Ersatz des Arbeitslohns, der zweite Teil, der darüber hinausreicht, ist der neue Wert, der berühmte Mehrwert, den sich der Kapitalist als arbeitsloses Einkommen aneignet. Sein Einkommen wird gebildet aus der unbezahlten Arbeit des Arbeiters, den der Kapitalist kraft seiner höheren sozialen Position und mit Hilfe der kapitalistischen Produktionsweise ausbeutet. Eine leicht faßliche und ungemein volkstümliche Idee, die jedoch ebenfalls von der Wissenschaft bedingungslos zurückgewiesen worden ist. Aus den verschiedensten Gründen: weil sie die Arbeit des Kapitalisten verschwinden läßt, weil sie die vielen Werte, die außer der manuellen Arbeit bestehen, nicht berücksichtigt, obwohl die anderen Werte unter Umständen viel höher sein können als die Arbeitskosten: z. B. richtiges Erfassen der Konjunktur; geniale Kombination der Hilfsmittel, Ausnutzung einer neuen Idee, Vorteile der Lage einer Unternehmung. Woher kämen denn die vielen Fehlschläge, wenn die Arbeiter doch immer Mehrwerte ablieferten?

Und trotz der Durchlöcherung des wissenschaftlichen Programms eine glänzende parteipolitische Entwicklung. Wir bemerken, daß die Forderungen des bürgerlichen Radikalismus, die Forderungen von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit über 1848 und 1870 hinweg eine soziale Wandlung durchgemacht haben. Das Gleichheits- und Brüderlichkeitsideal ist in die Sphären wirtschaftlicher Anwendung gerückt, zum Ideal der kommunistischen Güterverteilung bezw. der sozialistischen Produktion umgewandelt, wobei freilich auf die Hauptstücke der Freiheit verzichtet werden mußte. Taktisch verfährt der politische Sozialismus genau wie der Tiers état, als er noch auf Eroberungen ausging: je mehr er Schritt für

Schritt erreicht, desto geringfügiger schätzt er die Zugeständnisse ein und desto schärfer wird er in seinen Anklagen gegen Bedrückung und Ausbeutung. Dadurch wird und soll die Arbeiterschaft isoliert und zum reinen Klassenkampf stark gemacht werden, dem merkwürdigerweise eine große kulturelle Bedeutung für die Allgemeinheit vindiziert wird, nämlich die Fähigkeit, die anarchistische Güterproduktion zu bekämpfen und die Güterverteilung demnächst zweckmäßiger zu regeln. Das möglichst große Glück der möglichst großen Zahl soll auf diesem Wege zwangsweise in das absolute Glück der absoluten Totalität umgesetzt werden.

Die einheitlich geschlossene Klasse der Proletarier, die man der „reaktionären Masse" entgegenstellt, ist ja aber auch nicht viel mehr als ein parteipolitisches Schlagwort. Auch in der Arbeiterschaft gibt es eine Vielzahl von Abstufungen und Übergängen zur Bourgeoisie und zur reaktionären Masse. Da gibt es Arbeiter mit Haus- und Grundbesitz, am Gewinn des Unternehmens Beteiligte usw. und der Unterschied von Besitzenden und Besitzlosen reicht auf der anderen Seite nicht aus, um die proletarische Organisation sicherzustellen, denn in dieser Organisation sind seit langem sehr vermögende Leute. „Was den Proletarier unserer Tage", so sagt der Sozialdemokrat Kampffmeyer, „von dem Proletarier des Kommunistischen Manifestes und des Kapitals unterscheidet, ist seine größere Existenzsicherheit und seine damit gesteigerte Widerstandsfähigkeit in den Konflikten mit der Kapitalistenklasse. Mit der Befestigung seiner Situation näherte sich der Arbeiter sozial den Klassen, die sich, obwohl sie im Besitz der Produktionsmittel sind, doch in mageren Einkommensverhältnissen befinden." Er meint weiter, die ursprüngliche Marxsche Definition des Proletariats als eines von den Arbeitsmitteln getrennten, besitzlosen, eine nackte haltlose Existenz fristenden Arbeiters sei dank der Annäherung bestimmter sozialer Klassen an die Arbeiterschaft zu eng geworden. Umgekehrt. Die Arbeiterschaft ist teilweise in den Mittelstand hineingewachsen und darum ist die Klassenkampflehre ebenso hinfällig, wie die übrigen Teile des Erfurter Programmes. Legt man die Statistik von Dr. Blenck über das Mitläufertum der Sozialdemokratie zugrunde, eine Statistik, deren Richtigkeit von der Sozialdemokratie anerkannt worden ist, so rührten bei der Reichstagswahl von 1903 mindestens 600000 bis 750000 Wahlstimmen von anderen als der gewerblichen Arbeiterklasse angehörenden Wählern her, von Handwerkern, Kleingewerbetreibenden, Angestellten und Beamten. In der Arbeiterschaft nimmt die soziale Differenzierung zu, was z. B. auch bei dem sächsischen Pluralwahlrecht zum Ausdruck gekommen ist. Nach diesem Wahlrecht hat jeder Wähler eine Grundstimme und die Zuteilung von Zusatzstimmen (bis zu 4) richtet sich nach dem Alter, nach dem Einkommen und nach dem Vorhandensein von Grundbesitz. Es ist nun offenkundig geworden, daß in fast allen Wahlkreisen, namentlich in den großstädtischen, die Zahl der Arbeiter, die zwei und mehr Stimmen abgaben, doch sehr erheblich war. Also auch hier sind Stufenleitern zum Auf- und Absteigen vorhanden.

Trotz alledem ist es keine Frage, daß die Sozialdemokratie mächtig unser Volkstum aufwühlt. Jede Werkstatt und jedes Dorf ist der Schauplatz leidenschaftlicher politischer Kämpfe geworden, die sich durchaus nicht mehr auf die reinen Arbeiterfragen beschränken, sondern auch darauf gerichtet sind, den „proletarischen Geist" in alle Staatsgeschäfte, auch in die nationale Verteidigung und in die auswärtige Politik zu bringen. Es ist richtig, daß die sozialistische Bewegung nicht völlig einheitlich zu wirken vermag, das mag ihre Stoßkraft beeinträchtigen, aber jedenfalls nicht ihre Werbekraft, denn zu jedem Menschen führen verschiedene Wege. Mögen also die einen, die die Revolutionstheorie vertreten, mit der unbedingten und restlosen Eroberung des Staates durch ein willensstarkes Proletariat die Massen begeistern, mögen die andern auf dem Wege der Evolution, der sozialen Fortschritte, der Hebung der Lebenshaltung des Arbeiters, der allmählichen Anpassung des Staats an die sozialistische Ideenwelt zugleich die politische Schulung der Arbeiter erstreben und erreichen, so viel ist doch ersichtlich, daß die industrielle Arbeiterbewegung den Staat und unsere Wirtschaftspolitik vor höchst bedeutende, aber auch vor höchst gefährliche Aufgaben gestellt hat. Zu irgendwelchem Abschluß sind diese Probleme noch nicht gekommen.

Zunächst strömen die Kräfte in Organisationen und Gegenorganisationen aus.

Überschaut man die politische Lage und die sozialen und wirtschaftlichen Organisationen, so ist man offenbar noch weit entfernt vom sozialen Frieden oder von Abrüstung. Vorläufig herrscht in dem Verhältnis von Unternehmer und Arbeiter noch der Zustand vor, daß sich die Teile stark bewaffnen, um sich gegenseitig nach Bedarf den Frieden diktieren zu können.

Zwei Menschen der Urzeit

Von Ferd. Frhrn. v. Reitzenstein am Königlichen Museum für Völkerkunde Berlin

Noch ist es nicht lange her, da stritt man sich um die Existenz des Menschen der Diluvialzeit. Mit schwerer Mühe gelang es, die Spuren von Taubach und Schussenried zu retten, und noch schwieriger wurde es, dem Schädel aus dem Neandertal bei Düsseldorf seine Rehabilitation zu sichern. Als dann gar von Piette die Schnitzereien von Brassempouy und ähnliche gefunden wurden, glaubte man vielfach an Täuschungsversuche. Heute sind wir weiter. Wir haben nicht nur die zweifelsfreien Spuren jenes Menschen, wir haben ihn selbst, wenn es erlaubt ist, das Skelett eines Menschen mit ihm zu identifizieren. Und schon stellen wir heute das Postulat nach dem Menschen des Tertiär, den

wir als den Verfertiger der alten Eolithen betrachten, und schon glauben wir in dem Unterkiefer von Mauern bei Heidelberg der Tertiärzeit sehr nahe gerückt zu sein. Stellt doch dieser Ende 1907 gefundene Rest das Älteste dar, was wir bis jetzt vom Menschen besitzen. 24,10 m unter der Erdoberfläche fand sich dieses äußerst kostbare Stück in fluviatilen Ablagerungen am südlichen Abhange des Odenwaldes. Die Reste der Säugetiere, die neben ihm lagen, gehören sämtlich dem ältesten Diluvium an, einige sogar sind den Tieren des Oberpliozän, also der letzten Epoche des Tertiär, noch sehr verwandt. Vor allem eine Pferdeart (Equus Stenonis Cocchi) gibt deutliche Fingerzeige. Der Kiefer hat denn auch so alte Merkmale, daß Schötensack mit Recht sagen kann: „Selbst dem Fachmanne wäre es nicht zu verargen, wenn er diese Mandibula nur zögernd als menschliche anerkennen würde". Die Kinngegend erinnert völlig an die des Gorilla und der aufsteigende Ast des Kiefers ist dem des Gibbon ähnlich. Nur der Umstand, daß die Zähne erhalten sind, macht es uns möglich, seine menschliche Herkunft zu beweisen. Ob dieser Mensch bereits im Besitz der Sprache war? Wer vermag es zu beweisen? Von vielen Seiten wird es geleugnet. Jedenfalls haben wir Grund anzunehmen, daß viel primitivere Typen nicht mehr möglich sind, da dieser dem Anthropoidenstadium bereits sehr nahe kommt. Nicht so alt sind die jüngst gefundenen Skelette, die wir jetzt so glücklich sind im Berliner Museum für Völkerkunde zu haben. Und dennoch welch eine Zeit, seitdem der eine dieser Menschen auf der Erde wandelte; 250 000 Jahre mögen es sein. Es war im Sommer 1908, als der Baseler Archäologe Otto Hauser bei seinen Ausgrabungen im Vézèretal (Dordogne, Frankreich) in einer der Höhlen von Le Moustier 10 m unter dem Felsen in einer völlig intakten Schicht auf eine Menge von Feuersteinwerkzeugen und ein menschliches Skelett stieß. Prof. Klaatsch-Breslau, der die Hebung dieses Skelettes mit besorgte, behauptet, daß es in Schlafstellung gelegen habe, d. h. daß eine Bestattung vorlag. Der Kopf war nach rechts gewendet und etwas nach abwärts gedreht, der rechte Arm war nach hinten erhoben und auf ihm ruhte die rechte Wange; der linke Arm dagegen war nach vorne vorgestreckt. Unter den rechten Ellbogen und die ihm entsprechende Kopfhälfte waren flache, ausgesuchte Feuersteinstücke gelegt, ebenso war unter die Stirne eine behauene Feuersteinplatte geschoben. Kleinere Feuersteinstückchen waren um das Gesicht gestellt, und Klaatsch behauptet, daß ihre Lage geeignet sei, um daraus Schlüsse auf die Nasenform zu ziehen, die danach einen immerhin australoiden Charakter hätte. An der rechten Kopfseite lag ein Steinbohrer, bei der linken Hand ein sehr schön bearbeiteter mandelförmiger Faustkeil vom Typus St. Acheul und am linken Oberschenkel ein charakteristischer Rundschaber vom Typus Moustier. Um den ganzen Leichnam herum waren zerstreut die Reste von Tieren, die zum Teil Brandspuren zeigen und so nur Reste einer Totenausstattung mit Nahrungsmitteln oder die Überbleibsel eines Leichenmahles gewesen sein können. Wirbelsäule und Brustkorb sind stark zertrümmert; der rechte Oberarm samt

Elle und Speiche sowie das Schlüsselbein, dann ein Oberschenkelknochen, das rechte Schienbein uud Wadenbein sind gut erhalten, während dieselben Teile auf der linken Seite nur in Fragmenten vorhanden sind. Von den Händen und dem Becken haben wir nur geringe Reste, ebenso von den Füßen. Das Skelett gehörte einem etwa 15jährigen jungen Manne der Neandertalrasse (benannt nach einem Skelett, gefunden 1856 im Neandertal bei Düsseldorf) an, deren Charakteristika es deutlich zeigt. Die Röhrenknochen sind auffallend plump, die Speiche sehr gekrümmt, wie es bei keiner heute noch lebenden Rasse vorkommt, wohl aber bei den sogenannten Menschenaffen. Besonders charakteristisch ist der Schädel, der jedem Beschauer auffällt durch seine unheimlich großen Augenhöhlen, seine breite, fast kreisrunde Nasenöffnung und die schnauzenartig vorspringeude Mundpartie mit den riesigen Zähnen. Gerade diese vorzügliche Erhaltung der Gesichtspartien macht uns das Skelett besonders wertvoll, da wir sonst bei Neandertaler Funden nicht so glücklich waren. Wir sehen aber auch die längst bekannten Merkmale dieser Rasse glänzend bestätigt, den äußerst flachen Schädel und die starken Überaugenwulste. Nach der vielfach feststehenden Regel: großes Gehirn kleine Augen, große Augen kleines Gehirn, dürfen wir auch hier keine sehr geistige Tätigkeit, wohl aber eine sehr starke Beobachtungsgabe dieser Menschen voraussetzen. Mit Recht sagt daher Klaatsch: Was den Vorderhirnhemisphären, diesem Sitze der Luxusintelligenz, abging, wurde durch die Entfaltung von Teilen des Hinterhauptlappens aufgewogen, wo die Zentren ihren Sitz haben, die für die Verarbeitung von Seheindrücken bedeutungsvoll sind. Der primitive Mensch war ein genialer Jäger und demgemäß ein scharfer Beobachter, ein geborner Naturforscher. Die alten Beherrscher der europäischen Jagdgründe müssen auch etwas Erhabenes, Gewaltiges in ihrem Wesen gehabt haben, wie wir es dem „Savage Gentleman", dem stolz dahin wandelnden australischen Wilden, nicht absprechen können.

Ganz anders ist nun das zweite Skelett, der Homo Aurignacensis Hauseri, das einen Menschen der mittleren Diluvialzeit zeigt. Ein ganz seltener Zufall wollte es, daß auch hier der beste Repräsentant dieser Rasse nach Berlin kommen sollte. In höchst interessanter Weise ergänzen sich diese beiden Skelette zu dem eigenartigen Bilde einer frühen Urzeit. Dieses jüngere Skelett entdeckte ebenfalls Hauser in einer Grotte von Combe-Capelle bei Monferrand (Périgord, Frankreich). Es wurde am 12. September 1909 in Gegenwart von Prof. Klaatsch gehoben. Alle hauptsächlichen Teile des Skelettes sind recht gut erhalten. Der Schädel ist ein deutlicher Langkopf mit kleinen, etwas gedrückten, an Rechtecke erinnernden Augenhöhlen, länglicher Nasenöffnung ohne vorspringendes Kinn und mit ziemlich hoher Stirne. Das Skelett läßt auf mittelgroße Statur schließen, die wohl ziemlich untersetzt war, wozu der kräftige Brustkorb paßt. Damit nähert es sich merklich den Kennzeichen der Crô-Magnon-Rasse (benannt nach der Fundstelle von Crô-

Magnon bei Tayac in der Dordogne), die sich im jüngeren Diluvium von Mentone bis nach Mähren erstreckt und ihre Überreste in verschiedenen Stämmen Nordafrikas hinterlassen hat. Man darf jetzt bereits als ziemlich sicher annehmen, daß der Homo Aurignacensis einen der Vorfahren der Crô-Magnon-Rasse darstellt, die dann ein Mischprodukt mit den Neandertalern wäre. Woher die neue Bevölkerung kam, wer vermöchte es zu sagen? Die eine Möglichkeit wäre von Osten her, die andere über Nordafrika. Die Crô-Magnon-Rasse, in Verbindung mit der Grimaldi-Rasse (benannt nach den Funden in den Grimaldigrotten bei Mentone, auch italienischer Boden), war noch zur Magdalenienzeit (zirka 25 000 bis 15 000 v. Chr.) in Europa und zeitigte in dieser letzten Eiszeit jene eigenartige Kultur, die uns so auffallend hübsche Zeichnungen auf Renntierknochen und jene originellen Frauenfigürchen hinterlassen hat, wie sie Piette bei Brassempouy fand. Schon aus den Beigaben des Homo Aurignacensis läßt sich die kulturelle Weiterentwicklung erkennen. Wir haben es hier zweifelsohne mit einer Bestattung zu tun; die Beine der Leiche — es mochte ein etwa 50 Jahre alter Mann gewesen sein — sind leicht angezogen, so daß die Lage schon flüchtig an die Hockergräberstellung erinnert. Besonders interessant ist aber, daß um den Kopf sich 18 durchbohrte Schneckengehäuse fanden, die wohl ehedem zu einer Halskette oder einem Kopfschmuck verbunden waren. Das Crô-Magnon-Skelett der Höhle von Mentone hatte beispielsweise einen Kopfputz von 200 solchen Schneckengehäusen und 12 Hirschzähnen, aus denen ehedem wohl eine netzartige Kopfbedeckung gearbeitet worden war. Außerdem fanden sich beim Homo Aurignacensis an der rechten Kopfseite Kratzer und Schaber, am rechten Oberschenkel 2 große Schaber, am rechten Unterschenkel 5 ähnliche Steingeräte und an den Füßen 2 Steinkeile. Wohl aus den oberen Schichten (Solutréen) stammen 16 Steingeräte, die verschiedene Typen aufweisen.

Herrn Hauser gebührt besonderer Dank, daß er trotz weit höheren Angebotes seitens Amerikas dafür sorgte, daß diese Funde ersten Ranges Deutschland zugefallen sind.

Übersetzungskunst der Gegenwart

Von Berthold Vallentin

Es kann nicht anders sein: Übertragung eines Dichterischen in eine andere Zeit, ein anderes Volk lebt von deren Geist zunächst. Dieser ist der erweckende Geist; der zu erweckende lebt nicht stärker, als ihm der erweckende Leben zu geben vermag. Die Romantik, Zeit kräftig drängender Impulse, noch dazu mit einem besonderen Antrieb, Fremdes und Altes zu verlebendigen, überwarf ganze Strecken erstorbenen Landes mit belebender Luft: Die Griechen und Spanier, die schattenhaften Meister des Minnesangs und Shakespeare, alle begannen neu zu atmen unter ihren nährenden Hauchen.

Dann ist es, als ob die Generation jede lebendige und verlebendigende Kraft aufgebraucht hätte. Das neue Zeitalter lebt nur ein vermitteltes geistiges Leben, ein Leben nicht aus Anschauung und Ergreifung des Lebendigen, sondern aus verbegrifflichender Zergliederung und mechanischer Bewältigung der Erscheinungen. Von da aus bestimmt sich auch sein Verhältnis zu frühem und fremdem Dichterischen, Maß und Umfang seiner Aneignung, Art und Ton seiner Übertragung. Diese Zeit nimmt ihren Begriff des Poetischen aus dem Literarischen, aus der allgemeinen Bildung und Wissenschaft. Der einmalige kühne Ausdruck, die geformte Vision einer einzigartigen Seele ist ihrem Erleben „eine dunkle Stelle" und muß in der Übersetzung dem allgemeinen Verständnis dadurch nahegebracht werden, daß man die sinnliche Fülle auf begriffliche Formeln abzieht, die sich zur Wirklichkeit des Dichters verhalten wie eine kolorierte Karte zur Landschaft, eine schwungvolle Isobare zum Sturm, ein Seismogramm zum Erdbeben. Zur Literatur gehört anderseits das Bedürfnis, Literarisches anders, edler, gehobener, „schöner" auszudrücken als den Alltag. Daher muß auf künstlichem Wege hereingebracht werden, was aus dem dichterischen Erlebnis als zu erdrückend oder zu eruptiv künstlich entfernt wurde (oder nicht einmal wahrgenommen, da nur ein sonnenhaftes, nicht ein bebrilltes Auge den unmittelbaren Strahl ertragen kann und dem Geiste nur der Geist erscheint). Zu diesem Zwecke werden die sachlich nackten Stellen, die dem Dichter farbig und atmend sind, als Teile eines farbigen und atmenden Ganzen, die aber den von außen sehenden Geschmäckler als herausgerissene Einzelheiten mit der Farblosigkeit seiner eigenen Seele langweilen, geschwellt, gefärbt und verkleidet. Als Surrogat des den Dichter durchlebenden einheitlich visionären Feuers wird ein dürftiges Flämmchen abgeleiteter, unpersönlicher Moral angefacht.

Dies ist die Methode, in der das späte neunzehnte Jahrhundert fremde Dichtung übertrug. Sie sollte heute, mit dem Zurückweichen des bloß Literarischen und einem neuen Aufschwung des Dichterischen, schwinden, tut es aber nicht. Im Gegenteil, es ist, als ob das endende Zeitalter noch einmal seine zerstörerischen Kräfte in letzter Vollendung entfalten wollte. Vor einigen Jahren hat Max J. Wolff die Shakespeareschen Sonette übersetzt. In vollkommener Ausbildung, unbeirrt durch die neuen lebendigen Kräfte, die dem feiner Wahrnehmenden schon fühlbar werden, handhabt er jenes System der Literarisierung. An seiner Übersetzung als an einem unübertrefflichen Beispiel sei dieses System tabellarisch dargestellt, damit es nicht, einmal ausgestorben, seine warnende und reinigende Kraft verliere*). Auf gut Glück ohne Auswahl sind das zweite und dritte Shakespearesche Sonett und ihre Übersetzung durch Wolff nebeneinander gestellt und verglichen:

II. Sonett.

Shakespeare.	Wolff.
2. thy beautys field	Deiner Schönheit (aus dem durchgeführt konkreten Bild wird durch Weglassung von field eine allegorische Redensart)
6. lusty days	frohe Jugend (flache Poetisierung)
8. all-eating	größte (das aktive sinnliche Bild verflüchtigt in den allernichtigsten Begriff)
thriftless praise (kühnes und starkes Bild)	leere Prahlerei (leer)
13. when thou art old (sachlich einfach)	in den spätsten Tagen (flach poetisch)
new-made (sachlich eindringlich)	bleibst jung (Vernüchterung)

III.

4. beguile the world (sachlich)	machst aller Hoffnungen zunicht (konventionell, bürgerlich aufgeputzt)
unblest some mother	zerstört den Traum von Mutterseligkeit (süße, geschwellte poetische Schönrednerei, außerdem aus dem gesehen Gegenständlichen eine nüchterne, poetisch sein sollende Gefühlsabstraktion gemacht)
5. she so fair (Anschauung)	Jungfrau (Moralität)
un-ear'd womb (unendlich kühnes Bild)	spröder Schoß (dürftigste Begrifflichkeit mit einem Beiklang von Moralität)

*) Ganz geschwiegen sei hier von den nur Wolff persönlich anhaftenden sprachlichen Irrtümern, die ihm z. B. ein Verbum „beuen" als die Grundform zu „er beut" suggerieren, und von seiner grausamen Harthörigkeit, die Laute verträgt wie „seines Herz's Insassen", „ihres Ehrgeiz's weitgestreckter Bahn". Das sind Posten von Wolffs höchst persönlichem Schuldkonto, die gerade die puristische Zeit, der er angehört, nicht gegen sich gelten zu lassen braucht.

6. disdains the tillaige of thy husbandry	in Keuschheit deinem Wunsche widerstrebt (schwächliche Abblassung des Bildes in einen dünnen Begriff und Betonung, Heraustreibung des vermeintlich ethischen Gehalts)
7. will be (sachlich einfach)	gerne (gemütlich verfärbt)
8. to stop posterity (kühn anschauliches Bild)	kinderlos (dozierende Verbegrifflichung)
10. calls back (sinnlich nackt)	erneuen (begrifflich kultiviert)
lovely (sinnlich)	das Glück (Begriff. Aus dem Ästhetischen ins Ethische übersetzt)
April (dichterisch besondere Ergreifung des Lebendigen)	Mai (die anerzogene konventionelle liebliche Dichterfloskel)
11. thou shalt see (einfach sachlich)	dein Blick sieht (poetisch tautologische Umschreibung)
12. Despite of wrinkles (sachlich gesehn)	— (entweder war ihm der Ausdruck nicht „schön" genug, zu hart, oder er mußte ihn wegen Raummangels der „goldenen Frühlingszeit" opfern)
this thy golden time (auf das individuelle Geschick bezogen, sinnlich starke Einfachheit)	eines Kindes goldene Frühlingszeit (verallgemeinert, konventionell poetische Floskel)
13. remember'd not to be (sachlich einfach)	läßt keine Spuren hier (die übliche poetische Metapher dafür)
14. Die (starke dichterische Ansprache)	du stirbst (matte, verständlich sein sollende Aussage)

Wolff leidet ein hartes Schicksal. Selten wird ein völlig Verfälschtes so rasch von dem völlig Echten widerlegt. Er leidet die Not, als letzter Herold einer aussterbenden Generation dazu bestimmt gewesen zu sein, noch einmal ihre ganze Fehlbarkeit schmetternd von sich zu geben, obwohl schon reinere Töne einer neuen Zeit ganz still seine Fanfare Lügen strafen. Vor kurzem erschien die Umdichtung der Shakespeare-Sonette durch Stefan George (Georg Bondi, Berlin). Sie wird getragen von der unserer Nation neu errungenen Kraft sinnlich lebendiger Anschauung und ihrer Bewältigung im dichterisch Visionären. Sie konnte Shakespeare in seinem innern Kerne, in dem das Ganze seines Werks zusammenhaltenden und durchschießenden dichterischen Erleben treffen. Sie konnte es von da in seine ausstrahlenden Kräfte und Formen verfolgen, konnte zentrifugal diese mit dem ursprünglichen, gesamtdichterischen Feuer der Mitte nähren und brauchte nicht zentripetal, wie die Literarischen, die Außenformen oder einzelne Worte abzugehn und abzutasten, um durch sprachliche Umsetzung und logische Deutung in das Zentrum des Dichterischen zu gelangen. Daher Umdichtung, Schöpfung durch Nachbeschwörung der Visionen des früheren Dichters und ihrer zugeborenen Bildlichkeit, nicht aber kummervoll besorgte Nachschaffung des einzelnen Worts ohne wahre, d. h. innere Treue, welcher allein auch die äußere Treue, die

Treue des einzelnen Worts folgen kann. Denn dichterisch gesehen ist das Wort nicht ein Ding der Mitteilung, sondern ein mit dem Geist innerlich verwachsen lebendiges Gebilde. Es sei als Zeugnis solcher Erneuerung alten Dichtergutes aus dem dichterischen Geist hier die Umdichtung derselben zwei Sonette wiedergegeben, deren fehlerhafte Übertragung in literarischer Manier oben festgestellt wurde.

II.

Belagern vierzig Winter deine Brau'n,
Ziehn Gräben tief in deiner Schönheit Flur,
Ist deiner Jugend Putz, heut ein Gestaun,
Dann eine wertlos rissige Hülle nur.

Fragt wer nach deiner Schönheiten Geschick
Und allen Schätzen deiner rüstigen Zeit:
Dann zeigen eignen, eingesunknen Blick
Wär' Scham, die frißt, und Lob, das mißgedeiht.

Mehr Lob erwürbe deiner Schönheit Huld,
Könnt'st du erwidern: „Dies mein schönes Kind
Zahlt meine Rechnung, löst des Alters Schuld",
Da seine Reize dein durch Erbrecht sind.

Dies wär' ein neues Wirken, wenn du alt;
Du sähest warm dein Blut, fühlt' es sich kalt.

III.

Dein Antlitz, dem im Spiegel du begegnest,
Verlangt, daß du ein neues bald gestaltest,
Die Welt nicht täuschst und eine Mutter segnest.
Nun ist die Zeit, daß du Ersatz erhaltest.

Wo ist die Schöne, deren bracher Schoß
Vor deines Anbaus Furchenzug erschrickt?
Wes törige Eigenliebe ist so groß,
Daß er — ein Grab — die Nachkommen erstickt?

Du bist der Mutter Spiegel und er stellt
Ihr lieblichen April der Jugend dar.
So wird durch Alters Fenster einst erhellt
Dir trotz der Runzeln dies dein golden Jahr.

Doch lebst du zum Vergessenwerden hier:
Stirb einzeln und dein Bild erstirbt mit dir.

7)

Im Kampf gegen die Übermacht

Roman von Bernt Lie

Berechtigte Übersetzung von Mathilde Mann

Der Gemeindepfarrer von Storslet, Sören Römer, saß an einem Nachmittag im April im Studierzimmer des Bischofs.

Er hatte lange geredet. Der Bischof ging mit seiner Pfeife im Zimmer auf und nieder. Jetzt schwieg der Pfarrer und es trat eine tiefe Stille ein.

Draußen vor den Fenstern fiel der Schnee dicht herab. Von der Straße herauf tönte gedämpftes Schlittengeklingel.

Der Bischof ging lange auf und nieder, ohne zu sprechen. Sein Gesicht hatte einen eigentümlichen Ausdruck, ein Gemisch von Empörung, Mißvergnügen und — Lust zu lachen. Hin und wieder sah er im Vorübergehen mit einer gewissen Neugier, halb gutmütig, halb ärgerlich, zu dem jungen Geistlichen hinüber, der, den Hut in der Hand, mit niedergeschlagenen Augen dasaß.

Endlich blieb er stehen und wandte sich ganz nach dem Pfarrer um.

„Dies ist eine böse Sache für mich, Pastor!" sagte er. „Eine sehr böse Sache. Nun war ich gerade so beruhigt in bezug auf Storslet. Und da wollen Sie schon nach fünfviertel Jahren wieder fort und ich soll mit Licht und Laterne wieder nach einem Mann suchen! Und das ist um so schlimmer, als Storslet eine unserer wichtigsten Pfarren ist!"

„Ich würde nie gewagt haben, mich mit meiner betrüblichen und ungelegenen Sache an Euer Hochwürden zu wenden, wenn ich nicht, wie gesagt, einen Mann nachweisen könnte, der mit weit größerem Erfolg als ich das Pfarramt in Storslet bekleiden wird."

„Sie kennen diesen Kandidaten Brede persönlich?"

„Ja. Und ich habe mehrere Briefe mit ihm gewechselt. Er ist bereit, auf meinen Vorschlag einzugehen."

Der Bischof lachte:

„Ja! Großen Dank dafür braucht der junge Mann von mir nicht zu erwarten! Die Aussicht, nach Storslet zu kommen — statt nach Maasvär hinauf zu reisen! Das ist keinen Dank wert. Aber er ist ja ein ganz frischgebackener Kandidat . . .!"

„Ich erlaube mir, Euer Hochwürden daran zu erinnern, daß auch ich direkt vom Examentisch nach Storslet gekommen bin."

„Wohl wahr! Wohl wahr! So verhielt es sich. Aber mit Ihnen war es nun so eine ganz eigene Sache. Sie mit Ihrem hervorragenden Zeugnis . . . Und dann soll ich Sie jetzt nach — Maasvär hinaufschicken! Nein, nein, nein, — das kann ich nicht verantworten!

Der Bischof setzte kopfschüttelnd seine Wanderung fort.

„Nein, nein," wiederholte er, „das ist Tollheit. Der reine Wahnsinn!"

Dann stand er plötzlich still und sagte mit Nachdruck:

„Finden Sie nicht eigentlich selbst, Pastor, daß es zu jammervoll ist, so Gemeinde und Amt im Stich zu lassen — um eines Frauenzimmers willen! Da waren wir doch, zum Kuckuck auch, andere Kerle in meiner Jugend! Wir ließen uns nicht durch Weibsbilder ins Bockshorn jagen!"

„Ich glaube, Hochwürden, daß die Verhältnisse, in die ich hineingeraten bin, ganz exzeptionelle sind. Und das Mädchen, von dem hier die Rede ist, kann man nicht als gewöhnliches Frauenzimmer betrachten."

„Nein, gewiß nicht," sagte der Bischof. „Und wissen Sie, was für einen Gedanken ich mir machte, als Sie so unvermutet Ihr Kommen in einer für Sie sehr ernsten Sache meldeten? Ja, dachte ich, er will die Thorborg heiraten — und will mich um Rat fragen! Und auch jetzt noch, in diesem Augenblick, meine ich, daß Sie das tun sollten, Pastor Römer. Das ist meine Ansicht. Und damit würde die ganze Sache klipp und klar sein."

„Erstens hat sie ja selbst gerade heraus und mit Nachdruck erklärt, daß sie keineswegs den Wunsch hat, eine Ehe mit mir einzugehen. Daß sie sich mit diesem Schiffer Rasmussen verheiraten will . . ."

„Ach was — so ein Geschwätz! Ich müßte mich wenig auf die Art und Weise von Frauenzimmern verstehen, wenn nicht Thorborg mit beiden Händen zugriffe, falls Sie ehrlich und redlich um sie würben! Soweit ich die Sache beurteilen kann, ist sie ungleich mehr in Sie verliebt als in diesen Schiffer! Ein klein wenig mannhafte Courage von Ihrer Seite . . ."

„Aber es widerspricht meinem innersten Gefühl, eine Frau zu heiraten, deren moralische Begriffe über die göttliche Liebe so niederer Natur sind. Eine Ehe zu gründen auf . . ."

„Ach was, ich pfeif' auf die Moral!" sagte der Bischof. „Heiraten Sie das Mädchen, so stehe ich für ihre Moral ein. Sie wird Ihnen eine Frau so treu wie Gold sein. Denn Thorborg ist aus Gold. Aber Gold schmilzt in der Wärme des Blutes, — und für einen entschlossenen Mann gilt es nur, es in seine feste Form zu sammeln, — in einer ehrlichen Ehe. Aber Sie lieben sie also nicht?"

„Nein!" sagte Sören Römer mit aller Gewalt.

„Gut. Da reden wir ja in den blauen Dunst hinein!"

„Freilich, Hochwürden. Um so mehr, als sie nicht die geringste Liebe zu mir empfindet. Im Gegenteil, sie verachtet mich und verspottet mich und alles, was ich heilig und teuer halte!"

„Nun — die Sache, die — na ja! Von diesem Eheprojekt wäre also nichts weiter zu sagen. Und doch würde es die ganze Frage in so schöner Weise gelöst haben! Aber nun können Sie ja bald Ihren eigenen Pfarrhof beziehen. Und da ändert sich ja das Verhältnis ganz von selbst."

„Wie ich Euer Hochwürden gegenüber bereits äußerte, habe ich selber lange dem Tag, an dem ich aus Storslet in mein Pfarrhaus einziehen würde, als dem Ende aller meiner Qual entgegengesehen. Aber nachdem ich mich gewissenhaft und im Gebet zu Gott selbst geprüft habe, muß ich bekennen, daß es mir nur wenig helfen wird, daß ich aus dem Hause ausziehe, solange sie doch in meiner Nähe verbleibt."

Der Bischof machte eine ungeduldige Bewegung.

„Hören Sie jetzt einmal, mein junger Freund! Als Ihr Bischof und als Mann will ich Ihnen ganz aufrichtig sagen, daß diese — diese lächerliche Angst vor einem Frauenzimmer — sich sehr schlecht für einen erwachsenen Mann geziemt!"

„Ich glaubte, ich hätte es Euer Hochwürden verständlich gemacht, daß ich keine Angst vor irgendeinem — Frauenzimmer habe."

Sören Römer sprach leise, betrübt und gesenkten Hauptes.

„Zum Teufel auch, ich sollte doch glauben, daß unsere liebe Thorborg, nach allem, was Sie mir mitgeteilt haben, — ein Frauenzimmer genannt werden muß!" platzte der Bischof heraus.

„Ich fürchte mich nicht vor Thorborg."

Sören Römers Kopf sank noch tiefer hinab, und er verbarg sein Gesicht mit der Hand.

„Aber vor wem, in Gottes Namen, nehmen Sie denn Reißaus, Mensch?"

„Vor mir selbst!" antwortete Sören Römer kaum hörbar.

Erregt ging der Bischof auf und nieder, unschlüssig. Er suchte nach Worten. Da aber richtete sich Sören Römer in seinem Stuhl auf und rief mit starker Stimme aus, ja, es klang wie ein Notschrei:

„Ich habe gebeten, als Geistlicher mit meinem Bischof reden zu dürfen. Ich habe mich mit meinem Gott beraten. Unter den Menschen habe ich niemand, zu dem ich sonst gehen könnte mit meiner schweren Sünde und meinem Herzeleid, als zu Ihnen, Hochwürden. Und ich bitte Sie, um des lebendigen Gottes willen — nehmen Sie mich weg aus der Nähe dieses Weibes! Denn ich werde verzehrt von sündigem Verlangen nach ihr!"

Er hielt inne. Der Bischof war stehen geblieben. Und es war ganz still im Zimmer.

Dann fuhr Sören Römer mit leiser Stimme fort:

„Daß ich leiden und kämpfen muß — das ist es nicht, was mich aus dem Amt forttreibt, das zu verwalten mir anvertraut ist. Ich beuge mich in Demut unter die Zucht des Herrn. Aber mein heiliger Beruf leidet darunter. Ich kann meiner Gemeinde kein wahrer Pastor sein — wenn dies Weib in meiner Nähe weilt."

Er brach in Tränen aus.

Der Bischof trat an ihn heran und legte ihm seine Hand auf das Haupt.

„Mein lieber junger Freund!" sagte er sanft. „Wenn es so steht, warum sich da nicht der Worte des Apostels Paulus erinnern: ‚Es ist besser zu heiraten als Brunst zu erleiden!'"

Sören Römer sah auf mit einer Glut tiefen Schmerzes in den Augen:

„Wie kann ich mich in das hinabsenken, was ich als einen Pfuhl der Sünde und Schande ansehe."

Der Bischof nahm langsam seine Wanderung durch das Zimmer wieder auf. Sören Römer beugte sich wieder hinab, den Kopf in den Händen. Und die Stille wurde nur unterbrochen durch die Schritte des Bischofs und von draußen her durch eine Stimme oder ein gedämpftes Schellengeklingel auf der Straße.

Endlich blieb der Bischof stehen.

„Wohlan! Wenn Sie in Not sind, so will Ihr Bischof Ihnen nicht im Wege stehen. Wir wollen überlegen, was sich machen läßt. Von Storslet sollen Sie schon loskommen."

„Danke!" flüsterte Sören Römer. Er wollte noch mehr sagen, mußte aber vor Bewegung innehalten.

„Aber, um auf Ihren Vorschlag zurückzukommen, an Stelle des eben frischgebackenen Kandidaten nach Maasvär hinaufzugehen, — haben Sie es sich wohl klar gemacht, auf was Sie sich da einlassen?"

„Ich weiß ja so wenig . . ."

„Daß das eine Verbannung ist! Daß Storslet hier unten auf Helgeland ein Paradies ist gegen diese Einöde im Eismeer. Daß Sie dort keinen Menschen finden, mit dem Sie einen geistigen Verkehr pflegen können!"

„Ich habe im Laufe einer kurzen Zeit so bedeutungsvolle Dinge in bezug auf mich selbst und auf die Menschen erfahren, daß ich ein brennendes Verlangen gerade nach Einsamkeit empfinde!"

„Aber dies wird für Sie nicht die angenehme Einsamkeit werden, in der Sie sich Ihren Studien und Betrachtungen hingeben können. Sie werden schwere Kämpfe zu bestehen haben gegen eine bis zum Entsetzen unsanfte Natur und gegen bis zur Barbarei unwissende und niedrigstehende Menschen. Es ist mir nicht

möglich gewesen, einen Geistlichen zu bewegen die Maasvärer Pfarre zu übernehmen, seit der vorige Pfarrer auf eine so schimpfliche Weise von dort wegkam. Er wurde mit Schlägen und Schimpfworten von dem Hof der mächtigen Madame Juhl auf Kjelnässet da oben gejagt, weil er die Trunkenheit auf ihrer Hochzeit getadelt hatte; sie heiratete den Mann, der der Vater ihres fünfzehnjährigen Sohnes war. Der Pfarrer reichte eine Klage an mich ein, ich gab sie an die Obrigkeit weiter. Aber die konnte nichts ausrichten gegen die handfeste Frau, und es blieb nichts weiter übrig, als dem Pfarrer ein anderes Amt weiter südwärts zu übertragen ... Und die Gemeinde ist in Armut und Elend versunken; zum größten Teil sind es Seefinnen, die draußen in den Schären leben ..."

„Ich bin jung, Hochwürden, und brenne vor Verlangen, für den Herrn zu streiten. Gegen Sturm und Unwetter wie auch gegen menschliche Entartung und Unwissenheit. Ich empfinde ein tiefes Bedürfnis, meinem Gott und meinem eigenen Gewissen — und auch Ihnen, Hochwürden, zu zeigen, daß auch ich Mut und Kraft besitze. Wahrlich — der Herr hat mich den rechten Weg geführt, wenn er mich nun nach jener Einöde hinaufweist! Dort wartet ein Arbeitsfeld auf einen Diener des Herrn."

Der Bischof reichte ihm seine Hand mit Wärme:

„Jetzt sprechen Sie mir aus dem Herzen, junger Freund! Wahrlich, als ich noch so jung war wie Sie, hatte ich dieselbe Gesinnung. Und ich ging ans Werk — in Einsamkeit und Finsternis und ich stritt, wie ich noch heute streite, um das Licht des Herrn zwischen seinen vernachlässigten Kindern hier oben am Meer im hohen Norden zu verbreiten ...!"

* * *

Sören Römer blieb vier Monate auf Tromsö. Der Gemeindepfarrer der Stadt kam um Urlaub ein, und der Bischof machte Römer zu seinem Vikar.

Nach Storslet ging ein Brief an Herrn Willatz Steenbuk ab — er möge das sämtliche Hab und Gut des Pfarrers, das in seinem Speicher stand, bei nächster Gelegenheit nach dem Maasvärer Pfarrhause schicken.

Herrn Willatz selber und Madame Steenbuk und dem ganzen Hause sandte der Pfarrer die besten Grüße. Verschiedene Gründe hätten ihn bewogen, das Storsleter Pfarramt seinem Freund Herrn Jonas Brede abzutreten — und an seiner Stelle Sören Römer bestimmt, Maasvär zu übernehmen, wohin Herr Brede hatte gehen sollen.

* * *

II.

Die Glocke läutete so eifrig in dem Turm der Maasvärer Kirche. Es war ein spröder und schmächtiger Klang — wie von dünnem Blech. Und er reichte nicht weit; er verschwand hilflos draußen in dem mächtigen, weit offnen Tage.

Die Kirche selbst war schmächtig und spröde; mit der abgeblätterten weißen Farbe an der dünnen Bretterverschalung und mit den vielen kleinscheibigen Fenstern sah sie aus, als stünde sie da und fröre selbst jetzt an diesem sonnigen Sommertag. Der Turm, in dem die kleine Glocke soeben Raum zum Schwingen hatte, stand mitten auf dem Dach wie ein gelegentlich dahin gesetzter Taubenschlag.

Um das Kirchengebäude lief eine niedrige Mauer aus Torf und lose zusammengestapelten Steinen. Innerhalb der Mauer befanden sich allerlei verrostete eiserne Kreuze sowie ein paar fast ganz von Gras überwucherte Grabsteine mit unleserlichen Inschriften. Einstmals hatte der Gemeindekirchhof hier um die Kirche herum gelegen. Jetzt lag er schon lange hinter einem Hügel, ein gutes Stück land-

einwärts auf der kleinen Insel. Man konnte eine Art Weg unterscheiden, der die Anhöhe hinauf dorthin führte, um das Moor herum und in einem Bogen um den Hügel.

Während die Kirchenglocke aus ihrem Taubenschlag herabläutete, bewegte sich ein Leichenzug langsam diesen kaum sichtbaren Weg hinan. An der Spitze wurde der Sarg auf einer Schubkarre von zwei Männern gezogen. Er war aus ungehobelten, mit spärlicher schwarzer Farbe angestrichenen Brettern. Ein Kranz von dem Heidekraut, das auf allen Hügeln ringsumher blühte und glühte, war auf dem Sargdeckel festgenagelt.

Hinter dem Sarge her ging der Pfarrer mit dem Mann der Verstorbenen. Dieser war buckelig, seine Beine waren verkrüppelt und er ging an zwei Stöcken. Daher ging es auch nur langsam mit ihm. Ihnen folgte eine alte Frau mit drei kleinen Kindern.

Sie war krummgebeugt und ging ebenfalls an einem Stock. Sie sang, während sie sich weiterschleppte, laut, mit gellender, tauber Stimme ein geistliches Lied mit vielen Versen. Die Kinder hatten neue, steife Frieskleider an und ein jedes von ihnen aß an seinem Kringel.

Das war das ganze Gefolge.

Die Männer mit der Karre machten hin und wieder Halt und trockneten sich den Schweiß mit ihren Pelzmützen ab. Und mit ihnen machte auch das Gefolge Halt.

Der buckelige Witwer sprach unaufhörlich, laut und mit der klanglosen Stimme, wie man sie so oft bei Buckeligen findet. Er erzählte dem Pfarrer mit großer Umständlichkeit von der Krankheit seiner verstorbenen Frau während des ganzen letzten Jahres. Und der Pfarrer hörte aufmerksam und teilnehmend zu.

Als sie sich nach einer Rast abermals in Bewegung setzten, sagte der Pfarrer freundlich:

„In Anbetracht alles dessen, lieber Isak Isaksen, müssen wir denn doch sagen, daß der Herr wohl daran getan hat, als er sie zu sich nahm und sie von so großen Leiden befreite!"

„Ja, gewiß und wahrhaftig haben Herr Pastor darin recht! Aber schade ist es ja doch, daß er sie nicht gleich im Winter zu sich genommen hat, dann hätten wir doch all das Geld für den Doktor und für all die unnütze Medizin gespart."

„Daran dürfen wir jetzt nicht denken, Isak, wo sie doch zur ewigen Ruhe heimgerufen ist . . ."

„Ach nein, ach nein! Darüber muß man sich nu nich' mehr ärgern. Und nu kostet sie ja auch nichts nich' mehr, die arme Oleanna. Da stehen noch zwei oder auch drei halbe Flaschen aus der Apotheke in Troms, die sie gar nich' mehr gebraucht hat. Aber sie hatt' es ja in den Beinen, und das können wir ja auch kriegen, so daß die Medizin, so Gott will, doch noch zu Nutzen kommen kann!"

Hinter der niedrigen Friedhofmauer schlängelten sich die Männer mit der Karre zwischen den Grabhügeln hindurch, so gut es gehen wollte. Aus einer Ecke des Friedhofs kam ihnen der Küster entgegen und zeigte ihnen den Weg.

Am Grabe stand eine Frau mit einem kleinen Knaben an der Hand und wartete. Sie war städtisch gekleidet, groß und aufrecht mit einem scharf geschnittenen, ernsten Gesicht. Sie trat vor und gab Isak Isaksen, der alten Frau und den drei Kindern die Hand. Über dem Arm trug sie einen kleinen Kranz aus Grün und aus Topfpflanzen — Geranien und Pantoffelblumen — und den legte sie auf den Sarg neben den Heideblütenkranz.

Der Pfarrer stieg auf den Erdhügel am Rande des Grabes und hielt die Grabrede mit klarer, lauter Stimme.

Und der Sarg ward von den beiden Männern mit Hilfe des Küsters und des Witwers in die Erde gesenkt.

Und der letzte Vers des Gesanges wurde laut und gewohnheitsgemäß von dem Küster gesungen. Die andern sahen in das Gesangbuch, ohne jedoch mitzusingen.

Dann drückte der Pfarrer den Angehörigen die Hand. Und alle gingen den Weg hinab.

„Es war sehr freundlich von Ihnen zu kommen, Madame Foksen," sagte der Pfarrer, als er vor den andern her an der Seite der stattlichen Frau dahinschritt.

„Die arme Oleanna hat vor ihrer Verheiratung bei uns gedient," sagte Madame Foksen. „Sie war eine ungewöhnlich brave und strebsame Person."

In der Mitte des Hügelzuges, zwischen dem Friedhof und dem Strande lag das Pfarrhaus. Und hier verabschiedete sich der Pfarrer, indem er ihnen allen noch einmal die Hand reichte.

„Ja, wenn wir dem Herrn Pfarrer in irgendeiner Weise behilflich sein können, so brauchen Sie es nur zu sagen!" sagte Madame Foksen.

„Vielen Dank! Sie haben mir ja schon so herrlich geholfen. Und jetzt habe ich es wirklich ganz außerordentlich gut."

„Und Jonina ist einigermaßen anstellig —?"

„Sie ist flink und herzensgut!"

Das übrige Gefolge befand sich schon auf dem Wege nach der kleinen Reihe von Fischerhäusern unten am Strande. Jetzt ging auch Madame Foksen mit ihrem Jungen; sie benutzte den Steig links an der Kirche vorüber, um zu ihrem Heim, den Häusern der Maasvärer Handelsstelle, zu gelangen. Sie ragten sehr stattlich und hoch auf am Ende des Fischerdorfs, Speicher und Wohnhaus, Scheunen und Viehhaus.

Und der Pfarrer ging in sein eigenes Haus.

Das Pfarrhaus lag geschützt, dicht unter einem Berggipfel, und an der Rückwand des Hauses war nur gerade Platz genug für einen fliesenbelegten Gang von der Küchentür nach den Wirtschaftsgebäuden.

Das Haus selbst war ein niedriges, einstöckiges Gebäude mit gelbem Anstrich und Torfdach. In der Mitte, über einer breiten Fliesentreppe mit einer Bank, lag die Haustür. Davor lag ein kleiner, umfriedigter Garten mit Bärenklau, Berberitze, Hollunder und allerlei Unkraut. Zu jeder Seite der Treppe stand eine Ebereesche, die sich mühselig bis über den Dachfirst in die Höhe arbeitete.

Im Innern war eine große Diele mit einer Tür im Hintergrunde, die zur Küche führte. Zu beiden Seiten befanden sich je zwei Zimmer. Rechts lag das Studierzimmer des Pfarrers mit der Schlafstube dahinter, links die Wohnstube und die Eßstube. Eine steile Treppe führte von der Diele nach dem Boden hinauf, wo an jeder Giebelseite noch ein Zimmer lag. In dem einen, über dem Wohnzimmer, schlief das Dienstmädchen Jonina. Das zweite, über dem Studierzimmer, stand leer.

Alle Räume waren niedrig, ohne Paneel und mit Wänden aus dickem, uraltem Holz. In der Wohnstube wie auch im Eßzimmer waren die Fußboden schlecht, mit verfaulten Brettern. Und das nicht sehr reichhaltige Mobiliar des Pfarrers stand hier ohne irgendwelche Ordnung. Erst nach einer gründlichen Ausbesserung im nächsten Jahr würden diese Zimmer bewohnbar sein. Im Studierzimmer aber war der Fußboden zum Teil erneuert, ebenso in der Schlafstube. Und hier hatte

er sich sehr gemütlich eingerichtet. Ein großer Schreibtisch stand in der Mitte, an der einen Wand hatte er mit Ordnungssinn und Sorgfalt seine Bücher in neuen Regalen aufgestellt.

Bei seiner Rückkehr gestern von der Filialkirche war er froh überrascht worden durch neue, weiße Gardinen, die vor den kleinen, viereckigen Fenstern aufgehängt waren — wie durch ein großes Renntierfell, das auf dem Fußboden unter dem Schreibtisch ausgebreitet lag. Das war das Werk von Madame Foksen, die schon so viel für die Gemütlichkeit und Zierlichkeit im Hause beigetragen hatte.

Sie hatte ihm auch Jonina verschafft. Herr Foksen hatte dem Pfarrer ursprünglich angeboten, bei ihnen im Hause zu essen. Aber Sören Römer sehnte sich danach, sein Reich ganz für sich zu haben. Und nun wirkte Jonina in der Küche, so gut sie es mit ihren redlichsten Bemühungen vermochte.

Sie trug ihm jetzt das Mittagessen auf — wie gewöhnlich wurde es auf einem kleinen Tisch im Studierzimmer angerichtet. Es war der schönste frische Dorsch mit Kartoffeln. Das Fischkochen verstand Jonina bis zur Vollkommenheit. Viel weiter darüber hinaus ging indessen ihre Kochkunst nicht, und die Folge davon war, daß der Pfarrer fast ausschließlich gekochten Fisch als Mittagessen bekam.

Es war heute einen Monat her, seit er in Maasvär angelangt war. Und er aß mit gutem Appetit — und mit dem stillschweigenden Entschluß, Jonina anheimzugeben, daß sie zu morgen ein wenig Fleisch besorgen solle, wovon sie zum Beispiel einen Rinderbraten machen könne! Er fühlte sich äußerst wohl und sah sich mit Befriedigung in seinem Studierzimmer um, das die neuen Gardinen hell und zugleich behaglich warm machten.

Er hatte ein angenehmes Gefühl, von der Reise nach Hause gekommen zu sein. Die Beerdigung heute — die erste, die er in der neuen Gemeinde verrichtet hatte — trug auch dazu bei, ihn in eine friedliche, milde Stimmung zu versetzen; er mußte an den Witwer und seine Medizinflaschen denken und lächelte. Freilich hatte er schon jetzt überall die Wahrheit von des Bischofs Wort erfahren, daß diese Bevölkerung in geistiger Beziehung nicht hochstand. Aber das machte nichts, denn es waren gutgesinnte, leicht fügsame Menschen mit einem eigentümlich rücksichtsvollen und zierlichen Benehmen. Mit Behutsamkeit und ein wenig Verständnis mußte er leicht bis zu ihren Seelen durchdringen und sein Amt unter ihnen mit gutem Erfolg ausüben können ...

Nach dem Essen ging er wieder hinaus.

Auf der Treppe blieb er eine Weile stehen und besann sich. Dann ging er wieder hinein und klopfte an die Küchentür:

„Ich gehe noch eine Stunde weg, und möchte gern eine Tasse Kaffee haben, wenn ich zurückkomme. Jonina muß aber die große Güte haben, daran zu denken — kein Salz in den Kaffee zu tun! Die Sache ist nämlich die, weißt du, daß ich nicht daran gewöhnt bin!"

„Nein, das soll mir doch wirklich nich' wieder passieren!" sagte Jonina.

Er ging durch den vernachlässigten Garten auf den einzigen Weg hinauf, den es auf Maasvär gab. Der führte vom Pfarrhause hinab an den Strand und von dort, an den kleinen Häusern vorüber, bis an Foksens Laden.

Er war noch eine so neue Erscheinung, daß die Leute an die Fenster und an die Türen kamen, um ihn vorbeigehen zu sehen. Er grüßte groß und klein freundlich und ward freundlich wieder gegrüßt.

Von dem Handelsplatz ab ging der Weg in einen unregelmäßigen Steig über, der am Strande entlang führte. Hier draußen wohnten noch ein paar Häusler. Der übrige Teil der Landzunge aber war unbewohnt.

Er ging zwischen den Ufersteinen ganz an die Spitze hinaus. Hier hatte er die warme Maasvärer Bucht vor sich, an der ungefähr fünfzig Menschen Heimat und Schutz und kleine Flecke fruchtbarer Erde an den Hügeln hinauf gefunden hatten.

Draußen öffnete sich die breite Fjordmündung nach dem Meere zu.

Ein paar Meilen jenseits der Mündung, an der andern Seite, ragte das Ufer wie das riesenhafte Blatt einer Säge mit blauen Zinnen auf, bis es ganz hinten am Rande des Meeres in einer langen, niedrigen Landzunge auslief. Und das war die Grenze von Sören Römers Gemeinde.

Das Meer lag blank da in der Augustsonne. Er setzte sich auf den großen Stein an der Spitze.

Wie still und einsam es hier war!

Er hatte ein Gefühl, als habe er sich — von dem Tage an, als er den Fuß in Maasvär an Land setzte — und auch später auf seinen Reisen nach den drei Filialen, die in einer unendlichen Entfernung voneinander lagen, — ununterbrochen in einer Kirche bewegt. Alles war gedämpft, ja gleichsam andächtig unter der Himmelswölbung und zwischen den hohen Säulen der Felsen.

Und die Menschen bewegten sich geräuschlos untereinander, dort, wo sie sich an ein mageres Fleckchen Erde zwischen den Steinen festgeklammert hatten, weit voneinander entfernt und ohne einen andern Weg vor sich als das Meer, das bis an ihre Türschwelle reichte. Die Gewaltigkeit und die Entfernung machte sie still. Was vermochten wohl Lärm und laute Stimmen hier, wo der endlose Raum jeden Laut verschlang!

Auch in den großen Handelshäusern war das Leben friedlich und die Menschen waren still. Bei Roß' auf Tennö und bei Klüwers in Andsvaag war er mit demselben gedämpften Ernst und mit derselben recht wortkargen Freundlichkeit empfangen worden. Es waren schöne, gute Häuslichkeiten, zum Teil mit einer ganz groß angelegten, patriarchalischen Breite.

Auch die von allen gefürchtete Madame Juhl auf Kjelnässet hatte er besucht. Und hier war das größte Haus in der Gemeinde. Er war der Madame zuerst im Boot auf dem Fjord begegnet. Sie war wie ein Mann gekleidet in Seemannsausstattung und saß selbst als Führer in ihrem großen Boot. Aber am Sonntag darauf kam sie in großem Staat in die Kjelnäser Kirche, in geblümtem seidenen Kleide und Krinoline, gefolgt von ihrem jungen Sohn und vielen Knechten und Mägden. Ihren Mann sah man niemals. Er lag auf dem Hofe in einer Stube für sich und krank.

Gegen Pastor Römer war sie außerordentlich zuvorkommend und konnte ihm mit Stolz beweisen, daß sie sich der Pflichten ihres weit und breit bekannten Reichtums wohl bewußt war. Sowohl die Kirche als auch die Schule auf Kjelsnäs waren in bestem Stand und vorzüglicher Ordnung ... Als er am Montag nach Maasvär zurückreiste, nahm er zwei neue schimmernd weiße Schaffelle als Geschenk von Madame Juhl mit.

„Sie können sie zum Winter gut gebrauchen," sagte sie, „in dem alten, verfallenen Pfarrhaus auf Maasvär! Und wenn Sie sonst was nötig haben, Pastor, so kommen Sie nur zu Madame Juhl!"

Hilfbereit waren sie alle und besorgt, daß er sich in dem Pfarrhaus gemütlich fühlen möge. Sie hatten alle ein etwas schlechtes Gewissen. Am meisten Nutzen in Rat und Tat hatte er von Foksens, die ja die Nächsten waren. Auch hier war das Maasvärer Handelshaus ein schönes und wohlgeordnetes Heim.

(Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 20. März 1910.

(Zur Lage der Wahlrechtsreform. Motive der Regierung. Stimmungsventile. Neue Erbittrung. Die letzten Reichstagsverhandlungen.)

Vor acht Tagen konnten wir an dieser Stelle noch die Hoffnung aussprechen, die preußische Staatsregierung werde den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses in der Wahlrechtsfrage nicht zustimmen. Inzwischen hat sich die Staatsregierung bei Gelegenheit der dritten Lesung dahin erklärt, daß die grundsätzlichen, von der Mehrheit des Abgeordnetenhauses beschlossenen Bestimmungen jedenfalls nicht als unannehmbar angesehen werden. Unsre Hoffnung ist also getäuscht worden; das müssen wir zunächst klar und offen aussprechen. Es würde aber, so wie die Dinge sich nun einmal entwickelt haben, der Sache des Vaterlandes, der wir dienen möchten, nicht zum Vorteil gereichen, wenn wir diese Entscheidung der Regierung im Ton leidenschaftlicher Anklage behandelten, obgleich wir von schweren Bedenken hinsichtlich der Folgen dieser Wendung erfüllt sind.

Wir dürfen uns vielmehr nicht hindern lassen, die Motive der Regierung ruhig zu prüfen. Wenn man sich in die Frage vertieft, wie diese oder jene besondre Einrichtung im Wahlverfahren voraussichtlich wirken werde, so kann man in einzelnen Fällen sehr merkwürdige Erfahrungen machen. Es werden derselben Bestimmung genau entgegengesetzte Wirkungen zugeschrieben. Die direkte Wahl — so sagt der eine — begünstigt die Liberalen, denn sie befördert die stärkere Agitation, den einzigen Weg, auf dem die starke Stellung der Konservativen in Preußen erschüttert werden kann. Nein, sagt der andre, diese Agitation ist gerade das, was der Liberalismus in Preußen zu fürchten hat, denn hierbei erliegt er auf dem Lande den Konservativen, in den Städten der Sozialdemokratie; sein Weizen blüht bei der indirekten Wahl, wo das Schicksal des Kandidaten den Wechselfällen stürmischer Wahlversammlungen mehr entzogen und in die Hand der ruhiger und selbständiger urteilenden Wahlmänner gelegt wird, wo mehr die Ansicht, die grundsätzliche Parteistellung des Bewerbers als seine Persönlichkeit entscheidet. Das nur ein Beispiel! Gewiß wird sich jeder über diese und ähnliche Fragen eine bestimmte Meinung zu bilden suchen, aber wer möchte sich vermessen, mit absoluter Sicherheit zu behaupten, daß er mit seiner Berechnung der Wirkungen recht hat? Es fließen da zu viele unberechenbare Momente ineinander. Sehr begreiflich ist es jedoch, wenn gerade in Regierungskreisen eine Denkweise überwiegt, die aus dem reichhaltigen statistischen und sonstigen Material, das an diesen Stellen gesammelt wird, möglichst zu positiven Ergebnissen zu gelangen sucht und zuletzt, je gewissenhafter die vorangegangene Untersuchung gewesen ist, desto fester davon überzeugt ist, daß auf bestimmte Maßregeln ganz bestimmte Folgen eintreten werden. So ist es nicht Engherzigkeit und Rückständigkeit, was die Regierung vor der Kombination des geheimen und direkten Wahlrechts in Preußen zurückschrecken läßt, sondern die bestimmte Annahme, daß gewisse Änderungen des Wahlrechts notwendig Schädigungen von Staatsinteressen herbeiführen müßten.

Wir verstehen vollkommen, wie eine solche Auffassung insbesondre aus den Erfahrungen der Staatsverwaltung erwachsen konnte, aber wir können uns ihr nicht anschließen. Daß bestimmte Einrichtungen des Wahlrechts genau berechenbare Wirkungen hervorbringen, bezweifeln wir überhaupt. Gewisse Befürchtungen können sich vielleicht zeitweise bewahrheiten, aber ein Wahlgesetz kann nicht der Tagespolitik dienen. Wenn man nicht das Vertrauen hat, daß die Vorschläge, die man

machen will, für einen längeren Zeitraum geeignete Grundlagen zur Schaffung einer Volksvertretung bilden können, dann sollte man sie lieber überhaupt unterlassen. In einer längeren Zeit ändern sich Menschen und Verhältnisse, Zeitströmungen und Ideen so vollständig, daß die sorgfältigsten und begründetsten Berechnungen sehr bald versagen. Den Wahlrechtsbestimmungen im einzelnen ist in Wirklichkeit nicht die Bedeutung beizulegen, die der Streit der Parteien ihnen beimißt. Das moderne Volksleben ist so komplizierter Natur, daß es ein Wahlrecht, das allen berechtigten Bedürfnissen genügt, nicht gibt. Anderseits haben wir den Trost, daß es zwar vorkommen kann, daß ein Wahlsystem in einzelnen Punkten einen allzu fühlbaren Widerspruch gegen die wirkliche Konstitution des Volkskörpers darstellt, daß aber — gerade wegen der Kompliziertheit des modernen Lebens — eine wirklich herrschende Zeitströmung oder Volksstimmung immer Mittel und Wege finden wird, sich bei den Wahlen zur Geltung zu bringen.

Auf die Gefahr hin, manchen zu ermüden, müssen wir immer wieder auf die bekannte, auch vom Ministerpräsidenten in seiner Einführungsrede zur Wahlrechtsvorlage betonte Tatsache hinweisen, daß Preußen während der Konfliktszeit unter der Herrschaft desselben Wahlrechts, das jetzt als die Quelle einer einseitigen konservativen Parteiherrschaft verschrien wird, eine überwältigende liberale Mehrheit im Abgeordnetenhause gehabt hat. Hierbei muß man sich auch klar machen, daß zeitbeherrschende Ideen nicht die Schranken innehalten, die eine subtile Berechnung aus der Beobachtung sozialer und wirtschaftlicher Verhältnisse aufbauen zu können glaubt. Da zerbrechen sich die Leute die Köpfe, wen sie in eine höhere Wählerklasse setzen sollen, oder wie der Mittelstand nach oben und unten abgegrenzt werden soll. Sehr schön! Aber volkstümliche Ideen lassen sich nicht in die Rubriken bannen, in denen sie von der Theorie vermutet und von der Statistik gebucht werden. Unter den Liberalen der Konfliktszeit befanden sich zahlreiche Persönlichkeiten, die nach Abkunft und sozialer Stellung unter die „Junker" gehörten. Der Bund der Landwirte verdankt seinen ersten Aufschwung zu politischer Macht zum großen Teil der begeisterten Mitarbeit national gesinnter Nichtlandwirte, die durch bestimmte Zeitverhältnisse getrieben wurden, sich um die Bannerträger des Schutzes der deutschen Landwirtschaft zu scharen, wie denn die rührigsten und erfolgreichsten Führer der Agrarier noch heute Leute ohne Ar und Halm sind. Wenn wir im preußischen Abgeordnetenhause nicht schon in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts eine recht beträchtliche sozialdemokratische Fraktion gehabt haben, so verdanken wir das nur der Taktik der Wahlenthaltung, die gleichfalls aus einer Überschätzung der Wahlrechtsformen entsprang. Das Wahlrecht hätte die Sozialdemokraten nicht gehindert. Denn es gab bereits eine Zeit, wo die Mitläufer der Sozialdemokratie nicht nur unter den Verärgerten und den Nörglern zu finden waren, sondern auch in großer Zahl unter ganzen Kategorien von Gebildeten, deren sozialreformerischer Idealismus sie hinderte, die Grenze richtig zu erkennen, die sie von dem ausgeprägten Klasseninteresse der Männer mit der schwieligen Faust trennte.

Nach unsern Ausführungen könnte es scheinen, als ob wir der Frage der Wahlrechtsreform überhaupt gar keine Bedeutung beilegten. So meinen wir es nicht. Wir bekämpfen nur die Ansicht, als ob sich aus bestimmten Eigenheiten des Wahlsystems bestimmte Erscheinungen in der Zusammensetzung der Volksvertretung ableiten oder gar im voraus berechnen ließen. Dagegen haben die Formen des Wahlrechts ihre Bedeutung als Stimmungsventile, als taktische Mittel, vor allem als eines der taktischen Mittel, um das Verhältnis zwischen

Regierung und Volk auszugleichen. Schon aus diesem Gesichtspunkt muß es als ein Fehler gelten, ein Wahlrecht, das vor sechzig Jahren als Ergebnis ganz anders gearteter politischer Kämpfe geschaffen worden ist, so lange Zeit unverändert festzuhalten, wenn bedeutungsvolle wirtschaftliche und soziale Veränderungen einmal das Gefühl verbreitet und verschärft haben, daß es nicht mehr in die heutigen Verhältnisse paßt.

Wer sich auf unsern Standpunkt stellen will, wird einsehen, warum wir es von Anfang an lieber gesehen hätten, wenn die Regierung in der Wahlrechtsvorlage trotz allen Bedenken von vornherein mehr gegeben hätte. Nachdem aber einmal die Entscheidung anders gefallen war und in der Vorlage die Vorsicht die kühne Initiative verdrängt hatte, war es nicht so wichtig, daß irgend etwas sogleich zustande kam, als vielmehr, daß der taktische Zweck erreicht wurde. Nach unsrer Meinung konnte dieser taktische Zweck — nachdem der erste und wichtigste, ein Moment beständig störender Agitation und Parteiverhetzung zu beseitigen, verfehlt, oder vielmehr nachdem darauf verzichtet worden war — nur darin bestehen, daß die Stellung der Regierung über den Parteien durch die Einlösung des in der Thronrede gegebenen Worts und durch die Art der Behandlung dieser Frage verdeutlicht und gestärkt wurde. Daß dieser Zweck gleichfalls verfehlt worden ist, kann leider auch durch die geschickteste Begründung nicht verheimlicht werden. Die Nation sieht nur, daß zwei prinzipielle Vorschläge der Regierung von der Mehrheit des Abgeordnetenhauses in ihr Gegenteil verkehrt worden sind. Die Regierung sagte „Öffentliches und direktes Wahlrecht", die Mehrheit machte daraus: „Geheimes und indirektes Wahlrecht", und die Antwort der Regierung darauf lautet: „Auch gut!"

Dieser Eindruck bleibt. Es war kein Nachgeben in Nebenfragen, sondern in grundlegenden Hauptfragen, und der Standpunkt, daß die Gründe der ablehnenden Haltung der Regierung gegen die geheime Wahl hauptsächlich in der Kombination mit der direkten Wahl zu suchen waren, war vorher niemals angedeutet worden. Warum also die Unterwerfung unter die Mehrheit? So groß ist doch der sachliche Wert der Reform nicht. Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses besteht aus Konservativen und Zentrum; denn in der dritten Lesung hatten sich auch die Freikonservativen von der Mehrheit getrennt. Die Regierung nahm also ihre in das Gegenteil verkehrte Vorlage aus der Hand der beiden Parteien allein, gegen die sich die leidenschaftliche Gegnerschaft gerade der Volkskreise kehrte, die durch die Wahlreform beruhigt und von der Gerechtigkeit und Unabhängigkeit der Absichten der Regierung überzeugt werden sollten. Wie das wirken muß, liegt auf der Hand. Die Sache läge vielleicht noch etwas anders, wenn die Konservativen, denen das Zentrum aus guten Gründen ja nur Gefolgschaft leistete, ein wirkliches sachliches Interesse an der Wahlreform hätten. Aber dieses Interesse ist ja auch nur ein taktisches; sie helfen einer ihnen sympathischen Regierung, ein Gesetz, dessen grundsätzliche Gegner sie eigentlich sind, in einer für sie annehmbaren Gestalt — man sprach von „Ausbrechen der Giftzähne" — durchzubringen. Daraus der Partei einen Vorwurf zu machen, wäre ungerecht. Im Gegenteil, man wird der politischen Geschicklichkeit und taktischen Klugheit der Partei und besonders ihres Führers, des Herrn v. Heydebrand, die Anerkennung nicht versagen können. Aber das verpflichtete die Regierung nicht, sich an die Interessen dieser Partei zu binden. Die Konservativen beschweren sich darüber, wenn die Regierung, anstatt die Mehrheit zu nehmen, die sie findet, Gesetze ungern gegen die Stimmen mindestens der Nationalliberalen durchführt. Gewiß kann die Regierung eine

Anzahl von Gesetzen auch gegen die Wünsche der Liberalen machen, wenn eine konservative Mehrheit dafür von vornherein da ist. Aber hier liegt die Sache doch anders. Wenn eine Vorlage, die ihrem Inhalte nach auf die Erfüllung von liberalen Wünschen gerichtet ist, — denn Konservative haben niemals eine Wahlrechtsreform verlangt, — von Liberalen gänzlich abgelehnt wird, so muß doch offenbar etwas nicht in Ordnung sein. Deshalb wird man zwingende Gründe, weshalb sich die Regierung der konservativ-klerikalen Mehrheit angeschlossen hat, nicht finden.

Man darf freilich nicht unterlassen, auch die Gegenfrage zu stellen: Würde die Zurückziehung der Vorlage gewirkt haben? Wir glauben, daß die Einwirkung auf die Dauer und Stärke der Wahlrechtsagitation ungefähr die gleiche geblieben wäre. Wenn Umstände eintreten, die die Bewegung zum Abflauen bringen, so wird es wenig Unterschied machen, ob der jetzige Reformversuch gescheitert ist oder nicht. Die Konservativen, die sich in der Wahlreformfrage ohnehin zum Kampfe gerüstet halten müssen, würden das Scheitern dieses ersten Versuchs im Grunde nicht übelnehmen. Vorübergehend wären sie allerdings verstimmt gewesen durch die in der Zurückziehung liegende Rücksicht auf die liberale Opposition. Aber allen diesen vielleicht zweifelhaften Erwägungen hätte der große Vorteil gegenübergestanden, daß die Regierung selbständig und zielbewußt ihre Stellung über den Parteien wahrte und damit an Autorität und Vertrauen zugunsten einer Milderung der Schärfen in den Parteigegensätzen mindestens so viel gewann, als sie an der verlorenen Mühe und Arbeit einbüßte.

So bleibt die Befürchtung, daß die Frucht der ganzen Aktion nicht die erwartete Beruhigung, sondern neue Erbitterung gegen die Herrschaft der „schwarzblauen" Mehrheit auch in Preußen sein wird. Auch bei den Etatsberatungen im Reichstag hatten die Auseinandersetzungen zwischen rechts und links an Schärfe gewonnen. So noch am letzten Tage der Beratungen vor den Osterferien, wo wieder der unglückselige Herr v. Oldenburg einen Zwischenfall hervorrief. Es muß aber in diesem Falle gegenüber den unglaublich einseitigen Darstellungen der Parteipresse hervorgehoben werden, daß der Abgeordnete Müller-Meiningen den Herrn v. Oldenburg zuerst durch eine sehr taktlose und persönlich verletzende Redewendung provoziert hatte, und daß der Führer der konservativen Fraktion in einer offen und würdig gehaltenen Erklärung die Entgleisung seines Fraktionsgenossen mißbilligte, während sich die Fortschrittliche Volkspartei um eine gleiche Mißbilligung des unpassenden Verhaltens ihres Kollegen herumdrückte.

Einen Lichtblick in dem unerfreulichen Charakter der Reichstagsverhandlungen gewährte das Auftreten des Reichskanzlers in der Debatte über auswärtige Politik, als er in klarer und sehr entschiedener Form für das Auswärtige Amt eintrat. Leider wurde die Mannesmann-Sache noch einmal im Plenum vorgebracht, als ob die Freunde dieser Sache noch immer nicht genug getan hätten, sie zu erschweren und zu schädigen. Die Rede hat gut gewirkt und auch im Auslande das Vertrauen zu unsrer Politik befestigt. Wir können das bei der Lage der innern Politik besonders gut brauchen. Herr v. Bethmann ist jetzt nach Rom gereist; es ist erfreulich, daß er dorthin die Gewißheit mitnehmen darf, seine im Innern so überaus schwierige Stellung wenigstens nach außen hin im Rat der Mächte wesentlich gestärkt zu sehen. Erwähnen möchten wir noch die Ankündigung der Vorlage, die eine Erweiterung der Autonomie Elsaß-Lothringens ins Auge faßt, und die hoffentlich die Entwicklung der Reichslande in die rechte Bahn leiten wird. Reichstag und preußischer Landtag werden nun erst nach Ostern ihre Verhandlungen wieder aufnehmen.

Reisen unsere Staatsbeamten zu viel? Das Reisekostengesetz, das in einer Kommission des preußischen Abgeordnetenhauses beraten wird, will einmal mit der berühmten Sparsamkeit Ernst machen. Sehr lobenswert und richtig. Doch muß eins dabei verhindert werden, daß der notwendige Reiseverkehr der Staatsbeamten beeinträchtigt werde. Wir haben in unsern Aufsätzen zur Reform der preußischen Verwaltung bereits eingehender darüber geschrieben (vergl. Nrn.: 3, 4, 5, 7, ferner 15 u. 16). Bei der Verwaltungsreform wird besonderes Gewicht darauf gelegt, das riesenhaft angeschwollene Schreibwerk zu mindern und, wo immer es geht, zum mündlichen Verfahren zu greifen. Mündliche Verständigung der Referenten verschiedener Verwaltungs- und Regierungsabteilungen und Ministerien erspart dicke Aktenkonvolute; unmittelbare Einsicht in die Verhältnisse an Ort und Stelle verschafft erheblich mehr Klarheit und namentlich auch rascheren Aufschluß als die bestgemeinten und umfangreichsten Berichte und Relationen. Es gibt nur noch wenige Verwaltungsbeamte, die der Vielschreiberei anhängen und die nicht ein kurzes Schlußprotokoll für die Akten dem langwierigen schriftlichen Meinungsaustausch vorziehen. Der Beamte soll auch gelegentlich aus seinem Bureau heraus, denn der Anschauungsunterricht ist das Beste auf der Welt und Verkehr mit dem Publikum draußen schleift die Ecken ab und beseitigt Mißverständnisse und Vorurteile auf beiden Seiten. Alles das ist aber nicht ohne Reisen zu machen, und wenn die Parlamentarier mit vollem Rechte betonen, daß ihnen die Reisegelegenheit nach Kräften erleichtert werden möge, damit sie sich in der Welt umsehen, so werden sie auch dafür Sinn und Verständnis haben, daß den Staatsbeamten der Reiseverkehr nicht erschwert werde. Wir sehen eine gewisse Gefahr in dem Reisekostengesetz darin, daß nach seiner Annahme in vorliegender Form das Reisen der Beamten eine Einschränkung erfahren würde und damit wieder das schriftliche Verfahren begünstigt, der unmittelbare Verkehr zwischen Bureaukratie und Öffentlichkeit beeinträchtigt werden könnte. Denn in bestimmten Gegenden des Landes, z. B. Rheinland und Westfalen, ist, um nur eine Beamtenkategorie herauszugreifen, ohne für andere einen andern Maßstab anzuerkennen, mit 15 Mark Tagegeldern nur bei Entbehrung eines bescheidenen und billigen Komforts und nur mit recht geringen Ansprüchen an Unterkunft und Verpflegung auszukommen. Es mag ja rechnerisch hoch veranlagte Beamte geben, die ganz billig zu wohnen und zu essen verstehen; aber es fragt sich, ob sie bei den Verhandlungen mit den Vertretern großer Unternehmungen und kommunaler Behörden das Maß von Freiheit und Unbefangenheit behalten, wenn sie sich wegen Kost und Logis mit den herabgesetzten Diäten und wegen der Fahrkarte mit der Oberrechnungskammer herumschlagen müssen. Wird das Reisen zum finanziellen Risiko und zum Ärgernis, so wird wahrscheinlich weniger gereist werden. Man läßt die Leute, wo es eben angängig ist, zu den Behörden kommen oder greift wieder auf das schriftliche Verfahren im Übermaß zurück. Ob das aber am letzten Ende eine Ersparnis für das Staatswesen darstellen würde, das steht sehr dahin. Unmittelbar bei dem Ausgabenetat kann es stimmen, aber vielleicht nicht bei der allgemeinen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Abrechnung, und auf diese möge man doch auch bei dem künftigen Reisekostengesetz im Staats- und Gemeininteresse achtgeben. y.

Moderne Judenverfolgung. Von jeher war Ostern die Zeit, in der fanatisierte Haufen glaubten an den Juden Rache nehmen zu müssen dafür, daß sie den Heiland hinmorden ließen. Der Schauplatz der Judenverfolgungen wird mit der steigenden Kultur kleiner und hat sich immer mehr nach Osten verschoben.

Seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts liegt er in Rußland und Rumänien. In Rumänien sind wirtschaftliche Gründe die Hauptursache der Judenverfolgung, in Rußland politische. In Rumänien ist der vom jüdischen Pächter ausgebeutete Bauer wirklicher Antisemit und Träger der Verfolgung; in Rußland, wo der Jude durch tausend Gesetzesschranken ängstlich vom Bauern getrennt lebt, sind es in erster Linie Kirche und Polizei, die den Antisemitismus pflegen und den Boden für Judenverfolgungen vorbereiten — wirtschaftlicher Antisemitismus beschränkt sich auf gewisse Orte, mit bestimmten, eigenartigen Wirtschaftsverhältnissen. „Die Judenpogrome in Rußland" (Jüdischer Verlag, G. m. b. H. Köln und Leipzig. 1910. XXI und 940 S. Preis 8 Mark,) ist nun der Titel eines zweibändigen vom Zionistischen Hilfsfonds in London herausgegebenen Werkes, das die Erforschung der Gründe der russischen Judenverfolgungen zum Zweck hat. Der erste Band schildert die Entwicklung der Pogrome im allgemeinen, der zweite enthält zahlreiche Einzeldarstellungen von Judenverfolgungen. Wenn die Frage der jüngsten Judenverfolgungen überhaupt von einer Seite einwandfrei dargestellt werden könnte, so dürften die Darsteller weder Juden noch Russen sein. Aber es wird auch für Fernerstehende äußerst schwer sein, heute schon sachlich über die Vorgänge zu urteilen; uns allen, die wir der Frage Interesse entgegenbringen, fehlt der historische Abstand und — die Kenntnis vielen Quellenmaterials. Bleiben wir uns dessen bewußt und erinnern wir uns, daß die Zionisten ganz bestimmte Ziele verfolgen und demgemäß auch durch ihre Untersuchung bestimmte Wirkungen hervorrufen wollen, so können wir das vorliegende Werk dennoch jedem empfehlen, der seine Kenntnisse über russische Zustände, die weit über den Rahmen des jüdischen Interesses hinausgehn, erweitern will. Es ist natürlich, daß die Herausgeber alle Schuld an den Pogromen der russischen Regierung in die Schuhe schieben wollen. Sie haben darin auch recht, wenn man die törichten Ausnahmegesetze von 1882 berücksichtigt. Mit diesen Gesetzen allein ist indessen das Unheil nicht erklärt. Die Juden haben unter dem Druck jener Gesetze und unter dem Einfluß der Auswanderung bereits eine Generation erzeugt, die sich nicht mehr stillschweigend totschlagen läßt. Seit der Organisation sozialistischer Parteien, deren stärkste, der Bund in Litauen, schon seit 1896 großen Einfluß hat, ist in vielen Fällen nicht immer streng zu unterscheiden, ob die Judenpogrome lediglich auf die antisemitische Hetze oder auf eine bewußte Provokation durch sozialdemokratische Agitatoren zurückzuführen ist. In dieser Richtung aber versagt die Arbeit. Im Interesse der Stellung der Juden nicht nur in Rußland, sondern auch in der Welt überhaupt, ist die Unterlassung sehr zu bedauern. Denn in Rußland, besonders in Litauen und Westrußland, kämpfen die Juden um ihre nationale Eigenart einen Kampf, der reich ist an heroischen Taten und Opfern. Wozu den Ruhm eines Volkes künstlich schmälern? Wozu den Juden als feige, tatenlos, unkriegerisch hinstellen, wo er tapfer, tatkräftig und kriegerisch um eine Besserung seiner Lage kämpft? Vor dem feigen Juden wird niemand Achtung haben, vor dem Juden aber, wie ich ihn in Litauen vor und während der russischen Revolution kennen lernte, muß auch der Antisemit den Hut ziehn. Die Judenfrage in Rußland soll im Laufe des Sommers in den „Grenzboten" eingehend behandelt werden. Heute möchte ich nur das vorliegende Werk wegen seines Reichtums an zuverlässigem Tatsachen-Material zur Anschaffung in den Bibliotheken empfehlen. G. Cleinow

Die Weltwirtschaft. Ein Jahr- und Lehrbuch, herausgegeben von E. von Halle. III. Jahrgang 1908. III. Teil: Das Ausland. Leipzig 1909. Verlag von B. G. Teubner. (Geheftet 5 M., gebunden 5,80 M.)

Der vorliegende dritte Teil des dritten Jahrgangs des bekannten Sammelwerkes enthält eine Reihe statistischer Abhandlungen aus der Feder hervorragender Sachkenner, deren Namen für die Zuverlässigkeit und Genauigkeit der Angaben bürgen. Wie früher, so sind auch in diesem Jahrgange wieder das britische Reich und die britischen Kolonien, die Vereinigten Staaten von Amerika, Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, Belgien, Österreich, Frankreich, die Schweiz, Spanien, Italien und Ostasien behandelt worden. Neu gegenüber dem zweiten Jahrgang ist ein Beitrag für Mittel- und Südamerika. Dagegen fehlt leider ein Aufsatz über Ungarn, der von dem betreffenden Mitarbeiter trotz vorheriger Zusage nicht geliefert worden ist. Die Darstellung erstreckt sich auf Landwirtschaft und Fischerei, Industrie und Handel, Geld-, Bank- und Börsenwesen, Verkehrswesen (insbesondere Eisenbahnen und Schiffahrt), Finanzen, Arbeiterverhältnisse, Arbeitsmarkt und gewerbliche Organisation, Preis- und Lohnbewegung sowie Streiks und Syndikatstätigkeit und schließlich Wirtschaftspolitik und wirtschaftliche Gesetzgebung. Anhangsweise ist ein Aufsatz über die Finanzen der europäischen und wichtigeren außereuropäischen Staaten angefügt, die neben knappen Einzelübersichten einige wertvolle Vergleiche enthält. Georg Jahn-Leipzig

Von Schiller. Die Geschichte von Schillers Nachleben in Deutschland, die ein auch mit allem Lob nicht genug zu preisendes Werk von Albert Ludwig („Schiller und die deutsche Nachwelt". Von der Kaiserl. Akademie d. Wissenschaften zu Wien gekrönte Preisschrift. Berlin, Weidmann, 1909 [XII + 679 S.]) voll gründlichster Kenntnis aus erschöpfender Benutzung all des weitschichtigen Materials darstellt, weist uns, daß dem geborenen Dramatiker zu einer Zeit, da die Kritik der Erfassung seiner Bedeutung noch nicht reif war, doch bereits vom Theater her eindringlichste Wirkung beschieden war. Da jubelte das Publikum dem Dichter zu, wenn er sich im Komödienhause sehen ließ, begegnete ihm mit Huldigungen, darin sonderlich die zum nahen Lauchstädt pilgernde Hallenser akademische Jugend ein Erkleckliches leistete. Ein paar Jahre später riefen, wiederum vom Schaugerüst her, seine Worte in nun zeitgemäßer Bedeutung zur Befreiung vom napoleonischen Tyrannenjoch. Und abermals ward der Dichter aktuell, der trotz aller seinem Werk von der Reaktion bereiteten Zensurschwierigkeiten nicht von der Bühne geschwunden war; das war in der Zeit zwischen den Revolutionen 1830 und 1848, da die Parteien im Rütlischwur und in des sterbenden Attinghäusers Mahnung ihr eigenstes Sehnen nach einem einigen Reiche ausgedrückt sahen. — Daß der Dichter auch ohne solche aus Zeitverhältnissen resultierenden Nebenwirkungen seines Publikums sicher war, wenn er von der Bühne herab sprach, erwies sich zuzeiten, da er von der Literaturwissenschaft fast einstimmig hinter Shakespeare zurückgesetzt wurde, in den Einstudierungen Laubes und Dingelstedts, der Neubelebung seiner Dramen durch die Meininger, es zeigte sich endlich auch, nach der kurzen Herrschaft des Naturalismus, in der „Schillerrenaissance" der letzten zwei Jahrzehnte, von Brahms' „Don Carlos" und dem 1887 neu eingeübten „Wallenstein" des Schauspielhauses bis zu den Aufführungen des Jubiläumsjahres 1905. — Aber über dieser Wirkung des Dramatikers scheint oft vergessen, daß Schillers Werk in seinen Theaterdichtungen nicht beschlossen liegt. Insonders ist gewisser Kreise Abneigung gegen Schiller daraus zu erklären, daß ihnen Aufführungen seiner Stücke, für die der gegenwärtigen Bühne ein einheitlicher Stil fehlt, nicht behagen; und seinem weiteren Schaffen nachzugehen, däucht der Mühe unwert. Schuld daran tragen nicht zum wenigsten die üblichen „Schiller-Auswahlen", an deren Statt nur selten eine vollständige Sammlung der Werke angeschafft wird. Diesem Zustand

abzuhelfen, ist neben der Cottaschen Jubiläumsausgabe und einer (bei Hesse in Leipzig) im Erscheinen begriffenen historisch-kritischen Ausgabe vielleicht vornehmlich dem Bongschen Neudruck auf Grund der Hempelschen Ausgabe („Goldene Klassiker-Bibliothek". Schillers Werke. Vollständige Ausgabe in 15 Teilen [8 Bände]. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart) beschieden. Auch in der billigsten Ausstattung — 8 Leinenbände für 14 Mark — gut, bietet sie das gesamte Schaffen des Dichters, dessen mit Einzeleinleitungen und Anmerkungen versehenen Werken der Herausgeber Arthur Kutscher eine freilich von Irrungen nicht freie biographische Studie voranstellt. Befremdlich wirkt die Anordnung der einzelnen Teile. Mochte man schon nicht zu einer chronologischen Folge schreiten, die unter Verzicht auf die übliche Gruppierung in „Gedichte", „Dramen", „Prosaschriften" alles Vorhandene nach der Zeit des Entstehens zu geben und so einen Blick über die Entwickelung der ganzen künstlerischen Persönlichkeit Schillers und die Zusammenhänge seines Dichtens mit der wissenschaftlichen Arbeit eröffnet hätte, so wäre es doch wenigstens ratsam gewesen, die Dokumente zu einzelnen Werken — Briefe, Berichte, Vorreden, Bearbeitungen — den Dichtungen auch gleich anzufügen, statt sie besonders abzudrucken und damit eines erzieherischen Moments sich zu begeben. Denn zweifellos hätte dann mancher Leser sich mit all diesen Dingen eher vertraut gemacht, die er nun mitsamt dem betreffenden Bande, in dem sie enthalten sind, einfach beiseite läßt. So ist die Gefahr einer bloßen „Auswahl" des Gebotenen doch nicht beseitigt. Vielleicht aber läßt sie sich für neue Auflagen vermeiden. Könnte dann durch andere Anordnung auch der äußere Umfang der einzelnen Teile und Bände ein wenig einheitlicher gestaltet werden, so gebührte dem Verlag größte Anerkennung für sein Streben, mit seiner konkurrenzlos billigen Ausgabe auch strengsten Anforderungen gerecht zu werden.

Dr. Hans Lebede

Die Renaissance in Briefen von Dichtern, Künstlern, Staatsmännern, Gelehrten und Frauen. Bearbeitet von Lothar Schmidt. 2 Bde. 212 und 298 S. Klinkhardt & Biermann, Leipzig. 10 M.

Seitdem das Altertum an Bildungskurs eingebüßt hat, ist die Renaissance in Mode gekommen. Die Herrenmenschen sollen in jener Gegend dutzendweis geblüht haben, Grund genug für alle, denen die Sehnsucht nach dem „freien Menschentum" und ähnlichen verlockenden Aussichten das Herz bewegt, das Gastmahl der Borgia oder die Verbrennung Savonarolas schaudernd aber neugierig nachzuerleben. Wer über Burckhardt oder Gobineau hinaus zu den Quellen steigen will, dem dienen heut schon eine ganze Anzahl neuerer Publikationen, unter denen die vorliegende Briefsammlung zweifellos eine der lesenswertesten ist. Grade weil sie in manchem Sinne enttäuschen wird, empfehle ich sie. Denn diese Poeten, Humanisten und Kaufleute, die Fürsten und Diplomaten geberden sich in ihren streng stilisierten Episteln so sehr wenig als Übermenschen und so sehr viel mehr als beflissene Tugendmänner und kluge Anstandsleute, daß es schwer fällt, ihnen auf Grund dieser Selbstzeugnisse die absolute Selbstherrlichkeit zuzusprechen. Man lese, wie verständig etwa Lorenzo Medici kurz vor seinem Tode den Sohn Giovanni, den jungen Kardinal und späteren Leo X., zum guten Lebenswandel ermahnt. Und selbst Aretino, der göttlich gemeine Revolverjournalist, der erste seines Zeichens — wie ehrbar kann er sich geberden, freilich auch wie unmittelbar lebendig. Bei den allermeisten Briefen, namentlich den lateinisch empfundenen, liegt die Wohlredenheit, die Elegantia des Komplimentierstils wie ein dicker Schleier über dem eigentlichen Gehalt der Mitteilungen. Man gab sich anders, als man

war; etwa so, wie man gern sein wollte. Intimere Tatsachen vertraute man sehr häufig dem Papier nicht an. Der Graf Castiglione schreibt z. B. an seine Mutter: „Ich schreibe so offenherzig, weil ich meinen zuverlässigen Boten habe, sonst würde ich es nicht tun.“ Die sicheren Boten waren aber bei den beständigen Kleinkriegen eine Seltenheit. Man muß also zwischen den Zeilen lesen können — eine Kunst, die letzten Endes freilich jedes literarische Erzeugnis herausfordert, denn was läßt sich mit armseligen Worten allein auf dem Papier mitteilen?

Die Auswahl der Briefe ist ziemlich begrenzt: Petrarca, Boccaccio, Ariost, Lorenzo Medici, Macchiavell, Castiglione, Federigo Gonzaga, Aretino, Tizian, Caterina da Siena, Alessandra Strozzi — das wären die bekannteren Namen. Ich vermisse neben Poggio, dem wir u. a. eine überaus farbige Schilderung deutschen Badelebens verdanken, den feinen Kopf Enea Silvio, der zu schlecht wegkommt, ferner ein paar geistreiche Charakterköpfe aus dem römischen Klerus; schließlich durfte auch Michelangelo nicht fehlen, mag er auch in eine spätere Zeit hineingewachsen sein, als die Sammlung zu charakterisieren unternimmt. Im ganzen charakterisiert sie, vom Verfasser klug ergänzt und zusammengehalten, vortrefflich.

Eugen Kalkschmidt

Adele Schopenhauers Tagebücher

Die Schwester des berühmten Philosophen war ausgesprochen häßlich. Levin Schücking schreibt über sie in seinen Lebenserinnerungen (II 41): „Die Grazien waren von ihrer Wiege in einer wahrhaft empörenden Entfernung geblieben; die große, knochige Gestalt trug einen Kopf von ungewöhnlicher Häßlichkeit, der nicht im mindesten an den Philosophen erinnerte, sondern in ganz eigener Weise Viktor Hugos großes Wort ‚Le laid c'est le beau‘ zu bestätigen gewußt hatte. Er war rund wie ein Apfel, er wäre vom Typus der Tataren gewesen, wenn er in seiner eigensinnigen Originalität nicht jedes Typus gespottet hätte.“ „Aber,“ fügte er hinzu, „ein paar ernste, treue Frauenaugen leuchteten aus diesem Kopf, und niemand konnte sie kennen lernen, ohne sich bald von ihr angezogen zu fühlen, von einem Charakter von seltener, anspruchsloser Tüchtigkeit und einer Bildung von ganz ungewöhnlicher Gründlichkeit und überraschendem Umfang.“

Eine gewaltige Tragik lastete auf ihrem Leben. Erst war sie häßlich und kränklich, doch in äußerlich glänzenden Verhältnissen, später gesellte sich noch die Armut hinzu, da alterte sie jung. Ihre Jugend verlief freudlos. Zwischen Bruder und Schwester stand die Mutter mit ihrem Groll gegen den Sohn, und zwischen Mutter und Tochter stand der böse Hausgeist Gerstenbergk, der Hausfreund der Mutter, in dem Adele instinktiv einen Feind witterte. Nach außen hin machte Haus- und Familienleben einen großartigen Eindruck: Die geistvolle Reise- und Roman-

schriftstellerin Johanna Schopenhauer, die Mutter, versammelte zweimal in der Woche in ihrem Salon eine Gesellschaft, die, wie sie sagte, „wohl so nicht wieder sobald sich zusammenfinden wird", und die Freunde des Hauses mochten kaum vermuten, wie wenig heimisch die junge Tochter sich hier fühlen konnte. Sie stand mit ihrem reichen, nach Entfaltung drängenden Geiste, dem nach Liebe sich sehnenden unausgefüllten Herzen allein in dem glänzenden Rahmen, ohne Aussicht, daß ein Umschwung zum Besseren erfolgen werde. Sie suchte Entschädigung in der Vertiefung in Literatur und Kunst, denn sie war eine entschiedene Feindin aller schwächlichen Melancholie, ob sie sie schon zu begreifen vermochte. Sie haßte alle weiche, träumerische Sehnsucht, bannte sie durch ernstes Studium; Wirken, Erkennen, Schaffen war der Born, aus dem sie Lethe trank. So rang sie sich zu einer erstaunlichen Höhe des Geschmacks empor. Annette von Droste-Hülshoff legte großes Gewicht auf ihr Urteil. Hermann Hüffer hat in seiner Biographie der Dichterin nachgewiesen, welch nachhaltigen Einfluß der Verkehr mit Adele auf ihr Schaffen übte. Wie hoch Schücking die Kritik Adeles einschätzte, erhellt aus folgendem Briefe an sie: „Kommen Sie nach Münster, liebes Fräulein Adele, Sie sollen dann erst recht sehen, wie nett es hier eigentich ist — nur ein Odiosum würde Ihnen dabei drohen, Sie würden ohne Gnade alles lesen müssen, was ich schreibe, und mir Ihr Urteil darüber sagen — das könnte allerdings einige Abschreckungskraft für Sie haben. Denn Sie müssen wissen, daß ich hier eigentlich niemand habe auf dessen Urteil ich so viel gäbe wie auf das Ihre; Sie müssen nicht glauben ich wolle Ihnen eine Schmeichelei damit sagen, denn gerade herausgesagt, es soll das nicht heißen, ich hielte Sie für viel klüger als Fr. v. Droste, die offenbar . . . uns beide in die Tasche steckt . . . wenn es auf eine originelle Erfindung und Ausführung ankommt."

Sie war übrigens selbst schriftstellerisch tätig. Es erschienen von ihr zwei Romane: „Anna" und „Eine dänische Geschichte", sowie „Haus-, Wald- und Feldmärchen". Und dabei war sie über die Maßen bescheiden, sie wollte es nicht gelten lassen, daß in ihr ein eigenes, angeborenes Licht leuchte. „Ich habe," pflegte sie zu sagen, „mit geistreichen Menschen gelebt, das ist's allein." Auf ihre literarischen Versuche legte sie wenig Wert, und doch verdienten die reizvoll und originell geschriebenen Märchen wohl, dem Staube der Vergessenheit entrissen zu werden.

Diese merkwürdige und eigenartige Persönlichkeit, in der ein so reiches Innenleben flutete, hatte wohl das Recht, Tagebücher zu schreiben. Sie umfassen die von ihr mit der Mutter zumeist in Weimar verlebten Jahre 1816 bis 1822. Kurt Wolff erwarb sich ein großes Verdienst, indem er sie zum erstenmal nach den bisher ungedruckten Handschriften herausgab und mit erklärenden Noten versah (2 Bände. Leipzig, Insel-Verlag, 1910). Die persönliche Art der Schilderung, die Menschenkenntnis und die scharfe Beobachtungsgabe Adeles machen diese Tagebücher zu einem wichtigen Quellenwerke des Weimarer Goethekreises, in dem sie ganz zu Hause ist. Sie sieht allen Mitgliedern dieses Kreises auf den Grund und weiß von ihnen Charakteristisches zu sagen. Bei dem Olympier geht sie aus und ein, sie gehört gewissermaßen zu seiner Familie, sie ist ihm lieb und wert, er sieht sie gern um sich und plaudert ungemein mild und freundlich mit ihr. Sie ist entzückt von seiner „erfreulich leichten" Stimmung, in der heiterer, schöner Ernst und humoristische Einfälle immer nebeneinander hergehen. Sie

wollte, daß sie aufschreiben könnte, was er spricht; „doch liegt in dem wie so unbeschreiblich viel". Sie ist ganz heimisch bei ihm, er sehr offen und beredt. Auf die liebenswürdigste Weise teilt er ihr seine Verse mit. Mitunter holt er Mappen seiner Sammlungen hervor, um mit dem häßlichen Mädchen, das für alles Schöne erglüht, die Blätter der italienischen Meister zu betrachten. Ihr feines Kunstverständnis löst ihm die Zunge. Welch künstlerisches Entgegenkommen er bei ihr findet, lassen die Notizen über ihre von Boisserées Sammlungen empfangenen Eindrücke erraten, welche davon Zeugnis ablegen, wie das siebzehnjährige Mädchen in der Zeit eines süßlichen und verblaßten Kunstgeschmacks in die herbe Schönheit eines Jan van Eyck einzudringen und sie in sich aufzunehmen, sich anzuempfinden vermag. Seine Bilder scheinen ihr gegossen, „denn wie aus Licht zusammengestellt steht jedes formenklar deutlich in wunderbarer Farbenpracht und doch nicht bunt vor dem erfreuten Auge. Da ist kein ängstliches Gepinsel; so fleißig und rein alles ausgemalt ist, sieht man keinen Strich." Sie erpressen ihr den tiefempfundenen Seufzer: „Auf wie wunderbare Weise blüht das Leben der Kunst! Wenn ich mir diese Bilder wieder vorstelle, ist's mir noch immer wie ein Traum. Ein ganz neuer Zweig der Malerei stellt sich in ihnen mir dar, und es faßt mich ein tiefer Schmerz, daß auch diese Kunst mit so mancher anderen im Strudel der Zeit untergegangen ist. Waren doch die Alten andere Vögel als wir! Flogen weit und kühn, und man hörte nicht den Flügelschlag ewige Zeit vorher. Wir setzen von einem Baum zum andern, rufen Kuckuck dazu und meinen Wunder was wir täten."

Adele ist von Goethes überquellender Güte und Aufmerksamkeit berauscht. Er läßt sich auch in eigener Person die Ausbildung ihres rezitatorischen Talents angelegen sein. Er teilt ihr die Rolle der „Tragödin" für den berühmten Maskenzug vom 18. Dezember 1818 zu, studiert sie mit ihr ein und „weiß sie zum Unglaublichen zu vermögen". In heller Begeisterung ruft sie aus: „Wie wunderbar ist die Gewalt dieses Mannes über die verschiedensten Gemüter, so hat er mir alle Ängstlichkeit zu nehmen gewußt, ich lerne in acht Tagen eine bedeutende Rolle, als wäre ich auf dem Theater groß geworden!"

Mit immer größerer Klarheit und Kühnheit lernt sie sich in des Altmeisters Gedankengang finden, mit großer Freude fühlt sie durch den Verkehr mit ihm alle ihre Geisteskräfte erhöht. Eines Tages disputiert sie mit ihm über die Komposition eines Romans und über die Stimmung, in die man sich versetzen müsse, um ihn zu lesen. Goethe bringt das Gespräch auf Walter Scotts Roman „Kenilworth", die kluge Anordnung desselben, die Einsicht und die schöne Haltung der Mittelpersonen und Hauptcharaktere. Er hält Adeles Einwürfen entgegen, daß das englische Volk historische Wirklichkeit verlange, und läßt sich dann vernehmen: „Weißt du, warum es mir ganz unmöglich gewesen wäre, das Buch zu schreiben? Ich hätte mich nie entschließen können, die arme Heldin in so unterdrücktem Zustande durchs ganze Werk durch zu erhalten, man interessiert sich durchaus ihres unbeschreiblichen Leidens wegen für sie, das war meiner Natur nicht möglich, und so blieb das Buch ungeschrieben." Auf die Unterhaltung über Walter Scott folgt eine Äußerung Goethes über die Mißgriffe der Nachahmungen seiner Mignon, die er ganz empfunden und erfunden habe. Diese Äußerung ist angesichts der mannigfaltigen Versuche, ein Modell für Mignon zu finden, von großer Wichtigkeit.

Im Mittelpunkte der Tagesbücher steht Adeles Herzensfreundin Ottilie von Pogowisch, die nachmalige Schwiegertochter Goethes. Ihr Leben wird durch sie ausgefüllt, sie behandelt sie als ihre bessere Hälfte. Sie kann es nicht fassen, daß sie sie mit einem andern teilen, sie an August v. Goethe verlieren soll. Aber sie fleht nur zu Gott, daß er das Füllhorn des Segens über Ottilie ausschütte. Es will dem hellsehenden Mädchen nicht aus dem Sinn, daß Ottilie ihren Bräutigam lieb hat, aber nicht liebt, und daß zwischen den Verlobten keine Wahlverwandtschaft besteht. Eine stille, ernste, matronenartige Rührung überkommt sie bei dem Anblicke der zahlreichen Mißverständnisse, Launen und Härten, durch die sie sich ihr junges Leben verbittern. Sie lullt sich schließlich in die Hoffnung ein, daß Ottilie auf den Gatten wirken wird; aber die Hoffnung geht nicht in Erfüllung, sie muß sich resigniert eingestehen, daß bei ihm eine Häutung nicht zu erwarten ist. Wie Ottilie die Heldin, so ist Ferdinand Heinke, später Polizeipräsident und Kurator der Universität zu Breslau, der Held der Tagebücher. Ihre Neigung zu ihm war hoffnungslos, dennoch blieb er unbeschränkter Herr ihrer Seele. Es versteht sich von selbst, daß die Tagebücher auf das Verhältnis Artur Schopenhauers zu Mutter und Schwester neue Streiflichter warfen. Sie vertraut den geliebten Blättern an, wie die Mutter den einzigen Sohn herzlos dem Hausfreunde opfert, wie sie alle unter Gerstenbergks Launen und Willkür zu leiden haben, wie sich Johanna doch nicht von ihm trennen kann und sogar eine Verbindung zwischen ihm und Adele zu wünschen scheint. Und Adele krankt an diesen unreinen Verhältnissen, sie leidet unter der natürlichen Entfremdung zwischen Artur und den Seinen.

Die Verfasserin ist eine Lebenskünstlerin. Sie ist, wie sie sich einmal nennt, die starke Adele und sie verkörpert die Sentenz, daß wahre Klugheit mild ist. Nur ab und zu regen sich leise Schmerz und Ingrimm in ihr, sie fühlt sich verlassen und verwundet. Sie vergleicht in sinniger Weise die Wünsche mit Kindern: sie scheinen einer andern Welt zu gehören und sehen so ernst über Blumen und Sterne hin, aber sind sie einmal recht munter und wach geworden, so wollen sie die ganze Erde und toben und laufen, und die alte Wärterin Vernunft rennt hinterher und kann sie nicht halten und zügeln. Im Zusammenhange damit richtet sie die vorwurfsvolle Frage an das Schicksal: „Wer konnte glücklicher werden als ich, wer konnte besser lieben als ich und, ohne Stolz sage ich's, liebend glücklicher machen?"

Es fehlt in den Tagebüchern nicht an poetischen Wendungen und Gedanken. Auch Witz, Humor und Satire würzen sie. Es weht in ihnen etwas von der Luft, in der die gewaltigen Gedanken des Olympiers zu Gestalt und Leben gediehen.

Bernhard Münz

Neue Bücher

Die Redaktion behält sich die Besprechung einzelner Werke vor.

Schultze, Dr. Ernst: Die Schundliteratur. Buchhandlung des Waisenhauses, Halle a. S. M. 2.—.

Tesar, Prof. Ludwig: Die Mechanik. B. G. Teubner, Leipzig. M. 3.20.

Focke, Prof. Dr. Rud.: Das Volksbibliothekwesen in der Provinz Posen. Otto Harrassowitz, Leipzig.

Schroer, H., u. **Ziegler**, K. von: Übungen, Spiele, Wettkämpfe. Teubner, Leipzig. M. 1.—.

Schäfer, P. G.: Geländespiele. Teubner, Leipzig. M. 0.80.

Schliepmann, Hans: Volk, Staat, Presse. (Verbandsschriften) „Wertung" Heft VIII. Fritz Eckardt, Leipzig. M 0.50.

Das Suchen der Zeit. Herausgegeben von Friedr. Daab und Hans Wegener. Band V. Alfr. Töpelmann, Gießen. M. 2.50.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von U. v. Hassell und Th. Wahl. Bd. XXXIV. Chr. Belser, Stuttgart. M. 0.50.

Buber, Martin. „Die Gesellschaft." Sammlung sozial-physiologischer Monographien. Lit. Anstalt, Rütter & Loening, Frankfurt a. M.

a) **Hessen**, Rob.: Der Sport. M. 1.50.
b) **Key**, Ellen: Die Frauenbewegung. M. 3.—.
c) **Berardt**, Martin: Der Richter. M. 1.50.
d) **Bie**, Oscar: Das Kunstgewerbe. M. 1.50.
e) **Ostwald**, Wilh.: Erfinder und Entdecker. M. 1.50.
f) **Brinkmann**, Ludw.: Der Ingenieur. M. 1.50.
g) **Glaser**, Friedrich: Die Börse. M. 1.50.

Bieder, Th.: Beiträge zur Geschichte der Rassenforschung und der Theorie der Germanenheimat („Beiträge zur Rassenkunde", Heft 7). Thüring. Verlagsanst. G. m. b. H., Hildburghausen.

Zollschan, Ignaz: Das Rassenproblem. Wilh. Braumüller, Wien und Leipzig. M. 6.—.

Schiele, Frdr. Mich.: Die Religion in Geschichte und Gegenwart, Handwörterbuch, Bd. I. A — Deutschland. J. C. B. Mohr, Tübingen. M. 23.—.

Sanders, Dr. Daniel: Handwörterbuch der deutschen Sprache. VIII. Aufl. Liefg. 1. Otto Wigand, Leipzig.

„Bunte Bücher". Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege, Berlin. (Jede Nummer 10 Pf.) Enßlin und Laiblin, Reutlingen.

a) Heft 2 u. 3. **Frey**, Jacob: Zweierlei Urkunden.
b) Heft 4. **Horn**, W. O. von. Eine rheinische Schmugglergeschichte.

Schaefer, Rud.: Allerlei Gärten. 6 Zeichnungen. Stiftungsverlag, Potsdam. M. 1.—.

Budde, Karl: Ludwig Richters Volkskunst. Georg Wigand, Leipzig. M. 2.40.

Jugklapp, Illustrierte Deutsche Weihnachtsgabe. Aug. Bagel, Düsseldorf. M. 1.50.

Baasch, Ernst: Exlibris. Lucas Gräfe & Sillem, Hamburg. M. 2.—.

Held, Dr. Max: Das Arbeiterverhältnis im Nürnberger Handwerk. J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachf., Stuttgart u. Berlin. M. 2.50.

II. Verhandlungsbericht des Deutschen Werkbundes. Deutscher Werkbund, Dresden. M. 0.50.

Ehrlich, Ernst, Traugott: Deutschlands Unfähigkeit, das Elsaß zu entwelschen. E. Speidel, Zürich. M. 0.50.

Grube, A. W.: Biographische Miniaturbilder. Neue Bearbeitung von Prof. Dr. Otto Ed. Schmidt. Teil I u. II. Friedr. Brandstetter, Leipzig. Je M. 4.50.

Meinhold, Paul: Arndt. Ernst Hofmann & Co. Berlin. M. 2.40.

Worgitzky, Georg: Blütengeheimnisse. II. Aufl. B. G. Teubner, Leipzig. M. 3.—.

Treuge, Margar.: Einführung in die Bürgerkunde. Teubner, Leipzig. M. 1.40.

Ahrens, Dr. W.: Mathematische Unterhaltungen und Spiele. II. Aufl., Bd. I. Teubner, Leipzig. M. 7.50.

Schorr, Dr. R., u. Grafft, Dr. K.: Simon Newcombs Astronomie für jedermann. Nach der Übersetzung v. F. Gläser bearbeitet. II. Aufl. Gust. Fischer, Jena. M. 3.—.

Krakenberger, Dr. Walter: Das Kassen- und Zahlungswesen des Staates und der Kommunen im Königreich Bayern. J. G. Cotta, Stuttgart, Berlin. M. 3.50.

Schemann, Ludwig: Gobineaus Rassenwerk. F. Frommanns Verlag, Stuttgart. M. 10.50.

Sudermann, Hermann: Strandkinder. J. G. Cotta, Stuttgart, Berlin. M. 2.—.

Xenien, Heft Nr. 1. Semester 6 Hefte M. 2.—, einzeln M. 0.40. Leipzig, Xenien-Verlag.

Bartels, Adolf: Die deutsche Dichtung der Gegenwart, die Alten und die Jungen. 8. Auflage. Ed. Avenarius, Leipzig. M. 4.—.

Innendekoration. Zeitschrift für Wohnungskunst und den gesamten inneren Ausbau. 21. Jahrgang. Alex Koch, Darmstadt. 1910. M. 2.50.

Mayer, Gust.: Johann Baptist von Schweitzer und die Sozialdemokratie. Gust. Fischer, Jena. M. 8.—.

Kautsch, Prof. E.: Die heilige Schrift des Alten Testaments. 3. Auflage Lieferung 18. J. C. B. Mohr, Tübingen. M. 0.80.

Menge, Hermann: Das Neue Testament. Heft 1 und 2. E. Appelhaus & Co., Braunschweig. 10 Lieferungen à M. 1.25.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

„Grenzboten"

das Abonnement zum II. Quartal 1910 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jeder Buchhändler und jeder Briefträger entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW. 11.

Verantwortlich für den politischen Teil: George Cleinow in Berlin-Schöneberg, für den nichtpolitischen Teil: Dr. Paul Mahn in Charlottenburg-Westend. Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Die Wahlrechtsvorlage und ihre notwendige Ergänzung

Von einem Mitglied des Abgeordnetenhauſes

Der Miniſterpräſident hat in der dritten Leſung der Wahlrechtsvorlage die Erklärung abgegeben, daß die Regierung bereit ſei, dem Mehrheitsbeſchluß des Abgeordnetenhauſes beizutreten, nach welchem in Zukunft die Wahlmänner in Urwahlbezirken durch geheime, die Abgeordneten wie bisher durch öffentliche Wahl gewählt werden ſollen, ſofern ſich für dieſen Beſchluß eine erhebliche Mehrheit finden würde. Der Beſchluß iſt mit 238 gegen 168 Stimmen erfolgt. Das bedeutet fünfunddreißig Stimmen über die abſolute Majorität. Die Mehrheitsſtimmen ſtammen ausſchließlich aus den Parteien des Zentrums und der Konſervativen. Es ſcheint zweifelhaft, ob dieſes Mehrheitsverhältnis der Regierung genügt, zumal alle anderen Parteien, namentlich die Freikonſervativen und Nationalliberalen, in der Oppoſition waren. An ſich iſt es möglich, daß der Beſchluß der dritten Leſung in der nach einundzwanzig Tagen erfolgenden nochmaligen Abſtimmung eine Änderung erfährt. Wahrſcheinlich iſt dies jedoch nicht. Vielmehr wird das Herrenhaus zu ihm demnächſt Stellung zu nehmen haben, das in ſeinen Entſchließungen völlig frei iſt. Daß dieſer Faktor der Geſetzgebung aber die Wahlrechtsvorlage nach den Beſchlüſſen des Abgeordnetenhauſes unverändert laſſen ſollte, iſt aus äußeren wie inneren Gründen nicht zu erwarten, da einmal ein Wahlrecht, das ſich nur auf dem Votum von zwei Parteien aufbaut, zu ſtarken Angriffen in der Bevölkerung ausgeſetzt iſt und ſomit keine Ausſicht auf einen dauernden Beſtand gewährt, und weil zum anderen die von den Mehrheitsparteien des Abgeordnetenhauſes gewählte Geſtaltung des Wahlrechtes abgeſehen von der geheimen Wahl in einem Hauptbeſtandteile, der

später besprochen werden soll, eine Form demokratischer Tendenz trägt, die mit der Physiognomie des Herrenhauses nichts weniger als gleiche Züge trägt. Auch das Interesse der Staatsregierung ist nach beiden Richtungen hin gleichlaufend mit dem des Herrenhauses, und es kann schließlich der konservativen Partei des Abgeordnetenhauses nur recht sein, wenn sie durch heilsame Eingriffe, die von nahestehender Seite ausgehen, aus einer gewissen, wenn auch zum Teil selbst verschuldeten Zwangslage befreit wird. Denn daß sie sich in einer solchen befindet, ist nicht zu verkennen. Um zu diesem Urteil zu gelangen, muß man sich den Hergang der Sachlage vergegenwärtigen. Die Regierung schlug ein direktes Wahlrecht mit öffentlicher Stimmabgabe vor. Für ersteres war eine Mehrheit, für letzteres keine Mehrheit vorhanden. In der Minderheit befanden sich jedesmal, abgesehen von einigen dissentierenden Stimmen, die beiden konservativen Parteien, und zwar einmal gegen die Regierung, das andere Mal an der Seite der Regierung. Diese letztere Position gaben die Konservativen preis, indem sie auf das öffentliche Stimmrecht verzichteten, das bisher als ein Noli me tangere der Partei gegolten hatte. Zugleich stellten sie in bewußtem Gegensatz zu dem Willen der Regierung die indirekte Wahl wieder her, die ihnen vom Zentrum als Äquivalent für die geheime Wahl geboten worden war. Daß ein solches Vorgehen vom konservativen Standpunkt aus ein zurzeit wenigstens gewagtes war, kann keinem Zweifel unterliegen. Dieses Urteil stützt sich sowohl auf die rein äußere Erscheinung der Opposition, wie auf die Tatsache, daß die konservative Partei ein von der Regierung vorgeschlagenes Wahlrecht, das dem gemäßigten Liberalismus zugute kommen sollte, durch eine Form ersetzen will, die in den Städten zugunsten der Demokratie, in den Ostmarken zugunsten der Polen und des Zentrums wirken muß. Freilich trägt die Regierung sowohl an dem Entstehen, wie an der Entwicklung dieser Stellungnahme der konservativen Partei ein gut Teil der Schuld. Denn sie hat es einmal unterlassen, in dem Gesetzentwurf die Drittelung der Steuern in den Gemeinden an Stelle der Drittelung in den Urwahlbezirken wiederherzustellen, obwohl sie wußte, daß diese Maßnahme ihr ein weites Entgegenkommen seitens der Nationalliberalen sicherte, und sie hat ferner in keinem Stadium der Verhandlungen den weiteren Ergebnissen des Bündnisses zwischen Zentrum und Konservativen ein kategorisches „Bis hierhin und nicht weiter" oder überhaupt ihrerseits eine Forderung entgegengestellt. Die Wiedereinführung der Steuerdrittelung in den Gemeinden hätte zweifellos der Haltung der Parteien zueinander von vornherein ein anderes Gepräge gegeben, da das Zentrum diese Maßregel, aus der es großen Nutzen im Westen zieht, aufs äußerste bekämpfen mußte, während die Konservativen ihre Beseitigung in Verbindung mit der vorgeschlagenen Maximierung der anrechnungsfähigen Steuern aus antidemokratischen Gründen nicht verlangen konnten. Die Regierung hat ja auch nachträglich erklärt, daß sie keine Einwendungen erheben wolle, wenn die Steuerdrittelung in den Gemeinden wiederhergestellt werden sollte. Sie hat sich dabei darauf berufen, daß sie auf die

Erhaltung der Steuerdrittelung in den Urwahlbezirken nur bei der von ihr vorgeschlagenen direkten Wahl Wert gelegt habe, diesen jedoch bei der in Aussicht genommenen indirekten Wavl weniger hoch einschätze. Es wird schwer sein, einen stichhaltigen Unterschied bei direktem oder indirektem Wahlverfahren in dieser Beziehnng zu konstruieren. Jedenfalls haben die Konservativen und das Zentrum die Staatsregierung völlig ausgeschaltet. Das ist ein bedauerlicher Zustand, in dem die Autorität der letzteren von neuem schweren Schaden erleidet, der um so schwerer ist, weil er ihr von einer Partei zugefügt wird, die Träger des Autoritätsgedankens ist. Der Vertreter der konservativen Partei hat zu ihrer Deckung als Grund angeführt, daß nur mit Hilfe des Zentrums die Abwendung der Gefahr eines direkten Wahlverfahrens zu erreichen gewesen sei und daß die konservative Partei sich verpflichtet gehalten habe, die Zusage des Trägers der Krone zur Ausführung zu bringen, die eine organische Fortentwicklung des Wahlrechtes in der Thronrede in Aussicht stellte. Darauf ist in erster Beziehung zu erwidern, daß die Erhaltung der indirekten Wahl gegen das Zugeständnis der geheimen Wahl unter gewissen Voraussetzungen auch von den Nationalliberalen zu erreichen war. Was aber die Berufung auf die Pflichten gegenüber dem Träger der Krone betrifft, so muß es doch seltsam erscheinen, den Träger der Krone in den Vordergrund zu stellen, die unmittelbaren Vertreter der Krone aber völlig in den Hintergrund zu drängen. Aber wie dem auch sei, zuzugeben ist, daß die konservative Partei sich in einer gewissen Zwangslage befand und befindet, weil die Erfüllung der nationalliberalen und freikonservativen Forderung der Wiederherstellung der Steuerdrittelung in den Gemeinden einen Bruch mit dem Zentrum einschloß und weil die Nationalliberalen noch weitergehende Bedingungen stellten, auf die die Konservativen und auch die Freikonservativen nicht voll eingehen zu können glaubten. Es wäre alsdann ein positives Ergebnis überhaupt nicht zustande gekommen, oder es wäre sogar ein Bündnis des Zentrums mit der gesamten Linken auf Grund der Regierungsvorlage, also der von den Konservativen gefürchteten direkten Wahl, geschlossen worden. Die von ihm selbst gerühmte Anpassungsfähigkeit des Zentrums hat ja in den letzten Jahren einen so hohen Grad der Meisterschaft erreicht, daß jede Kombination ihrer politischen Verwertung möglich erscheint, nur nicht eine solche, in der das eigene Machtverhältnis direkten Schaden erleiden könnte.

Die Frage entsteht nun, was seitens der Regierung sowohl wie des Herrenhauses geschehen müßte, um die Wahlrechtsvorlage so umzugestalten, daß ihr die Freikonservativen und Nationalliberalen zustimmen. Als Basis wird die indirekte Wahl mit geheimer Stimmabgabe der Urwähler und die öffentliche Wahl der Abgeordneten zu gelten haben. Jede Abweichung von dieser grundsätzlichen Feststellung würde sicher ein Scheitern der Vorlage herbeiführen. Um dem zuzustimmen, verlangen die Nationalliberalen:

1. die Wiederherstellung der Steuerdrittelung in den Gemeinden;

2. die Zulassung der Auswahl von Wahlmännern in den Urwahlbezirken aus dem zugehörigen Landkreise;
3. Beseitigung der Ein- und Zweimännerwahlabteilungen;
4. eine anderweitige Regelung der Privilegierung von Urwählern;
5. Vermehrung der Abgeordnetenzahl in den größeren Wahlbezirken.

Die Freikonservativen machen die Forderung zu 1 zur Voraussetzung ihrer Zustimmung zum Gesetz und halten im übrigen die anderweitige Regelung der übrigen Punkte zum Teil für wünschenswert.

Die Drittelung in den Gemeinden.

Bis zum Jahre 1892 wurde die Gesamtsteuer einer Gemeinde in drei Teile geteilt. Die Steuerzahler des ersten Drittels wurden der ersten Abteilung, des zweitens Drittels und so weiter fort der zweiten und dritten Abteilung zugewiesen. Wenn in einem Urwahlbezirk kein Wähler der ersten oder zweiten Abteilung vorhanden war, so erfolgte aushilfsweise eine Steuerdrittelung in dem betreffenden Urwahlbezirk. Diese Ausnahme ist seitdem zur Regel gemacht worden, weil man infolge der damals eingeführten progressiven Einkommensteuer befürchtete, die Steuerzahler der höheren Stufen zu stark gegenüber denjenigen der niederen Stufen in ihrem nach der Steuer berechneten Wahlrecht zu begünstigen. Dadurch sind die bekannten Wahlkarikaturen entstanden, daß z. B. ein wohlhabender Fabrikbesitzer in einer reichen Provinzialstadt des Westens mit mehr als 5000 M. Steuern in der dritten Abteilung, sein Beamter mit 160 M. Steuern in der ersten Abteilung wählt, oder daß in Berlin ein Arbeiter, der im Norden der Stadt wohnt, in der ersten Abteilung, sein Arbeitgeber im Tiergartenviertel in der dritten Abteilung sein Wahlrecht ausübt. Der Führer einer Partei bezeichnete seine damalige Beteiligung an dieser gesetzlichen Festlegung als eine Torheit. Jedenfalls durchbricht sie vollständig das Prinzip des abgestuften Wahlrechtes in einer Gemeinde nach Maßgabe der Steuerzahlung. Je mehr die moderne Städteentwicklung dahin geht, daß sich reine Arbeiterviertel auf der einen Seite bilden und die Wohlhabenden auf der anderen Seite ihre Häuser bauen oder mieten, desto stärker wird das Mißverhältnis in einer Gemeinde zwischen Steuerzahlung und Wahlrecht. In einer Stadt mit 19 000 Wählern und einem Steuersoll von 6 000 000 M. sollen nach der Steuerdrittelung durch die Gemeinde wählen in der

I. Abteilung	900	Steuerzahler mit einem Endsteuersatz von 1500 M.
II. Abteilung	2800	Steuerzahler mit einem Endsteuersatz von 300 M.
III. Abteilung	15 300	Steuerzahler mit einem Endsteuersatz von 8 M.

Infolge der Drittelung in 170 Urwahlbezirken wählen aber in der

I. Abteilung nur	640 Wähler
II. Abteilung nur	1960 Wähler
III. Abteilung aber	16 400 Wähler

Es wählen demnach in der ersten und zweiten Abteilung in letzterem Falle 1100 Steuerzahler weniger als bei der Drittelung der Gemeinde. Aber die für die 170 Urwahlbezirke übriggebliebenen 2600 Wähler der ersten und zweiten Abteilung

gehören durchaus nicht alle zu den Steuerzahlern mit einem Endsteuersatz von 1500 bezw. 300 M., sondern es sind in ihre Reihen auch Steuerzahler mit weit unter 100 M. eingetreten, da das Gesamtsteuersoll ihres Urwahlbezirkes ein minimales war und die Drittelung dieses Solls ihnen ihren Platz in einer höheren Abteilung zuwies, als er ihnen nach der Gemeindedrittelung zukam. Durch dies Verfahren wird in einer reichen Gemeinde nach Zufallswillkür eine Menge Steuerzahler entrechtet und ein anderer Teil über ihr Recht hinausgehoben, wie es gerade die örtlichen Verhältnisse mit sich bringen. Der Grundsatz der ungleichen Wahl nach Maßgabe der Steuerleistung wird völlig erschüttert. Wenn man früher voraussetzte, daß damit der Mittelstand in eine höhere Wahlabteilung aufrücken und seine Stimme von größerer Wirksamkeit werden würde, so ist diese Hoffnung vielfach nicht in Erfüllung gegangen. Denn in den Urwahlbezirken, in denen der Reichtum seßhaft ist, wird der Mittelstand in der dritten Abteilung zurückgedrängt, und in den ärmeren Urwahlbezirken ist die Anzahl der Wähler in der ersten und zweiten Abteilung im allgemeinen durch das gleichzeitige Aufrücken der Arbeiter so groß, daß die Mittelstandsstimmen in der betreffenden Abteilung vielfach majorisiert werden. Einige Beispiele, die aus der oben bezeichneten Stadt des Westens entnommen sind, werden die Ungereimtheit des bestehenden Verhältnisses näher beleuchten.

Urwahlbezirk	Wählerzahl	Wahlmännerzahl	I. Abteilung			II. Abteilung			III. Abteilung		
			a. Wähler	b. Wahlmänner	c. Endsumme d. Steuerbetrg.	a. Wähler	b. Wahlmänner	c. Endsumme d. Steuerbetrg.	a. Wähler	b. Wahlmänner	c. Endsumme d. Steuerbetrg.
52	282	5	12	2	151,40	42	1	32,—	228	2	
66	174	6	1	2	240245,65	11	2	3731,20	162	2	
67	166	5	2	2	34461,27	13	1	5448,—	151	2	

Durch die sogenannte Maximierung der anrechnungsfähigen Steuern in Städten auf 10 000 Mark, auf dem Lande auf 5000 Mark wird aber der Entrechtungsprozeß lediglich für die wohlhabenden Steuerzahler in ihrem Urwahlbezirk weiter fortgesetzt. Der Urwähler erster Abteilung in dem vorstehenden Bezirk 66 büßt von seiner Steueranrechnung 230 245,65 M. ein. Dementsprechend steigen die Wähler der zweiten und dritten Abteilung auf. Ersterer wählt nicht mehr allein die beiden Wahlmänner, sondern er muß sich mit etwa neun anderen Wählern in Zukunft in sein Recht teilen. Ähnlich liegt es im Bezirk 67, während die schon über ihr Steuerrecht hinaus bevorzugten Wähler der ersten und zweiten Abteilung des Bezirkes 52 ungetrübt ihre Sonderrechte beibehalten.

Die Maximierung in den Urwahlbezirken potenziert also nur ein bestehendes Unrecht. Ganz anders würde die Maximierung der Steuer auf 10 000 M. in einer Gemeinde wirken, wenn in ihr gedrittelt würde. Wenn von dem Gesamtsteuersoll einer Gemeinde im Betrage von 6 000 000 M. 1 200 000 M. abgehen sollten, so würden auf jede Abteilung nicht wie bisher

2 000 000 M., sondern nur 1 600 000 M. fallen. Dieser Limitierung, an der ein großer Teil der Steuerzahler unter 10 000 M. einen Vorteil haben würde, könnte man aus antiplutokratischen Rücksichten zustimmen. Ja, man könnte erwägen, ob sie nicht wieder in den Städten nach der Regierungsvorlage auf 5000 M. zurückzuführen wäre.

Was die übrigen vier Forderungen der Nationalliberalen betrifft, so wird man diese nur in beschränktem Maße als berechtigt anerkennen können. Denn die Zulassung sämtlicher Einwohner eines Landkreises als Wahlmänner in jedem Urwahlbezirk desselben — für die Städte, die einen Wahlkreis bilden, besteht die Zulassung zu Recht — hebt tatsächlich die Qualität des Vertrauensmannes auf und annulliert damit das Wesen der indirekten Wahl. Es liegt dem Vorschlag der Gedanke zugrunde, in einem Urwahlbezirk, in dem sich wegen der vorherrschenden politischen Richtung maßgebender Persönlichkeiten oder einer bestimmten Partei aus wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Gründen ein Anhänger einer anderen Parteirichtung als Wahlmann nicht aufstellen lassen will, Ersatz an die Hand zu bekommen. Dabei wird aber auch übersehen, daß bei der allgemeinen Fassung des Antrages dem Übelstande der Weg geebnet wird, der gerade vermieden werden soll, daß in den Gemeinden von außenwohnenden Personen eine ähnliche Agitation, wie bei den Reichstagswahlen, hineingetragen werden kann. Namentlich würde sich die Sozialdemokratie eine solche Bestimmung stark zunutze machen. Anderseits kann ein gewisser Mißstand in den ländlichen Gegenden, in denen die Auswahl der Wahlmänner keine allzu große ist, nach dieser Richtung hin zugegeben werden. Um ihn zu beseitigen, genügt aber eine Bestimmung, nach welcher es für zulässig erklärt wird, den Wahlmann auch aus den Einwohnern der räumlich angrenzenden ländlichen Urwahlbezirke auszuwählen. Die städtischen angrenzenden Urwahlbezirke müßten aber hiervon mit Rücksicht auf die Sozialdemokratie unbedingt ausgeschlossen bleiben.

Ebenso scheint der nationalliberale Antrag, die Ein- und Zweimännerwahlabteilungen durch die Zuweisung von $^1/_{10}$ und $^9/_{10}$ der Wähler in die erste bezw. zweite Abteilung zu beseitigen, mit dem Grundsatz des Wahlrechtes nach Maßgabe der Steuerleistung unvereinbar. Es würden damit ebenso starke Willkürlichkeiten aufgerichtet werden, wie sie sich durch die Drittelung in Urwahlbezirken eingestellt haben. Und von diesen Willkürlichkeiten sind doch gerade die Nationalliberalen die heftigsten Gegner. Bei den verhältnismäßig steuerlich nicht erheblichen Verschiedenheiten im Osten könnte eine solche Maßregel leicht die Tatsache herbeiführen, daß die gewöhnlichen Handarbeiter und kleinen Eigentümer schon in der zweiten Abteilung die Mehrheit der Stimmen darstellten. Aber auch gegenüber dem Grundgedanken dieses Antrages ist zugegeben, daß die Zulässigkeit der Wahl von einem oder zwei Wahlmännern durch einen oder zwei Urwähler eine Macht- und Rechtspotenzierung begründet, die um so mehr zu beschränken sein wird, als in den Städten durch die Maximierung der anrechnungsfähigen Steuer auf 10 000 M. analoge Fälle auf den Aus-

sterbeetat gesetzt sind. Es ist durchaus berechtigt, nicht nur die Wirkung der Maximierung, soweit sie sich auf das Verhältnis zu den übrigen Wählern des Bezirks bezieht, sondern sie auch hier in ihrem Verhältnis zur Wahl der Wahlmänner in Rücksicht zu ziehen. Man wird sich aber mit einer Bestimmung begnügen können, nach welcher stets in jeder Abteilung die Zahl der Wähler diejenige der Wahlmänner übersteigen muß.

Hinsichtlich der Privilegierung akademisch gebildeter und ehrenamtlich verdienter Personen scheint der Beschluß des Abgeordnetenhauses, nur den Abiturienten nach Ablauf von zehn Jahren das Vorrecht des Aufsteigens in die II. Abteilung zu gewähren, nach manchen Richtungen anfechtbar. Diese Maßregel bedeutet nichts Ganzes und nichts Halbes. Wodurch ein Mann von etwa dreißig Jahren eine Bevorzugung verdient, läßt sich doch wirklich nicht absehen Das Abiturientenexamen allein kann unmöglich dazu genügen. Mindestens müßte man hier ein vierzigjähriges Alter einsetzen. Läßt man aber diese Kategorie von Personen zur zweiten Abteilung zu, so muß man ihr konsequenterweise auch den Zugang zur ersten Abteilung öffnen. Man hat das nicht getan, weil man fürchtete, die rechtmäßigen Wähler in der ersten Abteilung zu majorisieren. Dasselbe würde doch aber auch in der zweiten Abteilung, z. B. in kleinen Universitätsstädten, stattfinden können. Die Nationalliberalen wünschten an der Seite der Regierung noch die Privilegierung der seit einer Reihe von Jahren ehrenamtlich tätig gewesenen Personen. Für letztere spricht, abgesehen von ihren Verdiensten für das Gemeinwohl, ihr vorgerücktes Alter, in dem sie meistens erstens in ihre Ehrenämter eingetreten sind. Aber die Wirkung des Aufstieges in eine höhere Abteilung dürfte doch nicht eine solche sein dürfen, daß damit das Recht der bisher in ihr nach der Steuer wirksamen Wähler durch hinzutretende Majoritäten anderer Art völlig vernichtet wird. Denn andernfalls durchbricht man hier wieder den Grundsatz des Wahlrechtes nach der Steuerleistung in radikaler Weise. Die Regierungsvorlage ging ja viel weiter in dieser Beziehung als der Beschluß des Abgeordnetenhauses und irgendein in ihm gestellter Antrag. Wohin aber die Privilegierung führen kann, beweist der Umstand, daß nach ersterer in dem vorher aufgeführten Urwahlbezirk 66 die erste Abteilung einen Zuwachs von einem Wähler auf 10, die zweite Abteilung von 11 Wählern auf 48 und in dem Bezirk 67 die erste Abteilung einen Zuwachs von 2 auf 10, die zweite von 13 auf 64 Wähler gehabt hätte. Das führt auch hier wieder bei der Drittelung in Urwahlbezirken zu unhaltbaren Verhältnissen, und es leuchtet ein, daß überhaupt von einer Bevorzugung der sogenannten Kulturträger nur die Rede sein kann, wenn die Drittelung in der Gemeinde wiederhergestellt würde.

Was schließlich die Vermehrung der Abgeordnetenzahl in einzelnen besonders volkreichen Wahlkreisen angeht, so scheint ein darauf gehender Wunsch durchaus berechtigt. Abweichungen von der Norm, d. h. der Durchschnittszahl der Wähler eines Wahlkreises finden sich in allen Kulturstaaten. England

z. B. läßt in dieser Beziehung mehr Abweichungen zu als Preußen. Aber es ist natürlich, die Wählerzahl für einen Abgeordneten nicht zu Abnormitäten anwachsen zu lassen. So wenig wünschenswert es ist, die Zahl der Abgeordneten in Preußen noch zu vermehren, so kann man hier einer gewissen Entwickelung nicht aus dem Wege gehen, wenn man es vermeiden will, daß die Axt an die Wurzel der bestehenden Wahlkreiseinteilung gelegt wird. Das streben die Nationalliberalen aber auch nicht an und deshalb sollte man ihnen von konservativer Seite hinsichtlich ihres modifizierten Wunsches Entgegenkommen zeigen.

Nach diesen Darlegungen scheint eine durch das Herrenhaus herbeizuführende Verständigung nicht ausgeschlossen. Voraussetzung dabei ist, daß die Regierung aus ihrer Passivität heraustritt und sich diejenigen Vorschläge zu eigen macht, die eine Verständigung einschließen. Voraussetzung bildet auch, daß das Zentrum hinsichtlich des springenden Punktes der Drittelung in den Gemeinden ein Entgegenkommen zeigt. Will es den von ihm selbst ausgesprochenen Wunsch, die Wahlrechtsvorlage auf möglichst breiter Basis zum Abschied zu bringen, Erfüllung verschaffen, so kann es die Reform unbeschadet des Vertrauens auf den Ernst seiner Zusage an einer reinen Machtfrage, durch die die Gerechtigkeit in hohem Maße verletzt wird, numöglich scheitern lassen.

Die religiösen Grundlagen der politischen Anschauungen Bismarcks

Von Richard Linder

In der von Horneffer herausgegebenen Zeitschrift „Die Tat. Wege zu freiem Menschentum" erschien im Juli vorigen Jahres ein Aufsatz aus dem Nachlaß des Baseler Kirchenhistorikers Fr. Overbeck. Die Abhandlung, „Bismarck und das Christentum" betitelt, stellt eine so wenig zutreffende Auffassung der religiösen Persönlichkeit Bismarcks dar, daß es ein Unrecht wäre, sie ohne Widerspruch zu lassen. Der Verfasser stellt den Satz auf, „daß Bismarck für seine Zeit der wirksamste Prediger der Entbehrlichkeit der Religion für alle irdische Wirksamkeit gewesen ist, daß er die Religion lediglich den Anforderungen seines Berufes als Staatsmann unterwarf, daß man ein eingefleischter Pfaffe sein muß, um an Bismarck von Religion zu reden viel Anlaß finden zu können, und daß er viel zu sehr unter die großen Heiden der Neuzeit gehöre, um bei dem Vergleich mit Luther nicht in der Echtheit seiner Größe kompromittiert zu werden".

Diese Ansichten finden ihre Erklärung darin, daß der Verfasser von dem Grundirrtum ausgeht, Bismarck habe sich seine Religion zurechtgebaut, um sein

politisches System zu stützen, während in Wirklichkeit Bismarck längst zu Glauben und Christentum zurückgekehrt war, bevor er an staatsmännische Tätigkeit gedacht hat. Allerdings hatte es in Bismarcks Leben eine Zeit des Zweifels, der Verneinung gegeben. Häusliche Erziehung und der Geist des Unterrichtswesens der damaligen Zeit hatten zusammengewirkt, seine Seele dahin zu führen.

Früh schon, in seinem sechsten Jahre, war der Knabe dem Elternhause entfremdet worden, so daß er, wie er als gereifter Mann selbst klagte, nie wieder darin heimisch geworden ist. In der harten Zucht des Plamannschen Instituts in Berlin sah er sich in die Enge des Häusermeeres gebannt und ließ seine Gedanken sehnsüchtig in die weite Welt schweifen, die sich mit allen ihren Wundern bunt vor seinem Auge ausbreitete. Von Heimweh verzehrt, zählt er die Stunden und Viertelstunden, die noch verfließen mußten, bis ihm die Ferien das Tor zur goldnen Freiheit öffneten, bis der Stettiner Postwagen den Sohn der Natur, viel zu langsam für seine vorauseilenden Wünsche, hinausführte auf die heimische Scholle.

Ja auch während die Eltern in Berlin selbst wohnten, was gewöhnlich während des Winters der Fall war, mußte Bismarck die Innigkeit eines deutschen Familienlebens entbehren, und die Lebenshaltung des elterlichen Hauses brachte es mit sich, daß auch an besonderen festlichen Gelegenheiten, an Freudentagen, wo sich die Herzen der Kinder bereitwilliger als sonst öffnen und sich ein Band besonders herzlicher Zuneigung um Eltern und Kinder schlingt, das Wiedersehen zwischen Mutter und Sohn mehr einem großen Empfange glich, bei dem die Teilnahme einer zahlreichen und vornehmen geladenen Gesellschaft das Überströmen mütterlicher Zärtlichkeit von selbst ausschloß.

Seine Mutter schildert Bismarck als eine Frau, die für das Leben der großen Welt geschaffen war. Sie war schön, liebte die äußere Pracht, hatte einen hellen, lebhaften Verstand, aber bei allen glänzenden Gaben des Geistes hatte die Natur ihr ein Geschenk versagt, das den schönsten Schmuck des Weibes, den unerschöpflichsten Schatz der Mutter bedeutet: das Gemüt. So wollte es dem Knaben oft scheinen, als ob sie hart und kalt gegen ihn sei. Und doch liebte sie den Sohn auf ihre Weise. Auferzogen in den verstandesmäßig kühlen und klaren Anschauungen ihres Vaters, eines Mannes, der wegen seiner liberalen Ideen unter dem Ministerium Bischoffswerder eine Zeitlang von den Staatsgeschäften entfernt worden war, wollte sie, in überwiegender Wertschätzung der Ausbildung geistiger Fähigkeiten, daß der Sohn viel lernen und dermaleinst in der Welt etwas bedeuten sollte. Und so wurde denn die Erziehung „von Hause her", wie Bismarck selbst rückschauend bemerkt, aus dem Gesichtspunkt geleitet, daß alles der Ausbildung des Verstandes und dem frühzeitigen Erwerb positiver Kenntnisse untergeordnet blieb. — Der ganzen Natur und Auffassung der Mutter lag es also fern, religiöse Ideen in das Herz des Kindes zu pflanzen, um so mehr als sie selbst, dem Christentum schon längst innerlich entfremdet war. Sie ging nicht zur Kirche, sie schöpfte ihre Erbauung hauptsächlich aus Zschokkes Stunden der Andacht und füllte die Lücken des religiösen Systems, das sie sich selbst zurechtgezimmert hatte, in seltsamem Widerspruch mit ihrer „sonstigen kalten Verstandesklarheit" durch mystische Vorstellungen aus, die sich auf Swedenborg, Mesmer, Kerner und Schubert gründeten. Wohl war sie oft erschrocken und konnte selbst Ausbrüche des Zorns nicht meistern, wenn sie bei ihrem Sohne die pantheistische Richtung und gänzlichen Unglauben an Bibel und Christentum wahrnahm. Aber die Ausbrüche dieses Unwillens konnten an der Tatsache nichts ändern, daß sie

selbst den rechten Zeitpunkt nicht wahrgenommen und den rechten Weg verfehlt hatte, seinen Geist in andre Bahnen zu lenken.

Auch vom Vater, dessen „maßlos gutmütige Zärtlichkeit" vielleicht eher den Weg zum Herzen des Sohnes gefunden hätte, erfuhr Bismarck keine Anregung in religiöser Beziehung. „Über Glaubenssachen, erzählt er selbst, habe ich mit meinem Vater nie gesprochen; sein Glaube war wohl nicht der christliche; er vertraute so viel auf Gottes Liebe und Barmherzigkeit, daß ihm alles andre als dieses Vertrauen überflüssig erschien."

So kam für Bismarck das sechzehnte Lebensjahr heran und mit ihm der Zeitpunkt der Konfirmation. Unter anderen Vorbedingungen hätte diese Feier wohl dazu führen können, das lockere Band, das Bismarck immer noch mit dem kirchlichen Glauben verknüpfte, fester zu schlingen. Kein Geringerer als Schleiermacher nahm die Einsegnung an ihm vor. Aber sei es, daß der große Gelehrte bei dem vorbereitenden Unterricht seinen Gedankenflug zu hoch über den Köpfen seiner jugendlichen Zuhörer nahm, sei es daß auch Bismarck dem Unterricht nicht ordentlich folgen konnte, weil er nach seinem eignen Zeugnis aus irgendwelchen Gründen die Stunden unregelmäßig besuchte, genug, der Unterricht blieb unverstanden und trug keine Frucht für den Knaben, so daß er am Tage seiner Konfirmation keinen andern Glauben hatte als einen „nackten Deismus, der nicht lange ohne pantheistische Beimischungen blieb". Um dieselbe Zeit entschloß er sich, mit der Gewohnheit des Abendgebetes, das er noch aus seiner Kindheit beibehalten hatte, zu brechen, da ihm das Gebet mit seiner Ansicht vom Wesen Gottes im Widerspruch zu stehen schien.

Mit solchen Anschauungen ging Bismarck im siebzehnten Lebensjahre vom Gymnasium ab. Und wie er es in religiöser Hinsicht als Pantheist verließ, so schied er von ihm als Republikaner in politischer. Er kennzeichnet in den Eingangsworten der „Gedanken und Erinnerungen" dieses Ergebnis und sich selbst als das „normale Produkt" des damaligen staatlichen Unterrichts, dem er später noch, in einer Rede vom Jahre 1851, zum Vorwurf machte, daß die von ihm gewählte Methode dem Individuum den Glauben an jede Autorität in dieser und jener Welt nehme und ihm nur den Glauben an die eigne Unfehlbarkeit lasse. Es war die Erziehung, die, „ohne daß irgendeine Absichtlichkeit im Unterrichtsplan dahin zugespitzt war", wie er sich im Alter äußerte, doch dahin wirkte, daß unter dem Einflusse der Zeitideen die jungen Leute eine gewisse Sympathie für Harmodios und Aristogeiton übrig behielten.

Nach einer kurzen, ihn mit tiefer Abneigung erfüllenden und nur wenig rühmlich abgeschlossenen Tätigkeit im Staatsdienste wandte er sich der Bewirtschaftung der väterlichen Güter zu. Er erwählte diese Tätigkeit aus wirklicher Neigung, weil er den Beruf dazu in sich spürte. Es lag für ihn, wie er sagte, „damals noch der schöne blaue Duft ferner Berge auf diesem Berufe", der ihm besonders deshalb zusagte, weil er ihm erlaubte, innerhalb der beliebig von ihm gewählten Beschäftigung alles das zu tun, was man von einem sein Vaterland liebenden Staatsbürger erwarten könnte. In diesem Gefühle des Genusses einer stolzen Unabhängigkeit setzte er denn allen Anregungen seiner Verwandten, die ihm bei seinen Gaben eine glänzende Laufbahn im Staatsdienste voraussagten, die beharrliche Weigerung entgegen, auf dem Wege „breitgetretner bureaukratischer Herrlichkeit nach Ehren zu streben". Ja die geringe Wertschätzung der Beamtenlaufbahn ging so weit bei ihm, daß er bezweifelte, ob „für die Mehrzahl der berühmten Staatsmänner, namentlich in Ländern mit absoluter Verfassung, die Vaterlandsliebe die Triebfeder gewesen sei, die sie in den Staatsdienst führte,

und ob nicht vielmehr der Ehrgeiz sie zu diesem Entschlusse gebracht habe und der Wunsch, zu befehlen, bewundert und berühmt zu werden".

Aber Bismarck hatte sich selbst getäuscht, wenn er angenommen hatte, daß das „arkadische Glück" des Landwirts diejenige Lebensart darstelle, die er als die bei „seinen Neigungen und Verhältnissen vernünftigste" betrachtet hatte. Dem unendlichen Reichtum seines Geistes konnte das in den engen Kreisen sich abrollende Leben des weltentlegenen Gutshofes eben doch nicht genügen, der gewaltigen Kraft, dem unwiderstehlichen Drange der reckenhaften Natur sagte die Stille des Landlebens auf die Dauer ebensowenig zu, wie dem Ritter des Mittelalters das „verligen" auf seiner Burg. Die überschäumende Kraft der Jugend äußerte sich in einem genialisch wilden Treiben, an dem der junge Adel der Umgegend teilnahm und das dem Gute Kniephof, als dem Mittelpunkt dieser übermütigen Geselligkeit, eine häßliche Verhochdeutschung als Spitznamen, seinem Besitzer aber die Bezeichnung „der tolle Junker" eintrug.

Edle Naturen freilich vergessen auch in solchen Perioden nicht ihr besseres Selbst. Auch bei Bismarck meldete sich die lauter und lauter mahnende Stimme des Innern und lenkte seinen Geist von dem ihm öd erscheinenden Dasein zurück auf die Frage nach den ewigen Dingen. Er geriet in einen Zustand tiefster Niedergeschlagenheit, trostloser Stumpfheit. Sein Leben, das menschliche Leben überhaupt wollte ihm zwecklos erscheinen und unersprießlich; es kam ihm vor, so beschreibt er seine damalige Gemütsstimmung, „wie ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entsteht und vergeht wie Staub vom Rollen der Räder". Und die Beschäftigung mit Byron, in der er Trost und Zerstreuung suchte, führte ihn im Gegenteil immer tiefer in die Verzweiflung, ohne daß er sich von ihrem Reiz losreißen konnte. Vielmehr fand er in den „todeselenden englischen Gedichten" ein treues Abbild seiner Gefühle, ein Echo der Stimmen seines Innern, und von ihm selbst schien ihm gesagt, was der Dichter ausspricht in dem verzweifelten Ausruf: Nor venture to unmask — Man's heart and view the hell that's there! (Byron, Ch. Har. Canto I, To Inez.)

Aus dieser Gewissensnot heraus führte ihn ein Zusammentreffen mit seinem Jugendfreunde Moritz v. Blanckenburg in neue Lebensverhältnisse, in einen Kreis, dessen Mittelpunkt das Haus der Familie v. Thadden in Trieglaff bildete. In diesem Hause, aus dem die Gattin Blanckenburgs stammte, lernte Bismarck Menschen kennen, die mit einem heiteren Lebensmut, einer auserlesenen Bildung und mit einer edlen Geselligkeit eine tiefernste Frömmigkeit verbanden, der die Ordnung der Landeskirche zu eng war, und die dem Geiste des Christentums gerecht zu werden suchten durch eine unermüdliche, stets opferwillige Liebestätigkeit und durch einen auf die Verhältnisse des Lebens übertragenen festen Glauben an die Bibel, die häufig den Gegenstand gemeinsamer Abendlektüre bildete. Selbst ein geistvoller Gesellschafter, fühlte Bismarck sich wohl in dieser angeregten Umgebung, deren edles Streben ihn gleichsam von dem Bann befreite, in den die toll überschäumende Jugendlust ihn gezogen hatte. Er fing an, ein Wohlsein zu empfinden, wie es ihm bisher fremd gewesen war, ein Familienleben, das ihn einschloß, „fast wie eine Heimat", die er ja seit seiner Kindheit entbehrt hatte. Ernste Schicksale, die über einzelne Mitglieder seines früheren Bekanntenkreises hereinbrachen, schweres Leid, das die Familie Thadden selbst heimsuchte, und vor allem der Tod der von ihm hochverehrten Gattin seines Freundes Blanckenburg führten ihn tiefer und tiefer in diese ernsten Gedankengänge hinein und bewirkten schließlich eine völlige Erneuerung seines Wesens. Bei der Nachricht von der tödlichen Erkrankung der edlen Frau

brach, zum erstenmal seit seiner Konfirmation, wieder ein Gebet von seinen Lippen, und wenn es auch den Tod nicht von ihrem Haupte abwenden konnte, so nahm Bismarck doch die Überzeugung von dem Totenbette mit hinweg, daß Gott, wenn er auch sein Gebet nicht erhört hätte, es doch auch nicht verworfen hätte, weil er die Fähigkeit zu beten nicht verloren habe.

So waren die ersten Schritte auf der neuen Bahn, auf die ihn die Freundschaft geführt hatte, getan. Die Liebe führte ihn auf ihr zum Ziele, als Bismarck von seinem Freunde Moritz in das Haus des Herrn von Puttkamer in Reinfeld eingeführt worden war, in dessen von puritanischer Strenge durchhauchter Luft die „Blume der Wildnis" erblüht war, deren Besitz Bismarck oft genug als das edelste Glück seines Lebens gepriesen hat.

Das Christentum, das Bismarck sich so in schwerem Seelenkampfe gewonnen hatte, ist freilich ebenso ein System für sich, wie das der Thaddens und der Puttkamers auch eins war. Es war ein Protestantismus, aber ein Protestantismus, der sich ebensowenig in die Grenzen bestimmter Dogmen einzeichnen läßt, wie sich Bismarcks politische Anschauungen je mit bestimmten politischen Lehrmeinungen gedeckt haben. Es war ein Protestantismus, dessen tragender Pfeiler der Glaube an Gott, an die Erlösung durch Christus und an die Unsterblichkeit ist, ohne die ihm dieses Leben nicht des An- und Ausziehens wert erscheint.

Der Geist dieses Protestantismus ist ein herzhafter Optimismus, der ihm Furcht „als einen Mangel an Vertrauen in Gottes Vorsehung erscheinen läßt" und der wohl geeignet war, mit der Kraft des neugewonnenen Glaubens auch das durch die finstere Strenge puritanischer Vorstellungen verdüsterte Gemüt der Braut aufzurichten.

Freilich stand Bismarck der Bibel wesentlich anders gegenüber als die Mitglieder des Thaddenschen und des Puttkamerschen Kreises, die den Wortlaut der Bibel als unabänderliche und unumstößliche Grundlage ihres Glaubens ansahen. Bismarck wahrte sich in dieser Hinsicht die Freiheit seines Urteils. „Ich glaube zwar," so erläutert er einmal in einem der ernsten religiösen Gespräche, die einen wesentlichen Teil des Briefwechsels der Brautleute bilden, „ich glaube zwar, daß die Bibel Gottes Wort enthält, aber nur so, wie es uns durch Menschen, die, wenn auch die heiligsten, doch der Sünde und dem Mißverständnis unterworfen waren, hat übermacht und mitgeteilt werden können." Bei einer so selbständigen Betrachtungsweise religiöser Fragen wird es nicht überraschen, daß Bismarck auch in einer für den Protestantismus so grundlegenden Frage wie der der Rechtfertigung allein durch den Glauben sich vom Boden des Dogmas entfernt, indem er erklärt, wie herrlich er den Jakobusbrief finde, und wie viele es doch gebe, die aufrichtig streben und dabei auf die Forderung praktischer Nächstenliebe mehr Gewicht legen als auf dogmatische Rechtgläubigkeit, ganz abgesehen davon, daß schon das Wort Glauben an und für sich verschiedener Auslegungen fähig sei.

Protestantisch war also dieser Protestantismus auch in bezug auf die Freiheit des Denkens und Urteilens. Er ist es aber auch in der Forderung der Toleranz. Dem künftigen Staatsmann erscheint sie als ein für unser staatliches Leben notwendiger Grundsatz, durch dessen Verkennung oder Mißachtung sich diejenigen Abschnitte unserer Geschichte kennzeichnen, die wir als die unheilvollsten zu betrachten gewohnt sind. Auch als Staatsmann hat Bismarck diesen Grundsatz nicht verletzt und selbst im heißesten Streit des Kulturkampfes betont, daß er nicht die Kirche verfolge, sondern nur diejenigen ihrer Diener und Anhänger, die dem Kaiser nicht geben wollten, was des Kaisers ist.

Nicht weniger bedeutsam für Bismarcks Art, religiöse Fragen auch von der politischen Seite anzusehen, ist die Verwerfung der auf dem Geiste der Selbstgerechtigkeit beruhenden Absonderung von der Außenwelt, in der sich die Frommen des Thadden-Puttkamerschen Kreises gefielen. Diese Neigung zur Abschließung ist nach seiner Ansicht ein Hang, der in sich den Keim zur Auflösung alles staatlichen Lebens trägt. Mit der Intoleranz im Grunde ihres Wesens aufs innigste verwandt, widerstrebt diese Absonderung aber auch der Idee des Christentums. Ein solcher Glaube ist für Bismarck ein „toter Glaube", es ist ein Glaube, der gerade der Eigenschaft ermangelt, die er in vorzüglichem Maße zu besitzen wähnt, nämlich der echten Liebe, und eine Gesellschaft, die ihr Leben nach solchen Grundsätzen einrichten wollte, kommt ihm vor wie ein „pennsilvanisches Zellengefängnis", in dem jeder sein stumpfes Leben dahinträumt, ohne geistige Gemeinschaft mit seinesgleichen. —

Als Pantheist und Republikaner also hatte Bismarck die Schule verlassen. Wie aber jetzt sein Pantheismus einem überzeugten Christentum gewichen war, so betrat er auch die politische Laufbahn, die durch die „energischen politischen Bewegungen", die er einst ersehnt hatte, nun vor ihm eröffnet wurde, als Royalist. Ihm selbst war dieser Zusammenhang politischen und religiösen Glaubens vollkommen klar; er begründete gesprächsweise einmal seinen Royalismus mit seinem Unsterblichkeitsglauben; „sonst", fügte er hinzu, „wäre ich von Natur Republikaner". Dieser Royalismus war nach seinen eigenen Worten das Motiv, das ihn „im Jahre 1862 unter schwierigen Verhältnissen, unter Bedrohung seiner persönlichen Sicherheit und seines Vermögens in den Dienst gezogen" hatte, als er „sah, daß sein angestammter Herr einen Diener brauchte und keinen fand". Denn es handelte sich für Bismarck in den politischen Kämpfen von 1848 bis 1866 um mehr als die Verteidigung bloßer Verfassungsparagraphen oder rein politischer Glaubenssätze. Es gab für ihn keinen Zweifel an dem göttlichen Ursprung der Monarchie. „Die Worte ‚von Gottes Gnaden'," so ruft er seinen Gegnern in einer Rede vom Jahre 1847 zu, „sind für mich kein leerer Schall, sondern ich sehe darin das Bekenntnis, daß die Fürsten das Zepter, was ihnen Gott verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen sollen. Als Gottes Wille kann ich aber nur das erkennen, was in den christlichen Evangelien offenbart ist." „Der Begriff des Gottesgnadentums ist für ihn so unauflöslich mit dem Königtum überhaupt verknüpft, daß er auch keinen Unterschied zwischen dem konstitutionellen Königtum und dem Gottesgnadentum zuläßt, daß er die Lehre, daß eine Verschiedenheit zwischen beiden bestehe, als ein weit verbreitetes Vorurteil bezeichnet, und ihr die Überzeugung entgegensetzt, daß das konstitutionelle Königtum „erst recht" ein Königtum von Gottes Gnaden sei, d. h. daß der Staat damit wohl seine Form, aber nicht sein Wesen ändere. Sein Wesen aber kann, nach seiner Ansicht, nicht anders als christlich sein.

Das Haupt des Staates selbst bedarf nach Bismarcks Überzeugung des Christentums als unbedingter Voraussetzung für seinen Beruf. „Nur das Christentum", so schreibt Bismarck einmal in seiner Frankfurter Zeit in einem amtlichen Bericht, „kann die Fürsten von der Auffassung des Lebens lösen, welches sie, oder doch viele unter ihnen, in der von Gott verliehenen Stellung nur die Mittel zu angenehmem und willkürlichem Leben suchen läßt. Für einen Menschen, der nicht an Pflichten glaubt, die ihm im Wege göttlicher Offenbarung auferlegt sind, sehe ich nichts in der Welt, was ihn abhalten sollte, nach seiner Phantasie das Leben zu genießen, außer der Furcht vor Schaden an seiner Person und [an seinem] Vermögen."

Und wie das Christentum den Boden abgibt, aus dem die wahre fürstliche Tugend erwächst, so beruht auch der Staat auf christlicher Grundlage. Er schöpft aus diesem Borne seine Rechte und seine Pflichten. Oft genug klingt dieser Ton aus Bismarcks Reden und Gesprächen. „Ich bin der Meinung," so sagte er schon 1847 in einer Debatte über die Emanzipation der Juden, „daß der Begriff des christlichen Staates so alt ist wie das ci-devant heilige römische Reich, so alt wie sämtliche europäischen Staaten, daß er gerade der Boden sei, in welchem dieser, der preußische, Staat Wurzel geschlagen, und daß jeder Staat, wenn er seine Dauer gesichert sehen, wenn er seine Berechtigung zur Existenz nur nachweisen will, sobald sie bestritten wird, auf religiöser Grundlage sich befinden muß. . . . Ich glaube im Recht zu sein, wenn ich einen solchen Staat einen christlichen nenne, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die Lehre des Christentums zu realisieren. Wenn indes die Lösung auch nicht ganz gelingt, so glaube ich doch, die Realisierung der christlichen Lehre ist der Zweck des Staates. Entziehen wir diese Grundlage dem Staate, so behalten wir als Staat nichts als ein zufälliges Aggregat von Rechten, eine Art von Bollwerk gegen den Krieg aller gegen alle." Insbesondere scheint es ihm, als ob ein solcher Staat nicht imstande sein würde, sein Dasein zu behaupten im Kampfe gegen solche Lehren wie die kommunistischen, deren Apostel ihre Grundsätze, wie etwa den, daß Eigentum Diebstahl ist, als die „höchste Blüte der Humanität" ausgeben. — Der Geist der Zeit, in der er wirkte, entfernte sich freilich weit von dieser Gedankenwelt, und selbst unter seinen Freunden und Anhängern mag es viele gegeben haben, denen es mit der Religion und mit der Betonung des religiösen Charakters des Staates nicht so bitterer Ernst war wie ihm, ganz zu geschweigen von den ihm feindlichen Parteien. Aber er läßt sich in seiner Auffassung durch ihre gegensätzlichen Ansichten nicht irre machen. Er weist in einer Reichstagsrede die gegen die Betonung des christlichen Charakters des Staates erhobenen Einwände zurück, indem er ausführt, daß seine Ansicht durchaus nicht gegen Glaubens- oder Gewissensfreiheit verstoße. „Auch diejenigen," sagt er da, „die an die Offenbarungen des Christentums nicht mehr glauben, möchte ich daran erinnern, daß doch die ganzen Begriffe von Moral, Ehre und Pflichtgefühl, nach denen sie ihre Handlungen in dieser Welt einrichten, wesentlich nur die Überreste des Christentums ihrer Väter sind, die unsere sittliche Richtung, unser Rechts- und Ehrgefühl noch heute, manchem Ungläubigen unbewußt, bestimmen, wenn er auch die Quelle selbst vergessen hat, aus der unsere heutigen Begriffe von Zivilisation und Pflicht geflossen sind."

Aber in keinem Abschnitt der politischen Tätigkeit Bismarcks tritt der Zusammenhang seiner politischen Grundsätze mit der christlichen Idee deutlicher zutage als in der Sozialgesetzgebung. Die Heilung der schweren Schäden, die die Entwicklung des Reiches zu einem der mächtigsten Industriestaaten für die arbeitende Bevölkerung im Gefolge gehabt hatte, sah Bismarck als die wichtigste Aufgabe eines Staates an, der in Wahrheit den Namen eines christlichen Staates tragen will.

Die soziale Reform sollte nach seiner Auffassung den besitzlosen Klassen dartun, daß der Staat nicht bloß eine notwendige, sondern eine wohltätige Einrichtung ist. Sie ist demnach nicht nur ein Werk staatserhaltender Politik, indem sie die Wohlfahrt des Volkes mit dem Bestande des Staates unauflöslich verknüpft, sondern sie ist die Frucht christlicher Gesittung. „Ich bekenne mich offen dazu," sagte Bismarck in einer Reichstagsrede vom Jahre 1882, „daß mein Glaube an die Ausflüsse unserer geoffenbarten Religion in Gestalt der Sitten-

lehre vorzugsweise bestimmend für mich ist." Mochten die Gegner das schwerste Geschütz ihrer staatsrechtlichen Theorien gegen ihn spielen lassen, mochten sie versuchen, ihn mit Schlagworten wie Kommunismus, Staatssozialismus, Demagogie aus seiner Stellung zu schrecken oder das öffentliche Vertrauen in seine Maßregeln zu erschüttern, er hatte dafür die einfache natürliche Abwehr: „Ist dies Kommunismus, so ist mir dies gleichgültig, ich nenne es immer wieder praktisches Christentum in gesetzlicher Betätigung."

Dem Vorwurf des Staatssozialismus setzt Bismarck die Überzeugung entgegen, indem er ein Uhlandsches Wort zeitgemäß variiert, daß wir genötigt sein würden, dem Staate ein paar Tropfen sozialen Öles zuzusetzen, und daß der Staatssozialismus, wie er sich einmal in der ihm vertrauten Art burschikos ausdrückt, sich „durchpauken" würde.

Aber gerade diese Gewißheit gebot ihm Zurückhaltung gewissen Forderungen sozialen Charakters gegenüber, von deren Erfüllung er schwere wirtschaftliche Schäden befürchten zu müssen glaubte. So bekämpfte er trotz seiner ernsten Auffassung von dem Werte der Religion und der Würde der Kirche den vom Zentrum eingebrachten Antrag auf Sonntagsruhe, weil er von ihm in dieser Form schwere Schäden für gewisse Industriebetriebe voraussah. Vor allem aber wendet er sich gegen die sozialistische Gleichmacherei, die einen für jede Arbeit sich gleichbleibenden Lohn forderte. Denn auch die Ungleichheiten im Leben sind für Bismarck im göttlichen Plane der Weltordnung vorgesehen, es sind für ihn „gottgegebene Realitäten". „Der Kampf zwischen Arbeit und Kapital, sagte er einmal, ist ewig. Wenn dieser Kampf je zu einem Abschluß käme, so würde die menschliche Tätigkeit zu einem Stillstand kommen; alles menschliche Streben und Kämpfen würde dann ein Ende nehmen, was meiner Ansicht nach nicht die Absicht der göttlichen Vorsehung ist."

Diese Worte enthüllen die breite Kluft, die Bismarck von der Sozialdemokratie trennen mußte; es erklärt sich aus ihnen die unversöhnliche Leidenschaft, mit der er sie bekämpfte. Er verfolgte sie nicht als Partei, als die er sie gar nicht anerkannt wissen wollte. Er sah in ihr nur den Träger einer Weltanschauung, die durch die Verwirklichung ihrer politischen Ideale alles zerstören würde, was ihm als Grundlage des Staates und der Gesittung erschien: Religion, Ehe, Familie, Eigentum, und die den einzelnen Menschen alles dessen berauben würde, was ihm sittlichen Halt und das Gefühl für die edelsten Güter das Leben verleihen könnte. Wie ernst es ihm selbst mit seiner Überzeugung war, wie wahr sein politisches und religiöses Fühlen war, geht daraus hervor, daß er die Erfolge der Sozialdemokratie sich nur als die böse Frucht einer zielbewußten Täuschung des Volkes erklären konnte. Den erhabensten Ausdruck findet diese Ansicht und der innere Abscheu, den Bismarck vor den Lehren und Zielen dieser politischen Richtung empfand, in den Reden — vielleicht den schönsten, die Bismarck je gehalten hat —, in denen sein eignes rednerisches Feuer sich an der Flamme des dichterischen Geistes entzündet und in denen er anknüpft an eine Gestalt aus Th. Moores von orientalischer Farbenglut durchwehten Märchen Lalla Rookh, an den verschleierten Propheten von Chorassan, dessen Angesicht von so entsetzlicher Häßlichkeit ist, daß er sich seinen Gläubigen nur verhüllten Antlitzes zeigt, weil sie sich sonst mit Abscheu von ihm wenden müßten. Ihm vergleicht Bismarck die Sozialdemokratie, und so unerträglich ist ihm der Gedanke, in einem nach ihren Grundsätzen eingerichteten Staate zu leben, daß er eher den Tod von der Hand seiner Gegner vorzuziehen erklärt, „wenn er das nicht hätte, was der Dichter nennt, an Gott und bessere Zukunft, d. h. die Unsterblichkeit glauben".

Diese Heftigkeit des Empfindens erklärt zur Genüge den Aufwand von Kraft, den Bismarck in der Bekämpfung der Sozialdemokratie zeigte, denn wenn der Staat nicht anders als christlich sein kann, so hat er nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, seinen Bestand und seinen Charakter zu schützen vor diesen gegen sein innerstes Wesen gerichteten Bestrebungen. Da neue Gefahren neue Mittel zur Abwehr erfordern, so ergibt sich die Notwendigkeit von Ausnahmegesetzen, deren Berechtigung Bismarck gleichfalls ausdrücklich einmal aus „der Pflicht und der Erfüllung der Pflicht einer christlichen Gesetzgebung" herleitete.

Denn alle Bestrebungen aber, die den Bestand des Staates gefährden, fordern, gleichviel welchen Anschauungen sie entspringen, die Rache des beleidigten Staatsgedankens heraus. „Weltliche Obrigkeiten," sagt Bismarck mit Luther, „sollen nicht vergeben, was man unrecht tut, sondern strafen." Und dieses Strafrecht des Staates verkündet Bismarck mit einer Entschiedenheit, die manchmal sogar einer gewissen Härte nicht entbehrt. „Das weichliche Mitleid mit dem Leibe des Verbrechers," so schreibt er im Jahre 1849 an seine Schwiegermutter als Antwort auf einen Brief, in dem diese die Hinrichtung ungarischer Aufständischer beklagt hatte, „trägt die größte Blutschuld der letzten sechzig Jahre." Und zwar ist es seiner Meinung nach Ludwig XVI. selbst, dem hierbei die meiste Verantwortung zufällt, weil er „aus Abneigung davor, den Tod auch nur eines Menschen von Rechts wegen herbeizuführen, schuld am Untergange von Millionen wurde". Es ist mehr als eine bloße Meinungsverschiedenheit über die Zweckmäßigkeit bestimmter Maßregeln unter gewissen politischen Verhältnissen, was sich uns bei dieser Gelegenheit enthüllt. Tiefer, auf dem Grunde der Dinge, schlummert der religiöse Gegensatz, den wir erraten, wenn Bismarck die Haltung Ludwigs mit den Rousseauschen Erziehungsprinzipien erklärt, die an die Stelle fester religiöser Begriffe eine allgemeine Menschenliebe setzten, mit der es sich als unmöglich erwies die Stürme der Revolution zu beschwören.

Bismarck verfehlte nicht, diese Grundsätze beizeiten geltend zu machen. Schon als es sich darum handelte, das neue Haus zu bauen, das dem deutschen Volke als Wohnung dienen sollte, bei der Gründung des Norddeutschen Bundes, drückte er dem jungen Staate das Richtschwert in die Hand und forderte nachdrücklich die Aufnahme der Todesstrafe in das Strafgesetzbuch. Sein Unsterblichkeitsglaube nimmt auch dem Tode in dieser Form seine Schrecken und läßt ihn eher als wahres Mitleid mit dem Verbrecher erscheinen.

„Ich kann mir denken," sagte er im Norddeutschen Reichstage bei den Verhandlungen über diese Frage, „daß jemandem, der an eine Fortsetzung des individuellen Lebens nach dem Tode nicht glaubt, die Todesstrafe härter erscheint als demjenigen, der an die Unsterblichkeit der ihm von Gott verliehenen Seele glaubt. Wer aber darüber mit sich einig ist, daß diesem Leben kein anderes folgt, der kann dem Verbrecher, für den der Tod die Ruhe, der Schlaf ist, derjenige Schlaf, den Hamlet ersehnt, der traumlose, nicht zumuten, bei solcher Auffassung in der engen Zelle des Gefängnisses, beraubt von allem, was dem Leben einen Reiz verleihen kann, das Phosphoreszieren seines Gehirns noch eine Zeitlang fortzusetzen."

In den gegen die gesetzliche Festlegung und Anwendung der Todesstrafe vorgebrachten Gründen erblickt er demnach nur eine „Krankheit der Zeit", nämlich die Scheu vor der Verantwortung, auf eigne Überzeugung hin ein Todesurteil auszusprechen. „Diese Furcht," sagt er, „ist eine Krankheit, die

unsere ganze Zeit durchsetzt, eine Krankheit, die bis in die höchsten Spitzen der menschlichen Gesellschaft hinaufreicht: selbst dem Souverän ist die Verantwortlichkeit im höchsten Grade beschwerlich und empfindlich, die er mit der Handhabung des Richtschwertes übernimmt."

So schwer die Verantwortung aber auch sein mag, die dem gewissenhaften Staatsmann aus dieser Frage erwächst, so wiegt doch unendlich schwerer die Verantwortung, die er vor seinem eigenen Gewissen, vor Mit- und Nachwelt zu tragen hat, wenn er sich entschließt, das Heil des Staates dem blutig-ernsten Spiele des Krieges anzuvertrauen. Während es sich bei der Ausübung der Todesstrafe nur um das Leben des Einzelnen handelt und nur um das Dasein eines Menschen, dessen Leben ein Schaden für die Allgemeinheit sein würde, verschlingt der Krieg die besten, die wackersten Söhne des Volks und läßt Ströme edlen Blutes fließen. Es fällt uns schwer, uns in die Seele eines Staatsmannes zu denken, der sich in die furchtbare Notwendigkeit versetzt sieht, das Heil des Staates auf die Spitze des Schwertes zu stellen und die Bitterkeit des Danteschen Wortes durchzukosten: „Gefühllosigkeit ist oft Gefühl und Pflicht".

Dreimal im Verlaufe seiner dreißigjährigen Ministerlaufbahn ist Bismarck in die Lage versetzt worden, seinem königlichen Herrn zu raten, das Schwert zu ziehen. Alle diese drei Kriege galten der Ordnung der deutschen Angelegenheiten. Schon früh hatte Bismarck die Überzeugung gewonnen, daß die Krankheit des deutschen Volkskörpers, durch die Sünden vergangener Jahrhunderte verschleppt und verschlimmert, nur „ferro et igni" geheilt werden könnte. „Die Frage," schreibt er im Jahre 1849 an seine Gattin, „wird überhaupt nicht in unseren Kammern, sondern in der Diplomatie und im Felde entschieden, und alles, was wir darüber schwatzen und beschließen, hat nicht mehr Wert als die Mondscheinbetrachtungen eines sentimentalen Jünglings, der Luftschlösser baut und denkt, daß irgendein unverhofftes Ereignis ihn zum großen Manne macht." Er war also von der Notwendigkeit dieses Krieges überzeugt, wie von der Notwendigkeit des Krieges überhaupt.

Zu dieser Ansicht gesellt sich die Erkenntnis, daß, wie die sozialen Verschiedenheiten „gottgewollte Realitäten" sind, und, wie nach Bismarcks Auffassung, der Kampf zwischen Kapital und Arbeit eine Einrichtung der Vorsehung ist, so auch die Verschiedenheit der Nationalitäten im Plane des Schöpfers begründet ist, dem es leicht gewesen sein würde, der Menschheit den ewigen Frieden zu schenken, dadurch, daß er bloß eine Rasse in den Erdteil, in die Welt gesetzt hätte. „Wenn nun viele nebeneinander wohnen," so schließt Bismarck auf Grund dieser Voraussetzungen, „so muß man, wenn man überhaupt über die Intentionen der göttlichen Vorsehung nachdenken will, doch darin das Prinzip erkennen, das sich in der ganzen Natur betätigt."

Und doch darf der Staat, wenn er, wie Bismarck will, ein christlicher Staat sein soll, die Stimme des Mitleids und der Menschlichkeit nicht ganz vom Getöse der Waffen übertäuben lassen, wenn es ihm auch unmöglich ist, sich zu der idealen sittlichen Höhe des christlichen Gebotes der Feindesliebe zu erheben.

Auch die unbilligste Betrachtung wird Bismarck, in Ansehung seiner drei blutigen Waffengänge, nicht auf eine Stufe mit Napoleon I. oder Ludwig XIV. stellen können. Politischer Ehrgeiz war ihm ebenso fremd wie persönlicher, und selbst das Blut des Geringsten würde ihm zu kostbar gewesen sein, um es dem bloßen Verlangen zu opfern, das „Prestige" zu wahren oder den Lorbeer des Helden um seine Stirne zu winden. „Glauben Sie mir," sagte er über diesen

Punkt einmal einem Besucher aus dem Auslande, „ich habe auch ein Herz, das genau so fühlt wie das Ihre; Krieg bleibt immer Krieg. Das Elend der vom Kriege ausgesogenen Länder, all der Jammer der Witwen und Waisen, das ist alles so schrecklich, daß ich für meine Person nur im alleräußersten Notfall zu diesem Mittel greife." „Wer nur je," fügt er ein andermal hinzu, „in das brechende Auge eines sterbenden Kriegers geblickt hat, der besinnt sich, bevor er einen Krieg anfängt."

Ja die vornehmste Aufgabe eines Staatsmanns kann in gegebenen Verhältnissen die sein, keinen Krieg zu führen. „Es ist in der Politik eine große Sache," so sprach Bismarck einst in Friedrichsruh zu Besuchern aus Braunschweig, „die Autorität, die moralische, zu besitzen. Es gehört dies zu den Imponderabilien; es genügt nicht, daß man eine große Kriegsmacht habe, mit der man zuschlagen kann, sondern es ist notwendig, daß man die moralische Autorität habe, um den Krieg zu vermeiden."

Daß diese Autorität freilich nicht immer genügt zur Erreichung bestimmter Ziele, beweist Bismarcks eigne Geschichte. Aber auch über die bittere Notwendigkeit des Krieges und der mit ihm verbundenen Opfer an Blut und Leben breitet für Bismarck der Unsterblichkeitsglaube einen versöhnenden und verklärenden Schimmer. Er läßt ihm die Dinge dieser Erde so geringfügig erscheinen, daß der Mensch ohne Schmerz von ihnen scheiden kann, auch wenn seinem Leben ein vorzeitiges Ziel gesetzt wird. „Nach dreißig Jahren," schreibt er einmal in dieser Stimmung, in einem Augenblicke, wo es nur von Preußens Haltung abhing, ob der Kampf zwischen Österreich und Frankreich in Italien zu einem Krieg am Rheine werden sollte, „nach dreißig Jahren wird es uns eine geringe Sorge ein, wie es um Preußen und Österreich steht, wenn nur Gottes Erbarmen und Christi Verdienst unseren Seelen bleibt. . . . Wie Gott will, es ist ja alles nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer bleibt. Was sind unsere Staaten und ihre Macht und ihre Ehre vor Gott anderes als Ameisenhaufen und Bienenstöcke, die der Huf eines Ochsen zertritt oder das Geschick in Gestalt eines Honigbauern ereilt? . . . Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob uns das Fieber diese Maske von Fleisch abreißt oder die Kartätsche, fallen muß sie über kurz oder lang doch. . . . Den spezifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los, aber es wäre auch zum Verzweifeln, wenn wir auf den mit unserer Seligkeit angewiesen wären."

So führt auch die Betrachtung dieser Seite der politischen Anschauungen Bismarcks uns auf religiöse Vorstellungen als den Urgrund seiner Ansichten vom Staate zurück. Bismarck hatte, im Besitze dieser Anschauungen, die Ruhe seines Gemütes wiedergefunden; aber der Segen, der aus dieser Auffassung für ihn entsprang, beschränkt sich nicht auf seine Person, sondern ergießt sich in einem breiten Strome durch die ganze Entwicklung, die unser Vaterland in dem letzten halben Jahrhundert durchgemacht hat, und auf das Leben der Untertanen, deren Glück seiner Führung anvertraut war. Denn ein Staatsmann, der, wie Bismarck, alle Fesseln überkommener politischer Theorien abstreift, der mit allen seinen politischen Ideen nur auf sich selbst gestellt ist, der gewöhnt ist, die Politik als eine rein „dynamische Wissenschaft" zu betrachten und der durch keine „Grundsätze" sich in seiner Bewegungsfreiheit einengen und in der Wahl seiner Mittel sich beirren läßt — ein solcher Staatsmann hätte, zumal mit den geistigen Gaben und dem unbeugsamen Willen eines Bismarck, ohne einen festen

moralischen Halt in einer Zeit politischer Wirrungen verhängnisvolle Bahnen einschlagen müssen und wäre wohl sicher dem unverhülltesten Machiavellismus zur Beute gefallen. Diesen moralischen Halt fand Bismarck in der Religion, in seiner Religion. „Der Gott, der mich [in mein Amt] hineingesetzt hat," so schrieb Bismarck im Jahre 1860 an Leopold von Gerlach, „wird mir auch lieber den Weg hinauszeigen als meine Seele darin verderben lassen, solange ich ehrlich suche, was seines Dienstes in meinem Amte ist, und gehe ich fehl, so wird er mein tägliches Gebet hören und mein Herz wenden."

Spricht so ein Mann, „mit dessen Christentum nicht viel mehr anzufangen ist" und der sich „mit der Religion, nach der er wenig fragte, auch wirklich sehr wohlfeil abgefunden hat?" (Overbeck a. a. O. 191, 198.) Bevor man eine so ungeheuerliche Behauptung in die Welt gehen läßt, tut man gut, die Briefe nachzulesen, die Bismarck mit dem Gutsbesitzer Andrae in Roman (Pommern) und mit Senft von Pilsach gewechselt hat, die beide in freundschaftlichster Absicht und doch in völliger Verkennung ihrer Berechtigung und Befähigung dazu dem Minister als geistliche Warner und Berater zu dienen sich beifallen ließen (Bismarckjahrb. I 85, III 213 ff., 218 ff.). Bismarck antwortet Andrae mit einer bei einem Manne von seiner Bedeutung geradezu rührenden Bescheidenheit, indem er die Erwartung ausspricht, daß jener bei seiner Freundschaft und christlichen Erkenntnis „den Urteilenden Vorsicht und Milde bei künftigen Gelegenheiten empfehlen werde", und daß er hoffe, „daß unter die Vollzahl der Sünder, die des Ruhmes vor Gott mangeln, seine Gnade auch ihm in den Zweifeln und Gefahren seines Berufes den Stab demütigen Glaubens nicht nehmen werde". Und Senft von Pilsach weist er auf den 4. und 5. Vers des 12. Psalms hin: „Der Herr wolle ausrotten alle Heuchelei und die Zunge, die da stolz redet, die da reden: ‚Unsere Zunge soll überhand haben, uns gebühret zu reden; wer ist unser Herr?'" An diese Verwahrung gegen pharisäischen Dünkel knüpft er die Versicherung, daß „er in ehrlicher Buße sein schweres Tagewerk tue und in Furcht und Liebe Gottes seinem angestammten König in erschöpfender Arbeit diene", und daß er sich „für den Erfolg seiner Arbeit und die Ruhe seines Gewissens" seinerseits auf den Schluß des 3. Psalms verlasse, der da lautet: „Bei dem Herrn findet man Hilfe und Deinen Segen über Dein Volk. Sela."

Eine zeitgemäße Abraham a Santa-Clara-Predigt

Von Wilhelm Wachter

Wir leben im Zeitalter des „Über"tums, der Überkultur, der Überbildung, der Überkunst, der Übererziehung, des Überweibertums, der Überansprüche an Lebensgenuß, kurz — — der Übertreibung jeder Art und nach allen Richtungen hin. Wir leben im Zeitalter des „Zuviel" und das läßt sich, die ganze Eigenartigkeit dieser zeitgemäßen Geschmacksrichtung kennzeichnend, summarisch eben am besten durch Vorsetzen dieses Wörtchens „über" zum Ausdruck bringen. Eben dadurch wird

auch alles, was uns Alten bisher als schön, gut, sittlich, gesund, wohlanständig und geschmackvoll galt, von den Jungen in das Gegenteil verkehrt. Das Schöne wird häßlich, das Gute schlecht, das Sittliche unsittlich, das Gesunde krank, das Wohlanständige frivol, das Geschmackvolle geschmacklos. Ich brauche nur auf die geradezu perversen Hutverirrungen unserer Überweiber und den Haaraufputz der Kellnerinnen zu verweisen.

Eine Schriftstellerin von gutem Namen hat vor kurzem in einem kleinen Essay an den Unfug erinnert, der heutzutage allein schon mit dem Worte „Kultur" getrieben wird. Ich habe dem gleich einen ganzen Dreibund viel gemißbrauchter Worte entgegenzusetzen: Kunst — Schönheit — Sittlichkeit! Diese drei Worte sind mir persönlich nicht zum wenigsten deshalb zu einem wahren Brechmittel geworden, weil gerade sie Gebiete umfassen, auf denen das zuvor gerügte „Übertum" die üppigsten, geilsten, verderblichsten, ja ungeheuerlichsten Blüten treibt.

Nähme ich Flügel der Morgenröte — siehe, so bist du da! Flöge ich gen äußersten Westen — siehe, so bist du auch da! Es versuche heute einmal jemand, diesem Wortetriumvirat zu entfliehen! — Er wird, soweit die sogenannte Kulturwelt reicht, sich vergeblich darum bemühen. Wie ein Fluch heftet es sich an unseren Fersen fest — der ganze Dampfkreis der Atmosphäre ist damit geschwängert — wo wir gehen und stehen, schwirrt es uns um die Ohren, umkreist und umtost unsere nach stiller Betrachtung verlangenden Gedanken, macht sie durch seine anmaßende, aufdringliche Art völlig zunichte, so daß wir uns zuletzt gar nicht mehr anders zu helfen wissen, als selbst den epidemischen Veitstanz mitzumachen, in den uns die betäubende Begriffswucht der drei Worte Kunst, Schönheit und Sittlichkeit mit fortreißt.

Welche Fülle von Geschmacklosigkeit, welche Unsumme stilistischer, koloristischer, architektonischer, statischer und phonetischer Perversität segelt heute, mehr frech als kühn, unter der Flagge der Kunst! Ein gesunder, normaler Menschensinn wird völlig auf den Kopf gestellt, er bleibt zuletzt rat- und hilflos wie ein Kind vor alledem, was ihm heutzutage vorgesetzt wird, stehen und sieht sich zu dem beschämenden Geständnis gezwungen, daß die moderne Kunst ihm „über" ist, daß sie für sein Empfinden, für seinen veralteten Geschmack eben gerade durch dieses „Über", dieses „Zuviel" zum Gegenteil von dem geworden, was er seither für Kunst zu halten gewohnt war.

Für unsern veralteten Geschmack hat die hochmoderne „Überkunst" nichts Erbauendes, Erhebendes, Beruhigendes, Versöhnendes mehr an sich. Er fühlt sich im Gegenteil von ihr nur abgestoßen, angewidert, beunruhigt. Wir fühlen uns durch sie gekränkt, im besten Empfinden verletzt. Das edel schöne, ideale Angesicht der Muse ist uns zur verzerrten Fratze einer scheußlichen Mißgeburt geworden.

Nicht besser geht es uns Alten, Unmodernen, sobald wir von Schönheit lesen oder sprechen hören. Die begrifflich einseitige Tendenz, die dieses Wort heutzutage zum Ausdruck bringt, macht sich mit solcher Dreistigkeit und Unver-

frorenheit breit, daß wir schon gar nicht mehr anders können, als Schönheit und Nacktsein so ziemlich für dasselbe zu halten. Die krankhaft gesteigerte Sucht nach dem Schönen, das Sichhineinknienwollen in das Schöne, das „Über", das „Zuviel" am modernen Schönheitsbegriff treibt schnurstracks in die Arme der Nacktschwärmerei, die eine der bedenklichsten Treibhausblüten moderner Überkultur genannt werden muß. Sie ist um so bedenklicher, als sie längst schlummernde, von der Kulturmenschheit erst nach langwierigem, mühsamem Ringen überwundene tierische Triebe zu gemeingefährlichen Rückschlagserscheinungen anreizt.

Das Propagandamachen für das Nackte kann, aller Frauenemanzipation und des Sichauslebenwollens ungeachtet, kulturgeschichtlich nur als ein Atavismus schlimmster Sorte gedeutet werden. Diejenigen, welche das Nackte oder den Geschmack am Nackten unter der vergoldeten Aufschrift „Schönheit" im gesitteten, sozialen Menschenleben wieder einzuführen bestrebt sind, spielen, wie das Kind, mit dem Feuer, sie handhaben ein zweischneidiges Schwert mit solchem Ungeschick, daß es dem Menschenkenner und Menschenfreund davor grauft.

Wenn es heute innerhalb der Kulturmenschheit schon so weit gekommen ist, daß sich nackte Frauenzimmer zur Schönheitskonkurrenz zusammenfinden, daß sich das Weib, angeblich im Dienst der Schönheit, vor vielen Männeraugen entblößt, dann kann man es der Obrigkeit nur hoch anrechnen, wenn sie gegenüber diesem Schönheitskultus, wenn sie angesichts so bedenklicher Äußerungen des Schönheitsempfindens und -verlangens eine steifnackige Haltung annimmt. Kein aufrichtiger Kulturfreund kann heute einem Richter genug danken, der sich in dem allgemeinen dekadenten Schönheits- und Nacktheitstaumel der Gegenwart so viel gesunde Urteilskraft und -fähigkeit bewahrt, daß er, den Ansichten der Kunst- und Schönheitsexperten gegebenenfalls sogar entgegentretend, jede Nacktschwärmerei, jede Art der Nacktdarstellung, sei es in figura, sei es im Bild, aus der Gesellschaft auszurotten sich bestrebt. Als gerichtliche Sachverständige, die darüber zu entscheiden haben, wann und wo die Nacktdarstellung zulässig sei, muß man vor allem solche auswählen, die in der Menschheitgeschichte gelesen haben und wissen, was es diese für einen Aufwand an Zeit und Mühe kostete, bis der durch den Anblick des nackten Menschenleibes provozierte tierische Trieb so weit gebändigt war, daß der Mensch als Kulturmensch unter seinesgleichen mit Ehren bestehen konnte.

„Öder Philister — ausgetrocknete Alltagsseele!" werden nicht wenige ausrufen. Ich weiß es, ich bin darauf gefaßt und bemühe mich, diesen Vorwurf mit Würde zu tragen, aber — ich sehe auch, ich höre auch, was rings um mich herum vorgeht. Ich beobachte, wo ich gerade geh' und stehe, meine Mitmenschen — im Haus und auf der Straße, im Konzertsaal und im Theater, in dem Buchladen und in der Kunsthandlung, auf dem Spaziergang und in der Eisenbahn, in der Elektrischen und im Kaffeehaus, im Schwimmbad und in der Rasierstube — und ich buche die Eindrücke, das Gesehene und Gehörte,

nicht in einem Notizbuch, wohl aber in meiner Seele, und alles zusammengenommen vergleiche ich dann mit dem, was aus meiner Jugendzeit her in meinem Gedächtnis eingegraben steht. Wer sich, was die viel gemißbrauchten Begriffe von Kunst, Schönheit und Sittlichkeit betrifft, den Unterschied von damals und heute recht handgreiflich vor Augen führen will, der braucht heute nur einen Blick auf die literarische Auslage eines Bücherladenfensters zu werfen, aber um Gottes willen nicht in Gesellschaft seines halberwachsenen Töchterchens und vollends nicht in der Faschingszeit, wenn anders er es vermeiden will, daß ihm die Schamröte in das Gesicht steigt.

Ehemals wurden die gediegenen Bandreihen der Klassiker, der zeitgemäßen, unumgänglichen Schulgelehrten oder der Schönliteraten höchstens einmal durch die kolorierte Einbanddecke des Robinson Crusoe oder einer Indianergeschichte unterbrochen, ohne daß dadurch der Ernst so vielbändiger Wissenschaft irgendwie beeinträchtigt worden wäre. Oder es hing einer der unvergeßlichen Münchner Bilderbogen aus, um den sich dann jung und alt in friedlicher Eintracht scharte, dicht gedrängt stehend, oft bis in die Mitte der Fahrstraße hinein. Da konnte man schon von den Gesichtern ablesen, was unverfälschte, im Dienste echten Humors und nicht spekulativer Gemeinheit stehende Kunst für eine herzerquickende Wirkung bei den Menschen erzielte. Diese Wirkung zeigte sich bei allen gleich echt, gleich offenkundig, ob nun ein würdiger Gelehrter vor dem Ladenfenster stand oder ein Arbeitsmann im blauen Kittel und mit schwieligen Händen, ob ein stumpfnäsiger Schusterjunge oder ein geschniegelter Gardeleutnant, ob ein renommierender Korpsstudent oder ein Backfisch im Flügelkleid und mit der Musikmappe in der Hand.

Und heute —? Welch künstlerische Ausbeute geben zum Beispiel in der Faschingszeit allein die zahllos zur Schau gestellten illustrierten und dazu noch witzig sein sollenden Blätter dem Publikum zu genießen! In wie schamloser, brutaler Weise wird hier die sogenannte Kunst verabreicht, nur um aus dem niedrigsten Trieb im Menschen, aus seinem unveräußerlichen, tierischen Erbteil Kapital zu schlagen. Man sieht es dieser Sorte von Kunstprodukten über die ganze Straßenbreite herüber an, daß sich ihre Macher in der bildlichen Darstellung von Gemeinheiten förmlich überbieten, um das Titelblatt der Zeitschrift ja recht in die Augen fallend zu machen.

Natürlich spielt das Weib, besser der Ausbund von Weibern, auch auf diesen Kunstblättern die weitaus größte Rolle. Aber hier ist es zumeist nicht das ganz nackte Weib, hier ist es das halbnackte, oder besser das mangelhaft verhüllte, das bis auf die diskretesten Reste entkleidete Weib, was als Reizmittel für die Zeitschrift zur allgemeinen Besichtigung vorgeführt wird. Ist das Kunst, ist das Schönheit, ist es Sittlichkeit — oder ist es nicht vielmehr dem modernen, dekadenten Übergeschmack zu verdankende Schweinerei? Ein Erfreuliches darf selbst bei diesem bedauerlichen Anlaß zugegeben werden. Es schlummert noch immer so viel gesundes, durch vielhundertjährige Kulturzucht anerzogenes Scham-

gefühl in unserem Volk, daß selbst der abgelebteste Geselle sich mit einem unbehaglichen, scheuen Blick zurückzieht, sobald er sich beim Genießenwollen dieser hochmodernen buchhändlerischen Schaufensterauslagen von anderen beobachtet sieht.

Noch einen Blick auf die zur Schau aufliegenden Bücher. Ihre grellfarbigen Einbände, ihr grotesker, gesperrter und gespreizter Druck ist noch nicht das Auffallendste, Befremdendste an ihnen. Viel mehr fordert das eigenartige Sammelsurium von Titeln und Aufschriften unser neugieriges Staunen heraus. Da liest man: Über Nacktheit und Schönheit, über das Nackte, über die Nacktkultur, über die Schönheit des weiblichen Körpers, über die Rassenschönheit des Weibes — und so fort, in ewig wechselnder Zusammenstellung. Wo wir hinblicken, überall drängt sich uns in Bild und Wort des Weibes Nacktheit und Schönheit auf. Einfach zum Abscheu, zum Ekel — —! Und daneben, gleich bandweise behandelt, das hochaktuelle, so überaus beliebte sexuelle Thema, in grellfarbigen Umschlag gehüllt und mit einer wahren Prachtsuite interessanter Buchtitel bedruckt. Und hinter allen her, wie eine stattliche Polizeigarde, die schwere Menge von Sittlichkeits- und Unsittlichkeitsbüchern. Bände, Folianten rücken da auf, als grobes Geschütz, von den „Wir jungen Männer" an bis zu den „Was muß die Jungfrau wissen?" —

Da habt ihr die Bescherung, ihr Propheten der Schönheit und Nacketei! Laßt euer ewiges Geflöte und Getue über Kunst, Schönheit und Sittlichkeit, dann braucht es nicht des lästigen Geschmieres über das Sexuelle und die Unsittlichkeit! Was die jungen Männer und Jungfrauen von heute wissen müssen? Wie sie sich als Kulturanwärter zu benehmen haben, wie sie ihren Verpflichtungen den Mitmenschen gegenüber am besten und eifrigsten nachkommen können, das müssen sie vor allem wissen! Von dem Nacktsein und von der Geschlechterfrage brauchen sie gar nichts zu wissen — kein Jota! Und am allerwenigsten sollen sie derlei Wissenschaft aus den sogenannten „guten Ratgebern", aus den väterlich belehrenden Büchern schöpfen. Der Umgang mit der Natur und das Beispiel der Tiere wird sie auch in dem unterrichten, was sie vom Tier als ererbten Rest noch in das Menschtum mit herübergenommen haben.

Mehr als alle Aufklärung über das Sexuelle und seine Schäden für Leib und Seele, mehr als alles Unterrichten und Predigen über wahres, gesundes, natürliches Empfinden in dieser heiklen Angelegenheit nützt bei Kindern das gute Beispiel der Eltern. Wenn der Vater die schlechten Häuser absucht, wenn die Mutter auf Maskenbällen und Redouten Abenteuern nachjagt, dann helfen weder den jungen Männern noch den Jungfrauen die unberufenen, hilfebeflissenen Bücherratschläge, hinter denen selbst wieder der Menschenkenner nur allzuoft und allzu berechtigt den eingefleischten, unausrottbaren sexuellen Prickel wittern muß. Wenn der benebelte Alte im Wirtshause in Gegenwart des Sohnes seinen Arm der Kellnerin um die unkeusche Hüfte schlingt, kann man es dem Jungen nicht so sehr verübeln, wenn er sich dasselbe und oft noch mehr bei ähnlich gefälligen Wesen erlaubt. Wenn aber der Vater gar die Heiligkeit seines eigenen Heims

entweiht, dann braucht man sich auch nicht zu wundern, wenn der Sohn, der ihn ertappt, eine laxe Auffassung von sittlichem Stolz und männlichem Ehrgefühl gewinnt. Wenn die Mutter ihr kostbares Hutungetüm aus einer Klatschgesellschaft in die andere trägt, wenn sie sich die Krankheit der Langeweile zu holen glaubt, sobald sie nicht jedes Konzert und jede Theatervorstellung besucht, dann freilich kann auch aus dem halbwüchsigen Töchterchen nichts werden und ein ganzer Möbelwagen voll aufklärender, das sexuelle Problem behandelnder und die Unsittlichkeit bekämpfender Schriften wird es nicht daran hindern, gegebenenfalls den Gürtel und den Schleier zugleich zu zerreißen.

Gewisse Dinge im Menschenleben wollen durchaus als ein Kräutlein „Rührmichnichtan" behandelt werden. Dazu gehört vor allem das leider schon allzu breitgetretene sexuelle Problem, der körperliche Verkehr heterogengeschlechtlicher Individuen in einem gesitteten Staat. Daß unsere moderne Jugend unsittlicher sei, wie sie allenfalls im Mittelalter gewesen, möchte niemand behaupten wollen. Daß sie aber noch in eben demselben Umfang keusch und natürlich unverdorben wäre, wie es die Sitte etwa zu unserer Eltern Zeit verlangte, muß in Abrede gestellt werden. Und hieran sind nicht zum wenigsten die Schönheits-, Nacktheits- und Sittlichkeitsapostel der sich nach jeder Seite hin auslebenwollenden Neuzeit schuld, die sich mit einer wahren Wollust in die Behandlung des für den Normalmenschen unerquicklichen sexuellen Themas hineinknien und sich in darauf hinzielenden guten Ratschlägen, Warnungen und Aufklärungen nicht erschöpfen können. Daran sind zum Teil aber auch diejenigen schuld, die einem schrankenlosen Sichausleben beider Geschlechter, einem sinnlich brutal auftretenden Übermenschentum in allen verführerischen Tonarten das Wort reden.

Der nach Ursache und Wirkung forschende Geist fragt sich hier unwillkürlich: Ist die vielfach so traurige Sittlichkeit unserer jüngeren Generation die Ursache dieser sexuell-literarischen Hochflut, oder sollte sie nicht am Ende gar die Wirkung derselben sein? Ich neige, die Erfahrungen meiner Jugendzeit mit denen meines derzeitigen Alters vergleichend, entschieden zur letzten Ansicht, und ich kann mich nicht enthalten, diejenigen, die ich nach dem Vorausgegangenen für diese traurige Neuzeiterscheinung verantwortlich machen muß, auf Goethes Zauberlehrling zu verweisen. Denn sie haben tatsächlich die Geister gerufen, die sie nun nicht mehr loswerden. Sie haben den Teufel an die Wand gemalt.

Wenn irgendwo im großen, weiten Gebiet menschlichen gesitteten Zusammenlebens das „Zuviel", das die Gegenwart kennzeichnende „Übertum" als ein Übel empfunden werden muß, ist dies dann der Fall, wenn es sich um Aufklärung, um gute Ratschläge und sonstige weise Lehren über den Trieb handelt, den der Mensch als den heftigsten, unausrottbarsten aus dem tierischen Vorleben mit herübergenommen hat. Die Natur hat reichlich dafür gesorgt, daß eben dieser Trieb, aller ihm durch Kultur und Gesetz angetanen Gewalt ungeachtet, zu seiner Zeit sich hinreichend kräftig Geltung zu verschaffen weiß. Dieser Trieb bedarf wahrhaftig keines künstlichen Reizes! Aber solches geschieht heutzutage

mehr denn je, und zwar minder von einem törichten Teil unserer Mitmenschen als von einem ruchlosen, der, in roheste Selbstsucht befangen, aus dem Schaden anderer Nutzen zieht. Und jede Art von Nacktdarstellung nicht nur, sondern jedes über den Geschlechtsverkehr zuviel gesprochene oder geschriebene Wort reizt auf einer gewissen Altersstufe diesen heftigsten aller Triebe, von dem wir leider zu häufig vergessen, daß er immer nur schlummert.

Von schädigendem Einfluß auf unsere Jugend ist ferner, wenn auch lange nicht in so hohem Grade wie die ausgesprochene Geschlechtsliteratur, der hochmoderne Roman. Immerhin, vom Standpunkte des rein Ästhetischen aus betrachtet, eine ebenso bedauerliche wie bedenkliche Erscheinung und ein unverkennbarer Atavismus, wenn wir das hohe Ziel der Kulturmenschheit im Auge haben. Ich höre erwidern: „Wir sollten das Sexuelle aus unsern Romanen herauswerfen? Welch närrische Forderung! Ja was sollen wir denn überhaupt erzählen und beschreiben? Wie sollen wir es ohne Mithilfe der Frau Venus Amathusia fertig bringen, vier- bis sechshundert Seiten zu füllen, wenn man uns verbietet, auf diesem ersprießlichsten, ergiebigsten aller Erörterungsgebiete unser hochmodern zugerittenes Rößlein sich tummeln zu lassen? Und wie sollen wir es denn da anfangen, zu verhindern, daß dem Leser schon auf der zehnten Blattseite die Augen zufallen und daß er, bis zur zwanzigsten durchgedrungen, unser Buch wütend faßt und mit einem Gott lästernden Fluch an die Wand wirft — —?“

Sehr richtig — vollkommen einwandsfrei! Der Romanschreiber muß dem zeitgemäßen Verlangen Rechnung tragen, er muß sich dem Geschmack des lesenden Publikums möglichst anzupassen suchen, aber — dieser Geschmack ist durch das „Zuviel“, durch das „Über“ an Kunst, Schönheit, Nacktheit, Sittlichkeit und so fort stark überreizt. Der Gaumen verlangt, wenn er einmal eine reich gewürzte Speise genossen, nach immer beißenderer, schärfer duftender Kost. Das liegt in der menschlichen Natur. Das romanliebende Publikum von heute lechzt geradezu nach dem Hautgout eines sexuell stark gepfefferten Lesefutters.

Ich habe in jüngster Zeit einige neue Romane von dänischen und norwegischen Autoren gelesen — nomina sunt odiosa. Von einer kritischen Beleuchtung dieser Elaborate im einzelnen hier Abstand zu nehmen, fällt mir, weiß Gott, nicht schwer. Stehen mir doch heute noch die Haare zu Berge, wenn ich an den krassen, brutalen, abstoßenden Realismus denke, mit welchem darin der heterogengeschlechtliche Verkehr behandelt wird.

Von deutschen Autoren, deren Namen von vornherein die Gewähr in sich schließen, daß sie der hochmodernen Geschmacksrichtung nicht, oder doch nur unwesentlich, verfallen sind, nenne ich unter den mir durch ihre Werke bekannten zwei aus kulturhistorischem Interesse, weil sie mir deutlich sprechende Belege für das zu sein scheinen, was ich sagen will: Selbst die Besten, die Reinsten unter den modernen Romanschriftstellern haben sich vom Zeitgeist, das heißt vom stark erotisch angehauchten, überreizten Geschmack des nach Unterhaltungslektüre verlangenden Publikums hinreißen

lassen, haben, wenn auch cum grano salis, seinem unkeuschen Verlangen Rechnung getragen. Ich wüßte nicht, was sonst anders Rudolf Bartsch in seinem ebenso fesselnd wie anmutig geschriebenen Buch „Die Zwölf aus der Steiermark" hätte veranlassen sollen, die zwei leichtfertigen Professorentöchter mit ihren studentischen Begleitern so glattweg im Gebüsch verschwinden und diesen ihre Unschuld preisgeben zu lassen. Eine völlig vereinzelt und zusammenhanglos dastehende Episode, ohne die der Roman ganz gewiß als ein in sich geschlossenes Ganze vortrefflich hätte bestehen können. Auch die dem früheren, mehr gemäßigten Romanstil angepaßte, sehr fein durchgeführte und gesteigerte erotische Spannung zwischen dem blonden Studenten Kantilener und der meisterhaft skizzierten Frau von Karminell hätte nach meinem Dafürhalten einer so realistisch verwirklichten Auslösung nicht bedurft. Der Roman wäre trotzdem ein anziehendes, lesenswertes Buch geblieben. Ich sehe auch hier der ein schärferes Gewürz verlangenden, hochmodernen Geschmacksrichtung ein sehr zu bedauerndes Opfer gebracht.

Nicht anders geht es mir, wenn ich Gustav Frenssens Erstlingsroman „Die Sandgräfin" mit seinem jüngsten Geisteskind, mit dem „Klaus Hinrich Baas" vergleiche. In jener eine zart und duftig angesponnene, natürlich verlangende und doch auch wieder keusch zurückhaltende, bis zu Ende edel und maßvoll durchgeführte Entwicklung der Geschlechtsliebe; in diesem ein ungeschminkt brutales, ein tierisch impulsives und rücksichtsloses Sichgeltendmachen des Geschlechtstriebes! Bei aller Meisterschaft im Charakterisieren des eisenfest auf den Füßen stehenden, geschäftstüchtigen holsteinischen Bauernsohns, der sich durch dick und dünn eines schwer auf ihm lastenden Lebens hindurchgerungen — soweit das den Roman typisch kennzeichnende erotische Moment in Betracht kommt, steht dieser Klaus Hinrich Baas hinter Frenssens männlicher Erstlingsheldenfigur, hinter dem jungen Thorbeek, weit zurück. Er ist eine sittlich keineswegs verbesserte, dagegen um so gründlicher verbauerte Neuauflage. Eine solche Rückschlagserscheinung auf dem streng ästhetischen Gebiet ließe sich bei einem Autor von Frenssens Bedeutung psychologisch gar nicht deuten, wenn nicht auch hier wieder die Tendenz, dem inzwischen an eine erotisch kräftiger gewürzte Lesekost gewöhnten Publikum Rechnung zu tragen, den Schlüssel zu des Rätsels Lösung gäbe.

Ein Roman kann nur dann Anspruch darauf erheben, modern genannt zu werden, er findet als solcher nur dann Absatz, wenn der Autor sich dazu entschließt, der herrschenden Geschmacksrichtung des Lesers wenigstens einige Zugeständnisse zu machen. Dem Romanschreiber geht es darin nicht anders, wie dem gutbürgerlichen, soliden Geschäftsmann vergangener Tage, der sich von heute auf morgen gezwungen sieht, seinem altherkömmlichen, gediegenen Warenbestand durch brillierendes Talmizeug mehr äußeres Ansehen zu verschaffen. Das romanlesende Publikum von heute verzeiht dem Autor alles: schlechten Stil, mangelhafte Auffassungsgabe, fade Charakteristik, Gedankenarmut. Nur lang-

weilig darf er nicht werden! Was liegt da näher, als daß er sein Werk mit einer möglichst kräftigen Sauce von Erotik übergießt und so den hauptsächlichsten Stein des Anstoßes gleich von vornherein beseitigt? Vorerst hat es noch nicht den Anschein, als ob der, wenn ich nicht irre, von Carmen Sylva vorgeschaute Idealroman der Zukunft, der den getrennt geschlechtlichen Reiz völlig entbehren soll, besonders Furore machen wird. Leicht möglich, daß unser ganzes Jahrhundert sich für ihn als noch nicht reif genug erweist!*)

Oskar Jäger

Von Dr. Julius Voigt

Am 2. März ist in Bonn Oskar Jäger im Alter von fast achtzig Jahren gestorben, nach einem Leben, welches köstlich genannt werden kann im Sinn des Psalmisten, reich an Mühe und Arbeit, reich aber auch an dem Glück innerer Befriedigung, wie es dem zuteil wird, für den innerer und äußerer Beruf ein und dasselbe ist. Dem größeren Publikum war Oskar Jäger durch seine Geschichtswerke bekannt. Seine Wertschätzung als Schulmann und Pädagoge blieb in der Hauptsache dem engeren Kreis der Fachgenossen vorbehalten.

Über fünfunddreißig Jahre hat Oskar Jäger als Direktor dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Köln vorgestanden, so manchen jungen Lehrer als Leiter des mit jener Anstalt verbundenen pädagogischen Seminars praktisch in „Lehrkunst und Lehrhandwerk" eingeführt, so manchen Studenten später als Professor der Pädagogik der Universität Bonn auf seinen hohen, oft so dornenreichen Beruf vorbereitet.

*) Wir finden in den vorstehenden Ausführungen viel Beherzigenswertes, sind aber in mancherlei Einzelheiten keineswegs einverstanden. Was aus einem Roman ohne den „getrennt geschlechtlichen Reiz" werden sollte, ist uns unerfindlich. Schließlich gehört doch auch dieser ‚Reiz' zu unserer Menschnatur, und wenn mancher aus ihm nur das „Tierische" herausholen wird, so werden ihm andere die edelsten und feinsten Antriebe zu entlocken wissen. Daß ein Roman unter keinen Umständen „langweilig" sein darf, ist allerdings auch unsere Ansicht. Es gibt schon Menschen genug, die uns anöden; wir brauchen es uns nicht auch noch von Büchern gefallen zu lassen. Selbst eine schwere Gedankenfracht läßt sich vor dem gebildeten Leser so voller Grazie auspacken, daß er gefesselt wird. Ein Schriftsteller, der das bei dem ihm willig entgegenkommenden Gebildeten nicht erreicht, ist selber langweilig oder ist stilistisch faul und hat in beiden Fällen das Recht verwirkt, das Ohr anderer besitzen zu wollen. Nur Stumpfe und Unselbständige fallen auf den Wahn hinein, daß sogenannte „wahre" Kunst oder alles Tiefe allzu schwer sei und nicht auch fesseln könne. Freilich spielt der geschlechtliche Reiz bei manchem eine große Rolle. Sicher ist aber auch, daß jener Reiz allein, in geist- und kunstloser Behandlung, meistens abstößt. Es gibt nichts Langweiligeres, als

So darf seine Stimme Anspruch darauf machen, gehört zu werden. Was er uns als die reichen Erfahrungen eines langen Lebens zu sagen hatte, hat er bereits vor einigen Jahren in den beiden Bänden seines Werkes „Aus der Praxis" niedergelegt. Zu dem, als was er sie schon damals bezeichnet hatte, einem pädagogischen Testament, sind sie jetzt im eigentlichen Sinn des Wortes geworden. Mit scharfgespitzter Feder zersticht er gar manche bunt schillernde Seifenblase, die selbstzufriedene Pädagogen zu ihrer eigenen und anderer harmloser Gemüter Ergötzung emporsteigen ließen.

Sein Zorn gilt besonders den Tüfteleien der Methodiker, die mit ihren Spitzfindigkeiten alle Natur aus der Schule vertreiben. „Man legt jetzt einen einigermaßen übertriebenen Wert auf die Einzelheiten der Unterrichtstechnik, und man redet ohne weitere Bestimmung gern von der ‚neuen Methode'; es bildet sich eine Art methodischer oder methodistischer Orthodoxie, die wie jede Orthodoxie die Freiheit nicht bloß beschränkt, sondern — und zwar gerade bei den ernst Angelegten — innerlich lähmt." — „Künftighin wird es bloß noch Lehrkräfte geben: allerdings diese Lehrkräfte werden keine Individuen mehr sein, sondern nur die willenlosen Organe der richtigen Methode, welche ihnen auf irgendeiner Kandidatenbildungsanstalt eingegossen worden, — dagegen aber werden sie die Individualität ihrer Sextaner, sämtlicher, aufs genaueste kennen." Wenn aber die Methodenjäger meinen, die Vorstellungs- und Gedankenverbindungen in den Köpfen der Schüler alle in ihrer Gewalt zu haben, so irren sie. „Wir sind noch nicht so weit wie der Sokrates des Aristophanes, daß wir die Flohsprünge des unreifen jugendlichen Gedankens messen könnten." Jäger macht dem jungen Lehrer einen besseren Vorschlag. „Wie wär's denn, wenn du dich kurz und gut entschlössest und ließest einmal Methode Methode sein, besännest dich, daß du ein achtundzwanzigjähriger Mann bist und diese hier zehnjährige Knaben: — säßest ab von Titel und Karriere u. dgl. und unterrichtetest in der Fröhlichkeit deines Herzens darauf los!" Was Jäger vom Lehrer verlangt, sagt er in kurzen Worten. Er verlangt nicht: Vor allem habe Geist! Denn „man könnte im Geist der Zeit, und auch nicht ohne Sinn, ebensogut dem jungen Lehrer zurufen: Vor allem habe 10 000 Taler!". Er

---

Hauptmanns „Kaiser Karls Geisel" — eines der Dramen aus der üblen jüngsten Periode — trotz reichlich bemessener sexueller Zutat. Andererseits haben wir gerade aus neuerer Zeit die Tatsache zu verzeichnen, daß die erfolgreichsten Romane die am wenigsten geschlechtlichen waren. Z. B. Thomas Manns „Buddenbrooks", Hesses „Peter Camenzind", Frenssens „Jörn Uhl", Ompteda's „Sylvester v. Geyer" — Werke der besten Erzählungsliteratur, die in Zehn- und Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet sind. Das gibt doch auch zu denken und zeigt, daß es jedenfalls auf dem Gebiete des Romans nicht so einfach liegt, wie der Herr Verfasser annimmt. Wenn man nicht bei einzelnen Werken stehen bleibt — deren es übrigens zur Zeit Schillers und Goethes nach Zahl und Intensität verhältnismäßig mindestens so viel erotische gab wie jetzt — wenn man also aufs Ganze sieht, so haben wir gerade im Roman gegenwärtig vielleicht eine Art Blüte ... kann sein, sie ist schon gewesen. Darauf hat z. B. auch Heinrich Spiero in Heft 2 dieses Jahrgangs überzeugend hingewiesen. D. Schriftltg.

verlangt auch nicht Charakter oder wie all die Abstrakte heißen, deren man sich mit Vorliebe bedient. Er faßt seine ganze Instruktion in zwei Paragraphen zusammen: „§ 1. Wenn du vor deinen dreißig Schülern stehst, so erinnere dich, wie dir's zu Mut und Sinn gewesen, als du selbst ein solcher warst. — § 2. Was du von deinen Schülern verlangst — von Sexta bis Prima, das leiste auch selbst!" Und Jäger hat recht. In diesen beiden Vorschriften liegen in der Tat für den Lehrer das Gesetz und die Propheten.

Darum soll der Lehrer sein Verhältnis zum Schüler von der natürlich-menschlichen Seite auffassen und dabei auch dem Humor gelegentlich sein Recht werden lassen. „Und wenn die Schüler in einem unbewachten Augenblicke einmal dein Porträt an die Tafel malen, so mußt du dich nur nicht ereifern, denn man kann, wenn man zwölf Jahre alt ist, seines Lehrers große Nase — entschuldige, sie ist wirklich nicht ganz klein — an die Tafel malen und ihn dabei doch sehr lieb haben. Was du tun sollst? — Es ruhig auslöschen oder mit ruhigem Befehl durch den nächsten besten Schüler auslöschen lassen. Nur nicht aus allem eine Geschichte machen, einen Kriminalprozeß mit langer Untersuchung!"

Wie beim Lehrer, so will Jäger auch beim Direktor nichts von hoffärtigem Wesen, amtlicher Selbstgefälligkeit wissen. „Man kann auf zweierlei Art regieren. Auf die orientalische, mit viel amtlichem Air — Verordnungen, Zirkularen, Protokollen, Fachkonferenzen, allgemeinen Konferenzen, Referaten, Korreferaten, Lehrplanfolianten. Dabei kannst du auf deinem Zimmer bleiben, deinen Schlafrock in würdige Falten legen, und der Schuldiener trägt dir alles zu, bis die Stunde schlägt. Du zeigst dich wenig, wie einst die Perserkönige, damit deine Untertanen nicht den Respekt verlieren: erscheinst du dann einmal, so macht das um so mehr Effekt. — Es gibt noch eine andere, die man die okzidentalische, germanische, menschliche nennen kann. Sie besteht darin, daß man auf dem Platze ist und die Augen offen hält, am Gespräch der Kollegen in den Pausen mit Heiterkeit teilnimmt, für jedes Desiderium zugänglich ist. Diese Methode hat den großen Vorteil, daß man sehr vieles im Keime ersticken, ruhig schlichten kann, ehe es an die große Glocke kommt." Für Jäger heißt Regieren: Zuerst auf dem Platze sein. „Gib nicht viel Verordnungen, sondern ein gutes Beispiel, tu vieles selbst — sehr viel — viel Arbeit, meine ich. Nimm dir nicht die besten Stunden, sondern die wirksamsten, diejenigen, welche die meiste Arbeit verlangen."

Das unbefangene Verhältnis, welches nach Jägers Ansicht zwischen Lehrer und Schüler bestehen soll, war schon oben berührt, darum ist es auch zu verstehen, wenn Jäger das sogenannte Naturleben der Schule verständnisvoll zu würdigen weiß. Er versteht darunter „alles das, was sich ungewollt und unbewußt aus dem Zusammenwirken der im Schulorganismus vereinigten Kräfte ergibt". Jäger ist sich wohl bewußt, daß in dieses Gebiet, wo sich erst wirklich die Individualität des Schülers zeigt, der Lehrer gar nicht oder nur selten dringen

kann. Darum ist er ein Feind des Reglementierens, widerrät, in die Selbstregierung der Schüler auch den Turnplatz einzugreifen, und will am allerwenigsten von obligatorischen Spielstunden hören, die übrigens heute wieder von solchen verlangt werden, die sonst nicht genug auf Zwang und Tyrannei der Schule schelten können. Von dem modernen Schlagwort der individuellen Behandlung hält er nicht viel. Es spottet: „Die Individualität des Schülers, selbst bei fünfzig, sechzig Schülern in der Klasse, selbst bei Sextanern, die zu meiner Zeit noch gar keine rechten Individuen waren, soll jetzt ganz besonders berücksichtigt werden — man soll u. a. ganz erstaunliche Erfolge erzielt haben durch eine weise geregelte Benutzung der Schülerbibliothek — eben mit Berücksichtigung der Individualitäten." — „Im Gegensatz hierzu ist zu betonen, daß die Stärke der Schule vielmehr zunächst und zumeist darin liegt, daß sie ihre Forderungen ohne Rücksicht auf die sogenannte Individualität an alle richtet; daß das gleiche Gesetz, die gleiche Ordnung, die gleiche Grammatik über reich und arm, Grafensohn und Schustersohn, Klugen und Dummen waltet, während die Stärke des Teils der Erziehung, den die Familie zu besorgen hat, in der individuellen Behandlung liegt — die sie anwenden kann, weil sie, die Familie allein, die Individualitäten wirklich kennt." Ebensowenig ist Jäger ein Freund jener Bestrebungen, die dem Lehrer den Schularzt an die Seite stellen wollen; er spottet, hier wohl mit Unrecht, über die Anti-Überbürdungsliga, über die Wichtigtuerei der Ärzte; auch von der Verlegung des wissenschaftlichen Unterrichts in fünf (jetzt gar in sechs) Stunden auf den Vormittag, um den Nachmittag freizuhalten, will er nichts wissen. Die Einrichtung widerspricht ihm dem Grundsatz, daß auch hier dem Schüler die Pflicht, der Beruf, überwiegen müsse.

Und über diese Pflicht denkt Jäger streng. Er glaubt auch nicht, daß man dabei ganz ohne Strafen auskommen könne. Die neuerdings verpönte Strafarbeit erscheint ihm gelegentlich als ein ganz probates Mittel, besonders wenn es sich, um mit Blücher zu reden, um ein niedriges „Faulltir" handelt. Es ist nur in der Ordnung, „daß, wenn das Faultier seine mäßige Arbeit zur passenden Zeit liederlich und schlecht gemacht hat, er sie zu einer ihm, dem Faultier, nicht passenden Zeit besser machen muß. — Im Begriffe des Arbeitens liegt das Zweckmäßige: indem ich dem Schüler zur Strafe eine Arbeit gebe, will ich doch, daß er das lerne, was man durch die Arbeit lernte. Er sollte das wollen, — weil er es nicht oder noch nicht will, so muß ich Lehrer, älterer, verständigerer und sittlicherer Mensch für ihn wollen." Auch vor der körperlichen Strafe schreckt Jäger nicht zurück und bedauert, „daß man an vielen Anstalten den Rohrstock, das treffliche Werkzeug, dem Moloch einer falschen Humanität geopfert hat". Er weiß wohl, daß man den guten Lehrer an dem seltenen Gebrauch dieses Zuchtmittels erkennt, daß es aber Fälle gibt, wo dieses Mittel das einzig richtige, seine Anwendung eine Wohltat ist. Denn so viel, als manche, namentlich weichliche Eltern glauben, kann man mit dem Ehrgefühl nicht ausrichten. „Es muß erst ausgebildet sein,

und zwar richtig ausgebildet, ehe man es aufrufen kann: und nur wer ein sehr strenges Pflichtgefühl bei sich selbst ausgebildet hat, kann einigermaßen darauf zählen, daß seine Schüler aus Ehrgefühl handeln — sich vor dem Genius des Guten schämen."

Bei dem Kapitel Strafe geschieht es ja am leichtesten, daß Eltern und Lehrer verschiedener Meinung sind, doch bieten sich auch sonst im Schulleben leider nur zu oft Gelegenheiten, wo das ersehnte einträchtige Zusammengehen von „Schule und Elternhaus" hart auf die Probe gestellt wird. Gewiß erscheint auch Jäger das Zusammengehen als erstrebenswertes Ziel; doch ist er als erfahrener Schulmann sich wohl bewußt, wie schwer dies in der Praxis zu erreichen ist. Denn erstens gibt es diese Dinge „Schule und Elternhaus" gar nicht. „Es gibt nur Schulen oder Elternhäuser in concreto, ja in concretissimo — den Lehrer — den Herrn Kommerzienrat — und, schlimmer, die Frau Kommerzienrätin, den Schuhmachermeister — und, besser, die Frau Schuhmacherin." Und dann ist die Hauptschwierigkeit im Verkehr mit den Eltern, daß sie meistens meinen, „daß Sonne, Mond und Sterne sich um ihr Felixchen drehen". Am gefährlichsten sind sie um die Versetzungszeit. Geduld viel Geduld heißt es dann mit ihnen haben. „Denn du weißt nicht, in welcher üblen Haut oft der Vater oder die Mutter steckt, wenn sie deines Rates in pädagogischen Dingen sich erholen wollen." Der Ansicht, daß die „Familie" den Charakter der Schule bestimmen müßte und sie, die Familie, die eigentliche Mandantin und Lehnsherrin der Schule wäre, tritt Jäger entschieden entgegen. Für ihn ist der Lehrer lediglich Vertreter und Mandatar des Staates und hat somit das Recht, der Familie und ihren Ansprüchen, gegebenenfalls auch dem, was sie Kirche nennen, in Kraft des Staates, der Allgemeinheit, der Nation gegenüber- und, wenn es sein muß, entgegenzutreten. „Denn dieser, der Staat, die Nation, hat ein erstes Recht an ihre Glieder, sofern sie Väter und Mütter und Söhne sind."

Eine systematische Theorie der Pädagogik hat Jäger nicht gegeben, nicht geben wollen. Aus der Praxis sind seine Ratschläge erwachsen, für die Praxis sind sie bestimmt. Seiner unumwundenen Ehrlichkeit, seinem drastischen Humor, seinem bald gutmütigen, bald ingrimmigen Spott kann sich so leicht niemand entziehen. Die Anschauungen, die er einst mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit vertrat, sind heute vielfach nicht mehr gültig; gar manches, was er erkämpfte, hat sich Bahn gebrochen.

Die Weltverbesserer haben heute an der Schule ein reiches Feld ihrer Tätigkeit, auf dem sie auch des Beifalls eines verehrungswürdigen Publikums sicher sind. Auf die Schule schelten ist Mode und Zeichen des fortgeschrittenen Geistes; für die vielgeschmähte einzutreten erfordert heute Selbständigkeit des Denkens und fast schon Mut. Auch hier wird wohl auf die Fieberhitze des Paroxysmus die Reaktion und mit ihr die kühlere Besonnenheit folgen. Da können Männer wie Jäger Führer werden. Von ihnen mögen wir lernen,

was möglich und zu erreichen ist; wir mögen lernen, daß eine bescheidene Tatsache immer noch besser ist als eine hoffärtige Phrase, nnd daß der Lehrer wohl sein Körnlein pflanzen und begießen, nicht aber auch noch den Sonnenschein und Regen dazu machen kann.

Hessischer Brief

Das kleine Hessen-Darmstadt mit seinen fünfviertel Millionen Einwohnern hat in den letzten Jahren wiederholt das allgemeine politische Interesse erregt. Verschiedene Gründe sprechen hier mit. Das Land hat einen jungen kunstsinnigen Fürsten, der aus Erziehung, Neigung und Abstammung nach britischem Vorbilde zu regieren bestrebt ist. Er läßt seinen Ministern freie Hand, und als in anderen diese arbeiten streng konstitutionell. Die Folge ist, daß wir in Hessen mehr deutschen Staaten ein parlamentarisches Regime haben. Ein freies Wahlrecht unterstützt diese Sachlage. Die Zweite Kammer beherrscht in allen ihren Teilen ein demokratischer Zug, womit aber nicht gesagt werden soll, daß die Volksvertretung etwa liberal im landläufigen Sinne sei. Die stärksten Parteien sind die Nationalliberalen und der Hessische Bauernbund. Beide sind mehr oder minder agrarisch-mittelstandsfreundlich. An zweiter Stelle stehen die Sozialdemokratie und das Zentrum. Erstere verrät revisionistische Neigungen; sie ist verwandt mit der Süddeutschen Volkspartei. Der Ton ihrer Vertreter ist freilich ein ausgesprochen demagogischer. Sie tun sich auf ihre Preußenfeindlichkeit etwas zugute, ohne daß man sie partikularistisch nennen könnte. Das Zentrum wird, ebenso wie die kleine freisinnige Fraktion, von geschickten Advokaten beherrscht. Da aber nirgends kulturkämpferische Neigungen vorhanden sind, und die Nationalliberalen die rechte Seite des Hauses verkörpern, so wird es den hessischen Klerikalen ermöglicht, sich als wirkliche Mittelpartei zu fühlen. Auch das Zentrum geht in wirtschaftspolitischen Dingen meist mit den Agrariern, vernachlässigt aber nicht die städtischen Interessen und tritt für eine kräftige Sozialpolitik ein. Überhaupt ist für eine fortschrittliche Sozialpolitik bei allen Parteien, auch bei den Freisinnigen, Sinn vorhanden. Dieser Grundstimmung verdankt man u. a. die berühmte hessische Wohnungsgesetzgebung und Wohnungsfürsorge, die sich freilich auf dem Papier erheblich besser ausnehmen als in Wirklichkeit. Eine eigentümliche Rolle spielen die paar Freisinnigen, jetzt vier Köpfe stark. Sie sind eigentlich gouvernemental, denn auch die Regierung ist liberal, freilich mit einem starken Zusatz von Bureaukratismus. Die Freisinnigen ließen es sich namentlich angelegen sein, den Finanzminister Dr. Gnauth zu stützen; denn Gnauth wurde eine demokratische Vergangenheit nachgesagt. Württemberger von Geburt und in seinem ganzen Wesen Schwabe, war dieser Staatsmann vom Techniker in einer ganz ungewöhnlichen Karriere zum Minister emporgestiegen. Seine Schulung als Verwaltungsbeamter und Finanzmann hat er lediglich als Oberbürgermeister der Provinzial- und Universitätsstadt Gießen

erworben. Als Nichthesse, Nichtjurist und Konfessionsloser galt er in den zünftigen Darmstädter Beamtenfamilien, als ihn der Großherzog als Minister berief, als fremder Eindringling. Es ist ihm nicht leicht gemacht worden, sich in Darmstadt festzusetzen und einzuleben. Seine Arbeits- und Tatkraft, seine politisch neutrale Haltung und große Selbständigkeit haben ihm zwar allenthalben hohe Achtung verschafft; aber der ehemalige „Demokrat" entpuppte sich alsbald als eigenwilliger Autokrat, er war es schon als Kommunalbeamter! Nichts als seine Abneigung gegen das Oberhaus verriet den früheren Volksmann. Er haßte den Klüngel. Jede Popularitätshascherei war ihm zuwider. Die Folge dieser Zurückhaltung war, daß man ihn mehr fürchtete als liebte. Wenn ihm die paar Freisinnigen bis zum Schlusse noch treu zur Seite standen, so taten sie es weniger aus Anhänglichkeit und Dankbarkeit als ebenfalls aus Gegnerschaft gegen die Erste Kammer.

Das hessische Oberhaus erinnert in mancher Beziehung etwas an das britische. In der Hauptsache sind es Standesherren, die in dem Großherzog, dessen zweite Gemahlin einer hessischen standesherrlichen Familie entstammt, nur den primus inter pares sehen. Die nichterblichen Mitglieder sind vorwiegend Vertreter der Großindustrie. Sie bilden den rednerischen Flügel der Ersten Kammer und werden von dem Wormser Großindustriellen Freiherrn v. Heyl geführt; der aber ist der bedeutsamste Industrielle und reichste Mann des Landes. Herr v. Heyl gehört schon ein Menschenalter hindurch der Ersten Kammer an und ist ein Vierteljahrhundert Reichstagsabgeordneter. Er ist ein Parlamentarier großen Stils. Als Preuße würde er vielleicht der konservativen Partei angehören; in Hessen steht er auf dem äußersten rechten Flügel der Nationalliberalen, eben weil dieses Land eine konservative Partei nicht besitzt. Als Sozialpolitiker ist Heyl eine eigentümliche Mischung von Sozialreformer, Innungsfreund und Scharfmacher. Dank seines ansehnlichen Grundbesitzes in Rheinhessen ist er von jeher ein energischer Förderer agrarischer Bestrebungen gewesen und steht den Standesherren privatwirtschaftlich und in der Gesinnung um so näher, als er mit ihnen auch verwandtschaftliche Beziehungen eingegangen ist. Seine Führerrolle in der Ersten Kammer ist unbestritten. Er weiß äußerst geschickt zu operieren und hat im Ernstfalle stets eine Mehrheit hinter sich. Unter den angedeuteten allgemeinen Verhältnissen bot die Ministerkrisis von 1910 viel interessante psychologische und politische Momente, in deren Mittelpunkt der Zweikampf zwischen Heyl und Gnauth stand. Die ersten Waffengänge dieses Duells liegen freilich weit zurück.

Beide Politiker haben sich jedenfalls ehrlich gehaßt. Während Gnauths ministeriellen Tätigkeit — und das ist unzweifelhaft die Hauptsache gewesen — war das Land in eine heillose Finanzmisere geraten. Die Vermögensreste waren aufgebraucht, die Steuerschraube war heißgelaufen, und am Schlusse stand man vor einem höchst bedenklichen Defizit. Manche hatten das schon vor Jahren vorausgesagt, ihre Warnungen sind aber ungehört geblieben. Als die finanzielle Lage in ihrer ganzen Trostlosigkeit klar vor aller Augen lag, suchte man einen Prügelknaben und fand ihn natürlich in der Person des Finanzministers. Die Schuldfrage wurde in der einseitigsten Weise formuliert und beantwortet, es kam zu einem Kampf zwischen den Finanzausschüssen beider Kammern, in dem der der Ersten Kammer ebenso geschickt vorging wie der der Zweiten ungeschickt und kurzsichtig. Die Zweite Kammer ließ sich außerdem überrumpeln und trat dann in der allgemeinen Verwirrung einen unrühmlichen Rückzug an. Dieser Rückzug bedeutete aber gleichzeitig den Abfall von Gnauth. Dieser zog alsbald die willkommene Konsequenz und reichte seinen Abschied ein.

Der bisherige Minister des Innern Dr. Braun mußte wohl oder übel das Finanzportefeuille übernehmen, eine Lösung der Krisis, die die Verlegenheit und Zerfahrenheit der ganzen Situation besonders grell beleuchtet. Man einigte sich über eine gewisse Steuererhöhung, verschob aber die Schuldentilgungsfrage, die Gnauth zu einer Kabinettsfrage gemacht hatte, ad calendas graecas.

So war die hessische Ministerkrisis des Jahres 1910 sowohl eine Finanzkrisis wie eine erfolgreiche Kraftprobe der Ersten Kammer geworden. Alles war, wie es in Hessen üblich ist, stark mit persönlichen Gegensätzen und Eifersüchteleien vermengt. Das hier entrollte Bild bedarf indessen einer Ergänzung. Entstehung und Umfang der Finanzmisere, zu deren Überwindung das Land jedenfalls noch viele schwere Jahre brauchen wird, müssen näher betrachtet werden. Der hessische Staat glich in dem letzten Jahrzehnt einem Privatmann, der mit unglaublichem Optimismus über seine Verhältnisse leben zu dürfen glaubt. Man ließ sich wegen der Großzügigkeit der in Angriff genommenen gesetzgeberischen Aufgaben, wegen der Freude am Fortschritt und des Mutes einer aufgeklärten Legislative in allen Tonarten preisen, trieb aber dabei in finanzieller Hinsicht eine unglaubliche Vogelstraußpolitik. Es hat freilich, wie schon gesagt, an einigen Schwarzsehern und warnenden Stimmen nicht gefehlt, aber man hat sie verspottet oder totgeschwiegen.

Was die Kritiker in erster Linie beanstandet haben, war eine kostspielige und übertriebene Nebenbahnpolitik. Fernerhin wurde darauf hingewiesen, daß der hessische Staat keine festen Grundsätze in der Schuldentilgung habe und daß man von ihm verlangen könne, er solle nach denselben bewährten Grundsätzen handeln, deren Beachtung er von seinen Kommunen unnachsichtlich verlangte; also möglichste Vermeidung einer neuen Verschuldung und Abtragung der bereits vorhandenen Schuldenlast. Dem aber stand mancherlei entgegen.

In Hessen herrscht seit Jahren ein kunstfreudiger Kurs, der durch Ausstellungen unter hohem Protektorat, durch die Darmstädter Künstlerkolonie, das neu aufgeblühte Kunstgewerbe und hervorragende Baukünstler an der Technischen Hochschule schwungvoll in Atem gehalten wird. Wer in den letzten Jahren nicht im Hessenland gewesen ist und namentlich Darmstadt, Mainz und das dem Staat gehörige Weltbad Nauheim längere Zeit nicht besucht hat, wird bei der Wiederkehr erstaunt sein, welche Pracht- und Prunkbauten kostspieligster Art sich der Staat in den letzten Jahren geleistet hat. „Die Hessenkunst allen voran," das war die Parole der letzten baufreudigen Periode. In das Bad Nauheim allein wurden in wenigen Jahren 8 Millionen Mark gesteckt, und die Umbaupläne sind auch jetzt noch nicht völlig ausgeführt. Für die Hessische Landeshypothekenbank, die nur formell eine Aktiengesellschaft, tatsächlich eine Staatsbank ist, deren 9 Millionen Mark Kapital sich nur mit $3^1/_2$ v. H. verzinsen, wurde ein Bankgebäude errichtet, das fast das Doppelte dessen gekostet hat, was ursprünglich vorgesehen war. In Mainz errichtete man einen Justizpalast, der seinesgleichen in Deutschland sucht. Ein ähnliches Prunkgebäude wurde für die Weinbaudomänenverwaltung bewilligt, und in gleichem Stile und Tempo ging es auf vielen anderen Gebieten fort. Das Hessenland, das kleiner ist als manche preußischen Regierungsbezirke, muß zwei blühende und teure Hochschulen unterhalten, die beide zahlreiche Musterinstitute aufweisen. Für die Landesuniversität allein, die sich noch den Extraluxus großartiger Veterinäranstalten leistet, wurden in der letzten Aufschwungsperiode mehr als 6 Millionen Mark für Neubauten verausgabt und entsprechend wuchsen die regelmäßigen Zuschüsse

des Staats zu den Kosten der Universität. Sie betrugen vor zwanzig Jahren noch nicht eine halbe Million und haben jetzt eine ganze Million nicht unerheblich überschritten.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß Techniker keine Finanzgenies sind. Dem Finanzminister Dr. Gnauth ging der Ruf voraus, er bilde eine rühmliche Ausnahme. Mit Recht. Aber der ehemalige Ingenieur hat sich doch gegen die übertriebenen Ansprüche der Bauabteilung, obgleich sie ihm ressortmäßig unmittelbar unterstellt war, nicht nachdrücklich genug gewehrt. Das ist eigentlich der Hauptvorwurf, den man gegen ihn erheben muß. Aber nur der, der die hessischen Verhältnisse und Persönlichkeiten aus eigener Anschauung hemmt, kann diese Dinge gerecht beurteilen. Gnauth befand sich eben in einer gewissen Zwangslage. Der künstlerische Kurs, der sich der höchsten Protektion erfreute, war mächtiger als ein einzelner Minister. Wer hier gegen den Strom hätte schwimmen wollen, hätte bei der Krone, in den Darmstädter maßgebenden Kreisen, ja sogar bei der Volksvertretung sehr bald den Boden unter den Füßen verloren.

Dagegen ist der vielangefeindete Staatsmann an der gründlich verfahrenen hessischen Eisenbahnpolitik viel weniger schuld als die Zweite Kammer, die schon unter des Ministers Vorgänger verzogen war und Jahr für Jahr mit neuen Eisenbahnwünschen vorwärts drängte. Hier rächte sich das parlamentarische System, das staatswirtschaftlich noch nirgends etwas geleistet hat.

Als Gnauth sein Portefeuille übernahm, waren die Staatssteuerreform und die hessisch-preußische Eisenbahngemeinschaft bereits verwirklicht. Er übernahm eine Eisenbahnschuld von 310 Millionen, und als er seinen Posten verließ, war sie auf 368 Millionen gestiegen. Die gesamten Staatsschulden betrugen ursprünglich 315 Millionen, sie waren in der neunjährigen Ära Gnauth auf 445 Millionen angeschwollen. Den Hauptposten der neuen Schulden machen die Nebenbahnen aus, deren Ausbau so forciert worden ist, daß das Großherzogtum Hessen jetzt das engste Eisenbahnnetz aller Bundesstaaten besitzt. Man hat allerdings inzwischen mit dem System des Regiebaus gebrochen und gibt für Nebenbahnen nur noch Staatszuschüsse à fonds perdu her. Man bewilligt also Kapitalzahlungen ohne Risiko, aber auch ohne Rente.

Eisenbahnen haben nun einmal die Eigentümlichkeit, schwankende Jahresüberschüsse zu bringen. Als Gnauth ins Ministerium eintrat, waren die Überschüsse der Eisenbahngemeinschaft, aus denen aber noch die Tilgung zu bestreiten gewesen wäre, schon etwas gesunken, auf rund $1^2/_3$ Millionen Mark. Sie sind dann auf 3, 4, ja 4,4 Millionen (1906) gestiegen, sanken dann wieder auf 2,6, 1 Million und 1,3 Millionen. Im Jahre 1908 waren es sogar nur 31 000 M. Hier reichte also der Überschuß knapp zur Verzinsung der Eisenbahnschuld, zur Tilgung blieb gar nichts übrig. Nicht nur der Konjunkturenwechsel ist an diesen Schwankungen schuld, sondern der Betriebskoeffizient, das heißt das Verhältnis der Betriebsausgaben zu den Betriebseinnahmen, hat sich mit der Zeit erheblich verschlechtert, und die stark ins Gewicht fallenden Gehaltsaufbesserungen haben weiterhin zur Verminderung der Überschüsse beigetragen. Diesen Zuständen gegenüber ist die Finanzverwaltung nicht untätig geblieben. 1904 schuf Gnauth nach preußischem Muster einen Ausgleichsfonds, dem man bis 1906 rund sechs Millionen zuführte. Aber sehr bald mußte man wieder auf ihn zurückgreifen, nachdem die sonstigen Vermögensreste aufgebraucht waren. Zur Balanzierung des neuen Etats brauchte man jetzt mehr als in dem Ausgleichsfonds überhaupt vorhanden ist. Es fehlt über eine Million und der

Verwaltungsetat schließt bei ordnungsmäßiger Tilgung mit einem Fehlbetrag von fünf Millionen ab. Ohne jede Tilgung würde der Fehlbetrag immer noch $3^1/_4$ Millionen Mark ausmachen.

Der Gedanke eines solchen Ausgleichsfonds ist durchaus gesund. Gesund ist namentlich eine Finanzpolitik, die in fetten Jahren Reserven für magere ansammelt und in guten Zeiten stärker tilgt als in schlechten. Dagegen ist die Methode, Jahr für Jahr Vermögensreste aufzubrauchen — sie sind jetzt auf, sage mit Worten, vierzigtausend Mark zusammengeschmolzen — und gleichzeitig künstliche Reserven anzulegen, nichts anderes als eine verhängnisvolle Selbsttäuschung. Man verschleiert das Defizit. Die Aufnahme von Anleihen ohne Tilgung belastet aber die Zukunft für Ausgaben, die der Gegenwart zur Last fallen sollen. In dem sog. Ludwigsbahngesetz von 1896 war deswegen der Tilgungszwang vorgesehen, aber seit 1908 unterbleibt auch diese Amortisation. Das sind ganz unhaltbare Zustände, die beweisen, daß es in Hessen in bedenklichem Umfange an tatkräftigen Finanzpolitikern fehlt. In der Zweiten Kammer sind jedenfalls keine vorhanden, sonst hätte man dort mehr gespart und namentlich eine neue Schuldenaufnahme vermieden. Die Erste Kammer, die ja nach Ansicht weiter Kreise nur sekundär verantwortlich gemacht werden kann, hat wiederholt zur Vorsicht gemahnt, aber schließlich doch Ja und Amen gesagt. Damit ist sie mitschuldig geworden, und weder das Oberhaus, noch das Haus der Gemeinen haben ein Recht, heute dem Finanzminister alle Schuld in die Schuhe zu schieben. Man hat in ganz leichtfertiger Weise aus dem Vollen gewirtschaftet. Eigentlich ist auch das noch zu milde ausgedrückt, denn von einer finanziellen Fülle war eigentlich in den letzten Jahren niemals die Rede.

Zur Ministerkrisis ist es aber erst dann gekommen, als Gnauth wirklich eine rationelle Tilgung verlangte und eine Erhöhung der Einkommensteuer um 30 Prozent und des Vermögenssteuersatzes von 75 Pfennig auf 1,10 Mark für je 1000 Mark Vermögen als unumgänglich notwendig erklärte. Seine Berechnungen waren, mathematisch und budgetmäßig betrachtet, durchaus zutreffend, aber sie erwiesen sich für heute auf morgen als nicht durchführbar. Mit einer so abnormen, sprunghaften Steuererhöhung konnte man dem Lande nicht kommen. Man half sich also mit einem Kompromiß. Nach einer Übereinkunft beider Kammern soll es zu einem Provisorium kommen. Gleichzeitig hat man aber die immer dringlicher werdende Besoldungsreform, in der Hessen hinter Preußen, Bayern und anderen Bundesstaaten nicht länger zurückbleiben kann, auf bessere Zeiten verschoben; sehr zum Schmerz der hessischen Beamtenschaft.

Es ist nicht anzunehmen, daß der neue Finanzminister in Bälde mit durchgreifenden Sanierungsvorschlägen herauskommen wird, denn niemand hat solche bislang entdeckt. Die von der Zweiten Kammer empfohlene Verwaltungsreform und Vereinfachung des gesamten Beamtenapparats wäre nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Vom Regierungstisch ist kürzlich auch eine Revision des Eisenbahngemeinschaftsvertrages in Aussicht gestellt worden. Dieser vielkritisierte Vertrag mit Preußen ist der zweite Prügelknabe, auf den die hessischen Volksvertreter schon seit Jahren losschlagen. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß Preußen sich auf eine solche Revision einläßt, denn in Geldsachen hört dort früher als in Hessen die Gemütlichkeit auf. O. H.

8)

Im Kampf gegen die Übermacht

Roman von Bernt Lie

Berechtigte Übersetzung von Mathilde Mann

Sie freuten sich alle darüber, daß der Pfarrer mit so viel Wärme erklärte, er befinde sich wohl in seinem neuen Amt. Dabei lächelten sie aber mit ein wenig besorgten Mienen, wenn das Gespräch auf den Winter kam. Er müsse wohl damit warten, sich eine Ansicht zu bilden, bis er auch den erlebt hatte!

Und wohl mußte es ein Tummelplatz für Sturm und Unwetter sein, hier draußen an dem offnen Eismeer!

Aber er fürchtete weder den Sturm noch die Finsternis oder Kälte! In seine Seele war hier oben ein tiefer Friede eingezogen. Und der würde bei einem Unwetter im Meer nicht verloren gehen. Es war ihm, als seien alle Unruhe und Ängste der Welt tausend Meilen weit gewichen, als könnten sie nimmer diesen mächtigen, fernen Tempel zwischen den Bergen, dem Himmel und dem Meer erreichen. Sein Herz schwoll von Mut und guter Hoffnung, denn hier hatte er sich selbst und seinen Gott wiedergefunden.

Jetzt wußte er sich wieder mit Zuversicht auf dem rechten Wege vorwärts, den Herrn zur Seite. — — —

Lange blieb er auf dem großen Stein an der Spitze der Landzunge sitzen, während die Sonne langsam westwärts wanderte und sich dem Meere näherte. Als er sich endlich erhob, hatte er Mühe, trocknen Fußes an Land zu gelangen. Die See war hinter ihm gestiegen, während er hier gesessen und in die Ferne gesehen hatte — oder in die blanke, jähe Tiefe an der Außenseite des Steines.

Er mußte ein paar tüchtige Sprünge machen. Und dann trat er den Heimweg an — und hoffte, daß Jonina kein Salz in den guten Kaffee getan hatte.

* * *

Gleich einem gewaltigen Orgelgebrause setzte der Winter mit Sturm aus Nordwesten ein. Und es folgten neue Stürme mit wild aufbrausendem Meer und Nebel in den Bergen.

Wenn der Sturm innehielt und sich verschnaufte, donnerte noch sein Echo. Das Meer war in Aufruhr und schlug schwer gegen die Landzunge und die Klippen, während die Wellen in der brütenden Dunkelheit schaumweiß leuchteten.

Und ein neues Unwetter brach ein . . .

Der Pfarrer Sören Römer war eines Nachts in einem Vierruderboot über den Fjord hinüber nach Meiland, Maasvär gerade gegenüber, gefahren. Er war von Amts wegen zu einer Sterbenden gerufen. Dies war nicht seine erste und blieb auch nicht seine letzte Fahrt im Sturm in offnem Boot. Aber sie blieb ihm unvergeßlich wie keine andre weder früher noch später.

Es war ihm, als gehe es mehr unter dem Wasser dahin als über demselben. Der Führer des Bootes — es war der Vater der Kranken — packte ihn um die Taille und preßte ihn fest an sich, während er mit der andern Hand das Steuerruder hielt. Halb liegend, hintenüber gebeugt, sah der Pfarrer durch den Gischt nichts weiter als den Himmel mit Wolken, die in rasender Fahrt unter Sternen und Mond dahintrieben — und von Zeit zu Zeit den Kamm einer Welle, die weißschäumend und von Meerleuchten aufblitzend dahinraste. Er fühlte, wie ihm das eiskalte Wasser bis an die Knie hinaufspülte, und das Boot schoß dahin wie ein gejagtes Tier zwischen brüllenden Feinden, verwirrt und erschreckt mit

hammernden Herzschlägen ... Zuweilen stand der Bootsteven fast gerade über seinem Kopf. Dann grub sich das Boot wieder in das Meer ein und die Wellen spülten mit erdrückender Last über ihn hin ...

„Du mußt nicht bange sein!" schrie ihm der Steuermann ins Ohr.

Und er war auch nicht bange. Er empfahl seine Seele Gott und war zum Sterben bereit.

Und sie gelangten ans Ziel. Friedlich und still segelten sie in die Bucht von Meiland und landeten an der Bootsbrücke.

Einer von den Männern ging an Land, während die andern das Boot an den Strand zogen. Nach einer Weile kehrte er mit einer Laterne zurück. Zwei Männer nahmen den Pelzsack des Pfarrers und er selber folgte ihnen, schwer von dem triefenden Wasser, auf den Lichtschein zusteuernd, der durch ein Fenster oben auf dem Hügel schimmerte.

Unter dem Türrahmen mußte er sich bücken.

Ein strenger Stallgeruch drang ihm entgegen, als er nach dem Mann mit der Laterne eintrat. Sie erleuchtete nur schwach den kleinen Raum mit der niedrigen Balkendecke. An der inneren Wand brummte eine Kuh. Sie war so fest an den Balken in der Wand gebunden, daß sie den Kopf nicht herumdrehen konnte. An der Erde war ein Bett aus Renntierfellen hergerichtet, und hier lagen drei kleine Kinder und schliefen.

Eine Frau kam jetzt durch die niedrige Tür, die in das Seitenzimmer führte. Sie reichte dem Pfarrer die Hand:

„Wie gut, daß der Herr Pfarrer da sind! Sie lebt noch!"

„Es war eine böse Fahrt!" sagte der Mann. „Du mußt trockene Kleider für den Pastor heraussuchen!"

„Bitte!" flüsterte die Frau und öffnete die Tür. Der Pfarrer ging leise hinein.

Neben dem Bett unter dem Fenster schimmerte ein Licht. Aber ein Mann saß davor, so daß es dunkel in der Stube war und man den Kopf der Kranken nicht sehen konnte. Der Mann hielt eine Bibel mit beiden Händen hoch an das Gesicht und las mit einförmiger, singender Stimme — ohne sich durch das Erscheinen des Pfarrers unterbrechen zu lassen —:

„... Wer soll hinaufgehen auf den Berg des Herrn, und wer soll stehen an seiner heiligen Stätte?

Wer unschuldige Hände hat und reinen Herzens ist, wer seine Seele nicht eitel in den Mund genommen hat ..."

Der Pfarrer erkannte den Lesenden. Es war sein guter Freund Jo Pasa, eine fromme Seele, der von den Leuten als halbverrückt betrachtet wurde, in Wirklichkeit aber nur ein herzensgutes Kind war, erfüllt von seinem schlichten, naiven Christentum. Er hatte eine kleine Stelle in der Nachbarschaft hier in Meiland, dort wohnte er allein; er war Witwer und hatte vor zehn Jahren seine vier Söhne auf dem Meer verloren. Er lebte in ganz guten Verhältnissen, und seine ganze Beschäftigung bestand jetzt darin, daß er bei den Nachbarn umherging und ihnen aus der Bibel vorlas, Kranke pflegte und alle die Liebeswerke übte, die seine zeitlichen und geistigen Fähigkeiten ihm gestatteten.

Die Frau brachte ein grobes, reines Hemd, eine Pelzjacke und ein Paar Frieshosen.

„Wenn der Herr Pastor fürlieb nehmen wollen!" flüsterte sie. Dann ging sie. Jo Pasa las weiter:

„... Er wird Gerechtigkeit von dem Herrn empfangen, und Gerechtigkeit von dem Gott seiner Seligkeit. Sela ..."

Und in der Ecke hinter der Tür zog der Pfarrer die trocknen Kleider an. Er packte den Talar und den Priesterkragen aus seinem Reisesack aus, holte sein Buch und den Reisekelch heraus — und trat an das Bett.

Jo Pasa klappte seine Bibel zu und stand auf. Er faltete die Hände über dem Buch und sah den Pfarrer über seine runde Hornbrille hinweg an, während er ihn in singendem Ton begrüßte:

„Gesegnet seiest du, der du kommst im Namen des Herrn Zebaoth!"

Der Pfarrer klopfte ihn freundlich auf die Schulter und grüßte schweigend.

Und Jo Pasa glitt lautlos zum Zimmer hinaus.

Der Pfarrer setzte sich auf den Stuhl am Bett des jungen Mädchens.

Zwanzig Minuten später öffnete er die Tür und winkte hinaus. Und sie kamen herein, beugten sich einer nach dem andern unter dem niedrigen Türrahmen, die Mutter, der Vater, die beiden Ruderer, von denen der eine der Bruder der Sterbenden war, Jo Pasa und endlich ein ganz junges Mädchen mit einem schlafenden Kind im Arm.

„Eure Tochter hat Frieden mit Gott," sagte der Pfarrer zu den beiden Eheleuten. „Sie möchte gern, daß wir jetzt noch ein wenig zusammen aus seinem heiligen Wort lesen."

Schweigend wies er der Mutter den Stuhl am Kopfende an. Die andern setzten sich auf die Bänke, die längs der dunklen Wände standen. Der Pfarrer selbst nahm auf einem Holzsessel neben der Mutter Platz.

Mit großen, ruhigen Augen sah die Kranke vor sich hin. Ihre wachsgelben Hände lagen gefaltet auf der Bettdecke.

Und der Pfarrer las:

„Ich bin der wahre Weinstock, und mein Vater ist der Weingärtner."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als er das Kapitel beendet hatte, betete er ein Vaterunser und sprach dann den Segen.

Darauf wandte er sich um, von der Kranken Abschied zu nehmen. Aber ihre Augen hatten sich geschlossen. Sie war tot.

Der Pfarrer verabschiedete sich von jedem einzelnen und ging dann mit Jo Pasa, bei dem er die Nacht über bleiben sollte. Der Sturm hatte sich noch aufgenommen, und von einer Heimfahrt im Dunkeln konnte keine Rede sein.

Kurzbeinig und diensteifrig lief Jo Pasa auf seinen Finnenschuhen vor ihm her, um ihm einen Weg in dem Schnee zu bahnen. Er lief mehr rückwärts als vorwärts, indem er sich unaufhörlich umkehrte, während er schwatzte — oder vielmehr den heulenden Sturm zu überschreien suchte:

„Ja, du bist ein Mann Gottes! Wahrlich, du bist ein Mann Gottes! Du kommst, wenn man dich ruft. Du bist ein guter Mann, ein Mann Gottes! Du kommst im Sturm, wie Jesus kam, wenn sie ihn riefen. Ja, ja, aber Jesus wanderte über das Meer dahin, und seine Kleider wurden nicht naß. Das können wir nicht, denn wir haben nicht Glauben genug. Siehst du wohl! Hätten wir einen so starken Glauben an Jesum gehabt, dann hätten wir den Sturm auf dem Meere gestillt, und du hättest die arme Martina vom Tode auferweckt, so wie Er Jairi Töchterlein erweckte. Ach nein, siehst du wohl, wir haben nicht Glauben genug! Aber du bist der Mann des guten Gottes. Und zu meinen Lebzeiten haben wir keinen Pfarrer wie dich in Maasvär gehabt. Das sagt auch Mikel Nilsa, und er ist bald hundert Jahre alt." — — —

Und in seiner kleinen Stube machte Jo Pasa Feuer an und hängte die nassen Kleider des Pfarrers zum Trocknen auf. Über ihn selber in der Bettbank breitete er sein bestes Fell — und dabei redete und schwatzte er unaufhörlich.

— —

Und die Sturmorgel brauste weiter.

Am schlimmsten war es Ende Januar. Drei Wochen lang konnte er nicht aus der Maasvärer Bucht herauskommen, die so erregt war wie das wilde Meer.

Und dann legte sich der Sturm, — um sich wieder von neuem zu erheben und wieder zu legen. Ein dreitägiger Südsturm in den ersten Tagen des März — und damit war es zu Ende. — — —

Der Pfarrer Sören Römer stand in seinem Studierzimmer am Fenster, das er weit geöffnet hatte, um die Märzsonne hereindringen zu lassen, die warm auf das Fensterbrett schien.

Die Bucht lag stahlblank da und die Möwen flogen. Der breite Fjord da draußen schimmerte wie blaue Seide mit Sonne über den langen Dünungen. Und aus dem Meer stiegen die Berge in weißem Schnee auf; gewaltiger denn je zuvor, ruhig, sonnenbeschienen hoben sie sich von dem frostklaren Himmel ab.

Und er hatte ein Gefühl, als höre er die Ewigkeit durch die Stille tönen.

Ja, es war still hier. Noch stiller als im Sommer, wo er gemeint hatte, daß er nicht gewußt habe, was Stille hier auf der Welt sei — bis er hierher gekommen war.

Und hier — hier hatte es gedonnert! In Gedanken durchlebte er noch einmal den Winter, alle die sturmzerfetzten Tage und Nächte, und mußte hinauslächeln in den Frieden des weißen Sonnentages. Die Stille war wohl deshalb so überwältigend, weil das, was jetzt schwieg, so mächtig gewesen war!

Er versank in tiefe Gedanken, während er hinaussah.

Allmählich war es ihm, als erwachten da draußen in dem weitgedehnten Bilde gedämpfte, ferne Töne. Sie wurden zu seinem innern Empfinden hinübergetragen von den Strandlinien, die er dort gerade gegenüber sah, über die Berge hinweg von denen, die er nicht sah, von denen er aber wußte, daß sie dahinter lagen. Sie unterbrachen die Stille; sie füllten sie aus. Sie störten seinen Frieden nicht, aber sie nahmen die Einsamkeit von ihm.

Furchtlos und in dem glücklichen Gefühl seiner Manneskraft, wie er diesen Winter durchlebt, gegen Sturm und Unwetter angekämpft, in Kirchen gepredigt hatte, die unter den Windstößen erbebten, in elenden Hütten an Krankenbetten gesessen, Versammlungen abgehalten und Anordnungen getroffen hatte ... da hatte er wahrlich seines Amtes mit Treue und Eifer gewaltet und die Menschen kennen gelernt. Er sie und sie ihn. Er war seiner Gemeinde in Wahrheit ein Hirte gewesen. Er hatte Beweise genug dafür in der Art und Weise, wie sie zu ihm kamen, groß und klein, und seinen Rat in geistigen wie in zeitlichen Dingen einholten. Sein Rücken richtete sich auf unter der Achtung, die er ihnen einflößte; denn er wußte, daß er sie verdient hatte als eifriger Diener Gottes.

Und das war es, was jetzt zu seiner Seele herübertönte — über das Meer und über die Berge, Klänge und Töne, die nicht schwiegen mit dem Orgelbrausen der Naturmächte, sondern daraus geboren waren und es fortsetzten. Es war die Musik des Menschenlebens. So fern und zerstreut, so schwach in dem unendlichen Raum — und doch füllte sie Stille aus, verscheuchte sie die Einsamkeit.

Er dachte an den spröden Klang seiner Kirchenglocke ...

Eins oder tausend — hundert oder Millionen: das Menschenleben trug das Bild Gottes in sich, und die guten Werke in diesem Leben waren groß und Gott wohlgefällig.

Wie die Glocke, die auf dem Dach der Maasvärer Kirche läutete: Gott der Herr war derselbe hier wie in dem stolzesten Dom der Welt!

— —

Die Menschen!

Er mußte den Kopf schütteln bei dem Gedanken daran, daß er sie kennen sollte. Davon war er noch weit entfernt. Aber er glaubte, den Weg gefunden zu haben, um diese Menschen kennen zu lernen. Und er brannte vor Verlangen, auf diesem Wege vorwärts zu dringen — die Leuchte des Wortes in der Hand.

Zuerst, als er sie gesehen hatte — Seefinnen und Fischer in ihren Erdhöhlen und Hütten — waren sie ihm wie eine Art menschenähnlicher Tierrasse erschienen. Ihre Wohnungen, ihr Leben in Unreinlichkeit und Grauen, ihre mangelhaften Fähigkeiten, sich in einer verständlichen Sprache auszudrücken, ja, auch ihr Aussehen hatten ihm diese Ansicht eingegeben. Und er betrachtete seine Tätigkeit unter ihnen wie die eines Missionars im Heidenlande.

Aber allmählich gewann er Einblick in ein nicht zu bezweifelndes, wenn auch unentwickeltes geistiges Leben. Die Heilige Schrift stand in hohem Ansehen unter ihnen. Ein Mann wie Jo Pasa auf Meiland war immer gern gesehen, wenn er mit seiner Bibel kam. Und der Pfarrer war Gegenstand tiefster Ehrerbietung. Mit Andacht und Ehrfurcht lauschten sie seinen Worten. Trotz Unwetter und langer Wege kamen sie zur Kirche.

Aber hinter Religion, Kirche, Bibel und Geistlichem hatten sie für ihren innern Menschen gleichsam eine Welt für sich. Er hatte nur einen flüchtigen Einblick da hinein, denn sie verschlossen sie vor ihm. Bei all ihrer Ehrerbietung und Demut, ja, bei all der Not und Seelenfurcht, die sie dem Pfarrer gegenüber an den Tag legten, waren sie in gewisser Beziehung verbissen und halsstarrig eigenmächtig. Sie huldigten einem finstern und erdrückenden Aberglauben; aber der flößte ihnen keine Angst ein, er machte sie trotzig und unempfänglich für Gottes Wort und Zucht. Als hätten sie ihre eigenen Götter — die stärker waren und ihnen selbst und ihrem Leben näher standen als der Gott des Pfarrers.

Er war kein Missionar unter den Heiden. Er war ein alttestamentarischer Prophet in dem ewig sich versündigenden Israel. Sein Amt bestand darin, Jehovas Sache und Streit — gegen die fremden Götter zu führen.

Und hier nützte es nicht, etwas ertrotzen zu wollen. Es half nicht, sich zu grämen oder zu entsetzen, zu donnern oder zu verdammen. Es galt nur, geduldig, ganz geduldig Einfluß bei diesen vernachlässigten und auf so mancherlei Weise auf sich selbst angewiesenen Menschen zu gewinnen, ihr Vertrauen und ihre Anhänglichkeit zu erlangen und nie zu ermüden, ihnen Jesum Christum vorzuführen — bis er ihnen, nach Jahren, vertraut würde, als der Einzige, der ihren Seelen Erlösung bringen konnte. — — —

Auch auf den großen Handelsstellen hatten sie ganz allmählich begonnen, die Türen des Schweigens ein klein wenig zu öffnen. Hinter der äußern Ruhe und Stille sah er manch einen Schimmer verborgener Leidenschaft, schwerer Kämpfe mit dem Schicksal.

Draußen auf Kjelnäs kämpfte die mächtige Madame Juhl ihren geheimen bittern Kampf, um den Menschen das Elend ihres Mannes zu verbergen. Gegen sie wiederum lehnte sich ihr junger Sohn, Anton Juhl, auf mit seinem vielseitigen Sehnen, seiner Reiselust und seinem Wissensdrang, — und alle dem schob seine

Mutter rücksichtslos einen Riegel vor. Dem immer hilfbereiten Pfarrer erschloß er sein Herz; er lieh Bücher von dem Pfarrer und bat ihn bei jeder Gelegenheit um seinen Rat und seine Anleitung. Anton war ein nachdenklicher, ein wenig schwermütiger Jüngling, und Sören Römer sprach gern mit ihm.

Zwischen Klüver auf Andsvaag und Madame Juhl auf Kjelnäs lag gleich einem Alpdruck, der Unfrieden und Haß erzeugte, ein uralter Prozeß; Madame Juhl hatte ihn als Erbschaft von ihrem Vater, Rattikoh, dem König von Kjelnäs, angetreten, und er hatte sich ursprünglich um einen Streifen Uferlandes gedreht, dessen sich der alte Landesrichter am Morgen der Zeiten bemächtigt hatte. Diese Feindschaft zwischen den beiden mächtigsten Familien geriet der Kjelnäser Filial-Kirche zu großem Nachteil, und der Pfarrer machte wiederholt Versuche, eine Versöhnung herbeizuführen. Aber hier stieß er auf Leidenschaften und Kräfte, die sich tief und mannigfaltig in ein halbhundertjähriges Verhältnis zwischen den Familien verzweigten. Und er sah seine völlige Machtlosigkeit ein. An den Prozeß selbst dachte kein Mensch mehr; seine Bedeutung war in Wirklichkeit im Laufe der Zeiten auch fast erloschen; er tauchte nur auf jedem Herbstting in Maasvär von neuem auf — gleich einem alten Ungetüm aus entschwundenen Zeiten, das seinen Kopf aus dem Meere herausstreckte, um wieder in die Tiefe zu versinken.

Nur auf Tennö bei der Familie Roß schien nichts das glückliche Familienleben zu stören. Da war ein großer Haushalt mit vielen Kindern, und als guter Engel ging Herrn Roß' und Madame Foksens jüngste Schwester, Anne Kathrine, ihrem Bruder wie auch seiner Frau und den Kindern in der weitläuftigen Wirtschaft zur Hand. Sie war ein ganz entzückendes junges Mädchen, blond und freundlich und dabei sehr verständig in der Unterhaltung. Im übrigen lag der große Distrikt der Handelsstelle Tennö sehr isoliert und außerhalb jeder mißgünstigen oder konkurrierenden Nachbarschaft. In keinem Hause fühlte sich Sören Römer so wohl wie bei Roß' auf Tennö.

Auch auf Maasvär bei Foksens glitt das Leben gleichmäßig und ohne eigentliche Mißklänge oder sichtliche Mißverhältnisse dahin.

Nur herrschte dort nicht die lichte, fröhliche Stimmung wie auf Tennö. Dies lag nicht an Herrn Foksen, der, wenn man ihn außer dem Hause traf, sogar ein besonders munterer Mann war. Daheim war er still, bis zum äußersten aufmerksam und rücksichtsvoll gegen seine Frau, ja, er konnte einen fast eingeschüchterten Eindruck machen. Madame Foksen selbst lag wie ein Schatten aus unerschütterlichem Ernst über dem Hause. Es hatte Sören Römer manch liebes Mal verwundert, daß diese so durch und durch rechtlich denkende und gute Frau ihrem Manne gegenüber so wenig freundlich und entgegenkommend war; es war dies eine Ungerechtigkeit von ihr, und er wußte wirklich nicht, was er mit ihr anfangen sollte. Ein wenig Munterkeit und Freude konnte recht erforderlich sein in so einem langen, schweren Winter. Aber Madame Foksen schloß all dergleichen aus ihrem Hause aus.

Bei einer Gelegenheit hatte Jungfer Anne Kathrine auf Tennö ein flüchtiges Wort über die Schwester fallen lassen, — sie sagte, sie fühle sich nicht glücklich. Der Pfarrer hatte seither Madame Foksen mit Aufmerksamkeit beobachtet. Und es schien wirklich, als trage sie hinter dem verschlossenen Äußern an einer schweren Last ...

Und nun heute hatte er die Lösung des Rätsels gefunden. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel Berlin, 24. März 1910.

(Der Reichskanzler in Rom. Deutschland und England. Orientpolitik.)

Während der Ferien des Reichstags und des preußischen Landtags ist in der innern Politik eine kleine Ruhepause eingetreten. Die Aufmerksamkeit kann sich daher um so mehr der auswärtigen Lage zuwenden.

An erster Stelle steht die Reise des Reichskanzlers nach Rom. Er ist dort mit Auszeichnung und Herzlichkeit empfangen worden, woraus wohl der Schluß gezogen werden kann, daß die amtliche Politik Italiens den Dreibundgedanken nach wie vor betont wissen will und gern die Gelegenheit wahrnimmt, dies zum Ausdruck zu bringen. Wir haben uns wiederholt über diese Politik Italiens ausgesprochen. Wir gehören nicht zu denen, die die Gefühle unsrer Künstler und Poeten für das Land ihrer Sehnsucht kritiklos auf die Politik übertragen, ebensowenig aber auch zu denen, die im Gefühl der Enttäuschung, daß unsre Schwärmerei wenig erwidert wird, sich berufen glauben, von dem Dreibund und Italiens politischer Rolle mit geringschätziger Überhebung und absprechender Bitterkeit zu urteilen. Mit Gefühlsmomenten wird man in diesem Falle nicht weit kommen. Daß das italienische Volk in seiner Allgemeinheit eine besondre Liebe für das so ganz anders geartete deutsche Volk empfinden soll, ist ein unbilliges Verlangen. Aber darauf kommt es auch nicht an, sondern auf die realpolitischen Gründe, die beide Nationen veranlassen, gute Freundschaft zu halten. Italien kann seine Politik nicht ausschließlich darauf gründen, daß es sich als Glied des Dreibundes betrachtet. Es ist in erster Linie Mittelmeermacht und als solche genötigt, sich oft mit Frankreich und England zu verständigen. Aber ebenso notwendig braucht es im Interesse einer selbständigen Politik den Rückhalt an den beiden zentralen Kaisermächten. Diese Stellung bringt allerdings leicht den Schein einer gewissen Zwiespältigkeit und Zweideutigkeit in die italienische Politik, und auswärtige Ereignisse wie populäre Stimmungen sind nicht selten in dem Sinne wirksam, daß der böse Schein verstärkt wird. Zuletzt macht sich doch die Notwendigkeit geltend, das normale Verhältnis, wie es den wahren Interessen der beteiligten Nationen entspricht, wiederherzustellen. Eine Gelegenheit, dieses Verhältnis wärmer und entschiedener zu betonen, bietet eben der Besuch des deutschen Reichskanzlers. Herr v. Bethmann Hollweg traf zu einem Zeitpunkte in Rom ein, der vielleicht nicht günstig gewählt erscheinen konnte. Das Ministerium Sonnino hatte soeben seine Entlassung gegeben, und die innere Lage des Königreichs war schwierig und unklar. Aber König Viktor Emanuel hatte ausdrücklich gewünscht, daß der Besuch nicht aufgeschoben würde, indem er hierdurch in der liebenswürdigsten Form bekundete, daß er in der Anwesenheit des leitenden Staatsmanns des befreundeten Reichs nicht nur eine Gelegenheit zu amtlichen Besprechungen, sondern eine ihm persönlich geltende Aufmerksamkeit sehen wollte.

Es ist bei dieser Gelegenheit in der italienischen Presse mehrfach mit großer Genugtuung hervorgehoben worden, daß sich die Beziehungen zwischen Deutschland und England gebessert hätten. So ausgedrückt, könnte das freilich zu einem Mißverständnis Anlaß geben. Auf deutscher Seite hat man in der letzten Zeit nie das Bedürfnis gehabt, sich zu England weniger freundlich zu stellen; man hat nur mit Erstaunen — anfangs nur mit verständnislosem Erstaunen, später natürlich mit ärgerlichem und entrüstetem Erstaunen — die nach unsern Begriffen krankhaften Erscheinungen beobachtet, von denen unsre Vettern jenseits des Kanals befallen schienen. Leute, die den Zusammenhang dieser sonderbaren Nervosität

mit der innern Politik Englands kannten, haben sich zwar auch darüber nicht sonderlich aufgeregt und mehr die humoristische Seite der Sache empfunden, immerhin hat ein solcher Taumel des Mißtrauens und der künstlichen Aufregung, wenn er ein ganzes, tat- und willenskräftiges Volk erfaßt, auch etwas sehr Ernstes und nicht ganz Unbedenkliches. Nach den Wahlen tritt ja nun allmählich die erwartete Beruhigung ein. „Vernunft fängt wieder an zu sprechen, und Hoffnung wieder an zu blühen" — so möchte man mit Faust sagen. Als vor etwa einem Monat Prinz Heinrich von Preußen mit seiner Gemahlin einer privaten Einladung seines Schwagers, des Prinzen Ludwig Battenberg, nach England folgte, bemühte man sich dort, diesem Besuch eine besondere politische Bedeutung beizulegen. Merkwürdigerweise ist ein Vorgang, der sich in diesem Zusammenhange im englischen Unterhause abspielte, in der deutschen Presse gar nicht beachtet worden. Bei der Adreßdebatte führte damals nach dem Bericht der „Times" Mr. Price unter anderm aus, man habe niemand so sehr für den Frieden zu danken als dem König Eduard. Im Anschluß daran sprach er im Namen aller Mitglieder des Hauses die Hoffnung aus, daß Prinz und Prinzessin Heinrich von Preußen ihren Besuch in England recht genießen möchten, und daß dies zu der Herzlichkeit und Freundschaft zwischen Deutschland und Großbritannien beitragen werde, die jeder Friedensfreund so lebhaft wünsche. Auf den Beifall, den diese Bemerkung hervorrief, fügte Mr. Price hinzu: Als einer der Bevorzugten, die vor achtzehn Monaten dem Interparlamentarischen Kongreß in Berlin beiwohnten, wisse er, daß die Wärme und Herzlichkeit des Empfangs, der den Vertretern Englands zuteil wurde, nicht zu übertreffen gewesen sei, und daß der Empfang in ihren Gemütern einen dauernden Eindruck zurückgelassen habe von der freundlichen Gesinnung des deutschen Volks gegen England.

Man erkennt aus diesen Worten eines englischen Parlamentsmitgliedes jedenfalls den Willen, der frivolen Aufpeitschung der Invasionsfurcht in England endlich ein Ziel zu setzen.

Was die Angelegenheiten im Osten betrifft, so sind die Verhandlungen zwischen Österreich-Ungarn und Rußland endlich zu einem gewissen Abschluß gekommen. Man hat die Formel gefunden, die es ermöglicht, zu normalen diplomatischen Beziehungen zurückzukehren. Darüber hinaus hat niemand etwas erwartet. Die formelle Beseitigung der bisherigen Spannung ist aber ein Gewinn, der nicht zu gering eingeschätzt werden darf. Es ist günstig, daß Österreich-Ungarn dabei streng die Linie festgehalten hat, die den letzten Berliner Besprechungen zwischen Bethmann Hollweg und Ährenthal entsprach, und daß es sich nicht in eine Stellung zu den Balkanfragen hat hineinlocken lassen, die leicht zweideutig erscheinen konnte. In der Türkei weiß man jedenfalls, daß der status quo auf der Balkanhalbinsel durch Österreich-Ungarn nicht bedroht ist. Ob die russische Behandlung dieser Frage an derselben Stelle die gleiche Zuversicht hervorgerufen hat, wollen wir dahingestellt sein lassen. In Rußland besteht natürlich das Bestreben fort, seinen Einfluß bei den südslawischen Staaten zu verstärken. Die Besuche der Könige Ferdinand von Bulgarien und Peter von Serbien in Petersburg sprechen ja auch dafür. Aber eine besonders glückliche Hand hat Iswolski auch bei diesen letzten Unternehmungen nicht gehabt, und wenn das alles keine weiteren Reibungen im Gefolge hat, so wird wohl das Beste dabei der kluge Bulgarenkönig tun, der sich jetzt nach seinem Petersburger Besuch auch in Konstantinopel als der unabhängige Zar der Bulgaren vorstellt. Wir aber können bei allen diesen Vorgängen die erfreuliche Überzeugung gewinnen, daß unsere deutsche Orientpolitik sich auf dem richtigen Wege befindet.

Von neuen Büchern

Walther Heymann: Nehrungsbilder (Königsberg, Deutschherren-Verlag). — Hertha König: Sonnenuhr (München, C. H. Beck). — Ulrich Steindorf: Gedichte (Berlin, Harmonie). — Anna Klie: Gedichte (Braunschweig, Benno Goeritz). — Rudolf Lindau: Nachlese (Berlin, E. Fleischel u. Co.). — Adolf Köster, Die zehn Schornsteine (München, Alb. Langen). — Lily Braun: Memoiren einer Sozialistin (München, Alb. Langen). — Sophie Hochstetter: Frieda Freiin v. Bülow (Dresden, C. Reißner). — Fürstin Marie zu Hohenlohe und Ferdinand v. Saar. Briefwechsel, herausg. von Anton Bettelheim (Wien, Christoph Rieffers Söhne). — Isolde Kurz: Hermann Kurz. Und: Florentinische Erinnerungen (Beide: München, Georg Müller). — Karl Scheffler: Berlin. Ein Stadtschicksal (Berlin, Erich Reiß).

Was ich hier von der allgemeinen Beurteilung des deutschen Romans der Gegenwart sagte, gilt auch von der Lyrik: Auch ihr wird alle Tage das Horoskop gestellt mit dem rasch gefundnen Ergebnis, daß sie nichts Neues mehr bringe, unheilbar, mit Fontane zu sprechen, „an der Dublettenkrankheit leide". Und auch das ist ungerecht und kurzsichtig geurteilt. Sie hat genau denselben Entwicklungsgang genommen wie der Roman, nur noch größere Höhen erflogen, uns an größere Maßstäbe gewöhnt, und deshalb sind viele von uns ungerecht geworden. Man vergleiche doch einmal unbefangen, was an neuer Lyrik in den sechziger und siebziger Jahren und was dann in den drei Jahrzehnten seit 1880 geboren wurde. In diesen letzten Jahrzehnten erst kamen die großen lyrischen Meister der vierziger und fünfziger Jahre, Storm, Fontane, Keller, Hebbel, kamen Mörike, Annette von Droste und Strachwitz zu später, voller Wirkung, und nun traten, Liliencron an der Spitze, die Jüngeren auf, von Falke und Dehmel bis zu Rilke und Agnes Miegel, eine große Zahl selbständiger, starker Begabungen, vor allem eigner Individualitäten. Und selbst, wo der Strom im Laufe der Zeit einmal mehr flach und breit als tief und voll ward, blieb die Verszucht erfreulich, und neben vielem Gesuchten und Gezierten, neben der Artistenlyrik einer überfeinerten Nervenkultur grüßten uns immer wieder frische und vollgültige Töne. So habe ich hier die beiden Versbände des Ostpreußen A. K. T. Tielo rühmen dürfen, und so hebe ich heute die Lyrik eines andern, jüngern Ostpreußen, Walther Heymann, aus der Menge. In seinem ersten Buch „Der Springbrunnen" (vor zwei Jahren bei R. Piper u. Co. in München erschienen) gab er eine Reihe knapp zusammengefaßter und gut betonter Balladen, wie „Die goldene Kugel", sehr eigenartige Bilder, sicher gesehene Vorgänge der Natur, die sich oft zu einer nicht immer so sichern, aber leidenschaftlich suchenden Symbolik steigerten. In seinem neuen Buch „Nehrungsbilder" (Königsberg, Deutschherren-Verlag) ist nun freilich des Gesuchten, gelegentlich auch des Gezierten noch mehr. Gefährlicherweise glaubt Heymann mit einer gewissen Ängstlichkeit, den landläufigen Ausdruck auch da vermeiden zu müssen, wo er nichts als der natürliche und gegebene des Dichters wäre. Dafür entschädigt er nun aber durch eine reifende Darstellung der Natur in ihren größten Eindrücken. Die Aufschrift des Bandes weist auf die Nehrung hin, die unvergleichlich eigenartige Landschaft des schmalen Streifens zwischen Kurischem Haff und Ostsee — die letzte Dichtung des Bandes, „Hochdüne", gilt

ihr ausschließlich. In ihrem Aufbau erinnert diese Dichtung an das Maß musikalischer Simfoni, jeder der vier Sätze bringt einen neuen Grundakkord empor. Dem verlassenen Wandrer über Sattel und Täler der fern einsamen, riesigen Sanddüne offenbart sich in Glut und Hitze, im Blick auf die weiße Unendlichkeit, in Sonne und Mondschein, in Wind und Wellen jede Schönheit und die ganze Fruchtbarkeit dieser großen Natur. „Ich bin nur Sand" — so schließt wohl der erste Satz, aber ohne gewollte Spielerei läßt Heymann aus dem Sande Schicksal und Kraft der Vergangenheit, lastenden Frieden und heimtückischen Kampf des unter den Füßen rinnenden Elements sicher emporwachsen, indem er sich ganz der Größe anheimgibt und sie doch immer wieder künstlerisch zu meistern trachtet. Je öfter man diese Verse liest, um so stärker werden sie, um so fester ziehen sie uns in das volle Leben ihrer seltsamen Geschiebe und Geschicke hinein. Die ganze Dichtung steht hoch über dem, was sonst der Band enthält. Sie zeigt weiter und läßt noch vieles für die Entwicklung dieses jugendlichen Talents hoffen.

Noch nicht auf dieser hohen Stufe halten zwei andere jüngere Begabungen, Hertha Koenig und Ulrich Steindorff. Auch sie gehen, wie die Jugend so oft, nach dem völlig Neuen aus und suchen sich immer wieder zu fremden Bildern emporzusteigern. Ihr Rhythmus aber prägt sich noch nicht recht ein, weder da, wo sie zu einer manchmal abgerissenen Knappheit, noch da, wo sie zu leidenschaftlicherer Hingegossenheit neigen. Immerhin fällt in Hertha Koenigs Sammlung „Sonnenuhr" (München, C. H. Beck) ein Gedicht wie „Der Fluß" auf, das in drei knappen Strophen von wirklich fließendem Klange den einst ungeduldig talwärts Eilenden, jetzt fast schon Verschmachtenden den dürftigen Tribut in des weiten Meeres Verschwendung hineingeben läßt. Und wenn in den „Gedichten" von Ulrich Steindorff (Berlin, Harmonie) ein ganz rein gemessener Ton noch kaum zu spüren ist, so scheint doch auch in ihrer Gärung mehr als ein bloßes Tasten vorhanden zu sein.

Wie auf ganz andern Bahnen eine schlichte Natur Vollendetes im Kleinen schaffen kann, lehren die „Gedichte" von Anna Klie (Braunschweig, Benno Goeritz). Es ist recht weibliche Lyrik von einem hellen, goldnen Ton, auch da, wo Schweres zu bekennen und zu überwinden ist, zugleich mit einer sangbaren Klarheit, wie denn auch zum Beispiel die feinen, knappen Verse „Weißt du, was mich so glücklich macht —" in Peter Gast ihren Vertoner gefunden haben. Wenn dann in banger Stunde die Seele von schwanker Brücke in die Vergänglichkeit lauscht, weiß sie doch immer wieder einen echten Klang künstlerischer und menschlicher Bezwingung des Lebens festzuhalten.

Rudolf Lindau, ein dezidierter Nichtlyriker, der seine Ernte längst vor dem jüngst gefeierten achtzigsten Geburtstage unter Dach gebracht hat, sendet ihr noch eine kleine „Nachlese" nach (Berlin, Egon Fleischel u. Co.). Der Band enthält Eignes und Fremdes. Unter dem Fremden, drei Erzählungen des Engländers Joseph Conrad, zieht nur eine, „Pioniere der Zivilisation", stärker an. Wertvoller aber als dies und auch als die feinen und interessanten Reiseschilderungen vom Berge Athos ist die einzige Novelle, die Lindau aus Eignem beigesteuert hat, „Eine Grabschrift". Alle Vorzüge der spröden und männlichen Kunst dieses Dichters leben hier ganz in dem oft von ihm gewählten Rahmen eines Reiseerlebnisses, das den Vielgewanderten zu alten Erinnerungen zurückführt. Unsensationell, wie

immer, wird aus einer halbverwitterten Grabschrift das Erlebnis emporgeholt, ein schlichtes, aber so, wie Lindau es erzählt, doch ergreifendes und menschlich freies Erleben. Daß wir nicht da sind, um zu spielen, sondern um unsre Pflicht zu tun bis zum Ende — daß wir kein Recht haben, die Menschen zu hassen, auch da, wo wir Abstand von ihnen halten — das geht, wie aus Lindaus großen Werken, auch aus dieser feinen, kleinen Novelle als letztes Gefühl wieder mit uns.

Merkwürdig berührt nach der Gehaltenheit dieses viel zu wenig bekannten und innerlich festen Erzählers ein Buch wie „Die zehn Schornsteine" von Adolf Köster (München, Albert Langen), die erste Probe eines neuen Talents. Es sind zwölf Skizzen, in einem oft bizarren Stil, wie aus dem Leben herausgerissen und dann von irgendeiner Seite nicht ganz ebenmäßig zusammengeballt. Wenn manches ausfällt, so erscheint doch etwa die Geschichte von den zehn Schornsteinen selbst oder „Der kleine Humboldt" so eigenartig gesehen, daß man aufhorcht und mehr von Köster zu hören wünscht. Die zehn Schornsteine, die doch den meisten nichts sein werden als eben zehn Essen, werden hier ohne Künstelei, ganz wie von selbst, individualisiert, sie erhalten ihre Namen, die zuerst grotesk wirken, dann aber allmählich ihr eignes Leben gewinnen und ganz wie Individuen mitspielen. Köster gehört zu den Schriftstellern, die sich aufsteigender Wärme gelegentlich schämen und sie hinter Ironie zu bergen streben — wir fühlen sie aber doch durch, und da wird er uns am liebsten, so daß wir auch aus diesem unruhigen Buch nicht ohne das Bewußtsein hinausgehn, es mit einem feinen Kopf und einer zwar noch nicht immer gestaltenden, aber fein beobachtenden Kraft zu tun zu haben.

In einem andern und sehr viel umfangreichern Werk, den „Memoiren einer Sozialistin, Lehrjahre" von Lily Braun (München, Albert Langen), das sich im Untertitel Roman nennt, fehlt allerdings nicht nur die Gestaltung der gewählten Form, sondern auch die wirkliche, sachliche Beobachtung. Das Werk leidet zunächst unter dem Zwiespalt seiner Anlage. Wenn Lily Braun, was sie nicht verschweigt, uns ihre eigne Entwicklung darstellen wollte, so hatte sie dazu zwei Wege: entweder konnte sie wirklich ihre eignen Erinnerungen schreiben oder einen wirklichen Roman. Sie hat beides verschmäht und ein Zwitterding geschaffen, das weder ganz das eine noch ganz das andre und darum nichts ganz geworden ist. Das drückt sich schon äußerlich in unwillkommner Weise darin aus, daß ein Teil der Menschen uns als historische Persönlichkeiten entgegentritt, so Moritz von Egidy, Wilhelm von Polenz, auch der Kaiser und Mitglieder seines und des Mecklenburgischen Hauses. Andre aber erscheinen unter fremden Namen, die freilich oft durchsichtig genug gewählt sind, also recht nach den Regeln des Schlüsselromans. Konnte Lily Braun diese Andern aus Rücksicht auf sie selbst oder Überlebende nicht wirklich einführen, so hätte sie ihr ganzes Buch nicht, zum mindesten nicht so schreiben dürfen. Es wäre trotzdem noch anziehend, wenn es nicht einmal unvernünftig breit, dann aber psychologisch nicht stichhaltig sein würde. Überflüssig ist auch die ermüdende Ausspinnung vieler Erlebnisse, die mit dem Werdegang einer Sozialistin nichts zu tun haben — und den gerade sollten wir doch kennen lernen. Das Buch bleibt immer wieder im persönlich Familienhaften stecken, das zum Typischen zu gestalten, wie Lily Braun es so gern will, fast nirgends gelingt.

(Schluß folgt.)

Neue Bücher

Die Redaktion behält sich die Besprechung einzelner Werke vor.

Wild & Co., Berühmte Skulpturen. Apollo. Seriel. Graphische Kunstanstalt, Dresden-Heidenau. 30 Blatt à M. 0.40.

Krah, Carl: Heinr. Heine. Georg Neuner, Riga. M. 0.75.

Architektonische Rundschau, 26. Jahrgang. 1910. J. Engelhorn, Stuttgart.

Jahn, Direktor Dr. M.: Sittlichkeit und Religion. Dürr'sche Buchhandlung, Leipzig. M. 4.60.

Felder, Erich: Die Wienerin. Karl Graeser & Co., Wien.

Doell, Dr. Otto: Die Entwicklung der naturalistischen Form im jüngst-deutschen Drama. 1880—1890. Herm. Gesenius, Halle a. S. M. 3.—.

Gesundes Leben. Monatsschrift für harmonische Kultur des Körpers und Geistes. Herausgeber Dr. Reinhold u. W. Holz. Jahrgang 7. Verlag Gesundes Leben, Leipzig.

Spengel, Dr. J. W.: Charles Darwin. Rede gehalten 11. 2. 09. Gust. Fischer, Jena. M. 0.75.

Lindemann, Dr. H., u. **Lübekum**, Dr. A.: Kommunales Jahrbuch 1909. Band 1 u. 2. Gust. Fischer, Jena.

Lütgenau, Dr. Franz: Shakespeare als Philosoph. Xenien-Verlag, Leipzig. M. 2.—.

Lufft, Dr. Hermann: Die Weltanschauung des „Hamlet". Xenien-Verlag, Leipzig. M. 1.20.

Verantwortlich für den politischen Teil: George Cleinow in Berlin-Schöneberg, für den nichtpolitischen Teil: Dr. Paul Mahn in Charlottenburg-Westend. Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11. Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 87.

Bilanz der **Deutschen Bank**, Berlin

Aktiva. **am 31. Dezember 1909.** **Passiva.**

Kasse	M 84,265,298.84			Aktien-Kapital	200,000,000 —
Sorten, Coupons und zur Rückzahlung gekünd. Effekten	„ 34,807,258 88	119,072,557	72	Reserven: Ordentl. Reserve A M 66,388,031.30	
				„ „ B „ 30,294,319.34	
Guthaben bei Banken und Bankiers	M 54,609,619.40			Kontokorrent-Reserve „ 7,016,652.28	103,699,002 92
Wechsel	„ 528,710,382.99			Depositengelder	489,313,092 77
Deutsche Schatzanweisungen	„ 37,398,202.19			Kreditoren in laufender Rechnung	790,384,045 61
Report u. Lombard-Vorschüsse	„ 279,001,957.29	899,720,161	87	Noch nicht vorgekommene Schecks	15,185,009 70
Eigene Effekten laut Jahresbericht		35,800,139	84	Akzepte im Umlauf	249,802,259 66
Eigene Beteiligungen an Konsortial-Geschäften		28,469,854	44	ausserdem Bürgschaften: M 99,379,487.15	
Kommanditen		660,000	—	Dividende, unerhoben	39,690 —
Dauernde Beteiligungen bei fremden Unternehmungen		72,167,552	41	Dr. Georg von Siemensscher Pensions- und Unterstützung-Fonds	6,493,255 —
Debitoren in laufender Rechnung, gedeckte M 450,896,571.07				Uebergangposten der Zentrale und der Filialen untereinander	4,160,810 66
ungedeckte „ 76,282,415.08		527,178,986	15	Rückstellung für Talonsteuer	400,000 —
ausserdem Bürgschaft-Debitoren: M 99,379,487.15				Gewinn- und Verlust-Konto	32,271,617 48
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen		177,265,475	37		
(davon am Bilanztage durch Waren, Verschiffungs-Dokumente u.s.w. effektiv gedeckt M 116,468,838.21)					
Anlagen d. Dr. Georg von Siemensschen Pension- und Unterstützung-Fonds		6,107,250	—		
Bankgebäude		25,306,400	—		
Mobilien		406	—		
	Mark	1,891,748,783	80	Mark	1,891,748,783 80

Debet. **Gewinn- und Verlust-Konto.** **Kredit.**

An Handlungs-Unkosten-Konto (worunter M 3,175,315.77 für Steuern und Abgaben)		24,228,203	78	Per Saldo aus 1908	1,150,541 52
„ Rückstellung für Talonsteuer		400,000	—	„ Gewinn auf Wechsel- und Zinsen-Konto M 25,319,856.86	
„ Abschreibungen auf Bankgebäude		1,732,267	48	„ Gewinn auf Sorten, Coupons und zur Rückzahlung gekündigte Effekten M 409,750.60	
„ „ „ Mobilien		674,884	—	„ Gewinn auf Effekten M 3,092,767.31	
„ Saldo, zur Verteilung verbleibender Ueberschuss		32,271,617	48	„ Gewinn auf Konsortial-Geschäfte M 7,338,801.73	
				„ Gewinn auf Provisions-Konto M 15,154,715.32	
				„ Gewinn aus dauernden Beteiligungen b. fremd. Unternehmungen und Kommanditen M 6,840,539.40	58,156,431 22
	Mark	59,306,972	74	Mark	59,306,972 74

Für obige Inserate verantwortlich: Karl Schulze in Berlin-Schmargendorf.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

YD 11455

HP3C
G71
202777 1971